

DOMINIK MÜLLER, RALPH MÜLLER,
DANIEL ROTHENBÜHLER, HUBERT THÜRING (HG.)

Literatur und Institutionen

Deutschschweizer Literatur zwischen
Heteronomie und Autonomie

CHRONOS

Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung.



Informationen zum Verlagsprogramm:
www.chronos-verlag.ch

Umschlagbild: Projekt des Architekturbüros Bischoff und Weideli für ein Gottfried-Keller-Haus des Lesezirkels Hottingen am Bellevue in Zürich (1912, Grundriss 1. Obergeschoss), aus: Conrad Ulrich: Der Lesezirkel Hottingen. Zürich: Berichthaus 1981, S. 123.

© 2023 Chronos Verlag, Zürich
ISBN 978-3-0340-1702-2
E-Book (PDF): DOI 10.33057/chronos.1702

Inhalt

DOMINIK MÜLLER, RALPH MÜLLER, DANIEL

ROTHENBÜHLER, HUBER THÜHRING

Einleitung

9 Literatur und Institutionen

I. Literarische Inszenierungen von Institutionen

JAEI BOLLAG

«Das Brutale kann man nicht bezaubern»

27 Emmy Hennings' literarische Genealogie der Strafe

CASPAR BATTEGAY

Fürchterliche Freiheit

45 Annemarie Schwarzenbachs Kritik der Institutionalität

ULRICH WEBER

«Was bleibt, stifte ich den Dichtern»

Dürrenmatts Dramaturgie der Institutionen und

61 die Gründung des Schweizerischen Literaturarchivs

ANDREAS MAUZ

Haus Gottes

71 Zur literarischen Ekklesiologie

CHRISTOPH GELLNER

Kirche, Kloster & Co.

Brennpunkte der Auseinandersetzung mit Religion bei

89 Otto F. Walter, Adolf Muschg und Thomas Hürlimann

DAVID-CHRISTOPHER ASSMANN

«zu pompös, zu aufgesetzt, zu konstruiert»

105 Literatur, ihre Institutionen und Peter Zeindlers *Der Schreibtisch am Fenster*

II. Institutionalisierungen von Literatur

BIRTHE KRISTINA LEHMANN-BÜTTNER

Zeitungen der Helvetik

121 Identität zwischen Literatur und Institutionen

ROSMARIE ZELLER

«Ich avancire entschieden zum Localdichter»

137 Conrad Ferdinand Meyers Auftragsgedichte

TOM KINDT UND HANS-HARALD MÜLLER

Ludwig Hirzel und die Institutionalisierung der Neueren Deutschen

155 Literaturgeschichte in der Schweiz

RALPH MÜLLER

Jugendbuch und Institution

169 *Die Schwarzen Brüder* von Lisa Tetzner und Kurt Held (d. i. Kurt Kläber)

KLAUS PEZOLD

Zur Bedeutung der Institutionenfrage für die Konzeption der

191 *Geschichte der deutschsprachigen Schweizer Literatur im 20. Jahrhundert* (Berlin 1991)

III. Literaturinstitutionen

LOUANNE BURKHARDT UND DOMINIK MÜLLER

«Hüterin der nationalen Literatur unter der Aufsicht des Bundes»

Mehrsprachigkeit und Literaturpreise in den Anfängen der

201 Schweizerischen Schillerstiftung

STEFANIE LEUENBERGER

Das Publikum in die Moderne führen

Carl Spitteler's Festspiel zur Eröffnung des neuen Stadttheaters in Zürich und

229 C. F. Meyers Prolog (1891)

DANIEL ANNEN

Institution als Traditions- und Erneuerungsfaktor

243 Zum Innerschweizer Schriftstellerinnen- und Schriftstellerverein ISSV

DANIEL ROTHENBÜHLER

«... dass sie sich trotzdem ihre Einflussräume erkämpfen»

259 Zur Rede des Schweizer Bundespräsidenten an der Frankfurter Buchmesse 1998

IV. Literarische Konstruktionen und Kritik von Institutionen

PATRICIA ZIHLMANN

Wie ein weggeworfenes Zündhölzchen

279 Jeremias Gotthelf über kommunale Institutionen und die Rolle des Pfarrers

HUBERT THÜRING

«Denn das Leben ist keine Anstalt»

301 Carl Albert Looslis Institutionskritik und ihre Grenzen

MARGIT GIGERL

Nonkonformisten und literarische Gartenzwerge

319 Walter Matthias Diggelmann und die Zertrümmerung erstarrter Institutionen

ELIAS ZIMMERMANN

Hermann Burgers Nachtwachen im Panzer

333 Der bürgerliche Schriftsteller und die Schweizer Armee, 1968–1989

355 Beiträgerinnen und Beiträger

Einleitung

Literatur und Institution

DOMINIK MÜLLER, RALPH MÜLLER,
DANIEL ROTHENBÜHLER, HUBERT THÜRING

Am 28. Juni 1989 unterzeichneten Friedrich Dürrenmatt und die Schweizerische Eidgenossenschaft einen Erbvertrag, mit dem der Schriftsteller dem Heimatstaat seinen literarischen Nachlass vermachte. Als Gegenleistung verpflichtete sich die Eidgenossenschaft zur Gründung des Schweizerischen Literaturarchivs, die 1991 erfolgte. Dürrenmatt war aber nicht nur Stifter einer für die jüngere Geschichte und Gegenwart der Schweizer Literatur seither bedeutenden Institution, als «Dramatiker der Institutionen» zeigte er diese immer wieder als Gegenstand seiner Grotesken.¹ So auch in seiner Rede auf Václav Havel, drei Wochen vor seinem Tod, in der er die Schweiz mit seiner berühmt gewordenen Gefängnismetapher als eine Institution darstellte, deren Insassinnen und Insassen als Gefangene ihrer selbst ihre Freiheit im Freiheitsentzug suchen.² In seinen Texten, die auf diese und andere Weise Kritik an Institutionen üben, erweisen sich die Institutionen als ebenso paradox wie die Menschen selbst: so etwa in der Komödie *Die Physiker* (1962) mit dem Sanatorium «Les Cerisiers», vermeintlicher Ort der Zuflucht vor dem Wahnsinn der Welt, der sich als dessen eigentlicher Hort erweist, oder im Roman *Justiz* (1985) mit einem Rechtswesen, dessen Investigationslogik Schuld in Unschuld und Unschuld in Schuld verkehrt. Dürrenmatts Werk zeugt zum einen davon, wie die Literatur mit ihrer Kritik und Selbstreflexion ihrerseits als eine Art aufklärende und schützende Institution zu fungieren vermag, zum anderen aber auch, wie Literatur selbst institutionalisiert werden kann.

Eine vielleicht typisch helvetische Ambivalenz zwischen Unabhängigkeitswillen gegenüber und Anhänglichkeit an Institutionen zeigt sich schon bei Gottfried Keller. In seinem autobiografischen Roman *Der grüne Heinrich* (1854–55/1879–80) malt er breit aus, wie die Relegation aus der öffentlichen Schule für den vierzehnjährigen Titelhelden gleichzeitig ein Trauma bedeutet und einen vermeintlichen Freiheitsgewinn, der ihn zum Künstler zu machen scheint. Die Ambivalenz kommt auch in der vielzitierten poetologischen Verlautbarung zum Ausdruck, in der Keller seinen Freiheitsanspruch gegenüber

1 Vgl. den Beitrag von Ulrich Weber in diesem Band, S. 61–70.

2 Vgl. Friedrich Dürrenmatt: Die Schweiz – ein Gefängnis. Rede auf Václav Havel (22. November 1990). In: Meine Schweiz. Ein Lesebuch. Bd. 22. November 1990. Hg. von Heinz Ludwig Arnold et al. Zürich 1998, S. 220–233.

der realistischen Doktrin der Wirklichkeitstreue als «Reichsunmittelbarkeit der Poesie» umschreibt.³ Der Begriff stammt aus der Gründungsgeschichte der Eidgenossenschaft und meint die Unabhängigkeit der Urkantone von Territorialmächten wie Habsburg innerhalb des Rechtsrahmens der obersten Institution, des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation. Freiheit und Bindung bedingen einander.

Auch die Freiheit der Literatur sieht Keller dialektisch bezogen auf einen quasianthropologischen Fundus von Narrativen, von Genres und Stoffen, die «sich in einem merkwürdigen oder vielmehr sehr natürlichen fortwährenden Kreislaufe» befinden, sodass «alles wirklich Gute und Dauerhafte eigentlich von Anfang an schon da war und gebraucht wurde» und es «keine individuelle souveräne Originalität und Neuheit im Sinne der Willkürgenies und eingebildeten Subjektivisten» gibt.⁴ Unter diesem Aspekt erscheinen die Narrative selbst als institutionelle Kräfte und Strukturen, die den sozialen, rechtlichen, politischen und religiösen Institutionen im näheren Sinn nicht einfach nur als allgemeine Referenz, als Modell oder als legitimierender Mythos dienen, sondern mit ihnen produktiv interagieren. Und umgekehrt kann die «Symbolisierungsleistung» der Institutionen durch ihre Repräsentation und durch die intensivierete Kommunikation von «Ordnungsideen und Handlungsvorschriften» als «Fiktionalisierung» betrachtet werden.⁵ Neben einer Vielzahl von «äusseren» Beziehungen von Literatur und Institution (real, thematisch, motivisch usw.) sind es mithin auch «innere» Strukturen und Kräfte, die sich in ihrer analogen Funktionsweise oder in ihrer Interaktion erforschen lassen.

Theorien und Forschungen

Es kann und soll hier weder eine allgemeine Geschichte und Theorie der Institutionen noch eine besondere Geschichte der Beziehungen von Literatur und Institution geboten werden. Stattdessen sollen zunächst die wichtigsten Tendenzen der einschlägigen kultur- und literaturwissenschaftlichen Forschungen skizziert und dann das Wechselverhältnis von Literatur und Institution im Hinblick auf die schweizerische Literatur fokussiert werden. Es obliegt den Beiträgen, das jeweils relevante Verständnis von Institution und Institutionalität im Kontext der Theorien und angewandten Forschungen zu spezifizieren.

3 Gottfried Keller: Brief an Paul Heyse, 27. Juli 1881. In: ders.: *Gesammelte Briefe in vier Bänden*. Hg. von Carl Helbling. Bern 1950–1954. Bd. 3.1, S. 57: «Im stillen nenne ich dergleichen [Unwahrscheinlichkeiten] die Reichsunmittelbarkeit der Poesie, d. h. das Recht, zu jeder Zeit, auch im Zeitalter des Fracks und der Eisenbahnen, an das Parabelhafte, das Fabelmäßige ohne weiteres anzuknüpfen. Ein Recht, das man sich nach meiner Meinung durch keine Kulturwandlungen nehmen lassen soll.»

4 Keller: Brief an Hermann Hettner, 26. Juni 1854. *Gesammelte Briefe*, Bd. 1, S. 399.

5 Karl-Siebert Rehberg: Die stabilisierende «Fiktionalität» von Präsenz und Dauer. In: ders., Hans Vorländer (Hg.): *Symbolische Ordnungen. Beiträge zu einer soziologischen Theorie der Institutionen*. Baden-Baden 2014, S. 147–178, hier S. 154 und S. 173.

In der kultur- und literaturwissenschaftlichen Erforschung der Beziehung von Literatur und Institutionen können vornehmlich drei Richtungen unterschieden werden:

1. Sozial- und medienhistorische und -theoretische Ansätze haben die äusserliche Verbindung zu jenen Institutionen untersucht, welche die Literatur verwalten, bewirtschaften, vermitteln und fördern.⁶ Zu nennen sind hier also Kulturämter, Stiftungen, Vereine, Verlage, Bibliotheken, Archive, Schulen, Universitäten, Literaturkritik, Medien. Dabei ist auch die Art und Weise zu berücksichtigen, wie die Literatur (durch sie) selbst institutionalisiert wird und als (nationale, regionale usw.) Institution oder, indem sie sich durch Wandel oder Verweigerung der Institutionalisierung zu entziehen sucht, gewissermassen als Anti-Institution funktioniert.

2. Die literarische Darstellung und (Selbst-)Reflexion der Institutionen und der Beziehung zwischen der Literatur und Institutionen ist seit den 1990er-Jahren im Anschluss an soziologische, rechtstheoretische, diskurshistorische, anthropologische, psychoanalytische und dekonstruktive Ansätze (Niklas Luhmann, Pierre Legendre, René Girard, Michel Foucault, Jacques Derrida, Giorgio Agamben) untersucht worden. Fokussiert werden dabei verschiedene, teils eher formorientierte Aspekte wie Theatralität und Performativität,⁷ teils eher diskursanalytische Aspekte wie die psychophysische Disziplinierung und Kontrolle, die biopolitische Produktion und Regulierung, teils philosophische Aspekte der rechtlichen und politischen (Be-)Gründung.⁸ Auch über andere Aspekte wie diejenigen des Eigenen und Fremden sind bisweilen institutionelle Fragestellungen entwickelt worden.⁹ Von den Studien, welche die beiden Aspekte der Formorientierung und der Diskursanalyse konsequent verbinden, sind die Einzeltextanalysen zum Verhältnis von moderner Romanform und Institution bei Robert Walser und Robert Musil hervorzuheben.¹⁰

6 Vgl. Jacques Dubois: *L'institution de la littérature. Introduction à une sociologie*. Bruxelles 1978; Samuel Weber: *Institution and Interpretation* [1986], Stanford 2001; Philipp Theisohn, Christine Weder (Hg.): *Literaturbetrieb. Zur Poetik einer Produktionsgemeinschaft*. München 2013.

7 Vgl. Csongor Lörincz (Hg.): *Ereignis Literatur. Institutionelle Dispositive der Performativität von Texten*. Bielefeld 2011.

8 Vgl. Armin Adam, Martin Stingelin (Hg.): *Übertragung und Gesetz. Gründungsmythen, Kriegstheater und Unterwerfungsstrategien von Institutionen*. Berlin 1995; Manfred Schneider (Hg.): *Die Ordnung des Versprechens. Naturrecht – Institution – Sprechakt*. Paderborn 2005; Michael Niehaus: *Das Verhör. Geschichte – Theorie – Fiktion*. München 2003; Hubert Thüring: *Das neue Leben. Studien zu Literatur und Biopolitik 1750–1938*. München 2012.

9 Vgl. Corina Caduff (Hg.): *Figuren des Fremden in der Schweizer Literatur*. Zürich 1997; Evi Fountoulakis, Boris Previšić (Hg.): *Der Gast als Fremder. Narrative Alterität in der Literatur*. Bielefeld 2011.

10 Vgl. Rüdiger Campe: *Robert Walsers Institutionenroman. Jakob von Gunten*. In: Rudolf Behrens, Jörn Steigerwald (Hg.): *Die Macht und das Imaginäre*. Würzburg 2015, S. 235–250; ders.: *Das Bild und die Folter. Robert Musils Törleß und die Form des Romans*. In: Ulrike Bergemann, Elisabeth Strowick (Hg.): *Weiterlesen. Literatur und Wissen*. Bielefeld 2005, S. 121–147.

3. Partiiell neu und basal ansetzend konzipiert Albrecht Koschorke¹¹ – teils mit traditionellen und jüngerer soziologischen Theorien (Marcel Mauss, Georg Simmel, Arnold Gehlen, Ralf Dahrendorf, Karl-Siegbert Rehberg, Pierre Bourdieu), teils mit neueren ökonomischen Ansätzen (Douglass North) – Narrative in funktionaler Analogie zu Institutionen beziehungsweise institutionellem Handeln, um gleichzeitig deren Funktionieren zu erhehlen. Damit werden auch Phänomene wie Fiktion und Gattungen in ihrer Institutionalität verstehbar und literarisches Handeln konstitutiv im sozialen Kontext verankert.

In der Forschung zur deutschsprachigen Literatur der Schweiz ist der Institutionskomplex vor allem über die Aspekte von Eigenem und Fremdem, aber auch in zahlreichen Studien zur literarischen Kritik an politischen und sozialen Institutionen und schliesslich im Bereich des Literaturbetriebs erarbeitet worden. Vor allem die Aufarbeitung der Geistigen Landesverteidigung hat berechtigterweise viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen,¹² dabei aber eine spezifische und zugleich breitere und vertiefte Erforschung von literarischer Institutionalität in den Hintergrund geschoben. Dazu beigetragen haben mag auch der Umstand, dass die Dynamik der Beziehung von Literatur und Institutionen vielleicht weniger spektakulär ausgefallen ist als im europäischen Umfeld, weil in der Schweiz seit 1848 eine relative politische und soziale Stabilität und Kontinuität herrschen. Die nachfolgenden Beiträge zeigen indes, dass die literarischen Auseinandersetzungen mit den Institutionen der Schweiz auch dies- und jenseits von Dürrenmatt und Frisch heftiger und intensiver ausfallen, als es die bisherige Forschungslage vermuten lässt.

Literatur und Institutionalität

Grundsätzlich neigt man dazu, die thematisch-motivische, formale und performative Wirkung von Institutionen in literarischen Texten zu überlesen, weil Institutionen das Alltagsleben seit jeher mit organisieren und regulieren und seit der Moderne zunehmend dichter, aber zugleich auch instabiler und unsichtbarer werden. Die unter *I. Literarische Inszenierungen von Institutionen* versammelten Beiträge bestätigen und widerlegen diese Hypothese zugleich: Sie untersuchen Texte, in denen einerseits Institutionen nicht im thematischen Vordergrund stehen, andererseits vermögen sie zu zeigen, wie dicht und tief sich institutionelle Phänomene und Prozeduren dennoch in literarische Texte einschreiben und wie weitreichend sie in den verschiedenen Dimensionen wirken können. Die Analysen legen dar, wo und wie die Texte reale, diskurspraktische und poetische beziehungsweise poetologische Institutionalität thematisieren, performieren und reflektieren, worin der (kritische) Selbstbezug auf die eigene Institutionalität inbegriffen ist.

¹¹ Vgl. Albrecht Koschorke: *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie*. Frankfurt a. M. 2012, S. 287–328.

¹² Vgl. Ursula Amrein: «Los von Berlin!» Die Literatur- und Theaterpolitik der Schweiz und das «Dritte Reich». Zürich 2004.

Literatur wirkt mit ihrem Fiktions-, Formungs- und Reflexionsvermögen in die sozialen und politischen Fundamente hinein, ohne dass sie selbst notwendigerweise schon institutionalisiert erscheinen muss in Form einer Nationalliteratur, Minderheitenliteratur, Subkultur, Instanz der Kritik, der Autonomie (im Sinn einer ihr zugesprochenen Diskursfunktion) usw. Auf der elementarsten Ebene kann die poetische Kraft als konstitutiv für die humanisierende ‚Verfassung‘ des individuellen und kollektiven Lebens und können Narrative selbst als institutionsförmige Strukturen und Performative aufgefasst werden.¹³ Wiederum umgekehrt bewahren poetische Texte ein anarchisches oder subversives Potenzial, das ihrer eigenen Institutionsförmigkeit entgegenstreben und diese auflösen kann. Die Beiträge zu Werken und Texten, in denen bestimmte Institutionen im thematischen Mittelpunkt stehen und ihre Funktionsweisen sowie Fundierung explizit konstruktiv oder kritisch befragt werden, bilden unter *IV. Literarische Konstruktionen und Kritik von Institutionen* eine eigene Rubrik.

Institutionen der Literatur

Mit Blick auf die Institutionalisierungen der Literatur in einem weiteren Sinn offenbart schon ein flüchtiger Streifzug durch die Schweizer Literaturgeschichte eine Vielfalt an Phänomenen: Keller erhielt in den 1840er-Jahren ein grosszügiges Stipendium des Kantons Zürich, das ihm den Aufbau einer Schriftstellerexistenz ermöglichte. Der Schweizerische Schriftstellerverein (SSV) (Carl Albert Loosli war die treibende Kraft bei seiner Gründung), die Schweizerische Schillerstiftung,¹⁴ die Stiftung Pro Helvetia, eine grosse Zahl von kommunalen, kantonalen und eidgenössischen Literaturkommissionen, eine Handvoll Literaturhäuser, ein erstes Literaturinstitut in Biel zur Ausbildung von Autorinnen und Autoren und andere mehr setzten und setzen sich zum fast paradoxen Ziel, Schriftstellerinnen und Schriftsteller in ihrem (vermeintlichen) Freisein zu unterstützen. Gleichzeitig entstanden aus solchen Institutionalisierungen von Literatur – wie die Rolle des SSV während der Geistigen Landesverteidigung zeigt, die in verschiedenen Institutionen bis in die Gegenwart fortwirkt –, neue Zwänge in Form von offenem oder unterschwelligem Anpassungsdruck und von Kämpfen um Anerkennung und Mittel. Während Literatur und Literaturkritik in den Zeitschriften und Zeitungen schon im 18. Jahrhundert zu konstanten Rubriken wurden, konnte sich die universitäre Beschäftigung mit Literatur in der Schweiz erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts als offizielle Disziplin der ‚Literaturgeschichte‘ etablieren. Die Prozesse der Institutionalisierung in überge-

13 Vgl. allgemein Wilhelm Voßkamp: Gattungen als literarisch-soziale Institutionen. In: Walter Hinck (Hg.): Textsortenlehre, Gattungsgeschichte. Heidelberg 1977, S. 27–44; Tilmann Köppe: Die Institution Fiktionalität. In: Tobias Klauk, ders. (Hg.): Fiktionalität. Ein interdisziplinäres Handbuch. Berlin 2014, S. 35–49.

14 Vgl. den Beitrag von Louanne Burkhardt und Dominik Müller in diesem Band, S. 201–228.

ordneten Organisationen behandeln die unter II. Institutionalisierungen von Literatur versammelten Beiträge, den exklusiv der Literatur beziehungsweise den Autorinnen und Autoren gewidmeten Einrichtungen und Ereignissen widmen sich die Beiträge unter III. Literaturinstitutionen.

Beiträge in diesem Band

I. Literarische Inszenierungen von Institutionen

Die Frage nach Sinn und Zweck der institutionellen Strafe ist einer der Themenkomplexe, denen Emmy Hennings in ihrem literarischen Schaffen beharrlich Aufmerksamkeit geschenkt und Gestalt verliehen hat. Besonders prominent behandelt wird sie in drei längeren Prosatexten: *Gefängnis* (1919), *Das graue Haus* (1924) und *Das Haus im Schatten* (1930). Der Beitrag von *Jaël Bollag* «Das Brutale kann man nicht bezaubern – Emmy Hennings’ literarische Genealogie der Strafe» zeigt auf, wie in diesen drei Gefängnistexten die Strafe als eine wesentliche Grundinstitution menschlicher Gemeinschaft, als eine Fundierung des Anthropologischen schlechthin erkundet wird. Die Aktualität von Hennings’ analytisch durchdrungenem Erzählen verdeutlicht Bollag anhand des Abgleichs der literarischen Texte mit der ethnografisch wie auch genealogisch gestützten Studie *Der Wille zum Strafen* (2017) des französischen Soziologen und Anthropologen Didier Fassin. Entlang der drei Grundfragen – 1) Was ist Strafen? 2) Wen bestrafen wir? 3) Warum strafen wir? – wird dargelegt, dass sich Hennings’ Texte als literarische Genealogie der Strafe lesen lassen, die sich, im Sinne einer kritischen Anthropologie, der Frage nach Herkunft und Nutzen der institutionellen Strafe suchend annimmt. Diese Genealogie legt philosophisch-kulturhistorische Erkenntniskraft frei, indem sie den Aporien moderner Machtausübung entlang einer Gleichzeitigkeitsstrategie von Normierung, Disziplinierung und Transzendierung nachgeht und jenen dunklen Rest der Strafe performiert, der sich nicht rationalisieren lässt – die bloße Lust an Gewalt.

Caspar Battegay befasst sich in seiner Studie «Fürchterliche Freiheit» mit «Annemarie Schwarzenbachs Kritik der Institutionalität», die sich vor allem in ihren späten Texten, *Das glückliche Tal* (1940) und *Das Wunder des Baums* (1941/42), radikalisiert: Schwarzenbach beobachtet, wie die institutionellen Kräfte alle sozialen Beziehungen und Verhältnisse – Anstalten, Gesellschaften, gemeinschaftliche Gruppen, Freundschaften, Paare usw. – unablässig durchwirken und bestimmen. Die bürgerlichen europäischen Normen, Moralvorstellungen und Institutionen werden von Schwarzenbach als entleert und vom Faschismus ausgehöhlt beschrieben. In *Das glückliche Tal* sind es das Motiv der Reise und die Erzählperspektive eines deplatzierten, ambivalenten Ichs, die die Bedingungen von Institutionalität reflektieren, was Battegay zum Anlass nimmt, Schwarzenbachs Poetik der Reise im Kontext der zeitgenössischen Reiseliteratur zu beleuchten. Der Roman *Das Wunder des Baums* konkretisiert diese Machtkritik mit der Beschreibung des «Spitals

der Internierten» im kolonialen Kongo. Dieser Welt von Macht und Ohnmacht stellt Schwarzenbach keine politischen Forderungen gegenüber, sondern eine Erfahrung, die sich ausserhalb von Macht und Ohnmacht abspielt, eine Erfahrung des Lebens ausserhalb jeglicher Institutionalität und ihrer symbolischen Ordnung. Auf eine solche (letztlich mystische) Erfahrung zielt auch Schwarzenbachs Schreiben in den analysierten Texten.

Ulrich Webers Beitrag «Was bleibt, stifte ich den Dichtern» – Dürrenmatts Dramaturgie der Institutionen und die Gründung des Schweizerischen Literaturarchivs greift Dürrenmatts Verhältnis zu den Institutionen aus einer naheliegenden und doch ungewohnten Perspektive auf. So einprägsame Einzelfiguren wie die alte Dame Claire Zachanassian, die verrückte, machtbesessene Irrenärztin Mathilde von Zahnd oder der hühnerzuchtende Kaiser Romulus können darüber hinwegtäuschen, dass Dürrenmatt auch ein Dramatiker der Institutionen war. Wie kein Zweiter hat er die Mechanismen, die Eigendynamik, die Pannenanfälligkeit und die Persionen von Institutionen studiert und inszeniert. Welche Handlungsspielräume lassen das Kollektiv und dessen Institutionen dem Individuum überhaupt noch? Dürrenmatts Stücke zeigen immer wieder das Scheitern des Einzelnen beim Versuch, institutionelle Dynamiken mit mutigen Handlungen zu beeinflussen und Sachzwänge zu durchbrechen. Die kollektiven Systeme, Organisationen und Institutionen verselbständigen sich gegenüber dem Handeln ihrer Mitglieder, reduzieren diese zu blossen Systemfunktionen, was auch die Unterhöhung des Dramas als Darstellungsform des sprachlich handelnden Menschen bedeutet. Doch macht sich neben dieser skeptischen, ja pessimistischen Sicht bei Dürrenmatt gelegentlich auch eine vorsichtig positive bemerkbar, wenn die Institutionen sich vom Pathos der Nationalisten verabschieden. Dürrenmatt sieht die Aufgabe des Staates primär im Bereitstellen einer funktionsfähigen sozialen, kulturellen und demokratisch-politischen Infrastruktur und nicht in der Propagierung von Heilsversprechen und erhabenen Werten – die unabdingbare Gewährleistung der Menschenrechte einmal vorausgesetzt. Vor diesem Hintergrund kann auch die Initiative zur Gründung eines Schweizerischen Literaturarchivs verstanden werden, dessen beste Qualifikation im Rückblick auf die 25 Jahre seines Bestehens im Fazit besteht: «Es funktioniert!»

Andreas Mauz befasst sich in seinem Beitrag «Haus Gottes – Zur literarischen Ekklesiologie» damit, wie die Kirche als Institution konfessioneller Christlichkeit in vielfältiger Weise in den literarischen Diskurs hineinspielt. Innerhalb dieses breiten Horizonts exploriert der Beitrag die Kirche als eine primär textanalytisch konturierte literarische Ekklesiologie. Anhand einer Reihe von Beispielen (Hansruedi Meier-Rohner, Marcus Richmann, Gerhard Meier, Friedrich Dürrenmatt) diskutiert er Formen und Funktionen, die den Sakralraum Kirche als literarischen Raum der neueren deutschsprachigen Literatur der Schweiz auszeichnen. Mauz kommt zum Schluss, dass trotz der Konjunktur, die das Raumthema in den vergangenen Jahren im literaturwissenschaftlichen Diskurs und weit darüber hinaus erfahren hat, der literarische Raum der Kirche mit seinem

kaum bestreitbaren kulturgeschichtlichen Gewicht erstaunlicherweise ein weisser Fleck geblieben ist.

Ausgehend von literarischen Schlüsseltexten sowie Selbstzeugnissen in Briefen und Interviews beleuchtet *Christoph Gellner* in seinem Beitrag «Kirche, Kloster & Co.» – Brennpunkte der Auseinandersetzung mit Religion bei Otto F. Walter, Adolf Muschg und Thomas Hürlimann» die enge Verflochten- und Bezogenheit von Religion und Literatur. Sowohl biografisch als auch thematisch bilden Religion und Spiritualität einen zentralen Bezugspunkt der literarischen Produktivität der drei Autoren, der bis in die Poetik ihrer Texte hineinwirkt. Dies gilt für Hürlimanns durch den frühen Krebstod seines Bruders ausgelöste Auseinandersetzung mit der Theodizeeproblematik ebenso wie für Muschgs Faszination für den japanischen Zen-Buddhismus. Und Walters Religions- und Patriarchatskritik ist nicht zu verstehen ohne seine tiefe Sympathie für eine «Kirche von unten». Das Schaffen aller drei Autoren dokumentiert so nicht einfach Ablösung, Verabschiedung und Sich-frei-Schreiben von institutionalisierter Religion, sondern auch einen Gewinn an künstlerischer Kreativität in der produktiven Anverwandlung, Umgestaltung und Umdeutung eines vielfältigen religiösen Sprach-, Bilder- und Formenreservoirs. Es steht für eine «postsäkulare» Aufmerksamkeit für Religiös-Spirituelleres, üben doch die drei Deutschschweizer Schriftsteller nicht nur Kritik an kirchlicher Bigotterie und bürgerlicher Vergemütlichung des Christlichen, sondern decken auch Wahrnehmungslücken des säkularistischen Zeitgeists auf und benennen religiös-spirituelle Leerstellen.

David-Christopher Assmann entwickelt in seinem Beitrag «zu pompös, zu aufgesetzt, zu konstruiert» – Literatur, ihre Institutionen und Peter Zeindlers *Der Schreibtisch am Fenster*» den Begriff der «Literaturbetriebs-Szene». Dabei geht es um das Phänomen, dass namentlich fiktionale literarische Texte den Zusammenhang von individuellen Schreibszenen, Akteurinnen beziehungsweise Akteuren und Organisationen des Literaturbetriebs beleuchten und inszenieren. Zeindlers Roman ist dafür ein einschlägiges Beispiel, weil er den Literaturbetrieb zu einem seiner Themen macht, indem er einen Protagonisten vorführt, der seinerseits einen Roman über den Literaturbetrieb schreibt. Zu einem Teil des Literaturbetriebsspektakels ist Zeindlers Roman selbst allerdings nicht geworden. Dies lässt sich zum einen darauf zurückführen, dass Zeindler selbst nicht im vollen Ausmass im Literaturbetrieb anerkannt ist, zum anderen darauf, dass der Roman sich bemüht, dem Literaturbetrieb ein Autonomiekonzept der Literatur entgegenzustellen.

II. Institutionalisierungen von Literatur

Von allen Beiträgen des vorliegenden Bandes greift der Aufsatz «Zeitungen der Helvetik – Identität zwischen Literatur und Institutionen» am weitesten zurück in die Geschichte. *Birthe Lehmann-Büttner* untersucht die Rolle der Zeitungen bei der Identitätssuche der Schweiz nach dem Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft. In ihrer Analyse von literarischen Elementen in dieser Publizistik orientiert sie sich an Paul Ricoeurs Konzept der narrativen Identität. Sie kann zeigen, wie sowohl die Verfechter der alten Ordnung

als auch die des neuen Einheitsstaates bestimmte Metaphern oder Kollektivsymbole der eidgenössischen Erinnerungskultur im Hinblick auf die Staatsordnung und das sie prägende Verständnis der Nation refigurieren. Dieser Fundus literarischer Bilder stellt, wenn nicht eine eigentliche Institution, so doch einen wirkungsmächtigen Faktor in einem politischen Prozess dar. Eine wichtige Rolle spielen dabei die Figuren Wilhelm Tells und der Helvetia sowie das Bild der Eiche als Freiheitsbaum. Neu eingeführt wird die Metapher des Rosenstocks, der zurechtgeschnitten werden muss, um neu aufblühen zu können. Lehmann-Büttner kann auch zeigen, wie in der Bildpolitik beider Parteien einerseits die Beziehung zwischen Medien und Staat im Spannungsfeld von Autonomie und Heteronomie, andererseits die Interdependenz der Medien sichtbar werden.

Conrad Ferdinand Meyer gilt als Dichter, der fern jeder Bindung an Institutionen nur für seine Kunst lebte. Unter dem Titel «Ich avancire entschieden zum Localdichter». Conrad Ferdinand Meyers Auftragsgedichte» richtet *Rosmarie Zeller* den Blick nun erstmals auf eine kleine Abteilung von Texten, die dieses Bild modifizieren. Es sind Gedichte, die der Dichter zu verschiedenen offiziellen Anlässen schrieb, zunächst vor allem für Musiker und Chöre. Auch als Festdichter in nationalen Belangen aufzutreten, war Meyer erst bereit, als Gottfried Keller diese Rolle nicht mehr erfüllen konnte. Trotz einer gewissen Geringschätzung dieser Produktion – anders als Keller nahm Meyer seine Gelegenheitsgedichte nicht in seine Lyrik-Sammlung auf – verwendet er darin zum Teil anspruchsvolle Vers- und Reimschemata. Von Keller unterscheidet sich Meyer auch, wenn er selbst bei der Feier technischer Errungenschaften der Moderne auf die Vergangenheit zurückgreift und die Solidarität der alten Eidgenossen und deren Freiheitskriege beschwört. Anhand der Korrespondenz Meyers mit Julius Rodenberg kann Zeller zeigen, wie sehr der sonst kaum wirkungsorientiert schaffende Dichter bei Gedichten dieses Typs die politische Resonanz einzukalkulieren versucht, sich dabei aber einmal mehr eher auf den Grossraum der deutschen Sprache ausrichtet als auf die Schweiz.

Dass die Einrichtung fester Lehrstühle für Neuere Deutsche Literatur (beziehungsweise Neuere Deutsche Philologie) keine Selbstverständlichkeit, aber auch keine rein reichsdeutsche Erfindung war, sondern «kooperativ» zwischen den Ländern Deutschland, Österreich und der Schweiz erfolgte, legen *Tom Kindt* und *Hans-Harald Müller* in ihrem disziplingeschichtlichen Beitrag dar: «Ludwig Hirzel und die Institutionalisierung der Neueren Deutschen Literaturgeschichte in der Schweiz». Sie geben zunächst einen Überblick über den akademischen Werdegang Hirzels, seine Kontakte zu anderen Gelehrten und sein Wirken als Kantonsschullehrer in Frauenfeld und Aarau. In einem Kreis von gerade mal vier weiteren Konkurrenten bewarb sich Hirzel 1873 erfolgreich um die Nachfolge von Carl Rudolf Pabst in Bern, dessen Ordinariat gerade verstetigt worden war. Das Fallbeispiel illustriert so, wie man sich vor der Etablierung des Fachs für einen Lehrstuhl in Neuerer Deutscher Literatur qualifizierte. In Bern lehrte und arbeitete Hirzel bis zu seinem Tode und wirkte so an der Institutionalisierung der Germanistik mit, unter anderem 1885 als Mitbegründer des Deutschen Seminars der Universität.

Ralph Müller fragt in seinem Beitrag «Jugendbuch und Institution. *Die Schwarzen Brüder* von Lisa Tetzner und Kurt Held (d. i. Kurt Kläber)» danach, wie verschiedene Akteure – Verlage, Bildungseinrichtungen, lesende Kinder und Jugendliche und ihre Erziehungsberechtigten – in einer «institutionalisierten Praxis» des Zusammenwirkens die literarische Produktion eines bestimmten Text-Typs begleiten und steuern. Ob die Autorschaft für den historisch instruktiven Beispieltext der *Schwarzen Brüder* Lisa Tetzner zukommt, unter deren Namen er veröffentlicht wurde, oder doch eher ihrem Mann, Kurt Kläber, ist bis heute umstritten. Unbestritten dürfte aber sein, dass dieser Roman in besonderer Weise von Institutionen geprägt worden ist. Zunächst ist da die Fremdenpolizei zu nennen, welche die Flüchtlinge aus dem Deutschen Reich streng beobachtete; sodann der Schweizerische Schriftstellerverband, der sich bemühte, die Interessen schweizerischer Autorinnen und Autoren durch die Behinderung der Arbeit von Emigrantinnen und Emigranten zu schützen. Ganz besonders ist aber der Einfluss des Verlags Sauerländer hervorzuheben sowie der Richtlinien der schweizerischen Jugendschriftenkommission. Sie nehmen Einfluss auf den Stil und Inhalt des Romans und führen – in Anbetracht der Umstände – zu einem erstaunlich patriotischen Text.

Klaus Pezold blickt in einem weiteren disziplingeschichtlichen Beitrag – «Zur Bedeutung der Institutionenfrage für die Konzeption der *Geschichte der deutschsprachigen Schweizer Literatur im 20. Jahrhundert* (Berlin 1991)» – auf die Entstehung eines Werkes zurück, das in den letzten Jahren der DDR unter seiner Leitung von einem «Autorenkollektiv» erarbeitet wurde. Insbesondere Schweizer Rezensierende rühmten an Pezolds Werk den konsequenten Einbezug institutioneller Rahmenbedingungen der literarischen Produktion (Literaturförderung, Verlage, Massenmedien etc.). Diese Ausrichtung verdankte sich laut Pezold namentlich den Überlegungen des Romanisten Werner Krauss, die von der offiziellen DDR-Doktrin abwichen. Krauss verlangte von der Literaturgeschichtsschreibung eine «Erforschung der spezifischen literarischen Umweltverhältnisse», die sich nicht mit einem vulgärmaterialistischen Rückbezug auf die «ökonomischen Grundverhältnisse» begnügt. Dieser Ansatz erlaubte zudem, spezifisch Schweizerisches herauszuarbeiten, auch wenn dieses an gewissen Werken nicht so ohne Weiteres ins Auge springt, wie Pezold am Beispiel Gerhard Meiers veranschaulicht.

III. Literaturinstitutionen

Unter den Institutionen, welche sich in der Schweiz exklusiv mit Literatur befassen, zeichnet sich die Schweizerische Schillerstiftung nicht nur dadurch aus, dass sie eine der ältesten ist, sondern auch dadurch, dass sie dabei alle vier Landessprachen im Blick hat. Der Beitrag ««Hüterin der nationalen Literatur unter der Aufsicht des Bundes» – Mehrsprachigkeit und Literaturpreise in den Anfängen der Schweizerischen Schillerstiftung» von Louanne Burkhardt und Dominik Müller wertet Teile des reichen Archivmaterials aus, das die Stiftung 2018 einer Institution mit verwandter Zielsetzung schenkte, dem Schweizerischen Literaturarchiv. Der Beitrag zeichnet nach, wie die Gründer der Stiftung

1905 eine Institution schufen, die – von der schon 1869 ins Leben gerufenen Deutschen Schillerstiftung unabhängig – auf die Gegebenheiten der Schweiz abgestimmt war. Insbesondere wird untersucht, wie die Stiftung in den ersten dreissig Jahren ihres Bestehens unter der straffen Führung Hans Bodmers der Viersprachigkeit der Literatur aus der Schweiz Rechnung trug und wie sie ihre anfängliche Funktion, notleidende Autorinnen und Autoren zu unterstützen, durch die Schaffung von Preisen erweiterte. An den Diskussionen um die Verleihung ihrer höchsten Auszeichnung, des grossen Schillerpreises, an den politisch umstrittenen, in Deutschland lebenden Jakob Schaffner (1930) und an den Westschweizer Charles Ferdinand Ramuz (1936) wird aufgezeigt, wie die Stiftung ihre politische und sprachregionale Neutralität zu wahren suchte.

1891 wurde in Zürich das zum grossen Teil von Privatpersonen aus dem Zürcher Bürgertum finanzierte neue Stadttheater (und heutige Opernhaus) eröffnet, das nach dem Brand des alten Aktientheaters in weniger als zwei Jahren erbaut worden war. Der Beitrag von *Stefanie Leuenberger* «Das Publikum in die Moderne führen. Carl Spittlers Festspiel zur Eröffnung des neuen Stadttheaters in Zürich und C. F. Meyers Prolog (1891)» skizziert die Umstände von Bau und Eröffnung. Er geht dann den Fragen nach, warum die beiden Nichtdramatiker Meyer und Spittler als Autoren für die Theatereröffnungswerke angefragt wurden und wie sie die Aufgabe, ein nicht nur eigenständiges, sondern auch kritisches und modernes Werk vorzulegen, gemeinsam lösten, obwohl die Theaterleitung ihren Handlungsspielraum einschränkte, indem sie zum Beispiel die Bühnenausstattung im Voraus festlegte. Leuenbergers These lautet, dass Meyer, der hier nach dem Beitrag von Rosmarie Zeller ein zweites Mal als Gelegenheitsdichter erscheint, in Absprache mit seinem Kollegen die Aufgabe übernahm, die kalkulierte Biederkeit und Harmlosigkeit von Spittlers Stücks zu brechen und die satte Wohlgefälligkeit des Bildungsbürgertums zu erschüttern.

Anders als die vom Bürgertum für die Literatur und für das eigene kulturelle Selbstverständnis unterhaltenen Institutionen, die in den beiden ersten Beiträgen dieser Abteilung zur Sprache kommen, sind Vereine von Schriftstellerinnen und Schriftstellern Institutionen, die von den Betroffenen selber geschaffen werden. *Daniel Annen* leitet seine Ausführungen «Zum Innerschweizer Schriftstellerinnen- und Schriftstellerverein ISSV. Institution als Traditions- und Erneuerungsfaktor» mit der Feststellung ein, dass sich die von ihm präsentierte Institution seit ihrer Gründung enorm gewandelt habe, was sich unter anderem daran zeige, dass von 1987 an die Schriftstellerinnen im Vereinsnamen erscheinen. Die Vorgeschichte der 1943 erfolgten Gründung wird bis 1935 zurückverfolgt. Am Anfang stand der Unmut darüber, dass katholische Anliegen im Schweizerischen Schriftstellerverein zu wenig Gehör fänden. Zu den *idées directrices* des neu gegründeten Vereins gehörte dann neben dem Katholizismus auch die Geistige Landesverteidigung, die in Bundesrat Philipp Etter einen Innerschweizer Katholiken zum Vater hatte. Am Beispiel von Josef Konrad Scheubers Jugendroman *Trotzli begegnet dem Bruder Klaus* (1946) wird aufgezeigt, wie sich diese Leitvorstellungen in der Erzählpraxis niederschlugen. Dass aber

auch in der Innerschweiz der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts schon anderes möglich war, wird an einem prominenten Gegenbeispiel gezeigt, Meinrad Inglin's *Schweizerspiegel* (1938), dessen Schreibweise nicht mehr *eine* Wahrheit zu verkünden sucht, sondern im Bewusstsein, dass Wahrheit nur stückweise zu haben ist, unterschiedliche Perspektiven zur Geltung kommen lässt.

Daniel Rothenbühler macht eine Instanz zum Thema seines Aufsatzes «... dass sie sich trotzdem ihre Einflussräume erkämpfen». Zur Rede des Schweizer Bundespräsidenten an der Frankfurter Buchmesse 1998», die für das Verhältnis von Literatur und staatlichen Institutionen eine zentrale Rolle spielt, sich aber den Kategorien einer Soziologie der Institutionen entzieht: die Intellektuellen. Als Vertreter universeller Werte bilden sie eine kritische Gegenmacht zu den staatlichen Institutionen. Rothenbühler knüpft an die Rede an, in welcher der damalige Schweizer Bundespräsident Flavio Cotti anlässlich der Frankfurter Buchmesse von 1998 die Kulturschaffenden seines Landes aufforderte, sich weiterhin auf gesellschaftskritische Weise zu äussern. Für Cotti verdankten Autoren wie Keller, Frisch oder Dürrenmatt ihre Rolle als kritische Mahner der Nation der Tatsache, dass die nationale Kultur der Schweiz aufgrund ihrer Mehrsprachigkeit politischer Natur ist. Mit Berufung auf den französischen Soziologen Pierre Bourdieu zeigt Rothenbühler, dass es weniger die Nähe zu den politischen Institutionen als die grösstmögliche Autonomie des intellektuellen Feldes ist, die den Intellektuellen in der Schweiz erlaubt, unter Berufung auf die Normen ihrer Kunst politisch einzugreifen. Im Unterschied zu den Autorinnen und Autoren im homogenen und zentralistischen Frankreich finden jene der Schweiz die zum politischen Eingriff notwendige Autonomie und Distanz zu den Machtfeldern nicht innerhalb ihrer Nation, sondern in der Anerkennung auf den literarischen Feldern der grossen Nachbarländer. Mit ihren dortigen Kolleginnen und Kollegen teilen sie aber auch die Erfahrung, dass intellektuelle Figuren aufgrund der wachsenden Beherrschung des literarischen und künstlerischen Feldes durch Marktmächte und neue Kommunikationstechnologien heute weniger politischen Einfluss geltend machen können als früher.

IV. Literarische Konstruktionen und Kritik von Institutionen

Die Sensibilität für institutionelle Missstände verdanken die Autoren, die im Zentrum der Beiträge dieser vierten Abteilung stehen, persönlichen Erfahrungen. Carl Albert Loosli und Walter Matthias Diggelmann machten sie auf schmerzliche Art schon als Kinder in Erziehungsanstalten, Hermann Burger lernte die Schweizer Armee als Milizsoldat kennen. Der Pfarrer-Dichter Albert Bitzios alias Jeremias Gotthelf hatte von Amts wegen mit verschiedenen Institutionen des Armen- und des Erziehungswesens zu tun, für die er sich dann in einem aussergewöhnlichen Masse engagierte. Das vergegenwärtigt *Patricia Zihlmann* in ihrem Beitrag «Wie ein weggeworfenes Zündhölzchen. Jeremias Gotthelf über kommunale Institutionen und die Rolle des Pfarrers». Die Untersuchung exemplarischer literarischer und publizistischer Texte sowie amtlicher Schriftstücke aus

den 1830er-Jahren zeigt, welche wichtige Rolle Gotthelf den Gemeindevorstehern für die Akzeptanz des Gemeinde- und Staatswesens durch die Einwohnerschaft zuweist. Als Voraussetzungen für eine «gute» Amtsführung nennt Gotthelf den tugendhaften Charakter der Amtsträger und die Unterstützung durch übergeordnete Behörden, die er in Visitationsberichten zunehmend als ungenügend anprangert. In seinen als Aktuar des örtlichen Sittengerichts verfassten Schreiben kritisiert er unklare oder sich widersprechende kantonale Kompetenz- und Kommunikationsregelungen. Auch den Pfarrern weist er eine herausragende Bedeutung als Mittler zwischen verschiedenen Interessen und zwischen lokalen Besonderheiten und kantonaler Gesetzgebung zu, was über deren seelsorgerische Kompetenz hinausgeht.

Das Werk des Publizisten und Schriftstellers (und Gotthelf-Bewunderers) Carl Albert Loosli ist wie kaum ein anderes der neueren Literatur von der Institutionskritik geprägt. In seinem Beitrag «Denn das Leben ist keine Anstalt. Carl Albert Looslis Institutionskritik und ihre Grenzen» untersucht *Hubert Thüring* die sachliche und methodische Ausrichtung sowie die philosophischen Grundauffassungen dieser Kritik. Zunächst werden in der 1924 erschienenen Streitschrift *Anstaltsleben* die grundlegenden Spannungslinien – innen/aussen, Individuum/Kollektiv, Allmacht/Ohnmacht sowie Recht/Leben – herausgearbeitet und die im Verhältnis von Recht und Leben beobachteten Aporien anhand von Giorgio Agambens Theorie der Rechtsbegründung ausgelotet. Wie sich die Entwicklung von Looslis Institutionskritik vor dem Hintergrund dieser Aporetik ausnimmt, analysiert Thüring sodann anhand der beiden Schriften *Verdingkinder* (1945) und «*Administrativjustiz*» (1939). In *Vom Recht* (1941) gelangt Loosli schliesslich an einen Punkt, an dem sich der reformerische Optimismus der praktischen Kritik und die philosophische Einsicht in die Fatalität der rechtsbegründenden Instituierung des Lebens gegenüberstehen. Loosli entscheidet sich hier für den Optimismus. Doch im narrativen Modus der Literatur hat er im Kriminalroman *Die Schattmattbauern* (1926/1929–30) die «fatale» Wahrheit der Institution sich bereits offenbaren lassen. Daran zeigt sich laut Thüring auch, dass Narrative selbst «institutionell» gedacht werden können und ihre literarische Entfaltung philosophische Erkenntnis an den Tag zu bringen vermag.

Margit Gigerl stellt in ihrem Beitrag «Nonkonformisten und literarische Gartenzwerge. Walter Matthias Diggelmann und die Zertrümmerung erstarrter Institutionen» einen weiteren prominenten Kritiker der Institutionen vor. Diggelmann fungiert im literarischen Feld der Nachkriegsmoderne als einer der prononciertesten Repräsentanten der *littérature engagée*, die die Frage nach der öffentlichen Rolle und Funktion von Literatur in der Schweiz neu lanciert. Vor dem Hintergrund der «Wiedergeburt» der Geistigen Landesverteidigung aus dem Geist des Kalten Kriegs wird die Debatte um die *angry young men* helvetischer Provenienz (die so jung nicht waren) zu einer fundamentalen Polemik um die Autonomie der Literatur. In seinem 1965 publizierten «erfundenen Tatsachenbericht», dem Roman *Die Hinterlassenschaft*, verhandelt der Autor mit der persönlichen Geschichte des jungen David Boller alias Fenigstein zugleich die «Hinterlassen-

schaft» einer unbewältigten Schweizer Vergangenheit zur Zeit des Nationalsozialismus und die Gegenwart der kalten Nachkriegszeit. Der Roman vertritt die These, dass die «antikommunistischen Brandstifter von heute [...] weitgehend die faschistischen Brandstifter des Antisemitismus der dreissiger Jahre und die sogenannten «Vaterländischen» (lies Anpasser) der vierziger Jahre»¹⁵ waren.

Im letzten Beitrag des Bandes, «Hermann Burgers Nachtwachen im Panzer. Der bürgerliche Schriftsteller und die Schweizer Armee 1968–1989», rückt *Elias Zimmermann* noch eine weitere der wirkungsmächtigen Institutionen der Schweiz im 20. Jahrhundert in den Blick, die Armee. Dabei geht es um einen Autor, den seine literarische Verspieltheit zu einem Antipoden der *littérature engagée* zu machen scheint. Zimmermann beginnt mit einem 1983 erschienenen Essay, in dem sich Burger als geborener, zeitlebens engagierter Pazifist und Militärgegner inszeniert. Gesamtwerk, Nachlass und Zeitzeugen geben jedoch ein ambivalenteres und wechselhafteres Bild: In Burgers Entwicklung vom vehementen Antikommunisten und pflichtbewussten Soldaten zum – weiterhin dezidiert bürgerlichen – Armeekritiker lassen sich mentalitätsgeschichtliche Zwiespälte und Verschiebungen ausmachen, die bis Ende der 80er-Jahre eine ganze Generation von Intellektuellen betroffen haben. Während der Autor in den 70er-Jahren Kadertagungen für höhere Offiziere organisiert und sich dabei nach seinem Vorbild Karl Schmid zum «Stabsintellektuellen» aufschwingt, verfasst er Satiren über organisatorische Leerläufe sowie den grassierenden Abzeichen- und Beförderungs-Fetisch. In einem bissigen Schweizerischen Militärroman, der nie über Skizzen hinausgekommen ist, plante Burger, das institutionell-politische Problem auf eine existentielle Ebene zu heben: Die Armee wird zum Modell einer Lebensform, die mit dem eigentlichen Gegner, dem Tod, nicht umzugehen weiss. In Burgers grossem Roman *Die Künstliche Mutter* (1982) erscheint ein zweckentfremdetes Militär gerade aufgrund seiner absurden Anlage als Steigbügelhalter zur existentiellen Rettung.

Anlass und Dank

Initiiert wurde dieser Band durch die im September 2016 von der Gesellschaft für die Erforschung der Deutschschweizer Literatur (G. E. D. L.) mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds (SNF) und des Schweizerischen Literaturarchivs (SLA) veranstaltete Tagung im SLA. Die Vorträge und Diskussionen offenbarten, dass es sich lohnte, das noch wenig behandelte Forschungsgebiet mit weiteren Beiträgen anzureichern. Die zusätzlich eingeworbenen Beiträge und die gründlich überarbeiteten und erweiterten Vorträge haben zusammen einen Band ergeben, der beanspruchen kann, einen Grundriss von Forschungsfragen zu Literatur und Institution, eine repräsentative Breite von Autorinnen

¹⁵ Vgl. S. 327 in diesem Band.

beziehungsweise Autoren und Themen sowie eine historische Tiefendimension der neueren deutschsprachigen Literatur der Schweiz seit der Helvetik zu bieten. Die Herausgeber-schaft hat Wert darauf gelegt, nach Möglichkeit Autorinnen und Autoren zu favorisieren, zu denen nicht schon reichlich themennahe Forschung vorliegt, also Conrad Ferdinand Meyer anstatt Gottfried Keller, Emmy Hennings und Carl Albert Loosli anstatt Friedrich Glauser, Walter Matthias Diggelmann und Hermann Burger anstatt Max Frisch. Dies gilt auch für die Diversität der verschiedenen Institutionen und der Literaturinstitutionen: nicht nur Gefängnis und Justiz, sondern auch Kirche und Militär, nicht der Schweizerische Schriftstellerverband und die Geistige Landesverteidigung, sondern die Schillerstiftung und der Innerschweizer Literaturverein. Dass die Erfüllung der hohen Ansprüche auch die Lücken vermehrt und verdeutlicht, versteht sich von selbst.

Danken dürfen wir zuvorderst den Autorinnen und Autoren für ihre Beiträge und ihre Geduld, welche die Komposition des Bandes forderte, sodann dem SLA für die Unterstützung bei der Durchführung der Tagung, dem SNF für die finanzielle Förderung der Tagung und der Publikation, Damaris Gut, Julia Sommer und Thomas Studer für die redaktionelle Mitarbeit.

I. Literarische Inszenierungen von Institutionen

«Das Brutale kann man nicht bezaubern»

Emmy Hennings' literarische Genealogie der Strafe

JAEL BOLLAC

Das Gefängnis als Ort des Vollzugs von Strafe durchzieht beinahe das gesamte schriftstellerische Werk von Emmy Hennings. Schier unermüdlich kreisen die literarischen Texte um die Frage nach dem Zweck der institutionalisierten Haftstrafe: «Wissen möchte ich das Geheimnis, den Schlüssel für mein Gefängnis.» (G, 100)¹ Diese Frage musste sich Hennings aus der gelebten Erfahrung aufgedrängt haben, wurde sie doch selbst zwischen Juli 1914 und März 1915 zu mehreren kürzeren Gefängnisaufenthalten verurteilt.² Zudem stand sie beinahe die gesamten 1910er-Jahre unter polizeilicher Kontrolle und auch als sie 1915 in die Schweiz, nach Zürich, emigrierte, wurde sie von den Schweizerischen Sicherheitsbehörden überwacht.³ «Das Auge des Gesetzes liebäugelt[e]» (GH, 136) also intensiv mit ihr – um es gleich in den Worten der ironisierenden Ich-Erzählstimme aus Hennings' zu Lebzeiten unveröffentlichtem Prosatext *Das graue Haus* (1924) zu fassen. Die Erfahrung gesteigerter gesetzlicher Zuneigung, das Nichtbegreifen der staatlichen Stigmatisierung zur Strafwürdigkeit kerbte sich schmerzhaft in Hennings' Biografie ein. Wie sehr die Autorin vom erfahrenen Freiheitsentzug befangen war, wird besonders auch in der Erinnerung ihres Zeitgenossen Friedrich Glauser evident:

Müd blickten Dagnys Augen und glänzten nur vorübergehend, wenn sie die Spitze der klaren Glasspritze in den Arm stach und langsam die Flüssigkeit unter die aufquellende Haut presste. Dann sprach sie eine Viertelstunde lang fast ununterbrochen von vergangener Bestrafung, zwei Monate Gefängnis wegen Diebstahls; dabei rötete sich die Haut rund um die grauen Augen, während die untere Hälfte des Gesichtes noch blasser erschien um den purpurnen Strich der Lippen. Sie schrieb Gedichte ohne Rhythmus und Reim, die

1 Die den Analysen zugrunde liegenden Primärtexte werden im Folgenden mit den Sigeln: G (*Gefängnis*), GH (*Das graue Haus*) und HS (*Das Haus im Schatten*) abgekürzt und in Klammern direkt nach den Zitaten angebracht. Zitiert wird nach: Emmy Hennings: *Werke und Briefe*. Kommentierte Studienausgabe. Bd. 1. Hg. und kommentiert von Christa Baumberger und Nicola Behrmann. Göttingen 2015; der vorliegende Beitrag wurde im Rahmen des an der Universität Basel angesiedelten und vom Schweizerischen Nationalfonds geförderten Forschungsprojekts «Aura und Effizienz. Leistungsorientierte Materialisierung und Spiritualisierung in der Literatur der 1920–30er-Jahre: Emmy Hennings, Marieluise Fleißer, Friedrich Glauser und Bruno Goetz» verfasst.

2 Vgl. Christa Baumberger: «Ich bin gewiss nicht unschuldig.» Emmy Hennings und das Gefängnis [Nachwort]. In: Hennings, *Werke und Briefe* (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 512–566, hier: S. 512.

3 Vgl. Rita Kessler: «Im Grunde brauchen wir nur Geld, alles andere haben wir selber.» Emmy Hennings und Hugo Ball im Zürcher Exil. In: Philipp Sarasin, Regula Bochsler, Patrick Kury (Hg.): *Wertes Fräulein, was kosten Sie? Prostitution in Zürich 1875–1925*. Baden 2004, S. 80–87, hier: S. 82; vgl. auch Baumberger, «Ich bin gewiss nicht unschuldig» (wie Anm. 2), S. 556–557.

langgezogen gellten wie nie endenwollender Schrei. Farbige Worte überstürzten sich und schluchzten über die Qual der Eingekerkerten, der anderen, die diese Qual mitfühlten in erstickenden Träumen und dann zurückkehrten, dennoch willig, in das Gefängnis alltäglicher Arbeit.⁴

Glauer porträtiert Hennings, die sich gelegentlich auch unter dem Namen Dagny vorgestellt hat, als eine von Sucht eingenommene Frau, die im Drogenrausch zwanghaft anmutend die Qual ihrer Gefängniserfahrung in Sprache zu formen sucht.⁵ Dabei «überstürzten» sich ihre Worte, sie verselbstständigen sich. Auch betont Glauer die Verzweiflung über die fortdauernde Unmöglichkeit eines Ausbruchs, die Verdoppelung des Gefängnisses, das im Zitat sowohl als realer Raum wie auch metaphorisch für den empfundenen Zustand gesellschaftlicher Befangenheit fungiert. Die Gitterstäbe des Gefängnisses ziehen im Innern wie im Äusseren der Erfahrung auf, sie schränken unentfliehbar ein, so umreisst Glauer gekonnt die Paradoxien der modernen Freiheit, die wesentlich auf Disziplin begründet ist.⁶ Damit ist man schon inmitten der Gefängnistexte von Hennings angelangt, die die disziplinäre Nutzbarmachung und Normierung von Körper, Seele und Geist innerhalb der Raum-Zeit-Ordnung hinter den Gefängnismauern detailliert ausleuchten. Aufhorchen an dem Zitat lässt aber auch jenes Sinnbild, mit welchem Glauer Hennings' Gedichte zu typisieren sucht – als ein «nie endenwollender Schrei». Schreien Hennings' Texte wirklich? Glauer ist nicht der einzige, der sich zur Charakterisierung der Metapher des Schreis bedient, so schreibt etwa der Kritiker Adolf Dannegger in der *Schlesischen Zeitung* 1919 über Hennings' *Gefängnis*: «Das ist kein Buch, sondern ein Aufschrei!»⁷ In mindestens neun der nahezu vierzig gegenwärtig erschlossenen Rezensionen, die zwischen 1919 und 1932 zu *Gefängnis* verfasst wurden, wird auf das expressionistische Sinnbild des Schreis recurriert,⁸ obschon es stilistisch betrachtet für die Gefängnistexte nicht trägt. Viel zu fragil, zart verästelt und verspielt sind die Texte gestaltet. Eine feinsinnige Aufmüpfigkeit, ja, aber ein «Aufschrei»? Es erstaunt dann auch wenig, wenn in weiteren Rezensionen das Erzählverfahren desselben Textes als «leise», «ganz still

4 Friedrich Glauer: Der Sozialist. In: ders.: Mattos Puppentheater. Das erzählerische Werk. Bd. 1. Hg. von Bernhard Echte und Manfred Papst. Zürich 1992 [1919], S. 103–113, hier S. 108.

5 Auch ist Dagny der Name mehrerer Protagonistinnen aus Hennings' Texten. Zu Hennings' Spiel mit «multiplen Identitäten» vgl. Christa Baumberger: Die Literarisierung von Gefängnis-Erfahrungen in der Avantgarde. Emmy Hennings' Gefängnis-Texte. In: Sarah Guddat, Sabine Hastedt (Hg.): Geschlechterbilder im Wandel? Das Werk deutschsprachiger Schriftstellerinnen 1894–1995. Frankfurt a. M. 2011, S. 207–224, hier S. 221–224.

6 Das dialektische Verhältnis von Freiheit und Disziplin wurde von Foucault wie folgt zusammengefasst: «Die Demokratie oder vielmehr ein bestimmter, im neunzehnten Jahrhundert entstandener Liberalismus hat Techniken extremen Zwangs entwickelt, die gewissermassen das Gegengewicht zu der ansonsten eingeräumten ökonomischen und sozialen Freiheit bildeten. Natürlich konnte man die Individuen nicht befreien, ohne sie zu dressieren.» (Michel Foucault: Der Mensch ist ein Erfahrungstier. Frankfurt a. M. 1996, S. 115 f.)

7 Vgl. «Wirkungsgeschichte» in: Hennings, Werke und Briefe (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 457–511, hier S. 465.

8 Vgl. ebd., S. 464 f., 473, 478 f., 488, 501.

und bescheiden» charakterisiert wird.⁹ Gestaltung und Wirkung komplementär ausfallen zu lassen – leise schreien zu können – scheint folglich eine der eigenartigen Leistungen dieses Textes zu sein. Doch woher rührt die eigentümliche Schreikraft, die *Gefängnis* gleichermaßen attestiert wie entzogen wird? Ich möchte im Folgenden der These nachgehen, dass sich die Gefängnistexte auch als literarische Genealogie der Strafe lesen lassen,¹⁰ die sich, im Sinne einer kritischen Anthropologie, der Frage nach Herkunft und Nutzen der institutionellen Strafe suchend annimmt und dabei eine philosophisch-kulturhistorische Erkenntniskraft freilegt. Sie tut dies, indem sie den Aporien moderner Machtausübung entlang einer Gleichzeitigkeitsstrategie von Normierung, Disziplinierung und Transzendierung nachgeht und jenen dunklen Rest der Strafe performiert, der sich nicht rationalisieren lässt.¹¹

Vielfachblick auf die Gefängnisstrafe

Hennings' Gefängnistexte sind nicht während ihres Gefängnisaufenthalts selbst, sondern erst nach der Freilassung und mehrheitlich nach ihrer Emigration in die Schweiz entstanden. Sie sind folglich nicht das Produkt erzwungen angeregter «grauer Zellen», wie Magnus Wieland den Drang zum Schreiben hinter Gittern originell zu fassen weiss.¹² Sie sind auch nicht Zeugnisse eines unmittelbaren Versuches, sich innerhalb der Gefangenschaft mittels Schreibens mentale Freiräume zu schaffen.¹³ Eher lassen sie sich als poetische Reflexionsräume und ästhetische Objektivierung der gelebten Erfahrung begreifen. Bereits 1915, also kurz nach ihrer Freilassung, hat Hennings ein erstes Gedicht unter dem Titel «Gefängnis» in der Zeitschrift *Die Aktion* publiziert, worauf weitere Gefängnisgedichte folgten, die später als Zyklus zusammengefasst im Gedichtband *Helle Nacht* (1922)

9 Ebd., S. 483.

10 Wobei Genealogie besonders im Sinne Nietzsches gedacht wird, demzufolge eine Historisierung der somatischen Ebene Aufschluss über die Geschichte geistig-moralischer Werte geben kann, vgl. Friedrich Nietzsche: *Zur Genealogie der Moral. Eine Streitschrift* [1887]. In: ders.: *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe (KSA)*. Hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Bd. 5. 12. Aufl. München 2012, S. 247–412.

11 Zwar wurden «das gesellschaftskritische Potenzial» wie auch die «religiösen Referenzen» von der Forschung bereits als zwei Hauptlinien der Gefängnistexte erkannt, jedoch wurden sie nur getrennt und nicht in ihrer systematischen Überlagerung untersucht, vgl. Baumberger, *Die Literarisierung von Gefängnis-Erfahrungen* (wie Anm. 5), S. 209; dies.: «Wo ist der Gott der Gerechtigkeit». Religiöse Referenzen in Emmy Hennings' Gefängnis-Romanen. In: Andreas Mauz, Ulrich Weber (Hg.): «Wunderliche Theologie». *Konstellationen von Literatur und Religion im 20. Jahrhundert*. Göttingen, Zürich 2015, S. 135–149.

12 Magnus Wieland: *Graue Zellen: Gefängnisphantasien*. In: Quarto. *Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs (SLA)*, Nr. 39, Okt. 2014, S. 12–18.

13 Vgl. Sigrid Weigel: «Und selbst im Kerker frei ...!» *Schreiben im Gefängnis. Zur Theorie und Gattungsgeschichte der Gefängnisliteratur (1750–1933)*. Marburg 1982.

herausgegeben wurden.¹⁴ Davor wurde 1919 beim Erich-Reiss-Verlag ihr von der zeitgenössischen Kritik viel beachteter Prosatext *Gefängnis* veröffentlicht. Dieser Text fand seine Weiterschreibungen und Neuperspektivierungen in *Das graue Haus* (1924) und *Das Haus im Schatten* (1930), die beide zu Lebzeiten unveröffentlicht geblieben sind. Auch in Hennings' späteren autofiktionalen Schriften findet das Gefängnis immer wieder Erwähnung.¹⁵

Im Zentrum meiner Analysen werden die drei längeren Prosatexte *Gefängnis*, *Das graue Haus* und *Das Haus im Schatten* stehen. Die sich durchziehende Erzählhaltung, die zwischen radikaler Introspektion und realistischer Dokumentation changiert, wie auch die zahlreichen intertextuellen Bezüge legen es nahe, die Texte als Teile eines zusammenhängenden Korpus zu lesen, wie dies auch von der neuen, sorgfältig ausgearbeiteten und kommentierten Studienausgabe von Christa Baumberger und Nicola Behrmann suggeriert wird. Vergleicht man die Texte, so ergeben sie einen Vielfachblick auf Vorladung, Untersuchungshaft und Gefängnisaufenthalt. Im Zentrum, die ins Abstrakte verlaufenden Titel lassen es erahnen, steht dabei stets die Institution Gefängnis, wobei ein collageartiges Ergänzen, Zertrennen und Variieren des Stoffes vorgeführt wird und aus immer neuen Perspektiven die Begründbarkeit des Freiheitsentzugs sowohl konturiert als auch laviert wird. Dieser Vielfachblick erlaubt es Hennings, jeweils eine Verlagerung der perspektivischen Akzentuierung vorzunehmen: mal überwiegt die Dokumentation der subjektiven Erfahrung (*Gefängnis*), mal philosophische Reflexionen rund um die Machtstrukturen des Strafkomplices (*Das graue Haus*), mal das Mitdokumentieren und zu Wort kommen lassen all jener, die von der Strafe mitbetroffen sind (*Das Haus im Schatten*). Für die folgenden Analysen werde ich die Texte als fortlaufende und sich ergänzende Polyperspektiven auf die Haftstrafe lesen und dabei mehrheitlich textimmanent die von ihnen skizzierten Blicke auf die Gefängnisstrafe herausarbeiten.

Die eingeführte These findet besonders in der 2017 erschienenen Studie *Der Wille zum Strafen* des französischen Soziologen und Anthropologen Didier Fassin eine aktuelle, theoretische Fundierung. Im Anschluss an Michel Foucaults *Überwachen und Strafen* (1975), aber vor allem auch an Friedrich Nietzsches Reflexionen zur Strafe in der *Genealogie der Moral* (1887) und vor dem Hintergrund gegenwärtiger Strafrechtsverschärfungen sowie dem damit einhergehenden Anwachsen der Gefängnispopulation innerhalb moderner Demokratien vergleicht Fassin das Verhältnis von realen Strafpraktiken und liberalen Idealvorstellungen des Strafens. Anders als Foucault, der in *Überwachen und Strafen* besonders auf die politische Ökonomie des Körpers fokussiert, wendet sich Fassin

¹⁴ Es ist das Verdienst der kommentierten Studienausgabe, dass nun auch das lyrische Werk von Hennings für eine breitere Leserschaft zugänglich ist: Emmy Hennings: Gedichte. In: dies.: Werke und Briefe. Kommentierte Studienausgabe. Bd. 3. Hg. und kommentiert von Nicola Behrmann und Simone Sumpf. Göttingen 2020; ein detaillierter Überblick zu den Gefängniskonvoluten von Hennings findet sich in: Baumberger, Die Literarisierung von Gefängnis-Erfahrungen (wie Anm. 5), S. 215.

¹⁵ Vgl. hierzu Baumberger, «Ich bin gewiss nicht unschuldig» (wie Anm. 2), S. 512.

verstärkt auch Aspekten der moralischen Ökonomie des Strafens zu, indem er der Transformation einer Logik der Schuld hin zu einer Logik der Verfehlung nachgeht.¹⁶ Ein solcher Bezugspunkt scheint fruchtbar für eine Auseinandersetzung mit den Gefängnistexten Hennings' zu sein, die nicht allein die politische Ökonomie des Körpers, die disziplinierende Raum-Zeit-Ordnung innerhalb des Gefängnisses ausstellen, sondern diese zusätzlich mit Aspekten einer moralischen Ökonomie des Geistes kurzschliessen. In seiner ethnografisch wie auch genealogisch gestützten Studie orientiert sich Fassin für die Ergründung der moralischen Ökonomie und der Affekte im Strafwesen an drei zentralen Fragen: 1) Was ist Strafen? 2) Wen bestrafen wir? 3) Warum strafen wir? Im Folgenden möchte ich entlang dieser drei Fragen und unter Berücksichtigung der philosophisch-anthropologischen Erkenntnisse Fassins die Aktualität der Schreikraft der Gefängnistexte herausarbeiten und konturieren, wie Hennings in ihrem analytisch durchdrungenen Erzählen die Strafe als eine wesentliche Grundinstitution von menschlicher Gemeinschaft eruiert. Dabei werde ich vermehrt auch auf Nietzsche zurückgreifen, dessen philosophische Reflexionen entscheidende Grundlage für Fassins Fortdenken moderner Strafpraktiken bilden, die sich aber vor allem auch gleich Fluchtlinien durch Hennings' literarisches Schreiben gezogen finden.¹⁷

Was ist Strafe?

Zuerst soll also der Frage nachgegangen werden, was für eine Vorstellung von Strafe in den Gefängnistexten thematisiert und reflektiert wird. Ab dem Eintritt in die geschlossene Ordnung des Gefängnisses stellen die Texte in zahlreichen Nahaufnahmen die raum-zeitlichen Anordnungen, denen die Häftlinge unterworfen werden, aus.¹⁸ Innerhalb ihrer kleinen Zellen werden sie systematisch auf Ordnung, Reinlichkeit und Fleiss getrimmt. Zwar lehnt sich die Ich-Erzählstimme in *Gefängnis* kurz nach Beginn der Untersuchungshaft noch trotzig gegen die sie durchwirkende Disziplin auf – «Sechs Schritte auf, sechs Schritte ab. Ich nehme mir vor: Jedermann werde ich sagen: «Dressieren lasse ich mich nicht.»» (G, 23) – doch folgt darauf bald schon der physische und psychische Zusammenbruch und damit einhergehend die Verlegung in die Krankenzelle.

16 Vgl. Didier Fassin: *Der Wille zum Strafen*. Berlin 2018, S. 75.

17 Vereinzelt finden sich auch direkte Verweise auf Nietzsches Werk, so etwa, wenn die Erzählstimme im *Gefängnis* dem Schutzmann Nietzsches *Wille zur Macht* zur Lektüre empfiehlt (vgl. G, 20). Ebenso in einem Brief, den Hennings 1930 an Ninon Hesse geschrieben hatte: «Aber das ganze Gefängnis kommt ja nur von den [sic] schreckenbringenden Ansicht, dass es Gut und Böse gibt. Das hat für bequeme Naturen wohl auch manches Angenehme mit sich gebracht, aber mehr Unheil als Seligkeit.» Vgl. NL Hennings, Br. an Ninon Hesse vom 1. 2. 1930, SLA-HEN-B-01-HESSN-02/15, zitiert nach Baumberger, «Ich bin gewiss nicht unschuldig» (wie Anm. 2), S. 544 f.

18 Zum Gefängnis als Heterotopie bei Hennings vgl. Baumberger, *Die Literarisierung von Gefängnis-Erfahrungen* (wie Anm. 5), S. 209 f.

Von dort aus dokumentiert die Stimme die versehrten Körper und verstörten Gespräche ihrer Mitinsassinnen. Nach der Untersuchungshaft und mit Eingang ins Gefängnis wiederholt sich dieser Ablauf, die Erzählerin reagiert mit Ohnmachtsanfällen auf die Inhaftierung und wird erneut in die Krankenzelle verlegt. Entlang der disziplinären Praktiken, die auf den inhaftierten Körper einwirken, schreibt Hennings ein fragil verwirrtes Ich, das sich mehr und mehr in der Fremdheit der andern Insassinnen zu verlieren beginnt und dessen Entitätsgefühl durch die systematische Raum-Zeit-Ordnung in der als Kollektiv erfahrenen Gefängnisnorm ausfranst. Mehrfach wird dabei auch auf die im Zuge der Strafreformen zwischen Mitte des 18. und Mitte des 19. Jahrhunderts erfolgte Ablösung der Körperstrafe durch die Haftstrafe angespielt. So etwa, wenn in *Gefängnis* die Ich-Erzählstimme darüber informiert wird, dass die Anwendung der Prügelstrafe den Aufseherinnen untersagt sei, dass ihr folglich keine physische Gewalt drohe. Ihre Reaktion darauf fällt jedoch bescheiden aus: «Ich freue mich, fünf Minuten etwa» (G, 38), denn für sie gilt: «Strafgefängnis klingt mir wie Folterbank.» (G, 91) Die Texte insistieren darauf, dass die physische Qual der Körperstrafe nicht einfach durch den modernen Besserungsgedanken getilgt wird, sondern lediglich ins abstraktere Reich des Seelischen verlagert wurde:¹⁹

Ich fühle mich körperlich elend und bin wie zerschlagen. Nicht, dass mir etwas Spezielles fehlt. Ich habe einen Druck im Hinterkopf und Schwindelanfälle. Der Gedanke, wie ich später mein Leben weiterleben will, verlässt mich nicht. Mich quält, dass ich irgendwie gestrichen bin. Obgleich ich so allein bin, werde ich zu sehr zur Gesellschaft gehören. (GH, 226)

Während also fortwährend über Sinn und Zweck der Strafe gerätselt wird, stellen die Texte deren Effekt klar aus: Das Gefängnis wird als Ort institutionalisierter Gewalt skizziert, Strafe wird als Qual erfahren und der Ausschluss aus der Gesellschaft wirkt konstitutiv für ebendieselbe. Dass die Grausamkeit der Strafe nicht abbricht mit dem von Foucault analysierten Wandel der öffentlichen Marter hin zu einer institutionalisierten Strafe, die zwar noch immer den Körper in Beschlag nimmt, ihn jedoch nicht mehr torquiert, sondern produktiv zu machen versucht, wird auch von Fassin betont. Sich auf Lisa Guenther²⁰ beziehend argumentiert er, dass die Grausamkeit der modernen Isolationshaft sich besonders in einem «sozialen Tod» manifestiere,²¹ in einem Sich-«gestrichen»-Fühlen, dessen Leid auch noch Jahrzehnte nach der tatsächlichen Isolation zum Ausdruck kommen kann.

Doch wieso funktioniert Strafe synonym zu Schmerz? Angeregt von Nietzsche geht Fassin in seiner genealogischen Studie dieser «semantischen Äquivalenz von Strafe und

19 Vgl. zur «Sublimierung» der Strafe vom Physischen ins Psychische auch Nietzsche, *Zur Genealogie der Moral* (wie Anm. 10), S. 303 f.

20 Lisa Guenther: *Solitary Confinement. Social Death and its Afterlives*. Minneapolis 2013.

21 Fassin, *Der Wille zum Strafen* (wie Anm. 16), S. 114.

Leid» nach.²² Er argumentiert, dass im germanischen Recht die Praxis der Wiedergutmachung dominierte und die Schlichtung des Rechtsstreits dabei eher auf eine Reparatur beziehungsweise Kompensation des Delikts denn auf Rache zielte. Demgegenüber überschrieb die anwachsende Autorität der Kirche im römischen Recht zusehends die alte Praxis der Wiedergutmachung mit dem Erlösungsdiskurs. Strafe diene nicht mehr allein dazu, einen «Schaden» zu reparieren, sondern fand ihre Rechtfertigung besonders darin, dass Sünden und Verfehlungen durch sie vergeben werden sollen.²³ Die moderne Strafe bildet nach Fassin ein komplexes Amalgam aus christlicher Moral, praktischem Realismus und gewerblichem Kapitalismus.²⁴ Vor diesem Hintergrund lässt sich die Brisanz der Gefängnistexte Hennings' verdeutlichen, die ihre genealogische Erkenntniskraft nicht allein dadurch entfalten, dass sie das Gefängnis als paradigmatischen Raum moderner Disziplinarmacht ausleuchten, sondern es auch anhand des Dokumentierens von zahlreichen religiösen Spuren als Nährboden für eine Hinwendung zum Glauben konturieren, welcher seinerseits wiederum konstitutiv für das Aufrechterhalten der Gefängnisnormen wirkt. Dies soll im Folgenden anhand zweier Beispiele aus *Gefängnis* und *Das graue Haus* veranschaulicht werden.

In *Gefängnis* und auch in *Das Haus im Schatten* empört sich die Erzählstimme mehrfach über die im Christentum angelegte Verherrlichung des Schmerzes. Exemplarisch kommt dies zum Ausdruck, wenn in *Gefängnis* eine sich als unschuldig inhaftiert empfindende Mitinsassin von einem Geistlichen damit getröstet wird, dass auch Jesus unschuldig gelitten habe und die Erzählstimme sodann bedenkt: «Jesus hat allen geholfen. Aber Marie? Wem hilft sie, indem sie sechs Monate in der Strafanstalt verbringt? Was empfindet der Pharisäer, wenn er mit Genugtuung liest: «N. N. wurde wegen Einbruchs zu acht Monaten Gefängnis verurteilt?» (G, 110) Diese Überlegung findet ihre Fortsetzung in einer allgemeinen Entrüstung über die Alltäglichkeit der Inszenierung von Grausamkeit innerhalb der christlichen Tradition:

Dieses behäbige Bauen auf Gnade, muss es nicht in die Grausamkeit führen? Christus am Kreuz, der so elend an unserer Wand hängt, so heruntergekommen, freiwillig herabgestiegen zu Sündern – wie kann man es wagen, Dich täglich zu opfern? Einmal bist Du gestorben für uns. Dieses eine Mal müsste genügen. Genügt es aber nicht; ist dann nicht alles verfehlt?

Wer bringt die Bestialität auf, das Höchste immerwährend zu zerfleischen? Göttliches Leben und Blut täglich zur Schlachtbank zu führen? Man sperrt Dich zur Erholung in den Hostienschrein, um Dich am andern Morgen auf dem Altar, der Folterbank, wieder zu opfern.

Wie oft erschien mir dieser Hostienschrein wie ein Gefängnis, in dem der gemarterte göttliche Leib ruhen durfte bis zum anderen Tage, als müsse er sich erholen von seinen Wunden. Zu sehr gewohnt sind wir den Anblick des Gottmenschen am Kreuze. Wir

22 Ebd., S. 62; vgl. hierzu auch Nietzsche, *Zur Genealogie der Moral* (wie Anm. 10), S. 298.

23 Vgl. Fassin, *Der Wille zum Strafen* (wie Anm. 16), S. 74.

24 Vgl. ebd., S. 78 f.

gehen vorüber, ohne zu schaudern vor unserer eigenen Grausamkeit. Wie kommt es, dass wir nicht sagen: «Genug!

Wie konntest Du nur? Für so etwas von Mensch Dich opfern?»

Wo ist der Gott der Gerechtigkeit? Hier in diesem Gefängnis wünsche ich einen kritisierenden Gott. Aber vielleicht sind wir unter aller Kritik, und die Menschheit verdient, insgesamt ignoriert zu werden. (G, 111)

Zum einen wird in diesem Zitat die christliche Überhöhung des Leids kritisiert, die wesentlich darauf ausgerichtet ist, den empörenden Kern der Grausamkeit, deren Sinnlosigkeit, moralisch zu verschleiern – jener Prozess also, den Nietzsche im Begriff der christlichen «Heils-Maschinerie» zusammengefasst hat.²⁵ Die mangelnde Empörung über das Leid, das Ausstellen von dessen Alltäglichkeit mündet sodann in der Frage «Wo ist der Gott der Gerechtigkeit?», welche sich als eine Referenz auf die Theodizee-Frage sowie die alttestamentliche Figur Hiob lesen lässt, dessen Name (hebr. *Ijob*) für die Frage «Wo ist der (göttliche) Vater?» steht. Der tadellos fromme und ethisch verantwortungsvolle Hiob kann den Grund für sein Leid nicht einsehen und wagt es daher, Gottes Gerechtigkeit zu hinterfragen. Gott wiederum widerspricht Hiob zwar nicht, doch legt er auch keinen eigentlichen Sinn des Leids offen, sondern verweist lediglich darauf, dass er der allmächtige Schöpfer sei. Er antwortet also wortwörtlich souverän, indem er seine Macht und damit einhergehend Hiobs Ohnmacht betont. Anstelle einer sinnstiftenden Antwort muss sich Hiob damit trösten, dass er von Gott dazu auserlesen sei, seine grenzenlose Loyalität unter Beweis stellen zu können. Der Grund des Leids bleibt aber ein Rätsel, Hiob kann es allein als Teil eines göttlichen Plans, der mächtiger ist als er selbst, akzeptieren und er unterwirft sich dieser Allmacht. Der Wunsch nach einem «kritisierenden Gott», im Sinne einer differenzierten Rechtfertigung des Leids, bleibt unerfüllt, stattdessen wird eine souveräne Macht ausgestellt, die die Frage nach dem Sinn der Grausamkeit ins Transzendente auslagert. Im Text vermengt sich der dokumentarische Blick auf die Effekte der Institution, die Erfahrung von Schmerz und Selbstverlust, mit Reflexionen zu Ursache und Regel, die besonders in der kritischen Hinterfragung von geistlichen Rechtfertigungsstrategien zum Ausdruck gebracht werden.

Daran anknüpfend ist der Fokus im Folgetext *Das graue Haus* weniger auf die Effekte als auf den bürokratischen Apparat, der der Inhaftierung vorangeht, gerichtet. In diesem Kontext berichtet die Ich-Erzählstimme von ihrer Kollision mit der «Regierungsmaschine», die sich aus Polizisten, die plötzlich im eigenen Wohnzimmer stehen, Bürokraten und Richtern zusammensetzt.²⁶ Mit ihrem Vorladungsschreiben in der Hand sitzt die Protagonistin auf der Wartebank im Gerichtsgebäude und entzieht sich der Langeweile mittels parodistischer Reflexionen über die Korrelation von immanenter Ordnung und transzendtem Prinzip:

25 Nietzsche, *Zur Genealogie der Moral* (wie Anm. 10), S. 304.

26 Agamben definiert die «Regierungsmaschine» als jenes Getriebe, das die Politik bildet und in Bewegung hält, vgl. Giorgio Agamben: *Herrschaft und Herrlichkeit*. Berlin 2010, 3. Aufl. 2016, S. 330.

Wie lang das da drinnen dauert. Die impulsive Lynchjustiz ist doch eine anständige Sache. Das ist frisch. Wenn man schon entrüstet ist, soll man sich wenigstens gleich rächen. Man kann sich doch nicht programmässig zehn Uhr in der früh moralisch gekränkt fühlen. Regen sich, halb auf nüchternen Magen, über den Schandfleck der Gesellschaft auf. Schützen permanent die Gesellschaft. Als gäbe es keine Schutzengel. Es gibt viel zu viel Sicherheitsdienst. Das muss den Engeln ja weh tun. Sie werden immer mehr ihres Amtes verdrängt. Es ist kein Wunder, wenn sich die Engel zurückziehen. Überall bemerken sie Detektivbüros, Sicherheitsposten, Polizeiwachen und Wachgesellschaften. Beinahe in jedem Haus ist ein derartiges Aufpasse-Institut, sodass es taktlos wäre, wenn die Schutz[e]ngel sich auch noch aufdrängen wollten. Es ist ja mehr Schutz wie Gefahr vorhanden. Ich kann mir denken, dass es Menschen gibt, die halb aus Verlegenheit den vielen Beamten einmal etwas zu tun geben. Es muss traurig sein, einen Beruf in sich zu fühlen, den auszuüben man keine Gelegenheit hat. Diese Misstände tun mir leid, aber was kann ich machen? Ich weiss kaum mehr, zu welcher Seite ich mich halten soll. Ich bliebe ja gern für mich, möchte mich um nichts kümmern, aber wenn man mich durchaus nötigt, mitzumachen, nicht wahr? Was bleibt einem übrig? (GH, 170 f.)

Hier wird zum einen auf die Aporien der modernen Institutionalisierung gesellschaftlicher Racheeffekte geblendet: Gestraft wird trotzdem und die Strafe bedeutet Schmerz, auch wenn der Strafvollzug ins abstrakte Reich der bürokratischen Verwaltung verlegt wurde,²⁷ die Verbindung von Ereignis und Konsequenz ist jedoch keine unmittelbare, sondern muss erst anhand zahlreicher Dokumente erschrieben und von vermeintlich austauschbaren Beamten vollzogen werden.²⁸ Ebenso werden luzide die widersprüchlichen Verstrickungen des biopolitischen «Vorsorgestaats» ironisiert,²⁹ dessen Macht sich gerade aus dem unermüdlichen, statistischen Ausloten der Grenzlinie zwischen Norm und Devianz schöpft. In ihm mutieren die Verbrecher zum «Schandfleck der Gesellschaft», zu Schädlingen des Gemeinwesens und sein Antrieb, die Produktivmachung des Lebens, verschränkt sich zum einen mit der Überwachung, den «Detektivbüros», und zum andern wird in Form von «Aufpasse-Instituten» der Schutz zu einem gewerblichen Getriebe erhoben, dessen Funktionieren nur durch den Erhalt von «Gefahren», also von Risiken gewährleistet wird. Daran anknüpfend führt Hennings gewissermassen eine Analogie von Bürokratie und Angelologie vor, die die politische Ökonomie als eine Immanentsierung beziehungsweise eine gesellschaftliche Rationalisierung der providentiellen Ökonomie ausstellt. Im Zitat lässt sich das Wirken der weltlichen «Regierungsmaschine» mit jenem der Engel vertauschen, die zugleich administrativ wie auch mysteriös besetzt sind und die sich als Sinnbild der Einführung von Hierarchien in die göttliche Ordnung interpretieren lassen.³⁰ Auf den Folgeseiten werden diese Parallelen von himm-

27 Vgl. hierzu auch Michel Foucault: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a. M. 1977, 19. Aufl. 2014, S. 17.

28 Die Gefängnistexte fokussieren mehrfach auf die zwiespältige Rolle der Aufseherinnen, die sich sowohl freundschaftlich als auch bedrohlich den Inhaftierten gegenüber zeigen, vgl. bes. G, 65–69, 113.

29 Vgl. François Ewald: Der Vorsorgestaat [1986]. Frankfurt a. M. 1993.

30 Vgl. Agamben, Herrschaft und Herrlichkeit (wie Anm. 26), S. 182, 188.

lischer und irdischer Solennität zugunsten der Begründung und des Erhalts von Macht anhand einer detaillierten Schilderung der zeremoniellen Feierlichkeit des Gerichtssaals noch weiter ausgeführt. Die Ich-Erzählstimme, die sich angesichts des Prunks anfangs selbst noch wie ein Erzengel fühlt, entdeckt plötzlich ihren ungeputzten Schuh, der so gar nicht in den «vergoldeten Saal» (GH, 172) passen will und fängt an, sich klein und unterlegen zu fühlen. «Es ist mir hier zu feierlich», folgert sie und moniert sogleich: «Da weiss man doch nicht mehr, dass man in der Welt ist.» (GH, 174) Doch die Wirkkraft dieser ausserweltlichen Feierlichkeit bestätigte sie bereits einige Zeilen davor durch ein Geständnis, das ganz ohne Inanspruchnahme ihres Rechts auf Gehör vor Gericht erfolgt ist. Indem der Text auf die Herrlichkeit des Gerichts fokussiert, die sowohl wortwörtlich – sieben Männer richten über eine Frau – als auch im übertragenen Sinne in Bezug auf den Prunk der Verwaltung zu lesen ist, führt er das resignierte Anerkennen von souveräner Macht vor, bei der es weder um richtig oder falsch noch um das einzelne Schicksal, sondern vielmehr um die Erfüllung und den Erhalt des Prinzips einer hierarchischen Ordnung geht:

Ob ich noch etwas hinzuzufügen habe? Wie mich diese Frage langweilt. Ich habe hier nichts hinzuzufügen. Ich bin für mich. Seid ihr für euch. Wir sind zwei Seiten. Es kann doch für euch nebensächlich sein, ob ich eure Gewalt anerkenne oder nicht. Soll ich darüber debattieren lassen, ob es sich ausgleicht, was ich euch genommen habe und was ihr mir nehmt? Ich will nicht konkurrieren mit euch. Ich schneide schlecht dabei ab. Gut, also wieviel habe ich zu zahlen? (GH, 176 f.)

In *Das graue Haus* wird über das Sich-verhören-Lassen und sich widerstandslos dem juristischen Urteil Preisgeben veranschaulicht, wie die Angelologie als Paradigma von transzendentaler Hierarchie konstitutiv in die moderne Gesetzgebung einfällt und wie sich souveräne Herrschaft und modernes Regieren überlagern.³¹ Der Sinn der Strafe ist nicht einzuholen, dafür lässt sich in ihr eine absolute Ordnung erkennen, die gleichermassen für den Himmel wie auch fürs Verwaltungssystem funktioniert.

Hennings rückt in *Gefängnis* und in *Das Haus im Schatten* die Gleichsetzung von Strafe und Schmerz in einen christlichen Kontext, sie knüpft sie an die Logik einer Soteriologie, in der die Erlösung stets an das Erdulden von Schmerzen geknüpft und das Individuum von der Gnade Gottes abhängig ist.³² Man muss das Leid tragen, auch wenn sein Sinn verschlossen bleibt. Dieses Ethos vermengt sich in den Texten mit dem in der Disziplin angelegten Diktat der Selbstbeherrschung. Die im Zuge der Unterwerfung nach innen gewendete Gewalt und die zugleich nach aussen gesteigerte Produktivität, die Auflösung des Individuums zugunsten einer Norm, findet in der christlichen Askese einen

³¹ Vgl. ebd., S. 187.

³² Vgl. Fassin, *Der Wille zum Strafen* (wie Anm. 16), S. 76; allgemein zum Verhältnis von Literatur und Erlösung vgl. Hubert Thüring: *Erlösung*. In: Daniel Weidner (Hg.): *Handbuch Literatur und Religion*. Stuttgart 2016, S. 348–353.

extramundanen Sinn.³³ Gleichzeitig provoziert der Mangel an weltlichem Sinn, der mit dem Recht als Idee souveräner Begründung einhergeht, eine verstärkte Hinwendung zu Gott: «Die meisten sind fürs Beten plötzlich begeistert eingenommen» (HS, 318), heisst es bezeichnend über die anderen Gefängnisinsassinnen, die allesamt den Grund für ihre Inhaftierung nicht nachvollziehen können. «Durch meine Schuld ... Durch meine Schuld» (G, 106), raunt es also durch die Zellen, doch wohnt dem Gebet nicht allein eine «subversive Kraft» inne,³⁴ sondern vor allem auch eine die Gefängnisordnung fundierende. Die Texte zeigen, dass die Schuldbekennnisse zur immanenten Ordnung des Gefängnisses dazu gehören – das Gefängnis baut seine Mauern auf christlicher Moral und die Gebete zementieren die Abhängigkeit von souveräner Gnade. Die «erkenntnispoetische» Wirkkraft der Gefängnistexte resultiert gerade aus dem feinsinnigen Ausleuchten dieser Doppelstrategie von Materialisierung und Spiritualisierung im Gefängnis.³⁵ In den Texten werden diese Wechselwirkungen besonders anhand der Ambivalenzen, die die Monologe der Erzählstimmen durchziehen, ausgestaltet: Einerseits wird die christliche Überhöhung des Schmerzes entschieden zurückgewiesen und das «Bauen auf Gnade» als eine Stabilisierung der Gefängnisordnung erkannt, andererseits wird versucht, im Gebet die Gefängnismauern zu überschreiten, der eigenen Ohnmacht einen höheren Sinn zuzuweisen. Daraus entsteht eine polyperspektivische Schreibdynamik, die sowohl andächtig als auch kritisierend das symbiotische Verhältnis von Gefängnisordnung und Gottesglauben auslotet, es gleichermassen produziert wie revidiert. So wird etwa das Schlussbild von *Gefängnis*, das kurze, vorgesellschaftliche Glück über die Freilassung, das mit dem Bild der Schneelandschaft als unbeschriebene Fläche des Neuanfangs zusammenfällt (vgl. G, 127), im Folgetext *Das graue Haus* anhand einer Anspielung auf den Propheten Jesaja in die verworrene Machtallianz von Religion und Gesetz verrückt. Hier macht sich die Erzählstimme lustig über ein Gericht, das sich ausgerechnet einen Löwen als Signet aussucht, ein Raubtier also, das keinen Hehl aus seiner Lust an Grausamkeit macht. Sie empfiehlt, das Gerichtsschreiben um die Hoffnung auf Erlösung zu ergänzen: «Meinetwegen auch ein gedrucktes Motto: «Und wenn deine Sünde auch blutrot ist, so soll sie doch schneeweiss werden». Jedenfalls müsste die Aussicht auf Gnade dastehen; ein Wort, das auf die letzte Instanz weist. Das ist dringend nötig.» (GH, 146)³⁶ Die souveräne Logik der Gnade als jenes paradoxe Moment, das das Gesetz stabilisiert, obschon es sich in ihm verliert, wird sowohl als Sehnsuchtsort wie auch als Machtstrategie ausgestellt. Das Glück über die Freilassung ist flüchtig, das Gefängnis greift weiter als seine Mauern,

33 Zur gleichzeitigen Steigerung und Schwächung der Körperkräfte anhand von Disziplartechniken vgl. Foucault, *Überwachen und Strafen* (wie Anm. 27), S. 177.

34 Baumberger, «Wo ist der Gott der Gerechtigkeit?» (wie Anm. 11), S. 144.

35 Vgl. Hubert Thüring: *Der Commis, der Räuber und ihre Geschwister. Walsers erkenntnispoetische Figuren erkunden die Normalität*. In: Cristina Fossaluzza, Paolo Panizzo (Hg.): *Literatur des Ausnahmezustandes* (1914–1945). Würzburg 2015, S. 45–67.

36 Vgl. Jesaja 1,18.

es ist überall da, wo Gesellschaft ist, und die Brandmarkung des sozialen Ausschlusses erlischt nicht einfach nach dem Austritt. Der symbolische Neuanfang, die weisse Fläche, wirkt nur oberflächlich und die Mechanismen einer moralischen Ökonomie, das Versprechen der Läuterung durch Haft, werden von den Erzählstimmen zwar ersehnt, jedoch zugleich in ihrer Uneinholbarkeit ausgestellt: «Kann ich der Welt entfliehen? So ist es ja gleichgültig, wohin ich mich wende. Und ich gehe über das zarte Schneefeld, das weit ausgebreitet liegt vor meinen hemmungslosen Augen. [...] Ich breite meine Arme aus vor Glück. Ich habe die Stadt noch nicht erreicht und die Menschen ...» (G, 127)

Wer wird bestraft?

Das wesentlich in der Aufklärung stark gemachte Ideal eines Rechts auf Gleichheit vor dem Gesetz wird von den Gefängnistexten als ausstehend moniert. Dass sich die Strafverfolgung nicht gleichmässig über den sozialen Raum verteilt, davon war Hennings überzeugt; so äusserte sie sich dazu auch dezidiert in ihrem Bericht *Rebellen und Bekenner* (1929): «Die Moral ist etwas für Leute mit sechzig Franken monatlichem Einkommen und unter fünfzig Franken kann ich mir den Sport der Tugendhaftigkeit nicht leisten und sollte ich mal zu Geld kommen, will ich mir auf meine Anständigkeit ganz gewiss nichts einbilden.»³⁷ Während *Gefängnis* noch als innerer Monolog die subjektive Erfahrung des eingesperrten Individuums ausstellt, schwenkt die überarbeitete Fassung *Das Haus im Schatten* verstärkt auf die Mitinsassinnen, dokumentiert deren Gespräche und äusserliche Erscheinung und drängt dabei auf die Frage, wen die Strafe mit Vorliebe trifft. Die Mitinsassinnen sind allesamt Frauen, die der Unterschicht angehören: Prostituierte, Hausiererinnen, Gesundheitsbetrienerinnen, darunter auch blinde oder solche, die als verückt bezeichnet werden. Kaum eine der porträtierten Figuren empfindet ihre Strafe als gerechtfertigt, es herrscht folglich auch keine Einsicht in den Zellen, und die Gefangenen legen Geständnisse ab, allein um die Ordnung zu bestätigen: «Muss man denn nicht sagen, was Beamte hören wollen?» (G, 109) Es sind traurige, zerbrechliche Figuren, ruinierte Schicksale, über die berichtet wird. Dabei wird von den Texten das zu erwartende Opfer-Täter-Verhältnis verkehrt: Das Gefängnis bildet keine Institution zur Verwahrung von betrügerischen Verbrecherinnen, viel eher wird es selbst als Ort des Betrugsvollzugs skizziert: «Unansehnliche Mädchen, sehr viele von ihnen sehen aus, als seien sie die Betrogenen, die Uebervorteilten. Sie erscheinen mir geprellt. Etwas stimmt nicht. Ich muss dahinterkommen.» (G, 61) Aus der Wahrnehmung dieser Schiefelage schöpfen die Texte ihre treibende Kraft, mit der sie unermüdlich die Zellen durchforschen. Dabei wird das rechtsstaatliche Schuldprinzip – *nulla poena sine culpa* –, welches das Verbrechen

37 Emmy Hennings: *Rebellen und Bekenner*. Aus dem Leben Hugo Balls [Typoskript], 1929, NL Hennings, SLA-HEN-A-04-c, S. 100, zitiert nach Baumberger, «Ich bin gewiss nicht unschuldig» (wie Anm. 2), S. 557.

als Faktum voraussetzt, um willkürliches Strafen zu unterbinden, entkräftet. Denn bei der Ergründung einer Begründbarkeit der Strafe wird die Frage nach dem Verhältnis von Schuld und Unschuld von den Erzählstimmen klar als redundant eingestuft: «Ich bin gewiss nicht unschuldig. Ich bin ja auch verurteilt worden.» (G, 114) Damit unterstreichen die Texte, dass für die Definition von Straftaten letztendlich die sozialen Konventionen entscheidend sind: Man ist schuldig, weil man verurteilt wird und nicht umgekehrt.³⁸ Dabei drängen die Texte in einem sich naiv erkundigendem Erzählduktus auf die Frage, für wen die geltenden Rechtsnormen denn von Nutzen seien.

Dass das Gefängnis in den Texten wesentlich dazu beiträgt, bestehende Herrschaftsverhältnisse zu sichern, wurde bereits von Christa Baumberger schlüssig dargelegt:³⁹ Besonders eindringlich wird die Nutzbarmachung von Delinquenz in den Gefängnistexten am Beispiel der Doppelbödigkeit, von der die Prostitution um 1900 durchzogen ist, aufgezeigt. Sie bildete gleichermassen einen tragenden Bestandteil der bürgerlichen Ehe, bedeutete aber auch verachtetes Dasein (vgl. bes. G, 100; HS, 358 f.).⁴⁰ Die Texte führen das Gefängnis als eine Institution vor, in der die Grenzziehung zwischen Schuld und Unschuld sowohl kontingent bestimmt als auch konstitutiv genutzt wird, um die herrschenden Strukturen und – damit einhergehend – die Kluft zwischen den sozialen Klassen aufrechtzuerhalten: «Zehn Pfennige kann ich entwenden, und ich bin meine Ehre los. Und wenn ich vorher tausende verschenkt habe, gleichviel, ich bin meine Ehre los. Ein unsolider Geschäftsmann kann tausende entwenden auf eine Weise, die nur er bemerkt, und er behält seine Ehre.» (GH, 179) Auch wird das für die liberale Demokratie elementare Insistieren auf individueller Verantwortlichkeit als ein Instrument entlarvt, das dazu dient, die sozialen Dimensionen im Strafkomplex ausblenden zu können:⁴¹ «Man macht mich verantwortlich und straft mich. Aber bin ich verantwortlich? Konnte ich meine Motive begründen, erklären, bekennen? Wer behauptet, dass er das kann, ist eine Figur aus Holz, die für ihre Dauerhaftigkeit garantiert.» (G, 99) Das Insistieren auf Verantwortung als moralischer Kategorie, die oftmals mit der Realität divergiert, die ihren Nutzen jedoch darin findet, dass sie weg von der emotionalen Dimension der Rache des Strafvollziehenden, hin zur Logik der Besserung des Bestraften lenkt, trägt wesentlich dazu bei, dass sich die Gesellschaft ihrer sozialen Verantwortung entschlagen

38 Ein Gedanke, der sich bereits bei Emile Durkheim findet, der über die Straftat schrieb: «Wir verurteilen sie nicht, weil sie ein Verbrechen ist, sondern sie ist ein Verbrechen, weil wir sie verurteilen.» Emile Durkheim: *Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften* [1893]. 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1996, S. 130.

39 Vgl. Baumberger, *Literarisierung von Gefängnis-Erfahrungen* (wie Anm. 5), S. 217.

40 Zur Nutzbarmachung von Delinquenz vgl. Foucault, *Überwachen und Strafen* (wie Anm. 27), bes. S. 348–368; zur politisch-sozialen Funktionalisierung der Prostituierten um 1900 vgl. Philipp Sarasin: *Prostitution im bürgerlichen Zeitalter. Eine Einleitung*. In: Sarasin, Bochsler, Kury (Hg.), *Wertes Fräulein, was kosten Sie?* (wie Anm. 3), S. 9–19; ders.: *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765–1914*. 2001, 4. Aufl. Frankfurt a. M. 2016, S. 375–386.

41 Vgl. Fassin, *Der Wille zum Strafen* (wie Anm. 16), S. 152 f.; Nietzsche, *Zur Genealogie der Moral*, S. 294 (wie Anm. 10), 321 f.

kann, indem sie das reale Phänomen der sozialen Ungleichheit ausblendet und die Einzelnen mit ihren Taten alleine lässt.⁴² Indem die Texte auch jene marginalisierten Frauen zu Wort kommen lassen, die über keine öffentliche Stimme verfügen, lesen sie sich als feine Störmomente in einem, mit Fassin gesprochen, kollektiven Prozess der «Verleugnung der Realität», der dazu dient, die undemokratische Schieflage auszublenden, dass die Strafbarkeit weniger von der Schwere des Verbrechens als von der sozialen Herkunft des Verbrechens abhängig gemacht wird.⁴³

Warum wird gestraft?

Strafe funktioniert in den Texten folglich als ein souveränes Zufügen von Leid, das besonders hart die Unterschicht trifft und dessen uneinsehbare Sinnhaftigkeit ins Transzendente verlagert wird. Nicht allein wer Normen bricht, gehört bestraft, sondern Normen werden auch gesetzt, um strafen zu können. Dabei drängen die Texte auf die Frage nach den anthropologischen Impulsen zum Strafen: Was straft im Menschen? Aktiv gedacht, verlagert sich die Frage von «*wie* und *wer* wird gestraft?» also hin zu «*warum* straft der Mensch?».

Bedenkt man den historischen Entstehungskontext, so mag die vordergründig «unmoderne» Straffidee der Gefängnistexte auf den ersten Blick erstaunen. Hennings war in Deutschland zu einer Zeit des strafrechtlichen Umbruchs inhaftiert.⁴⁴ Die Vergeltungstheorie sollte vom utilitaristischen Besserungsgedanken überschrieben werden. Einschlägige Impulse für eine soziologische Sichtweise auf Verbrechen lieferte etwa der Rechtswissenschaftler Franz von Liszt, der in seinem populären *Lehrbuch der deutschen Strafe* (1881) den Fokus weg von der Vergeltung hin zur Prävention richtete und damit den Besserungsgedanken stark machte.⁴⁵ Im Zuge dessen war zu Beginn der 1920er-Jahre, also zusammenfallend mit der Veröffentlichung und Fortschreibung von Hennings' Gefängnistexten, eine Liberalisierung im Gange, die eine gesetzliche Regelung des Strafvollzugs festschrieb, welche Strafe nicht mehr im retributiven Sinne von Abschreckung und Vergeltung, sondern wesentlich als Erziehung vorsah. Scheinbar den Zeitgeist aufgreifend äusserte sich Hennings 1930 in einem Brief an Ninon Hesse über *Das Haus im Schatten* wie folgt: «Ich möchte «ohne Anklage» wenigstens zu einer Reform beitragen».⁴⁶ Doch analysiert man Hennings' Texte, so wird deutlich, dass sich ihr Verständnis von Reform nicht mit den Liberalisierungsbestrebungen ihrer Zeitge-

42 Vgl. Fassin: Der Wille zum Strafen (wie Anm. 16), S. 152 f.

43 Ebd., S. 154.

44 Vgl. Heinrich Rüpig: Grundriss der Strafgeschichte. München 1998, S. 87–106.

45 Vgl. ebd., S. 88.

46 NL Hennings, Br. vom 1. 2. 1930, SLA-HEN-B-01-HESSN-02/15, zitiert nach Baumberger, «Ich bin gewiss nicht unschuldig» (wie Anm. 2), S. 544.

nossen deckt. Reform muss bei ihr dem Wortsinn nach, also im Sinne eines Zurückformens, Wiederherstellens begriffen werden. Anstatt eine Erneuerung der Gefängnisordnung zu fiktionalisieren, fragt sie nach Ursprung und Funktion ebendieser und lässt die beiden Aspekte in der Willkür auseinanderbrechen. Nebst der bereits beleuchteten Rückführung der moralischen Ökonomie der Strafe in einen christlichen Kontext lässt sich eine Schreibstrategie erkennen, die anhand zahlreicher Anspielungen und naivem Fragen unterschiedliche, den Strafkomplex durchziehende diskursive Stränge aufgreift, sie vertauscht, annulliert oder umdenkt: «Muss ich jetzt anders werden? Besser? Schlechter? Gestraft? Kann ich anders werden, gegen meine Natur? Soll ich lernen, mich an ein anderes Leben zu gewöhnen? Was soll das? Wozu will man mich zwingen?» (G, 23) Die ratlose Erzählstimme führt eine sprunghafte Aneinanderreihung der verschiedenen Begründungstheorien von Strafe vor, sie verweist sowohl auf Ideale des Utilitarismus wie auch der Vergeltungstheorie, ohne dabei eine dieser Theorien zu bestätigen. Ebenso wird die gewerbliche Tauschlogik einer Schadensreparatur durch Strafe verworfen: «Bestrafte zahlen auf alle Fälle mehr, als sie selbst unter den günstigsten Umständen profitiert haben können. Strafbare Handlungen begehen, ist stets ein schlechtes Geschäft. Man kommt nicht auf seine Kosten. Schlaflose Nächte, Angstzustände, ruinierte Nerven, alles das, was dauernde Folgen hat, wird nicht in Anrechnung gebracht.» (GH, 226 f.) Hennings führt in ihren Gefängnistexten eine Strafpraxis vor, in der sich die zahlreichen Begründungstheorien beliebig vertauschen und überlagern lassen und blendet dabei auf das, was sich nicht rationalisieren lässt, was die ‚Mehrkosten‘, die die Bestraften zu bezahlen haben, verursacht.

Exemplarisch lässt sich die suchend fragende Schreibbewegung entlang der Machtlinien, die sich durch das Gefängnis spannen, anhand jener Passage aus *Das graue Haus* nachvollziehen, in der die Ich-Erzählstimme das graue Gebäude, in welchem sie ihre Haft abzusetzen hat, von aussen mustert und dabei gleich selbstreflexiv die Dynamik des Textes offenlegt:

Es ist hier keine Gegend für friedliebende Spaziergänger. Und was einen bewegt, dieses Haus zu umkreisen, es inspizierend abzuschreiten, ist ein ganz spezielles Interesse. Bei mir wird sich eine Art Fachkenntnis daraus entwickeln.

Träume ich, oder ist das Haus so grau? Es ist das Graueste vom Grauen. Ob das nicht eine alte Ausgrabung ist? Aber da ist ja eine ganz moderne Klingel an der Pforte. (GH, 195)

Aus der erzwungenen Konfrontation mit dem Gefängnis aufgrund der Verurteilung, gerinnt eine «Art Fachkenntnis», die sich im Falle der Gefängnistexte am ehesten als literarische Genealogie der Strafe fassen lässt: Das Gefängnis als archäologischer Fund, als sichtbarer Überrest früherer Kulturen, das Einzugs in die Gegenwart gefunden hat und mit «moderner Klingel» versehen wurde, birgt ein «Grauen», das die Ich-Erzählstimme nicht gänzlich in die Realität zu übersetzen vermag. Die Homonymie von Grau und Grauen markiert dabei das Scheitern einer klaren Grenzziehung zwischen der objektiven Erkenntnis, der visuellen Wahrnehmung der Farbe, und der emotionalen Empfindung

des Grauens.⁴⁷ Unentschieden entzieht sich ihr das graue Haus in die Traumwelt, in den Schwellenraum der Möglichkeit. Die literarische Fiktion dient dazu, diesen Schwellenraum auszuleuchten, das mehrdeutige «Grauen» zu «umkreisen» und forschend «abzuschreiten». Dabei verdeutlicht die kreisförmige Bewegung jedoch, dass «die Fachkenntnis» nicht bis in den Kern der Strafe hineinleuchtet, dass es zu keiner abschliessenden Definition des Sinns des Gefängnisses kommen kann, zu vielschichtig ist diese «alte Ausgrabung». Hennings zielt hier mitten hinein in jene Aporie, an der sich bereits Nietzsche in seiner *Genealogie der Moral* und in *Jenseits von Gut und Böse* abgearbeitet hatte und die später von Foucault aufgegriffen und methodisch fruchtbar fortgedacht wurde. Das, was eine Geschichte hat, was durchzogen ist von Brüchen und Kontingenz, vorliegend die Strafe, lässt sich nicht einheitlich bestimmen, da es sich, mit Nietzsche gesprochen, aus einer «Synthesis von Sinnen» zusammensetzt:

[...] die bisherige Geschichte von Strafe überhaupt, die Geschichte ihrer Ausnützung zu den verschiedensten Zwecken, kristallisiert sich zuletzt in eine Art von Einheit, welche schwer löslich, schwer zu analysieren und, was man hervorheben muss, ganz und gar *undefinierbar* ist. (Es ist heute unmöglich, bestimmt zu sagen, *warum* eigentlich gestraft wird: alle Begriffe, in denen sich ein ganzer Prozess semiotisch zusammenfasst, entziehen sich der Definition; definierbar ist nur Das, was keine Geschichte hat).⁴⁸

Strafe lässt sich folglich historisieren, nicht aber definieren. Aktuell wurde die im Zitat betonte Unmöglichkeit einer einheitlichen Bestimmung von Strafe von Fassin aufgegriffen, der argumentiert, dass sich im philosophischen und juristischen Denken die zwei wesentlichen Rechtfertigungstheorien von Bestrafung, die utilitaristische Theorie und die Vergeltungstheorie, getrennt analysieren lassen, in der Praxis aber eine stetige Überlagerung dieser Theorien stattfindet.⁴⁹ Das bedeutet, dass die utilitaristische Theorie, die im Zeichen der Erhaltung und Steigerung des Glücks der Allgemeinheit agiert und die sich bis heute im westlichen Justizsystem mehrheitlich durchsetzen kann, in ihrer tatsächlichen Anwendung nicht gänzlich von der Vergeltungstheorie loszulösen ist. Zweite argumentiert mit dem Pflichtgedanken, dass diejenigen, die gegen das Gesetz verstossen, zu leiden verdienen, damit Gerechtigkeit walten könne.⁵⁰ Ausgehend von seinem empirischen Material und der Erkenntnis, dass rationale Rechtfertigungstheorien nicht ausreichen, um eine Deutung von Bestrafung vornehmen zu können, folgert Fassin:

Beim Strafen wird nicht bloss ein Übel mit einem Übel vergolten, sondern es wird allein aufgrund des befriedigenden Wissens, dass der Schuldige leidet, willkürlich ein Leid erzeugt, das zur eigentlichen Sanktion hinzukommt. Im Bestrafungsakt gibt es also etwas,

47 Hennings' Farbenspiel erinnert wiederum an Nietzsche, der das Grau als die Farbe der juristischen Akten denkt, welche er als Protokolle der «schwer zu entziffernde[n] Hieroglyphenschrift der menschlichen Moral-Vergangenheit» begriff. Nietzsche, *Zur Genealogie der Moral* (wie Anm. 10), S. 254.

48 Nietzsche, *Zur Genealogie der Moral* (wie Anm. 10), S. 317, Hervorhebung im Original.

49 Vgl. Fassin, *Der Wille zum Strafen* (wie Anm. 16), S. 86–99, bes. S. 97–99.

50 Vgl. ebd., S. 86–96.

das sich der rationalen Überprüfung widersetzt beziehungsweise, genauer gesagt, sich seiner Beschreibung als rationalem Phänomen entzieht: ein mehr oder weniger verdrängter Trieb, mit dessen Weiterungen die Gesellschaft bestimmte Institutionen und Professionen baut. Im Rahmen dieses Prozesses nehmen die Gefängnisse und die Aufseher eine einzigartige Stellung ein, insofern sie es mit einer moralisch bereits verurteilten Gefangenepopulation zu tun haben und ausserhalb des Blickfelds der Öffentlichkeit operieren.⁵¹

Die Strafe ist demzufolge auch heute nicht einfach vernunftgeleitet und konsensorientiert, in ihr verbirgt sich ein irrationales Supplement, ein dunkler Rest, den Nietzsche in der «Wollust *«de faire le mal pour le plaisir de le faire»*, de[m] Genuss der Vergewaltigung» zusammengefasst hatte und den Hennings im Insistieren auf einer Idee des Rechts als souveräne Machtausübung, die Leid bedeutet, verdichtete.⁵² Dieser «Mehrwert» im Strafen wurde so bereits in unverblümter Manier von Thomas von Aquin offengelegt, der die Heiligen beim Spektakel der öffentlichen Marter nicht zu kurz kommen lassen wollte und der im Zuge dessen, keine Paradoxien scheuend, die Strafe in die Ordnung der Nächstenliebe einzubetten versucht hat, indem er argumentierte, dass es den Heiligen, «damit ihre Seligkeit noch erfreulicher wird [...], verliehen ist, die Strafe der Gottlosen vollkommen zu schauen», denn «auf diese Weise werden die Heiligen sich über die Strafen der Gottlosen freuen, indem sie in ihnen die Ordnung der göttlichen Gerechtigkeit und ihre eigene Befreiung sehen, über die sie sich freuen».⁵³ Die Brisanz dieser Aussage generiert sich zum einen aus dem gleich zweimaligen Offenlegen der Freude am Bezeugen von Strafe. In der Strafe sehen die Heiligen eine Hierarchie bestätigt, die ihre Überlegenheit manifestiert und ihre Askese entgilt. Zum andern wird hier eine bereits in der Scholastik angelegte Tradition evident, in welcher versucht wird, der eigentlich tabuisierten Grausamkeit dennoch einen legalen Raum, einen «Sinn» innerhalb der gesellschaftlichen Ordnung einzuräumen.

Es ist dieser anhaltende Versuch einer sinnstiftenden Überhöhung des Schmerzzufügens, des «Grauens», den die Gefängnistexte vehement zurückweisen:

Es kann nicht gut sein, dass wir hier sind. Man hat mich nicht überzeugen können, dass man es gut mit uns meint. Das Brutale kann man nicht bezaubern. Ich bin misstrauisch geworden, gegen diese Menschen, die uns hier eingesperrt haben. Ich erwarte das Schlimmste; denn sollten sie nicht gründlich sein, wenn sie böse sind? Böse ist böse. (G, 25 f.)

In ihren Gefängnistexten ist Hennings der Strafe als einer wesentlichen Grundinstitution von menschlicher Gemeinschaft, als einer Fundierung des Anthropologischen schlechthin auf der Spur: Mensch zu sein, bedeutet zu strafen. Aus der Weigerung, aus dem nicht gewillt sein, sich «bezaubern» zu lassen, formt sich ein Schreibverfahren, das sich assoziativ und digressiv gegen eine evolutive Zeitordnung sperrt und dabei keinen

⁵¹ Ebd., S. 112.

⁵² Nietzsche, *Zur Genealogie der Moral* (wie Anm. 10), S. 300.

⁵³ Thomas von Aquin: *Summa theologica*, Supplementum, quaestio 94, art. 1 und 3, zitiert nach Agamben, *Herrschaft und Herrlichkeit* (wie Anm. 26), S. 196 f.

Sinn produziert, sondern vielmehr den Unsinn, die Unbegründbarkeit der Strafe offenlegt und diese einer Umwertung freigibt. Hennings schreibt das Gefängnis als schmerz-bereitende Institution, der das Chaos des Lebens, die Affekte und Triebe, und nicht allein die zielgerichtete Vernunft zugrunde liegen. Form und Sinn der Strafe sind dabei beliebig interpretierbar,⁵⁴ ihnen haftet jedoch eine vernunftgeleitete «Idee» (GH, 197) an, die, einem Getriebe gleich, unentwegt bestrebt ist, dem «Willen zum Strafen» (Fassin) einen höheren Zweck zuzuweisen. Die einleitend beobachtete Wirkkraft der Texte, ihre Eigenart leise über das Paradox einer vernunftgeleiteten Bezauberung der Strafe schreien zu können, wird so auch in *Das graue Haus* von der Ich-Erzählstimme selbstreflexiv festgehalten:

Das war kein Selbstgespräch, das ich soeben geführt habe. Das war nicht ich. Ein Schrei. Ich will nicht sein. Nimm mich. Still, feierlich still ist es. Es schwört. Es ist unterirdisch. An die Mauer mich lehnen. Es geht über mich hinweg. Es wird über mich hinweggehen. So wird es recht sein. Häuser sinken, Menschen sterben, nur die Idee bleibt. (GH, 197)

Zwar bleibt der Sinn der Strafe den Texten verschlossen, jedoch nicht deren Unsinn, die bloße Lust an Gewalt, und so formt sich durch antithetisches Umkreisen der Omnipräsens des zweckzuweisenden Getriebes, der überdauernden «Idee», eine poetische Wirkkraft heraus, die die zarten Monologe im Schrei – als Sinnbild eines Zusammenbruchs der semiotischen Ordnung – aufbersten lässt und dabei die Leere des Getriebes ausstellt.

⁵⁴ Vgl. Nietzsche, *Zur Genealogie der Moral* (wie Anm. 10), S. 315.

Fürchterliche Freiheit

Annemarie Schwarzenbachs Kritik der Institutionalität

CASPAR BATTEGAY

«Ausnahmezustand»

Am 12. Juni 1941 erscheint im Abendblatt der Basler *National-Zeitung* das erste von dreizehn Reisefeuilletons, in denen Annemarie Schwarzenbach ihre Reise von Lissabon nach Belgisch-Kongo auf einem portugiesischen Dampfer beschreibt. Ihre Mitpassagiere sind alle in unterschiedlicher Weise vom Weltkrieg betroffen:

Zum Vergnügen reist heute niemand, und Abenteurer befinden sich kaum unter den Passagieren, aber wenn man die Geschichte jedes einzelnen anhört, fragt man sich, ob man sich auf einem Gespensterschiff befinde, oder ob die Summe der Schicksale hier etwa ein getreues Bild sei vom Schicksal, das das alte Leben in unserer alten, vertrauten, zivilisierten, geregelten europäischen Welt endgültig beendet, alle Gesetze aufgehoben, jede Sicherheit zunichte gemacht hat.¹

Der fragliche Ausdruck «Gespensterschiff» evoziert eine Zeit- und Ortlosigkeit, einen «Ausnahmezustand»,² der allerdings nicht bloß der heterotopischen Situation des Schiffs geschuldet ist. Denn das «Bild» aller Lebensgeschichten auf dem Schiff sei möglicherweise historisch bedeutsam und zeige an, dass «das alte Leben in unserer alten, vertrauten, zivilisierten, geregelten europäischen Welt» am Ende sei. Die Auswanderer erscheinen damit als avantgardistische Figuren eines prekären neuen Lebens, das sich jenseits europäischer Regelwerke abspielt, wo «alle Gesetze aufgehoben» sind. Schwarzenbach verwendet für diesen Zustand der Suspendierung des Gesetzes noch eine weitere bezeichnende Formulierung: Viele Passagiere hätten nämlich vor ihrer Flucht existentielle Situationen durchgestanden, «um ihrem bisschen nackten Leben die Kraft abzutrotzen, weiter zu kämpfen».³

Der Ausdruck «das nackte Leben» ist im Deutschen idiomatisch. Doch im Zusammenhang mit der Situation im Jahr 1941 ist es für den heutigen Leser fast unmöglich, nicht

1 Annemarie Schwarzenbach: Eine Stunde vor Funchal. In: dies.: *Afrikanische Schriften. Reportagen – Lyrik – Autobiographisches*. Mit dem Erstdruck von «Marc». Hg. von Sofie Decock, Walter Fähnders und Uta Schaffers. Zürich 2012, S. 9 f., hier S. 9.

2 Schwarzenbach benutzt den Ausdruck «Ausnahmezustand» für die Schiffsreise in derselben Artikelserie im Text «Schiffs-Tagebuch I», der am 6. November 1941 ebenfalls in der *National-Zeitung* erscheint. In: Schwarzenbach, *Afrikanische Schriften* (wie Anm. 1), S. 20.

3 Ebd., S. 10.

an Giorgio Agambens einflussreiche Analyse spezifischer Wirkungsweisen von Macht in der Moderne zu denken. Auch wenn nicht alle Auswanderer auf dem Afrikadampfer faktisch Flüchtlinge sind, sind sie doch oft Bürger der von Nazi-Deutschland besetzten Länder und können nicht mehr auf den Schutz der vertrauten europäischen Institutionen wie Bürgerrechte, Visen etc. zählen.⁴ Die heimatlos⁵ gewordenen Passagiere befinden sich zumindest teilweise in jenem «Ausnahmestand, in dem das nackte Leben zugleich von der Ordnung ausgeschlossen und von ihr erfasst wurde».⁶ Gerade in ihrer Ausschließung stellen sie mit ihren Leben «das verborgene Fundament»⁷ dar, auf dem das moderne politische System nach Agamben im Innersten beruht. In Schwarzenbachs Texten tauchen solche Bilder von prekären Ausnahmeständen des Öfteren auf. Sie führen die Funktionsweise politischer und gesellschaftlicher Machtstrukturen vor und erzählen von der Verbindung von Macht und Leben in Institutionen. In diesem Beitrag möchte ich diese Auseinandersetzung in Schwarzenbachs spätem Schreiben diskutieren,⁸ die sich vor dem historischen Hintergrund des Kampfes gegen den Faschismus und des Weltkrieges abspielt.

Freilich war die Person Annemarie Schwarzenbach – trotz zunehmender Schwierigkeiten des global agierenden Schweizer Familienunternehmens und der nicht mehr uneingeschränkt verfügbaren Finanzmittel – in einer privilegierten Situation. Seit der Heirat mit dem französischen Diplomaten Claude Clarac 1935 war sie Französin und reiste mit einem französischen Diplomatenpass (der allerdings nach der Besetzung Frankreichs zu «massiven Problemen»⁹ mit den gaullistischen französischen Behörden im Kongo führte). Die Miete für ihr Haus in Sils konnte sie sich dank der Hilfe eines Engadiner Pfarrers und dank der Honorare für ihre zahlreichen Artikel in der Schweizer Presse

4 In einem anderen Text dieser Reise schreibt Schwarzenbach: «Auch sind viele meiner Mitreisenden, und auch ich selbst, keine Flüchtlinge, sondern gehen an Schauplätze, wo ein Abschnitt der europäischen Zukunft vorbereitet wird. Aber wir haben doch die Küste Europas, und alles Geliebte zurücklassen müssen. Und keiner, der jetzt für sich allein ist, hat ein genügendes Mass, um jenen Schmerz ganz zu ermassen.» (Afrikanische Schriften, wie Anm. 1, S. 30 f.)

5 Eine Figur in *Das Wunder des Baums* (1941/42) äußert sich so: «Im Krieg sind nur Flüchtlinge unterwegs, oder Soldaten, oder Witwen, Heimatlose wie ich.» Annemarie Schwarzenbach: *Das Wunder des Baums*. Roman. Aus dem Nachlass hg. und mit einem Nachwort von Sofie Decock, Walter Fähnders und Uta Schaffers. Zürich 2011, S. 169. Im Folgenden als «Wunder» und Seitenzahl in Klammern zitiert.

6 Giorgio Agamben: *Homo Sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*. Aus dem Italienischen von Hubert Thüring. Frankfurt a. M. 2002, S. 19.

7 Ebd.

8 Es mag seltsam erscheinen, bei einer Autorin, die nur 34 Jahre alt wurde, von einem «Spätwerk» zu sprechen. Mit der Bezeichnung «spät» können jedoch die Eigenheiten von Schwarzenbachs Schreiben bezeichnet werden, die sich erst in ihrer letzten größeren Publikation *Das glückliche Tal* und weiter im Roman *Das Wunder des Baums* und anderen in diesem Kontext entstandenen Texten feststellen lassen: Zu nennen wären die Heterogenität, die Polyphonie sowie die elegisch-pathetische Tonlage und die religiös konnotierten Motive, vgl. Decock, Fähnders, Schaffers: Nachwort. In: Schwarzenbach, *Das Wunder des Baums* (wie Anm. 5), S. 247–294.

9 Ebd., S. 254.

auch ohne die Hilfe ihrer Familie leisten.¹⁰ Die Ich-Erzählerin des zitierten Feuilletons erscheint also einerseits als die Abenteuerin, die es sonst unter den Passagieren «kaum» gibt. Andererseits unternahm auch Schwarzenbach ihre Afrikareise nicht zum «Vergnügen». Nach einem Zusammenbruch unter dem Einfluss von Alkohol und anderen Drogen, der Entlassung aus verschiedenen psychiatrischen Kliniken in den USA Anfang 1941 – deren Zwangsregime sie tatsächlich fast nur mit ihrem «nackten Leben» überstanden hatte – und ihrer Rückkehr in die Schweiz hatten sich die Konflikte mit ihrer Familie und vor allem mit ihrer Mutter zugespitzt. Zudem hoffte Schwarzenbach, sich in Afrika den Freien Französischen Streitkräften De Gaulles anzuschließen. Auch wenn dieser Plan misslingen sollte, hatte ihre Reise zunächst genau den Zweck, «weiter zu kämpfen». Dieser Kampf resultierte schließlich in ausgesprochen faszinierenden Texten, die Institutionalität¹¹ als gesellschaftliche Mechanismen der kontinuierlichen Durchsetzung und Geltung, sei es in Paar- oder Gruppenbeziehungen, sei es in Verbands- oder Anstaltsformen, einer grundsätzlichen Kritik unterziehen. So stellt der Protagonist Marc im zu Lebzeiten nicht publizierten Roman *Das Wunder des Baums* (1941) pointiert fest, dass «unsere Ordnung, welche Ehen stiftet, Doktorhüte verleiht, und über den Gottesdiensten und Gerichtshöfen wacht, [...] auch den Krieg vorgesehen» hat, «so dass ein Jeder zur Dienstpflicht aufgerufen werden kann wie zur Steuerzahlung.» (Wunder, 14 f.)

Auch aus der Perspektive des Ichs aus Schwarzenbachs Prosaband *Das glückliche Tal* – der 1940 als Umarbeitung ihres 1935 entstandenen Manuskripts *Tod in Persien* im Zürcher Morgarten-Verlag publiziert wird – erscheinen die bürgerlichen und religiösen «Sitten und Gewohnheiten» sowie die gesellschaftlichen «Masse und Ziele»¹² als desavouiert und längst vom Faschismus ausgehöhlt. Dabei ist dieses Ich ein deplatziertes Ich, und es sind die Motive des Aufbruchs und der Reise, mit denen die Bedingungen von Institutionalität reflektiert werden. Dies nicht nur, weil Schwarzenbach fast immer auf Reisen schrieb und weil ihr Schreiben fast immer vom Reisen handelt – sei es in den journalistisch verwerteten Reisetexten oder den primär literarischen Texten –, sondern weil ihr Schreiben eine Poetik des Reisens formuliert, die auch eine Kritik moderner Macht beinhaltet. Die späte Prosa öffnet ein Potenzial für eine noch näher zu bestimmende, anarchische und mit religiösen Topoi beschriebene Spiritualität, die sich von der politischen Über-

10 Für die biografischen Informationen vgl. hier und im Folgenden Alexis Schwarzenbach: *Auf der Schwelle des Fremden. Das Leben der Annemarie Schwarzenbach*. München 2008, hier S. 340.

11 Zum Begriff der Institutionalität vgl. Karl-Siegbert Rehberg: *Weltrepräsentanz und Verkörperung. Institutionelle Analyse und Symboltheorien – Eine Einführung in systematischer Absicht*. In: Gert Melville (Hg.): *Institutionalität und Symbolisierung. Verstetigung kultureller Ordnungsmuster in Vergangenheit und Gegenwart*. Köln 2001, S. 3–52, v. a. S. 9–21.

12 «Aber die Erde zittert. Im Westen lodern Brände. Die Kirchen stürzen ein. Eure Felder sind verwüstet. Eure Kinder werden unter den Mauern eures eigenen Hauses erschlagen. Soll das Glück an einen so faulen Frieden gebunden sein? [...] Wenn der Wall eurer Sitten und Gewohnheiten nicht mehr standhält? – Eure Masse und Ziele nicht mehr gelten?» (Annemarie Schwarzenbach: *Das glückliche Tal*. Mit Illustrationen von Eugen Früh. Basel 2010, S. 98 f. Im Folgenden als «Tal» und Seitenzahl in Klammern zitiert.)

formung des Lebens¹³ abzusetzen versucht und sich gegen die als überkommen wahrgenommene «Ordnung der Dinge» (Tal, 103) wendet. Im folgenden Teil möchte ich dieses Potenzial in *Das glückliche Tal* konkretisieren. Auch wenn die biografischen Fakten nicht ignoriert werden, soll dabei – wie es Sofie Decock und Uta Schaffers vorschlagen¹⁴ – primär der Umgang des Textes mit der Bedingung von Institutionalität im Vordergrund stehen. Eine Frage, die in der Schwarzenbach-Forschung naheliegt, nämlich der literaturwissenschaftliche Umgang mit der «Schieflage»¹⁵ des Bildes einer Autorin, deren Werke nur unzulänglich und teilweise willkürlich ediert worden sind, und damit auch mit den Institutionen des Archivs und des Literatur- und Kulturbetriebs, muss im vorliegenden Beitrag ausgeklammert werden. Vielmehr möchte ich mich auch im abschließenden Teil dieses Beitrags näher auf einen Text einlassen, den zweiten Teil von *Das Wunder des Baums*. Untersucht werden soll dort die Schilderung der Mechanismen des «Spitals der Internierten» (Wunder, 91), also die Produktions- und Funktionsweisen von Macht und Ohnmacht, die aus der Sicht des gefangenen Protagonisten beschrieben werden. Ohne Institutionen kann gesellschaftliches und kulturelles Leben nicht stattfinden. Schwarzenbachs Blick auf Ausnahmezustände der Institutionalität wird also auch «von der ethnografischen Frage geleitet, wie die Menschen leben und damit von der Frage nach dem Prozess der Zivilisation.»¹⁶ Deshalb verstehe ich die folgenden Lektüren von Schwarzenbachs literarischen Antworten auf diese Frage als kulturwissenschaftliche Erkundung von Institutionalität.

Institutionalität und Reise

Das Reisen um des Reisens willen als eine Seinsweise konträr zur bürgerlichen und konventionellen Existenz ist ein Motiv der literarischen Avantgarde, das sich paradigmatisch bereits in Baudelaires Gedicht *Le Voyage* aus den *Fleurs du Mal* findet. Der «wahre Reisende» sei derjenige, der aufbreche *um* aufzubrechen, ohne nach dem Grund zu fragen.¹⁷

-
- 13 Vgl. Hubert Thüring: *Das neue Leben. Studien zu Literatur und Biopolitik 1750–1938*. München 2012, S. 17.
- 14 Vgl. v. a. Sofie Decock, Uta Schaffers: Einleitung. *Neue Wege zu Annemarie Schwarzenbach*. In: dies. (Hg.): *inside out. Textorientierte Erkundungen des Werks von Annemarie Schwarzenbach*. Bielefeld 2008, S. 7–27.
- 15 Walter Fähnders: *Zwischen Biografie und Werkanalyse: Die Schwarzenbach-Rezeption seit den 90er Jahren*. In: Mirella Carbone (Hg.): *Annemarie Schwarzenbach. Werk, Wirkung, Kontext. Akten der Tagung in Sils/Engadin vom 16. bis 19. Oktober 2008*. Mit einer Schwarzenbach-Bibliographie 2005–2009. Bielefeld 2010, S. 19–44, hier S. 27.
- 16 Silvia Henke: *Die Möglichkeit eines Zeichens – Annemarie Schwarzenbachs Beitrag zur Untersuchung von Kultur*. In: Carbone: *Annemarie Schwarzenbach*, S. 219–234, hier S. 231.
- 17 «Mais les vrais voyageurs sont ceux-là seuls qui partent / Pour partir; cœurs légers, semblables aux ballons, / De leur fatalité jamais ils ne s'écartent, / Et, sans savoir pourquoi, disent toujours: Allons!» (Charles Baudelaire: *Les Fleurs du Mal*. Edition établie par Jacques Dupont. Paris 2012, S. 182)

Dieser emphatische Begriff der Reise geht von einem Verständnis des Subjekts aus, das sich dem ganz Fremden aussetzt, um damit die Authentizität des Ichs immer wieder neu zu bestätigen. Im Zug der Entwicklung des Tourismus nach dem Ersten Weltkrieg kann man allerdings von einer literarischen Domestizierung der Reiseerfahrung und einer «Funktionalisierung des Fremden»¹⁸ im Medium des Populären sprechen: «Es wird funktionalisiert für die Zerstreuung, die sich formal und stilistisch in der Feuilletonisierung manifestiert.»¹⁹

Schwarzenbachs Reisetexte lassen sich im Kontext dieser Popularität des Reisefeuilletons der Zwischenkriegszeit lesen. Doch neben einer konventionellen, romantisch aufgeladenen Rhetorik der Fremdheit finden sich auch widerständige Aspekte. Natascha Ueckmann spricht diesbezüglich von «anti-touristischen Reisebeschreibungen».²⁰ Diese Charakteristik ist ebenfalls nicht untypisch für die Zeit: Neben unzähligen heute mehr oder weniger unbekanntem Autorinnen und Autoren bedienten sich etwa auch Walter Benjamin, Siegfried Kracauer oder Joseph Roth des Genres des Reiseberichts und knüpften damit an touristische Formate an, unterliefen aber gleichzeitig die Zerstreuungsfunktion des Genres. Roth etwa verfasst hunderte von Reisefeuilletons, die trotz ihres durchaus populären Tons kulturkritisch und politisch relevante Überlegungen anstellen, die Sicht des Touristen ironisieren²¹ und die Gegenüberstellung von Eigenem und Fremdem explizit dekonstruieren. Seine Texte verorten sich innerhalb eines totalen Objektivitätsverlustes nach der Erfahrung des Ersten Weltkriegs, der auch eine Unsicherheit bezüglich einer festen Kategorisierung von Heimat und Fremde beinhaltet.²² Die Städte Südfrankreichs etwa bilden vor dem Hintergrund dieser Verinnerlichung des Reisebewusstseins einen subjektiven Schwellenraum geografischer und zeitlicher Entgrenzung. Das Ich trifft auf eine verloren geglaubte Traumwelt, die als Welt der Kindheit beschrieben wird, in der das Neue und das Geahnte, Heimat und Fremde, nostalgischer und zukünftiger Raum ineinander fallen.²³

18 Peter J. Brenner: Schwierige Reise. Wandlungen des Reiseberichts in Deutschland 1918–1945. In: ders. (Hg.): Reisekultur in Deutschland: Von der Weimarer Republik zum ‚Dritten Reich‘. Tübingen 1997, S. 12–176, hier S. 140.

19 Ebd.

20 Natascha Ueckmann: Annemarie Schwarzenbach: Ethnographin ihrer eigenen Kultur und Psychographin ihrer selbst. In: Elvira Willems (Hg.): Annemarie Schwarzenbach. Autorin – Reisende – Fotografin. Dokumentation des Annemarie-Schwarzenbach-Symposiums in Sils/Engadin vom 25. bis 28. Juni 1998. Pfaffenweiler 1998, S. 119–136, hier S. 126.

21 Vgl. zum Beispiel Joseph Roth: «Romantik» des Reisens. In: ders.: Werke II. Das journalistische Werk 1924–1928. Hg. von Fritz Hackert und Klaus Westermann. Köln 1990, S. 574–578.

22 In der Einleitung zu seinem im Anschluss an eine Südfrankreichreise 1925 verfassten, zu Lebzeiten nicht publizierten Buch *Die weißen Städte* verneint Roth, dass man in der Gegenwart «mit der Sicherheit eines für alle Fälle ausgestatteten Touristen» reisen könne. Joseph Roth: *Die weißen Städte*. In: ders.: Werke II, S. 450–506, hier S. 452.

23 «Ich habe die weißen Städte so wiedergefunden, wie ich sie in den Träumen gesehen hatte. Wenn man nur die Träume seiner Kindheit wiederfindet, ist man wieder ein Kind. [...] Unwiederbringlich weit lag die Kindheit hinter mir, durch einen Weltbrand getrennt, durch eine brennende Welt.» (Ebd. S. 454)

Auch Schwarzenbachs persische Gebirgslandschaft ist eine solche subjektive, verinnerlichte Zone der Ununterscheidbarkeit von Zeiten und Räumen. Immer wieder verweist die vermeintlich fremde Landschaft auf die heimatlichen Berge der Schweizer Heimat: «Ich trete aus der niedrigen Tür des Tschaikhanes – ich könnte auf einer Schafalp sein, hoch oben am Julierpass.» (Tal, 19) Im 1939 veröffentlichten Prosastück *Die Steppe* heißt es von der Landschaft um das Kaspische Meer: «Fruchtbares, melancholisches, aus Frühleben, Träumen und den Erinnerungen letzter Jahre vertrautes Land».²⁴ Doch Schwarzenbachs Schreiben lässt sich auch noch hinsichtlich eines weiteren Aspektes mit Roths Reisetexten vergleichen. Schon Jahre bevor Roth als Person zu einem politischen Flüchtling wird, ist das Thema des Exils in seinen Texten präsent. Wie auch Alfred Döblin beschäftigt sich Roth schon vor seinem tatsächlichen Exil mit Traditionslinien der jüdischen Diaspora und bereits in den 1920er-Jahren tauchen Motive der Wanderschaft in den Texten auf, die mit den literarisch transformierten Reiseerfahrungen konvergieren, sodass das Jahr 1933 nicht unbedingt als inhaltlicher Bruch erscheint.²⁵ Bei Schwarzenbach sind natürlich keine identifikatorischen Bezüge zum Judentum vorhanden, doch biblische Referenzen (auf die Hebräische Bibel sowie auf das Neue Testament²⁶) sind omnipräsent²⁷ und gerade die Exodus-Erzählung wird an einer wichtigen Stelle in Anspruch genommen, wenn am Schluss des *Glücklichen Tals* der Engel nach dem Sinn des Schreibens fragt: «Was willst Du denn aufzeichnen? Hast Du Erfahrungen gesammelt [...], gar einen Blick in das Gelobte Land getan?» (Tal, 193) Schwarzenbachs Verständnis von Reisen ist auch abseits der politischen Bedeutung von Exil existentiell bestimmt; mit einem öfter genannten Zitat aus dem *Beresinalied* heißt es in der *Steppe*:

Er schreibt weiter: «Seitdem ich in feindlichen Ländern gewesen bin, fühle ich mich in keinem einzigen mehr fremd. Ich fahre niemals mehr in die ›Fremde‹. Welcher Begriff aus einer Zeit der Postkutsche! Ich fahre höchstens ins ›Neue‹. Und sehe, daß ich es bereits gehant habe. Und kann nicht darüber ›berichten‹. Ich kann nur erzählen, was in mir vorging und wie ich es erlebte.» (Ebd. S. 453)

- 24 Annemarie Schwarzenbach: *Die Steppe*. In: dies.: *Orientreisen. Reportagen aus der Fremde*. Hg. und mit einem Nachwort von Walter Fähnders. Berlin 2010, S. 112–118, hier S. 115.
- 25 Vgl. das Kapitel «Nostalgie. Reisen und Wandern» in: Caspar Battagay: *Geschichte der Möglichkeit. Utopie, Diaspora und die ›jüdische Frage‹*. Göttingen 2018, S. 203–240. Zur Beziehung von Reise und Exil vgl. Johannes F. Evelein: *Traveling Exiles, Exilic Travel – Conceptual Encounters*. In: ders. (Hg.): *Exiles Traveling. Exploring Displacement, Crossing Boundaries in German Exile Arts and Writings 1933–1945*. Amsterdam/New York 2009, S. 11–32.
- 26 Beispielhaft kann das Gleichnis des verlorenen Sohnes genannt werden, das Schwarzenbach öfter benutzt (zum Beispiel Tal, S. 92) und an sehr bezeichnender Stelle – nämlich im letzten Satz ihres Prosagedichts *Marc* (1942) – transformiert, indem der Sohn weggeht, aber nicht wiederkommt. Diese Transformation taucht bezeichnenderweise in der (jüdischen) Exilliteratur bei Alfred Döblin, aber auch bei Soma Morgenstern oder Peter Weiss auf, vgl. Susanne Komfort-Hein: *Im Zeichen des Verlorenen Sohnes. Autobiografische Verhandlungen des Exils bei Alfred Döblin*. In: Doerte Bischof (Hg.): *Exil, Literatur, Judentum*. München 2016 (=Exil-Kulturen, Bd. 1), S. 173–194.
- 27 Vgl. Melissa De Bruyker: *Zwischen Raum, Bibel und Ich: ikonographische Entwürfe von Individuum und Kollektiv in Annemarie Schwarzenbachs *Das glückliche Tal**. In: Decock, Schaffers, inside out (wie Anm. 14), S. 77–102.

«Unser Leben gleicht der Reise ...», und so scheint mir die Reise weniger ein Abenteuer und Ausflug in ungewöhnliche Bereiche zu sein, als vielmehr ein konzentriertes Abbild unserer Existenz: ansässig in einer Stadt, Bürger eines Landes, einem Stand oder Gesellschaftskreis verpflichtet, einer Familie und Sippe zugehörig, und verwachsen mit den Pflichten eines Berufs, den Gewohnheiten eines aus allen diesen Gegebenheiten gewobenen «täglichen Lebens». Fühlen wir uns oft allzu sicher, glauben unser Haus für alle Zukunft gebaut [...]. Wir vergessen, daß es sich um einen Ablauf handelt, daß die Erde in ständiger Bewegung ist, und daß wir von Flut und Ebbe, Erdbeben und Ereignissen weitab von unserem sicht- und greifbaren Umkreis mitbetroffen werden, Bettler, Könige, Figuren des gleichen Spiels.²⁸

Die Reise eröffnet keine Gegenwelt, keine Fremde, die sich einer vertrauten Heimat gegenüberstellen würde. Vielmehr verweist die Reise auf die «Existenz» und den «Ablauf», auf die geologischen und metahistorischen Ereignisse, die das Leben zuinnerst bestimmen und die den Wohnort, die Nationalität, den «Gesellschaftskreis», Familie und Beruf prekär erscheinen lassen. Eine Erfahrung, die immer auch Emigranten machen müssen.

Das Wort «Exil» benutzt Schwarzenbach an mehreren Stellen, auch für die Deterritorialisierung und Detemporalisierung des Ichs in *Das Glückliche Tal*.²⁹ Bezüglich dieses Textes spricht Sabine Rohlfß davon, dass «die Motive der Verbannung, der Flucht und des Aufbruchs [...] in geradezu dramatischer Weise präsent» seien.³⁰ Es gehört allerdings zu den Schwierigkeiten von *Das glückliche Tal*, dass diese Motive merkwürdig unkonkret bleiben, so wie auch die Frage nach der Gattungszuordnung nicht eindeutig zu beantworten ist. Das Buch hat Züge eines modernen polyphonen Romans mit lyrischen Elementen, enthält biografische und diaristische Ebenen, ist mit seinen langen beschreibenden Teilen dem Reisebericht verwandt und könnte hinsichtlich des schmalen Umfangs und seiner Zuspitzung auf die Begegnung mit dem Engel, der schließlich eine Wende in der Handlung (nämlich die Abreise aus dem Tal) bringt, auch als Novelle gelten.

Die Komplexität beginnt mit der uneindeutigen Erzählperspektive. Der Text setzt mit dem Satz ein: «Unsere Zelte stehen auf einer Grasbank am Ufer des Lahr-Flusses.» (Tal, 5) Aus der Perspektive dieses Wir (das eine Gruppe von Figuren im Text, aber auch die Erzählerin und die implizite Leserschaft sein könnten) wird die Landschaft geschildert («ringsum sehen wir Berge und Ketten, die unser Tal mächtig überragen», Tal, 5). Auch das Ich tritt unvermittelt auf und wird gleich von einer unpersönlichen Perspektive ergänzt («Man sollte sich nie in das Geröll hinaufwagen. Man tut es doch immer wieder», Tal, 7). Dazu kommen apostrophische Satzfolgen und Ellipsen, die ein Element des hymnischen Tonfalls bilden («oh, jähe Hoffnungen! Schlägt dein Herz wieder?» Tal, 9)

28 Schwarzenbach, *Steppe* (wie Anm. 24), S. 112 f.

29 «Diese Erinnerungen, die ich früher von mir fernhielt – ja, bis gestern! – ich verbannte sie, ich wollte mich verbannen, kein Exil war mir einsam genug.» (Tal, S. 68).

30 Sabine Rohlfß: *Exil als Praxis – Heimatlosigkeit als Perspektive? Lektüre ausgewählter Exilromane von Frauen*. München 2001, S. 299.

sowie fingierte Gespräche mit abwesenden, gestorbenen oder imaginierten Figuren wie der Geliebten Jalé oder dem Engel.

Diese Nicht-Festlegbarkeit der Erzählinstanz ist programmatisch. Dass der Text in die Unverständlichkeit schlingert, scheint ebenfalls in diesem Ich und seinen Aufsplittungen angelegt, das sich offenbar unverstanden fühlt und Unverständnis hervorruft. «Unidentifizierbar, ortlos, nichtstillstellbar, subversiv gegenüber einer normalisierenden Ordnung hat sich das erzählende Ich in *Das glückliche Tal* [...] deterritorialisiert. Dabei droht es sich aufzulösen, gerät an die Grenzen des Lebbareren, und das heißt auch an die Grenzen des Scheiterns und Verstummens.»³¹ Diese Charakteristik gewinnt Rohlf's etwa aus ihrer Analyse der geschlechtlichen Ambivalenz des Ichs, aber auch aus dem erzählten Versuch, sich aus den «Institutionen der gewaltsamen Regulierung» zu befreien.³² Diese Institutionen werden im Text genau benannt – allerdings im Zug einer vieldeutigen exklamatorischen Rhetorik:

Und ich breche auf. – Befreiung! Befreiung! – Einzige Freiheit, die uns geblieben ist! – Ich habe keinen Namen hinterlassen und weiss nicht, wo ich die nächste Nacht zubringen werde. Eure Mahnungen, Bussen, Steuerzettel werden mich nicht erreichen. [...] Und ich lerne eine neue Sprache. Habe ich den Verstand verloren? – Wer nicht dreissig Jahre hinter Schloss und Riegel zubringen will, tut gut daran, sich rechtzeitig davonzumachen: es gibt neue Erden, neue Sprachen, andere Völker, die nicht in festen Häusern wohnen. [...] Aber ich muss noch vergessen, dass ich mich befreien wollte. Dass ich eure Kirchen verliesse, eure Gerichtssäle, eure Spitäler. [...] Ich muss die Katheder und Kanzleien vergessen, und den Geruch der Apotheken, den Staub der Museen, die heilkräftige Luft der Sanatorien. (Tal, 106 f.)

Dem Aufbruch in das Neue, Ungewisse, Unfeste und Unbehauste stehen die modernen Ordnungsinstitutionen entgegen, denen sich das Ich in einem paradoxen Vergessen des Vergessenwollens doppelt entziehen will: die «Kirchen», die «Gerichtssäle», die «Spitäler», die «Katheder» der Universitäten, die Rechtsprechung, die «Museen» und die Medizin mit ihren «Sanatorien». Schwarzenbach beschreibt explizit die Disziplinierungsfunktion dieser Institutionen, wobei sie die zynische Rhetorik des «Fortschritts» entlarvt:

Die Nervensanatorien Europas sind überfüllt. Die Heere sind gerüstet. Die Jugend ist diszipliniert. Die Maschinen funktionieren. Der Fortschritt ist unterwegs. Und ganze Völker werden von Psychosen erfasst. Einzelne heilt man mit «Arbeits-Therapie» und führt sie in das normale Leben zurück. *Das normale Leben...* wie tief reichen seine Wurzeln noch? (Tal, 89, Hervorhebung im Original)

Hier wird suggeriert, dass «das normale Leben» durch die Disziplinierung der Individuen erzeugt wird. Disziplinierung wiederum erfolgt durch die institutionalisierte Beseitigung von Funktionslosigkeit und Unordnung. Die Passage evoziert eine These des Soziologen

³¹ Ebd., S. 321 f.

³² Ebd., S. 312.

Zygmunt Bauman, nach der die Moderne mit ihren Institutionen durch Identifizierung und eindeutige Kategorisierungen vor allem Ambivalenz ausschließen will. Genau mit diesen Bemühungen würden moderne Institutionen allerdings Ambivalenz auch immer wieder erzeugen. Auch das ambivalente Ich in *Das glückliche Tal* ist dieser von Bauman erörterten Dynamik ausgesetzt, und wenn er bemerkt, dass bei «näherem Hinsehen [...] sich die Hoffnung auf Ankunft als der Drang zu fliehen» erweist,³³ dann gilt diese Bemerkung für das Ich von Schwarzenbachs Text auch umgekehrt: Das vor den Institutionen flüchtende Ich könnte auch auf eine Ankunft irgendwo hoffen, auf einen Ort, wo seine Ambivalenz Anerkennung findet oder sich sogar in Eindeutigkeit wendet: «Wo erwarten mich die grossen Tröstungen –, wo endlich?» (Tal, 121) – «Fliehen, fliehen – *fliehen* –, schweissüberströmt knie ich im Wind, wohin mich wenden?» (Tal, 134, Hervorhebung im Original)

Der Entzug aus der institutionalisierten Ordnung im Reisen wird deshalb als «Geschenk einer fürchterlichen Freiheit» (Tal, 137) bezeichnet. Im «glücklichen Tal» – dem Kulminationspunkt des Erzählens «am Ende aller Wege» (Tal, 138) – ist auch eine Art Scheitelpunkt dieser Dialektik von Freiheit und Furcht(barkeit) erreicht: Neben der immer wieder rauschhaften Emphase des Unterwegsseins, des Aufbruchs und der Bewegung werden Emotionen wie Angst, Bedrückung, Schuld, Reue oder Trauer formuliert. Die Freiheit, für die das Ich «alle Gewohnheiten abgelegt, alle Erinnerungen vergessen, allen Höflichkeiten und Uebereinkünften abgesagt» (Tal, 146) hat, ist auch mit einer völligen Subjektivierung verbunden («Niemand versteht. Niemand vermisst sich zu helfen. [...] Meine Einsamkeit ist vollkommen.» Tal, 172). Sie steht mit depersonalisierenden, pathologischen Momenten im Zusammenhang («Malariafieber», «Dreitagesfieber», «Fieber der blauen Wanzen von Firuskuh», «Schüttelfröste», Tal, 150 f.), mit dem Drogenrausch oder mystischen Entrückungszuständen. Neben dem Verlangen, der Disziplinierung durch «Schloss und Riegel» und «Nervensanatorien» zu entfliehen, steht also auch der Wunsch, die Vereinzelung zu überwinden und den Ort einer intersubjektiven Geborgenheit zu finden.

Der Text lässt offen, ob diese Wünsche in Erfüllung gehen. Zwar bleibt das Ich nach dem Gespräch mit dem Engel «wunschlos, ohne Gnade, sterblich ermüdet» (Tal, 198) zurück, doch ganz zum Schluss ereignet sich eine neue «Stunde des Aufbruchs» (Tal, 198) und die Zelte im Tal werden abgebrochen. Im letzten Satz des Textes befindet sich das Ich wieder auf der Reise und erfährt eine erneute Vision von Offenheit, vor allem aber scheint es nun auf einmal «Freunde» zu haben, an die sich diese Rhetorik in einer Apostrophe wendet: «Freunde! Freunde, seht! Ueber den rauchenden Elendshügeln, am Horizont, bewegen sich wunderbare Segel! →» (Tal, 199)

33 Zygmunt Bauman: *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*. Aus dem Englischen von Martin Suhr. Hamburg 2005, S. 27.

Während des Gesprächs mit dem Engel wird deutlich, dass das Ich ein schreibendes Ich ist. Der Engel «ging bis zum Tisch, auf dem ein Stoss weissen Papiers und ein paar beschriebene Seiten lagen» (Tal, 192), und fragt nach dem Sinn dieses Schreibens: «Was willst Du denn aufzeichnen?» (Tal, 193) Die Antwort ist eindeutig: «Ach, noch einmal das Herz der Menschen berühren! Den glücklichen Atem der Welt spüren! Ach, noch einmal leben!» (Tal, 193) Damit erfolgt eine Gleichsetzung von authentischem Leben beziehungsweise gelingender Intersubjektivität jenseits der normierenden Ordnung mit dem Schreiben. Ob diese Gleichung von Leben und Schreiben je aufgeht, muss offenbleiben.³⁴ Allerdings kann die Suche nach einer «neuen Sprache» und die immer wieder erwähnte Sprachskepsis und Sprachverzweiflung³⁵ auch performativ für den tatsächlich undisziplinierten Text gelten, den die Leserinnen und Leser vor sich haben. Es ist ein Text, der sein Streben nach einem Ausdruck jenseits der institutionalisierten Redeformen selbstbezüglich thematisiert. Zunächst geschieht dies formal im Immer-wieder-neu-Ansetzen, in der repetitiven und aufschiebenden Struktur des Textes. Doch kann auch die Bestrebung des Ichs, «sehen zu lernen», um die «Unzahl der Bilder» (Tal, 143) in ihrer Gesamtheit in einer Art mystischen Schau zu erfassen,³⁶ als Teil des letztlich unmöglichen Versuches gelten, eine Literatur jenseits aller Institutionen und ihrer symbolischen Ordnungen, sogar jenseits der Institution der menschlichen Sprache hervorzubringen: «Während ich anfing, geheime Inschriften zu lesen und meinen Entdeckungen neue Namen zu geben, schien mir gleichzeitig das Verständnis der menschlichen Sprache abhanden zu kommen.» (Tal, 145)

Institutionalität und Freiheit

Das Wunder des Baums schildert auf circa 240 Seiten Drucktext und in drei Teilen die Geschichte des Schweizers Marc, der einem französischen Internierungslager entkommen ist, nach Afrika gelangt und dort durch Verdächtigungen, ungünstige Verhältnisse und Ungeschicklichkeit in die Maschinerie einer juristischen und medizinischen Überwachungsbürokratie gerät, wieder entlassen wird, eine Beziehung zur Kriegswitwe Louise eingeht und wieder aufbricht bis «an den Fuss des Ruwenzori» und zu «den Ufern der

34 Skeptisch äußert sich Rohlf's zum Begehren des Ichs, «der normierenden Ordnung nicht nur zu entgehen, sondern sich jenseits ihrer Grenzen zu artikulieren» (S. 342), und meint, dass letztlich «das Projekt des Schreibens verworfen» werde, weil sich für das Unsagbare kein Platz in der Sprache finden lasse. (Rohlf's, Exil als Praxis, wie Anm. 30, S. 344)

35 «Es verschlägt mir die Sprache. Und ich bin mit meiner Vernunft am Ende.» (Tal, S. 102) – «Wir verlernten den Gebrauch der Worte.» (Tal, S. 110) – «[...] ich finde kein Wort der Erlösung. Ich bin der Sprache nicht mehr mächtig. Erbarmen!» (Tal, S. 118)

36 Auf die Tradition der Sprachmystik verweist das Moment der *gleichzeitigen* Wahrnehmung der Eindrücke sowie oxymoronische Formulierungen wie «gleichzeitig ihre Stummheit, ihre Sprache [...], ihre erdrückende Nähe, ihre unberührbare Entfertheit». (Tal, S. 143)

grossen Seen» im «innersten Afrika[]» (Wunder, 209 f.). Der Text erzählt von den Mechanismen der Institution, aber auch von einem subjektiven «Prozess», der den Protagonisten schließlich durch naturmystische Erlebnisse zu einem Zustand der «Hoffnung» und der «Gelassenheit» (Wunder, 235) in eine spirituelle Dimension von Freiheit führt: Dieser Prozess stellt das titelgebende «Wunder» dar.

Das Manuskript entsteht im Herbst/Winter 1941/42 an verschiedenen Orten im Kongo vor dem Hintergrund von Schwarzenbachs eigenen legalen Problemen mit der kolonialen Bürokratie, die zunächst zu einer schweren Enttäuschung führen (dass sie sich nicht für die französische Armee gegen den Faschismus engagieren kann und dass die offiziellen Repräsentanten des freien Frankreichs sie wie eine feindliche Ausländerin behandeln). Doch der literarische Antrieb scheint noch tiefer motiviert zu sein. Schwarzenbach konstatiert grundsätzlich ihre Enttäuschung über die koloniale Gesellschaft, die einer «falschen Wirklichkeit»³⁷ verhaftet sei, nämlich den bloß als Kopien bestehenden europäischen Institutionen. Neben «Strassen, Bahnen, Häfen» finden sich in Afrika auch «Spitäler, Gerichtshöfe, und Gefängnisse. Man findet Schulen, Garagen, Geschäfte, Polizei- und Telephonämter».³⁸ Die sich in diesen Kopien manifestierende Sehnsucht der weißen Kolonialisten nach Europa wird aber als bloßer «Widerhall des falschen Lebens»³⁹ gesehen, da der Krieg und die nackte Gewalt gerade europäischen Ursprungs, also im Innern der maßgeblichen politischen Ordnung angelegt sei. Die Antifaschistin Schwarzenbach kommt während ihres neunmonatigen Aufenthalts in Afrika offenbar zu der Erkenntnis, dass – obwohl «das verwerflichste aller politischen Systeme die sogenannte nationalsozialistische Diktatur ist»⁴⁰ – die wirkliche Freiheit und damit das «richtige Leben» nicht unbedingt von politischen Systemen abhängen. Vielmehr entwickelt sie einen existentialistisch anmutenden Begriff von Freiheit, der von allen politischen Ereignissen unabhängig ist. Dieser Begriff hat eine stark innerliche Komponente, zeugt aber auch von gemeinsamer «Hoffnung auf Erlösung»⁴¹ und basiert auf der universellen menschlichen Leidensfähigkeit.⁴²

Diese Entwicklung geht einher mit einer Kritik gesellschaftlicher Macht, die die Autorin narrativ in *Das Wunder des Baums* sowie explizit auf dem Rückweg nach Lissabon in einem Bericht mit dem Titel *Beim Verlassen Afrikas* formuliert:

37 Schwarzenbach, *Afrikanische Schriften* (wie Anm. 1), S. 62.

38 Ebd., S. 59.

39 Ebd., S. 62.

40 Annemarie Schwarzenbach: *Beim Verlassen Afrikas*. In: dies., *Afrikanische Schriften* (wie Anm. 1), S. 123–161, hier S. 132.

41 Ebd., S. 161.

42 «Ich glaube, dass jeder unglückliche Mensch mein Bruder ist, selbst wenn er unter unbeweisbaren Verdächtigungen, als Kommunist oder Nazi oder Defaitist, in einem Lager gefangen sitzt. Aber ich glaube nicht, dass irgendein Mensch mein Bruder ist, nur, weil er aus zufälligen Gründen, etwa als ‚Freier Franzose‘, politisch auf der gleichen Seite steht wie ich.» (Ebd., S. 132 f.)

Ich habe [...] eingesehen, dass unsere der ‚Gerechtigkeit‘ dienenden Institutionen nichts anderes sind als die mehr oder minder streng oder milde angewandten Instrumente der Macht, welche unsere staatlichen Institutionen über ihre Bürger ausübten, – und dass man ihnen absolut ausgeliefert ist, *absolut*, d. h. ohne dass die Frage der Gerechtigkeit unbedingt eine Rolle spielt.⁴³

Die Macht der Behörden – deren absolute Geltung durch die Wiederholung des Adjektivs *absolut* und die typografische Hervorhebung akzentuiert ist – schildert Schwarzenbach in ihrem Bericht anhand des Dezisionismus der französischen, belgischen und britischen Behörden. Nur der Schweizer Konsul und seine Frau werden als freundschaftliche Vertraute beschrieben, die dem guten Willen der Autorin Glauben schenken und nicht in Freund-Feind-Schemata gefangen sind. Als Schwarzenbach aus dem Kongo ausreisen will, muss sie ihr während des Aufenthalts entstandenes Romanmanuskript entweder zurücklassen oder zur Begutachtung der französischen (gaullistischen) Zensurbehörde vorlegen, was sie in ihrem autobiografischen Bericht *Beim Verlassen Afrikas* beschreibt. In diesem Bericht schildert sie ein Gespräch mit dem Kabinettschef, das die «zwei verschiedenen Ebenen»⁴⁴ aufzeigt, die hier zusammenstoßen: auf der einen Seite Politik und Institutionalität, auf der anderen Seite Literatur. Der Literatur kommt nach Schwarzenbach die Aufgabe zu, der absoluten Macht der Institutionen über das Leben das absolute Innere und Individuelle entgegenzustellen, um das «Lebensrecht» des Einzelnen zur Anerkennung zu bringen – eine Anerkennung, die über das bloße Ausstellen eines Passes oder die Bestätigung eines Namens hinausgeht und die auch jenseits der Unterscheidung von Freund und Feind stattfinden muss, weil sie auf dem Faktum des gemeinsamen Lebens beruht.⁴⁵

Der Roman *Das Wunder des Baums* ist diesen Überlegungen zum Verhältnis von Institutionalität und Leben anlässlich von Schwarzenbachs Erlebnissen mit den Kolonialbehörden verpflichtet. Die Schilderung von Marcs «Internierung» (Wunder, 87) ist dementsprechend drastisch: Prügel bei der Verhaftung (deren Grund Marc nicht zu kennen scheint), stunden- oder tagelanges Festbinden an einem Bett, Isolations- und Dunkelhaft, Überwachung und willkürliche Demütigungen durch die Ärzte, Juristen und Nonnen, die afrikanischen Wächter und den «Direktor». Die Beschreibungen sind von einer radikal subjektiven, personalen Erzählperspektive geprägt, die stellenweise an die Romane Franz Kafkas erinnert und unzuverlässig erscheint. Insgesamt bleibt bis zuletzt unklar, was man Marc vorwirft und um was für eine Institution es sich konkret handelt.

43 Ebd., S. 127, Hervorhebung im Original.

44 Ebd., S. 158.

45 «Aber sie waren einem Menschen begegnet [durch die Lektüre des Romanmanuskripts, CB], – nicht mehr einem Namen, Pass, Anspruch, Beruf, Empfehlungsschreiben, Vermögen, – nicht mehr einem Phantom. Und sie hatten nicht anders können, als diesen Menschen anzuerkennen, indem sie ihm seinerseits als Menschen antworteten. Sie hatten sich offenbar nicht mehr als meine absoluten Richter gefühlt. Sondern sie hatten mir mein Lebensrecht zugestanden, – so, wie sogar feindliche Brüder es untereinander tun.» (Ebd., S. 161)

Einmal werden die Insassen als «die Kranken [...] in ihren Baumwollhemden» (Wunder, 84) bezeichnet, ein anderes Mal als die «Gefangenen», die «gestreifte Hemden» (Wunder, 112) oder «Handfesseln mit Sträflingskleidern» (Wunder, 148) tragen. Später stellt Marc fest, dass «Verrückte und Kranke und Internierte» (Wunder, 96) zusammen festgehalten werden. Diese Insassen haben gemeinsam, dass sie «ständig überwacht» (Wunder, 116) werden und «einer namenlosen Gewalt» (Wunder, 91) ausgeliefert sind, die nicht aus einem bestimmten Grund heraus angewandt wird, sondern «aus irgendeinem Grund, vielleicht nur aus Bequemlichkeit» (Wunder, 91), weil es zur Mechanik der Institution gehört, der die souveränen Instanzen «gelangweilt, überlegen, und kalt» (Wunder, 149) folgen.

Diese Mechanik bildet den Ausnahmezustand einer selbständig gewordenen Institution ab, in der sich Leben und Politik verbinden (das heißt, dass die biologische Tatsache des Lebens unmittelbar politisch wird und umgekehrt)⁴⁶ und nicht mehr durch rechtsstaatliche Kontrollen und demokratisch legitimierte Behörden gelenkt werden. In einer solchen Institution werden die Insassen aus der Gesellschaft ausgeschlossen und befinden sich in einer anderen Wirklichkeit, die für den Protagonisten kaum mehr diskursiv mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit außerhalb der Gefängnismauern zu vermitteln ist: «[...] Aber wie könnte ich es erklären, denn es war doch ein Martyrium, ich war ein Gefangener, und lebte nicht wie andere Menschen, sondern wie ausserhalb der Welt [...]» (Wunder, 86) Marc hat die Welt der Menschen tatsächlich temporär verlassen, die Wächter können ihn «wie ein Tier von einer Ecke in die andere jagen» (Wunder, 88), sie treiben ihn «wie ein widerstrebendes Tier» (Wunder, 112) in seine Zelle. Diese Ohnmacht führt zu einer Sprachlosigkeit, die darin besteht, überhaupt nicht mehr der menschlichen Gesellschaft anzugehören, sondern innerhalb der Institution zu einem «Tier», also einem nackten Leben geworden zu sein, das man «ungestraft» quälen kann. Eine Ohnmacht, die Schwarzenbach mit der wiederholten Frage «*Wie es erklären*» rhetorisch als Zustand ohne rational vermittelbare Erklärung kenntlich macht:

Wie jemals davon sprechen wollen, wie man eines Tages in jenem Gefängnis dem Feind gegenüber zu stehen glaubte, einem Arzt, einem Inspektor, einem Schwarzen, einem Büttel, einem Knecht, einem jener Maskengesichter, – wie man zuschlagen wollte, als sie einem das Sprechen verboten. Wie es erklären, dass sie einem lächelnd die Hand auf die Schulter legten, lächelnd, lächelnd, und ungestraft, und dass man sich nicht wehrte! – Dass man sich fürchtete! [...] *Wie es erklären?* (Wunder, 87, Hervorhebung im Original)

Der grundlose Verlust des menschlichen sozialen Status hat eine kommunikative Konsequenz, nämlich dass es dafür auch kaum ein adäquates diskursives Zeugnis gibt:

Von nackter Notdurft kann man leben. Und wenn man daran sterben würde, – dann noch sterben sie lautlos, die Tiere. Und wir? – Ach, dieses ohnmächtige Geschrei! – (Wunder, 115)

46 Vgl. Agamben: *Homo Sacer* (wie Anm. 6), S. 157.

Die Erfahrung absoluter Entrechtung wird zunächst als individuelles Schicksal des Protagonisten erzählt, der als «Kind der Schweizer Demokratie» (Wunder, 33) besonders unter dem totalitären Regime zu leiden scheint, erfährt aber mit der Figur des schwedischen Mitgefangenen Jan und dessen Geschichte eine Öffnung ins Allgemeine. Zudem wird die Erzählung immer wieder explizit als eine universelle ausgegeben, denn «sogenanntes Unrecht und Demütigungen» seien «in allen Gefängnissen üblich», es würde «Abertausenden» (Wunder, 149) so ergehen wie Marc. Verschiedentlich wird die Ohnmacht auch als «Martyrium» bezeichnet, die christologische Implikationen hat, etwa wenn Marc mit Lederriemen auf ein Bett gefesselt «fast wie ein Gekreuzigter ausgestreckt» (Wunder, 94) erscheint oder wenn angespielt wird darauf, dass er über das Wasser gehen kann. Die Spannung zwischen Tier und Messias verweist auf die beiden auch in der Gegenwart noch wirksamen Pole in der Wahrnehmung des Opfers, als dessen Figuration Marc erscheint.

Innerhalb dieser Spannung entwickelt der Text ein spirituelles Verständnis von Freiheit, die sich der Opposition von Freund und Feind, Opfer und Täter entzieht: «Aber Marc wusste jetzt auch, dass den Menschen eine Freiheit gegeben wurde, welche Mauern zerbricht, als seien sie aus Glas, und welche grösser ist als Knechtschaft und Furcht, viel grösser.» (Wunder, 151) Dieser innerliche Prozess ist ein Rückzug aus der Politik, den man als «Reduktion von Komplexität»⁴⁷ sicherlich kritisch bewerten kann, und auch ein literarischer Rückzug aus dem Genre der Reiseliteratur. Denn für Marc sind anfänglich die «Schreibmaschine und die ausgebreiteten Landkarten» (Wunder, 63) charakteristisch, später jedoch werden diese Medien und damit überhaupt die rational erfasste Wirklichkeit infrage gestellt: «Was nennen sie Wirklichkeit? Was auf der Karte verzeichnet ist? Was man beim Namen nennen, mit den Händen greifen kann?» (Wunder, 210) Diese letztlich romantischen Zweifel an der Geltung des logisch-diskursiven Weltzugriffs gehen noch über das Verlangen nach einem Leben (und einer Sprache) jenseits von Institutionalität in *Das glückliche Tal* hinaus, so wie *Das Wunder des Baums* den elegischen Tonfall in hymnische Passagen steigert. Schwarzenbach überträgt diese dann auch konsequent in die Prosadichtung *Marc*, in der ein politischer Diskurs oder Institutionen so gut wie abwesend sind.

Bereits in *Das Wunder des Baums* behauptet der Protagonist, «ausserhalb der Wirklichkeit gelebt» (Wunder, 211) zu haben, wobei wie in *Das glückliche Tal* Begegnungen mit Engeln und Visionen eine Rolle spielen. Dieses hymnische Lebensgefühl bedeutet die Trennung von Louise, die Marc in dessen solipsistischer und unstillbarer Sehnsucht nicht nachzufolgen vermag. Marcs Reise führt ihn am Schluss der Handlung in ein Außerhalb der Geografie: «Der Ort, den Marc jetzt erreicht hat, braucht nicht mehr in Afrika zu sein.»

47 Dieser Prozess ist für das auch bei Schwarzenbach wichtige Motiv der Paradiessuche in der Reiseliteratur üblich, vgl. Alfred Opitz: Reiseschreiber. Variationen einer literarischen Figur der Moderne vom 18.–20. Jahrhundert. Trier 1997 (= Grenzüberschreitungen. Studien zur europäischen Reiseliteratur Bd. 8), S. 233.

(Wunder, 224) Auf den Anhöhen erblickt er «ein italienisches Bild», «die Bläue des Mittelmeers» und «Griechenland» (Wunder, 225). Diese imaginierte elysische Landschaft – die «wohnlich» ist durch die Dörfer und Gärten der afrikanischen «Hirten» (Wunder, 225) – bildet den Schauplatz für die abschließenden Beschreibungen von Marcs mystischen Zuständen, die nun die «grossen Tröstungen» mit sich bringen, nach denen *Das glückliche Tal* fragt. In ihnen ist jegliche Fremdheit aufgehoben, weil das staunende Schauen alle Gegensätzlichkeit sogleich integriert:

Er vergisst, was ihm fremd war: das Stammelnde, das Unverständliche, das Angreifende, das mit dem Bruder um das verschleuderte Erbteil Ringende [...], das ohne Hunger Begehrende, das auf der Bahn des vom göttlichen Antlitz wehenden Leuchtens getragene und reine Streben. Oh über den Streit und Widerstreit erhobene, Glück und Leid verzehrende Unruhe, oh Gelassenheit! (Wunder, 235)

Die Passage vermittelt eine Erfahrung eines Außerhalb von Macht und Ohnmacht, eine Erfahrung des Lebens abseits jeglicher Institutionalität und ihrer symbolischen Ordnung. Der institutionellen Erzeugung des «nackten Lebens» gegenüber stellt Schwarzenbach nun nicht mehr eine politisch gemeinte Freiheit, in deren Zeichen institutionelle Macht durch legale Verfahren und *checks and balances* kontrolliert wird, sondern eine absolute Freiheit, die anarchistisch ausgerichtet ist und sich auf das Innenleben der Individuen richtet.⁴⁸ Dieser Begriff von Freiheit beruft sich auf die Erfahrung einer Unmittelbarkeit, die im Gefühl des eigenen Zum-Leben-Kommens⁴⁹ angelegt ist: «Und er lächelt, weil in ihm die Geburt ist, und der Ursprung der Freude [...]» (Wunder, 235) Eine solche Erfahrung ist allerdings nur noch mit den theologischen Begriffen von Gnade und der Heiligkeit des Lebens zu begreifen. Deshalb ist sie auch einem Schreiben vorbehalten, das sich konsequent von einem Begriff der politischen Literatur verabschiedet und die Literatur selbst nicht mehr als Kritik, sondern als sozusagen heilige Gegensprache zur Welt der Institutionalität konzipiert.

48 Mit dieser Tendenz stellt sich Schwarzenbach natürlich auch abseits der politisch engagierten, sogenannt realistischen Schreibweisen, die die Exilliteratur dominieren. Allerdings ist sie damit nicht allein. Auch Alfred Döblin hat etwa in seinem groß angelegten, zwischen 1935 und 1937 entstandenen *Amazonas*-Roman (für den er ursprünglich den Titel *Land ohne Tod* vorgesehen hatte) naturmystische Gedanken entwickelt, die sich der in die Katastrophe mündenden Moderne entgegenstellen. Zu nennen wäre auch Franz Werfels letzter Roman *Stern der Ungeborenen* (1946), eine literarische Utopie (inklusive Satire und Reiseroman), die ein mystisches Weltbild entwirft, vgl. wiederum Battégay, *Geschichte der Möglichkeit* (wie Anm. 25).

49 Schwarzenbachs Nennung der «Geburt» lässt an Hannah Arendts Begriff der «Gebürtlichkeit» oder der Natalität denken, mit dem sie die individuelle und immer wieder erneuerbare Handlungsfähigkeit meint. Allerdings fußt bei Arendt gerade das Politische auf dieser Tatsache – und stellt keine mystische Abkehr von der Politik dar –, weil Geborensein und Anfangenkönnen die hauptsächlichen Impulse der Politik seien, vgl. Hannah Arendt: *Vita Activa oder vom tätigen Leben*. München, Zürich 1994, S. 167.

«Was bleibt, stiftete ich den Dichtern»

Dürrenmatts Dramaturgie der Institutionen und die Gründung des Schweizerischen Literaturarchivs

ULRICH WEBER

Ein Vermächtnis

Am 14. Dezember 1990 starb Friedrich Dürrenmatt, knapp siebzugjährig. Kurz zuvor hatte er noch einmal die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, als er in einer Rede für den tschechischen Staatspräsidenten und Dramatiker Václav Havel die Schweiz nicht als Hort der Freiheit, sondern als ein Gefängnis mit lauter Wärtern schilderte, die sich gegenseitig bewachen und so als Kollektiv zu Gefangenen ihrer selbst werden. Obwohl die Rede – gehalten im unmittelbaren Rückblick auf den Kalten Krieg und die damit verbundene Fichenaffäre – bis heute nachklingt und bei jeder geeigneten und ungeeigneten Gelegenheit zitiert wird, obwohl diese kritische Auseinandersetzung mit dem Schweizer Staatswesen und seinem Selbstverständnis immer wieder als ‚Vermächtnis‘ Dürrenmatts bezeichnet wird, war vielleicht von nachhaltigerer Bedeutung für die Schweizer Kultur, was Dürrenmatt kurz zuvor, völlig unrhetorisch, in einer performativen Sprachhandlung, einem Vertragswerk mit der Schweizerischen Eidgenossenschaft, in die Wege geleitet hatte: Die Gründung des Schweizerischen Literaturarchivs als Gegenleistung für die Schenkung seines literarischen Nachlasses an die Schweizerische Eidgenossenschaft.

Friedrich Dürrenmatt war ein gewiefter Dramatiker und Dramaturg, der seine Effekte gezielt und die Wirkung berechnend einsetzte. Von seinen Stücken bleiben vor allem große Einzelfiguren in Erinnerung: die alte Dame Claire Zachanassian mit ihrer monströsen Rache, die verrückte, machtbesessene Irrenärztin Mathilde von Zahnd, der nicht sterben könnende Nobelpreisträger Wolfgang Schwitter oder der hühnerzüchtende Kaiser Romulus. Doch darf dies nicht darüber hinwegtäuschen, dass Dürrenmatt vor allem auch ein Dramatiker der Institutionen war, seien es die Irrenanstalt, die Privatbank, das Leichenvernichtungsunternehmen oder politische Gemeinwesen, vom abgetakelten römischen Imperium über die künstlich isolierte Kleinstadt und die im administrativen Mist erstickende Demokratie bis zum totalitären Staat, der seinen Machthaber verliert. Und er hat wie kein Zweiter die Mechanismen, die Eigendynamik wie die Pannenanfälligkeit und die Persionen von Institutionen studiert und inszeniert – etwa auch im Roman *Justiz* (1985), in dem die Institution Justiz, einmal mit einem geschickten Billardstoß in Gang gesetzt, durch ihre eigene Investigations-

logik zu einem Freispruch für einen offensichtlichen und geständigen Mörder kommt und stattdessen einen unschuldigen Schuldigen kreiert, der, in die Enge getrieben, der Verurteilung durch Suizid zuvorkommt.

Dürrenmatt wusste also sehr wohl, was er tat, wenn er den Anstoß zur Gründung einer Institution gab. Das Bild ist verlockend und wurde in der Presse denn auch aufgegriffen: Dürrenmatt als Strippenzieher, Dürrenmatt als positiver Erpresser, ein Gegenbild zu seiner Claire Zachanassian aus dem *Besuch der alten Dame* (1956): Ein großzügiges Geschenk ans Gemeinwesen setzt einen Prozess in Gang, der seiner eigenen Logik folgt – in diesem Falle einen institutionellen Prozess, der immerhin schon seit 28 Jahre seinen Lauf nimmt. Und ein Ende ist nicht absehbar beziehungsweise zu befürchten.

Vernichtete Nachlässe und düstere Literatenschicksale

Doch der Blick auf Dürrenmatts Werk lässt nicht unbedingt eine retrospektive Teleologie zu, die auf diesen Gründungsakt als letztwillige Nachlassverfügung und eine Archivgründung vorausweisen würde: Einzig die vergessliche Pythia nutzt in *Sterben der Pythia* (1976) das Archiv des Heiligtums in Delphi, um nachzuschlagen, was sie jenem Ödipus vor langer Zeit orakelt hat, der sich nun selbst geblendet hat. Romulus' inszenierter Untergang des römischen Reiches in *Romulus der Grosse* (1949) geht hingegen einher mit der Verbrennung der Archive. Und auch Dürrenmatts sterbender und auferstehender Schriftsteller-Nobelpreisträger Wolfgang Schwitter geht in *Meteor* (1966) wenig respektvoll mit seinem Nachlass um: Statt seinem Verleger und seinem Sohn, die auf seine Hinterlassenschaft lauern, seine Millionen und seine Manuskripte zu hinterlassen, verbrennt er beides im Eisenofen in seinem Sterbeatelier: Der Meteor verglüht mit allem, was er hervorgebracht hat.

Überhaupt: Weder die Dichterfiguren noch die sekundäre Beschäftigung mit Literatur kommen bei Dürrenmatt besonders gut weg – vom naiven Mansardenpoeten Fortschig im Roman *Der Verdacht* (1951/52), der von Kommissär Bärlach instrumentalisiert und durch dessen Pokern gegen einen Naziverbrecher zum Mordopfer wird, bis zum Germanistikprofessor Winter, der in *Justiz* im Restaurant Du Théâtre, vor aller Augen erschossen, mit der Nase im Teller mit seinem angegessenen Tournedos Rossini endet: Literaten haben bei Dürrenmatt einen eher schweren Stand.

In der Komödie *Ein Engel kommt nach Babylon* (1953) ist der Meisterbettler Akki, der ebenso großzügig verschenkt wie er virtuos erbettelt, umgeben von einer Horde von parasitären Schriftstellern, die er als Mäzen durchfüttert, und die er, als er vor der Hinrichtung steht, in seinem Vermächtnis bedenkt: Als ihn «Der Feierliche» (das heißt der Scharfrichter) fragt: «Hast du noch eine Verfügung zu treffen?», während er ihm die Schlinge um den Hals legt, «nachdem er sie mit Seife schmiegsam gemacht hat», wie es

wörtlich heißt, antwortet Akki: «Was bleibt, stifte ich den Dichtern.»¹ – Dies, immerhin, könnte als ironisch-prophetische Vorwegnahme von Dürrenmatts testamentarischem Akt gelesen werden. Denn Akki macht mit seinem Hölderlin-Kalauer keinen Hehl aus seiner Verachtung für das literarische Kleingewerbe. In den 1950er-Jahren, als diese Komödie entstand, war für Dürrenmatt aller Gedanke an Permanenz der Literatur schal – Reaktion auf einen Zeitgeist, der lieber Goethe zelebrierte, als sich auf eine angriffige zeitgenössische Literatur einzulassen. Kein Zufall, dass der degenerierte Bankdirektor Frank V. in der gleichnamigen Komödie (1958) lieber seinen Goethe und Mörike studiert, als sich auf die Realität der Geschäfte seiner korrupten Bank einzulassen: Kultur als harmloses Kleingewerbe oder als zeitloses Kulturgut und Alibi für schmutzige Geschäfte – daran ändert sich in Dürrenmatts Werk auch später wenig: Im Stück *Der Mitmacher* von 1973 taucht die Figur Jack auf, zugleich literarischer Verleger und Verwaltungsrat der Chemiewerke. Wie Frank V. macht er den Spagat zwischen Schöngest, Großindustrie und mörderischem Mafia-Unternehmen – er muss mit Doc, dem Biochemiker und Leichenvernichter, in dessen Labor verhandeln: «Als Verleger der sensibelsten Dichter seit der Jahrhundertwende bin ich andere Örtlichkeiten gewohnt»,² meint er einleitend, und fährt fort: «Es geht um die Chemiewerke», worauf Doc erwidert: «Und ich hoffte schon, Sie wollten einige Dichter verschwinden lassen.»³

Der Untergang der Protagonisten im institutionellen Prozess

Was Jack, der den Erben des Chemieunternehmens umbringen lassen will, hier noch nicht weiß: Wenig später wird neben diesem Erben auch er selbst sich als Leiche in Docs Chemiebad restfrei auflösen. Was mit Jack passiert, ist symptomatisch. Die Logik seines Endes lässt sich am besten verstehen, wenn wir auf die Frage nach den Institutionen und ihrer Darstellung in Dürrenmatts Dramatik zurückkommen.

Wenn wir Institutionen in einem aktuellen kulturwissenschaftlichen Sinne «als gesellschaftlich etablierte, also intersubjektiv geteilte normative, kognitive und evaluative Orientierungen des Handelns»⁴ verstehen, so ist eine Grundfrage der Konstitution von Gesellschaft die Frage nach der Positionierung von Handlungen zwischen Institutionen und Individuen. Institutionen sind nur am Ausgangspunkt in den gemeinsamen Inte-

1 Friedrich Dürrenmatt: Ein Engel kommt nach Babylon. Neufassung 1980. Werkausgabe in siebenunddreißig Bänden. Bd. 4. Zürich 1998, S. 80.

2 Friedrich Dürrenmatt: Der Mitmacher. Ein Komplex. Text der Komödie. Neufassung 1980. Dramaturgie, Erfahrungen, Berichte, Erzählungen. Werkausgabe in siebenunddreißig Bänden. Bd. 14. Zürich 1998, S. 51.

3 Dürrenmatt, *Der Mitmacher* (wie Anm. 2), S. 52.

4 Uwe Schimank: Handeln in Institutionen und handelnde Institutionen. In: Friedrich Jaeger, Jürgen Straub (Hg.): Handbuch der Kulturwissenschaften, Bd. 2: Paradigmen und Disziplinen. Stuttgart, Weimar 2004, S. 293–307, hier S. 293.

ressen der Individuen oder Akteurinnen und Akteure begründet. Sie entwickeln «nach einem (oft nur hypothetisch rekonstruierbaren) ‹Gründungsakt› Eigenstabilität [...], indem sie ihre *raison d'être* mehr und mehr in sich selbst finden und sich gegenüber der Motivlage der beteiligten Akteure verselbständigen. [...] Das Wesen von Institutionen besteht ja gerade darin, dass sie mit der Wahlfreiheit auch die Wahrnehmung der sozialen Akteure einschränken.»⁵ Wer ist die treibende Kraft? Das Individuum oder die Institution? Lenkt das Individuum die Institution oder umgekehrt? Das führt zur Frage nach der Bedeutung des Begriffs Handeln:

Handeln bezieht sich nicht auf die Intentionen, die Menschen beim Tun von Dingen haben, sondern auf ihre Vermögen, solche Dinge überhaupt zu tun [...]. Handeln betrifft Ereignisse, bei denen ein Individuum Akteur in dem Sinne ist, dass es in jeder Phase einer gegebenen Verhaltenssequenz anders hätte handeln können.⁶

Dies ist genau die Frage, die sich in Dürrenmatts Dramaturgie noch und noch stellt: Wie kann das Individuum in Bezug auf das Kollektiv und seine institutionellen Ausformungen handeln, kann es sich den kollektiven normativen und institutionellen Zwängen überhaupt entziehen, ihnen widerstehen und frei entscheiden, oder ist es ein reines Opfer der Umstände, der Sachzwänge und institutionellen Mechanismen?

Dürrenmatts Stücke zeigen immer wieder das Scheitern der oder des Einzelnen beim Versuch, mit einer freien Handlung auf die institutionelle Dynamik Einfluss zu nehmen, die Sachzwänge zu durchbrechen, oder im Sinne der Tragödie durch die freie Tat die Abspaltung von Individuum und Kollektiv aufzuheben, das Einzelne mit dem Allgemeinen zu versöhnen. Die kollektiven Systeme, Organisationen, Institutionen verselbständigen sich in seinem Werk gegenüber dem Handeln ihrer Mitglieder. In einem handschriftlichen Entwurf zu einem Vortrag über das gescheiterte Projekt einer Turmbau-Trilogie schreibt Dürrenmatt:

Es ist ja immer so, dass die gewaltigen Systeme, die die Menschheit vergewaltigen, nicht nur von einem einzelnen durchgeführt werden können, sie entstehen durch eine Verbindung der verschiedensten Interessen, viele machen nur mit, weil sie Geschäfte [machen], manche, weil sie ihren Kopf behalten, und wieder andere, weil sie durch scheinbares Mitmachen etwas ganz anderes zu erreichen hoffen, bald aber ist der Gewaltstaat das System, der Turm, der so errichtet wird stärker als die, die ihn hervorgerufen haben, das Mittel verschlingt alle gemeinsam.⁷

5 Albrecht Koschorke: Narrative und Institutionen. In: ders.: Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie. Frankfurt a. M. 2017, S. 287–328, hier S. 301 f.

6 Anthony Giddens: Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Frankfurt a. M., New York 1988, S. 60, zitiert nach Andreas Göbel: Die Kulturwissenschaften zwischen Handlungs- und Systemtheorie, in: Jaeger, Straub: Handbuch der Kulturwissenschaften, Bd. 2, S. 193–219, hier S. 198 f.

7 Friedrich Dürrenmatt: Manuskript zu einer Rede anlässlich der Schweizer Erstaufführung von *Ein Engel kommt nach Babylon*, 1954. Zitiert nach Ulrich Weber: Dürrenmatts Spätwerk. Die Entstehung aus der Mitmacher-Krise. Frankfurt a. M., Basel 2007, S. 97.

Trotz dieser kritischen Sicht auf die Handlungsmöglichkeiten der oder des Einzelnen wendet sich Dürrenmatt in seiner Dramaturgie gegen einen Fatalismus der Sachzwänge: Er evoziert die Möglichkeit des «mutigen Menschen»⁸ oder später des «ironischen Helden»,⁹ in einem letzten, subjektiven Sinne frei zu handeln, auch wenn solches Handeln wirkungslos, für Außenstehende sinnlos, unverständlich, ja gar als selbsterstörerisches Verbrechen erscheinen mag. Am radikalsten ist dieser Untergang des Einzelnen und sein letztes Aufbäumen gegenüber dem institutionell verhärteten System im *Mitmacher* durchgeführt:¹⁰

Der Mitmacher ist ein mörderisches Stück, in dem ein Protagonist nach dem andern wie in einer Shakespeare-Tragödie umgebracht wird. Der heruntergekommene Biochemiker Doc ist der titelgebende Mitmacher um des Überlebens willen, er stellt sich und seine Kenntnisse in die Dienste eines mafösen Unternehmens, das sich auf die Exekution und spurlose Vernichtung von Menschen spezialisiert hat. Über Docs «Arbeitstisch» gehen sämtliche weiteren Protagonistinnen und Protagonisten des Stücks in horizontaler Lage: sein Boss, seine Geliebte Ann, sein Sohn Bill – zugleich Erbe der Chemiewerke –, der Polizeichef Cop, Verwaltungsrat und Verleger Jack.

Interessant an diesem makaber-grotesken Stück ist vor allem das *Wie* der dramatischen Konstruktion: *Der Mitmacher* ist ein Abgesang auf das Drama, das sprachlich handelnde Menschen zeigt. In der Darstellung des Wechselverhältnisses von Individuum und Institution zitiert Dürrenmatt vordergründig traditionelle Formen des Dramas, insbesondere der klassischen Tragödie. An der dramatischen Oberfläche wird eine personale Konfliktsituation repräsentativer Figuren suggeriert, zunächst in der superlativischen Singularität ihrer Rollenbezeichnung «der beste Freund»,¹¹ «der reichste Mann des Landes»¹² etc. oder in Boss' Selbstbild als «freier Unternehmer»,¹³ der auf seinen «Charakter» und seine «Seelenstärke»¹⁴ pocht, aber auch durch die Verknüpfung von biografisch-familiären und «politischen» beziehungsweise geschäftlichen Konflikten. Doch wird das damit verbundene Modell der Beziehung von Figur und Handlung zugleich in seiner Struktur zersetzt. Die verschiedenen Haltungen und persönlichen Konflikte der Figuren untereinander haben letztlich keinerlei Einfluss auf das grundlegende Geschehen, das einen institutionellen Integrations- beziehungsweise Resorptionsprozess zeigt: In der totalen Korruption verschluckt der anonyme Staat – verbunden mit einer Reihe von Morden – als größte, aggressivste Institution sowohl die Chemiewerke wie das maföse Leichenvernichtungsunternehmen – ein *very unfriendly takeover*. Die Dramaturgie des Stücks

8 Friedrich Dürrenmatt: Theaterprobleme [1954]. In: ders.: Theater. Essays, Gedichte, Reden. Werkausgabe in siebenunddreißig Bänden. Bd. 30. Zürich 1998, S. 31–72, hier S. 63.

9 Dürrenmatt, *Der Mitmacher* (wie Anm. 2), S. 202.

10 Vgl. zum Folgenden Weber, *Dürrenmatts Spätwerk* (wie Anm. 7), S. 119–122.

11 Dürrenmatt, *Der Mitmacher* (wie Anm. 2), S. 33.

12 Ebd., S. 53.

13 Ebd., S. 63.

14 Ebd., S. 64.

macht es deutlich: Die Zeit der Protagonistinnen und Protagonisten ist vorbei; was bleibt, sind die Institutionen; während jene in ihrem Handlungsanspruch – ob egoistisch oder idealistisch – restlos scheitern, bleibt das System bestehen, das seinerseits von einer ökonomisch-totalitären Integrationsdynamik geprägt ist. Die Nebenfiguren, die durch ihre schematischen Auftritte (Leichenantransport) die Vernichtungsmaschinerie symbolisierten, sind am Schluss die Gewinner auf der dargestellten Ebene – sie sind allerdings nichts weniger als Charaktere, nur Spielfiguren, Funktionen innerhalb des institutionell organisierten Systems.

Die individuelle Wahrheitsfindung, die auf der Oberfläche des Dramas, der klassischen Tradition entsprechend, rhetorisch die entscheidende Dimension des Geschehens abgibt, spielt in der Tat keine wesentliche Rolle: Sie ist ein kosmetischer Aufsatz, der die Illusion von repräsentativen personalen Konflikten erweckt, während das reale Machtgeschehen als systemischer Integrationsprozess abläuft. Die leitmotivische Wiederholung der Identitätsfrage, ihre suggestive Präsentation durch den Autor als handlungsbestimmendes Motiv, steht in Funktion einer *Trompe-l'oeil*-Dramaturgie. (Boss: «Wenn ich mich nur erinnern könnte, wo ich Cop schon getroffen habe – ich komme nie darauf.»¹⁵) Die personalen Konflikte bilden nur ein Schattenspiel vor dem realen Konflikt zwischen Staat und Unternehmen.

Die Peripetie an der dramatischen Oberfläche, die radikale Wendung, ergibt sich somit nur dadurch, dass der kontinuierliche Vernichtungsprozess auf die Protagonistinnen und Protagonisten des Stücks übergreift. Sie hat rein subjektiven Charakter. Gezeigt werden – aus gesamtgesellschaftlicher Sicht – nicht «außerordentliche Ereignisse», gezeigt wird der Funktionsmechanismus des mörderischen, ökonomisch orientierten Machtsystems, das durch die Handlungsversuche Cops und Bills allenfalls episodisch gestört wird. Der Tod ist nicht Anzeichen der aus den Fugen geratenen Ordnung, er ist vielmehr das Signum dieser institutionellen Ordnung. Der Tod der Protagonistinnen und Protagonisten ist aus der «objektiven» Perspektive nicht weniger Normalität als der Tod der «Ware» im ersten Teil des Stücks, sondern deren logische Fortsetzung.

Wenn Dürrenmatt in seinen *Theaterproblemen* von 1955 seine Überlegungen zur Historizität von Dramenformen und die Anonymität moderner Machtkomplexe im Satz «Kreons Sekretäre erledigen den Fall Antigone»¹⁶ zugespitzt hatte, so können wir mit Blick auf den *Mitmacher* von 1973 sagen: Kreons Sekretäre erledigen den Fall Antigone, und anschließend erledigen sie auch Kreon selbst. Am Schluss stehen nur noch die Sekretäre beziehungsweise die Handlanger des Systems auf der Bühne; sämtliche Figuren, die vordergründig so etwas wie Individualität und Eigenständigkeit verkörpert haben, sind im «Nekrodialysator»,¹⁷ Docs chemischem Leichenvernichtungsbad, aufgelöst.

15 Ebd., S. 75.

16 Dürrenmatt, *Theaterprobleme* (wie Anm. 8), S. 60.

17 Dürrenmatt, *Der Mitmacher* (wie Anm. 2), S. 21.

Der Mitmacher ist gewiss ein Extrempunkt in Dürrenmatts Dramatik, der jedoch aus der Logik der vorangehenden Stücke hervorgeht: Wenn es in Dürrenmatts dramatischem Werk – zumindest in den frühen Stücken – eine positive Perspektive gibt, so dank Einzelner, nicht dank Institution, ja trotz Institution. Beispielsweise, wenn König Augias in seinem verborgenen Gärtchen in *Herkules und der Stall des Augias* (1963) den nicht zu bewältigenden Mist von Parlament und Administration in Elis als Dünger für einen schönen Blumengarten braucht.

Insgesamt lässt also Dürrenmatts ›Dramaturgie der Institutionen‹ die Ohnmacht des Einzelnen gegenüber dem schlechten Kollektiven und Institutionellen hervortreten. Diese Position kann durchaus in Analogie zur soziologischen Sichtweise der Kritischen Theorie und anderer Gesellschaftstheorien gesehen werden, wie sie Schimank resümiert:

Schon Max Weber beschwor das ›stahlharte Gehäuse der Hörigkeit‹ herauf; die Kritische Theorie schloss hieran mit der These vom ›Ende des Individuums‹ in der ›verwalteten Welt‹ an; und Coleman spricht von der ›asymmetrischen Gesellschaft‹ in dem Sinne, dass korporative Akteure die Individuen überwältigen und beherrschen. Dass nicht nur handlungsprägende, sondern handlungsfähige Institutionen die individuellen Akteure dominieren, auch wenn diese ursprünglich Schöpfer der Institutionen sind und deren Handlungsfähigkeit letztlich eine von den Individuen ›geliehene‹ ist und bleibt: Dies ist ein Dauerbrenner moderner Kulturkritik.¹⁸

Die Verwaltung

So weit, so schlecht. «Es gibt kein richtiges Leben im falschen»,¹⁹ kein richtiges Handeln in der lebensfeindlichen Institution – oder, um mit Dürrenmatt im Zusammenhang mit dem *Mitmacher* zu sprechen: Die Freiheit des Individuums reduziert sich darauf, «eine Weltsekunde lang» mit einer mörderischen und selbstmörderischen Tat «dem fatalen Abschnurren der Geschäfte Einhalt»²⁰ zu gebieten. Doch gilt es angesichts dieses rabenschwarzen Bildes zum einen festzuhalten, dass Dürrenmatts Darstellung seinem Selbstverständnis nach ein dramatisches Spielmodell und keine direkte Aussage über die gesellschaftliche Wirklichkeit ist. Zum andern, dass dieses Spannungsverhältnis von lebensvernichtender Systemdynamik der Institutionen und rebellischem, aber ohnmächtigem Individuum nicht die ganze Wahrheit und Quintessenz von Dürrenmatts Gesellschaftsdarstellung ist. Beim späten Dürrenmatt gibt es auch ein Gegenmodell dazu: *Der Winterkrieg in Tibet* (1981), eine der vordergründig schwärzesten Parabeln Dürrenmatts. Schaut man genau hin und durchdenkt das Dargestellte, handelt es sich dabei zugleich

¹⁸ Schimank: Handeln in Institutionen, S. 305 f.

¹⁹ Theodor W. Adorno: *Minima Moralia*. In: ders.: *Gesammelte Schriften*. Hg. von Rolf Tiedemann et al. Bd. 4. Frankfurt a. M. 1980, S. 43.

²⁰ Dürrenmatt, *Der Mitmacher* (wie Anm. 2), S. 87.

um eine Utopie. Der Ich-Erzähler, dessen Perspektive die Darstellung prägt, ist ein verblendeter, patriotischer Schweizer Offizier am Ende eines dritten, atomaren Weltkriegs – ein Unbelehrbarer, der auch nach der Zerstrahlung ganz Europas noch das Heil im Kampf und in der Vernichtung eines abstrakten Feindes sucht. Auch dieser Offizier tritt einer Institution gegenüber: Nachdem nämlich die Schweizer Regierung und das Parlament sich in den Blümlisalp-Bunker geflüchtet und die Bevölkerung sich selbst überlassen hat, hat eine pazifistische, bescheidene Verwaltung, angeführt von einem früheren Dienstverweigerer mit Namen Jeremias Edinger, die Regierung des zerstörten Landes übernommen. Die unbelehrbaren Kämpfer – darunter die Ich-Figur – lenkt die Verwaltung als Söldner in den Winterkrieg in Tibet, wo sich diese letzten bedingungslosen Krieger in einem geschlossenen Stollensystem gegenseitig umbringen und der Ich-Erzähler schließlich verendet, als ihm nur noch sein Spiegelbild als Feind übrigbleibt: So scheint es zu gelingen, das unbezähmbare Aggressionspotential insbesondere des männlichen Teils der Spezies Mensch zu neutralisieren.

Das für die neue Regierung verwendete, nüchterne Stichwort «Verwaltung»²¹ ist ein wichtiger Ansatzpunkt für Dürrenmatts Verständnis des Politischen, wie es sich auch in direkterem Wirklichkeitsbezug in seinen Reden und Interviews manifestiert: Es lohnt sich denn auch, den Anstoss zur Gründung der neuen Schweizerischen Archivinstitution vor dem Hintergrund dessen zu sehen, was Dürrenmatt vom Staat, konkret von der Schweiz, erwartete. Zur gleichen Zeit, in der er 1979 am *Winterkrieg* schrieb, formulierte er in einem 1.-August-Gespräch mit Alfred Defago und in einem damit verbundenen Manuskript *Die Schweiz, Bemerkungen zu ihrer gegenwärtigen Lage* seine diesbezüglichen Erwartungen:

Die Schweiz ist eine Institution von größeren und kleineren Institutionen (Kantonen), die sich wiederum aus größeren und kleineren Institutionen (Gemeinden) zusammensetzen. Es gibt nicht Schweizer, das heißt, es gibt nicht eine schweizerische Nation, aber es gibt deutschschweizerische, welschschweizerische, italienische und rätoromanische Schweizer. Alle diese Schweizer sind aus sehr verschiedenen Gründen – historisch gesehen – Schweizer geworden. Grenzbevölkerungen von vier Nationen, wobei die Rätoromanen nie einen Nationalstaat besaßen, haben sich zu einer Institution, nicht zu einem Nationalstaat, sondern zu einem Bund von Staaten, zu einem Kunststaat zusammengeschlossen – das ist das Moderne, könnte das Moderne sein: der schweizerische Staat als Kunststaat. [...]

Indem das Vaterland nicht mehr das Gegebene, sondern die Aufgabe ist, muß immer wieder nach dem Grund gesucht werden, der die Institution zum Vaterland macht, das heißt, dieser Grund ist nicht selbstverständlich. [...] Ein Grund, der nicht selbstverständlich ist, kann nicht in etwas endgültig Historischem gründen. Jede Generation muß

²¹ Vgl. Friedrich Dürrenmatt: *Labyrinth. Stoffe I–III*. Werkausgabe in siebenunddreißig Bänden. Bd. 28. Zürich 1998, S. 141–146.

nach einer neuen Begründung suchen. Die Geschichte ist einer stetigen Veränderung unterworfen [...].²²

Oder in den Worten des Gesprächs mit Defago:

Was ist die Aufgabe des Staates? Wir können nicht mit unserer Vergangenheit protzen, darum bin ich gegen die 1. August-Reden. Die Aufgabe ist das Funktionieren unseres Kleinstaates, und zwar das Funktionieren eines sehr komplizierten, sehr kunstvollen Staates. Und das ist eine große Aufgabe.²³

Dürrenmatt sieht die Aufgabe des Staates, konkret: der Schweiz, primär im Bereitstellen einer funktionsfähigen sozialen, kulturellen und demokratisch-politischen Infrastruktur und nicht in irgendwelchen Heilsversprechen und erhabenen Werten – die Menschenrechte als für ihn selbstverständliche Forderung an jede Gesellschaftsform einmal vorausgesetzt. Er zeigt deshalb eine Vorliebe für die neutralen Begriffe wie «Institution» oder «Verwaltung», die schwerlich pathetisch-patriotisch überhöht werden können: Wer zieht schon gerne für die Schweizerischen Bundesbahnen in den Krieg?

Eine funktionierende Institution: Das Schweizerische Literaturarchiv

Dürrenmatt hat wenig gesagt zu seiner eingangs erwähnten Nachlass-Schenkung, außer der Begründung, er habe nicht gewollt, dass sein Nachlass auf einer Auktion ende – und man kann sich dazu denken, dass er offenbar ebenso wenig, wie er bei einem deutschen Verlag unterkommen wollte, im deutschen Literaturarchiv in Marbach unter den Auspizien Schillers enden wollte, wie es angeblich seine Ehefrau Charlotte Kerr wünschte.

Wenn wir von Dürrenmatts oben zitiertem Verständnis der Aufgaben des Staates ausgehen, können wir die Funktion eines nationalen Literaturarchivs in einem Dienstleistungsbetrieb sehen, der verschiedene Kulturen nachbarschaftlich betreut, ohne sie zu einer nationalen Hyperkultur zu amalgamieren. Eine Institution, die als Gedächtnisinstitution nicht die *arché*, den Ursprung, als Geheimnis birgt, sondern vielmehr mit ihren vielseitigen Beständen zur Lösung einer von Generation zu Generation immer wieder neu sich stellenden Aufgabe beitragen kann: sich ein eigenes Geschichtsverständnis und eine eigene Begründung für die Existenz des Staatenbundes und seiner Verbindung verschiedener Sprachkulturen zu suchen.

Das Schweizerische Literaturarchiv ist seit bald dreißig Jahren eine institutionelle Realität. Und wie in Dürrenmatts Theater ist letztlich die Institution stärker als ihre Reprä-

22 Friedrich Dürrenmatt: Die Schweiz, Bemerkungen zu ihrer gegenwärtigen Lage. In: ders.: Meine Schweiz. Ein Lesebuch. Hg. von Heinz-Ludwig Arnold, Anna von Planta, Ulrich Weber. Zürich 1998, S. 206–210, hier S. 206 f.

23 Friedrich Dürrenmatt: Eine Schweiz zu feiern? Gespräch zum 1. August [1979] mit Alfred Defago. In: ders., Meine Schweiz (wie Anm. 22), S. 198–205, hier S. 204 f.

sentantinnen und Repräsentanten. Sie hat eine Systemdynamik, zu der man im Falle des Schweizerischen Literaturarchivs nicht nur den Personalbestand, sondern auch die Einbindung in die Nationalbibliothek, das Erwerbsbudget, die Publikationsorgane, die Datenbanken und vor allem die Bestände zählen kann. Die Tatsache, dass mittlerweile rund 17 Personen konstant und in unterschiedlichen Funktionen, aber mit gemeinsamer Hingabe an einem Archiv der Schweizer Literaturen arbeiten, schafft Realitäten. Die Existenzberechtigung der Institution zeigt sich allein schon darin, dass in diesen 28 Jahren viele Dutzende von Nachlässen und Archiven, vornehmlich aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, ins Archiv gekommen sind, mehrheitlich erschlossen und der Forschung zugänglich gemacht werden konnten und auch genutzt werden. Die Auswertung dieser Bestände findet in vielfältiger Form statt, sei es in den Biografien von – um nur ein paar Namen zu nennen – Niklaus Meienberg, Ludwig Hohl, Friedrich Dürrenmatt, Golo Mann, Patricia Highsmith und Arnold Künzi, die in intensiver Arbeit mit dem erschlossenen Archivmaterial zustande kamen, sei es in den Editionen von Carl Albert Loosli oder aktuell von Emmy Hennings, oder in der Buchreihe *Schweizer Texte*, wo zuletzt Anthologien zu Jakob Flach, Heinrich Federer und Hans Walter erschienen sind.

Was die Existenz von Archiven für die Philologie bedeutet, hat Hubert Thüning in einem ebenso fundierten wie lesenswerten Beitrag im Metzler-Handbuch *Archiv*²⁴ dargelegt: Die Auffassung von ‚Edition‘ wurde durch den systematischen Zugriff auf Archivbestände revolutioniert und das Werkverständnis durch die Existenz einer Vielfalt von Fassungen und *avant-textes* in den Archiven von Grund auf infrage gestellt, wobei durchaus kontrovers über den Status von Manuskript und Text, über Schreibprozess, Werk und materiales Dokument in seiner vielschichtigen Semiotik debattiert wird.

Nicht nur die Makroinstitution Schweiz muss ihre Funktion und ihren Sinn für jede Generation neu reflektieren, dies gilt ebenso sehr für die Institution Literaturarchiv, gerade angesichts der neuen Bedeutung des Digitalen bei der Konstitution von Nachlässen wie bei ihrer Aufarbeitung und Präsentation.

Während in der existentialistisch mitgeprägten Dramatik Dürrenmatts die Reduktion des Individuums auf eine institutionelle Funktion entmenschlichend erscheint, gibt es für die Institution Archiv – dies im Sinne des Pragmatikers Dürrenmatt – kein größeres Kompliment als die Feststellung: Es funktioniert!

24 Hubert Thüning: Philologische Produktivität. In: Marcel Lepper, Ulrich Raulff (Hg.): *Handbuch Archiv. Geschichte, Aufgaben, Perspektiven*. Stuttgart, Weimar 2016, S. 258–271.

Haus Gottes

Zur literarischen Ekklesiologie

ANDREAS MAUZ

I. Kirche und Literatur

Der ›katholische‹ Roman ist ein Unterfall der Gattung der engagierten Kunst und trägt mit ihr an allen ihren Hypotheken. Engagierte Kunst hat ihr Ziel stets fest im Auge. Sie verfährt wie ein Anwalt, der in seinem Plädoyer nur erwähnt, was den Angeklagten entlasten könnte.¹

Diese Bestimmung ist nur eine von mehreren, die Martin Mosebach auf die Frage *Was ist katholische Literatur?* in seinem gleichnamigen Essay (2006) zu geben weiß. Die scharfsinnigen Erwägungen des – so das Feuilleton – «Erzkatholiken»² liefern einen besonders sprechenden Beleg für einen Sachverhalt, der auch über die katholische Tradition hinaus gilt: Die Kirche, als Institution konfessioneller Christlichkeit, ist fraglos ein Faktor, der mitunter erheblich und auf jeden Fall in vielfältiger Weise in den literarischen Diskurs hinein spielt. Manche dieser Verstrickungen sind augenfällig und hinlänglich bekannt. Man denke historisch ans extraliterarisch wirksame Beispiel der Indexierung unkatholischer Literatur, den *Index Librorum Prohibitorum*, der bis in die 1960er-Jahre wesentlich zum Erfolg verschiedenster «Skandalautoren» beitrug.³ Man denke, nun evangelischerseits, an das Tübinger Stift,⁴ das Hamburger Johanneum⁵ und weitere kirchliche Kaderschmieden der deutschen Literatur- und Philosophiegeschichte. Andere Ausprägungen dieses Verhältnisses sind weniger offensichtlich und wahrgenommen. Und eine verdecktere innerliterarische Spielart der Beziehung von Kirche und Literatur möchte mein Beitrag denn auch ausloten.

Meine Aufmerksamkeit gilt der Weise, wie die Institution Kirche in Gestalt einer primär textanalytisch konturierten literarischen Ekklesiologie greifbar wird. Was ich unter diesem Titel diskutieren möchte, sind Formen und Funktionen, die den Sakralraum Kirche als literarischen Raum in einigen Texten der neueren deutschsprachigen Literatur der Schweiz auszeichnen. Anhand der Beispiele lassen sich zugleich mehrere systemati-

1 Martin Mosebach: *Was ist katholische Literatur?* In: ders.: *Schöne Literatur. Essays*. München 2006, S. 105–137, S. 105.

2 Vgl. z. B.: <https://www.welt.de/kultur/literarischewelt/article124466145/Von-wegen-Erkatholik-Erz-Romanier.html>, 23. II. 2022.

3 Vgl. Hubert Wolf: *Index. Der Vatikan und die verbotenen Bücher*. München 2006.

4 Volker Henning Drecoll et al. (Hg.): *Stiftsköpfe*. Tübingen 2012.

5 Vgl. die Liste bekannter Persönlichkeiten der Gelehrtenschule des Johanneums bei Wikipedia: https://de.wikipedia.org/wiki/Liste_bekannter_Persönlichkeiten_der_Gelehrtenschule_des_Johanneums, 1. 4. 2019.

sche Gesichtspunkte identifizieren, die für umfassendere Untersuchungen der Thematik von Interesse sein dürften. Solche Untersuchungen schienen mir wünschenswert. Denn trotz der Konjunktur, die das Raumthema in den vergangenen Jahren im literaturwissenschaftlichen Diskurs und weit darüber hinaus erfahren hat, blieb der literarische Raum der Kirche trotz seines kaum bestreitbaren kulturgeschichtlichen Gewichts ein erstaunlich weißer Fleck.⁶ Wenn die Rede von einer «literarischen Ekklesiologie» etwas großspurig wirken mag, dann würde ich diesen Eindruck unbedingt teilen. Die Begrifflichkeit ist bewusst hochgefahren, um Aufmerksamkeit zu erzeugen für Zusammenhänge, die – meine ich – mehr Aufmerksamkeit verdienten.

Ich werde zunächst ein erstes Beispiel diskutieren, um *bottom up* vom Material an die Thematik heranzugehen. Dann folgen, *top down*, knappe Bemerkungen zur Kirche als Institution und Raum. In einem dritten Abschnitt diskutiere ich zwei Fallstudien – einerseits den Tatort Kirche (am Beispiel von Marcus Richmanns *Engelschatten*, 2013), andererseits die Kirche als Raum des Wortes (am Beispiel von Gerhard Meiers *Der schnurgerade Kanal*, 1977, und Friedrich Dürrenmatts *Durcheinandertal*, 1989) –, um mit einem kurzen Ausblick, der Benennung einiger Anschlussmöglichkeiten, zu schließen.

II. Zum Beispiel: *Die Kirche im Schutzraum* (1976)

[1] Auf dem Plan der neuen Kirche war unter dem Altar ein Schutzraum eingezeichnet. Ein Spassvogel behauptete zwar, man könne nur Schutzräume oder Kirchen bauen. Wer sein Vertrauen auf Gott setze, brauche keinen Schutzraum und umgekehrt. Aber so einfach konnte es sich die Baukommission nicht machen. Sie musste prüfen, wie dieser teure Raum in Friedenszeiten ausgenutzt werden kann. Sie studierte aber auch, wie dieser Kirch-

6 Es gibt, genauer gesagt, vor allem kürzere Untersuchungen zu Einzeltexten oder bestimmten (klassischen) AutorInnen, nicht aber umfassendere systematische oder historische Studien. Vgl. etwa: Johann Hinrich Claussen: Die leere Kirche: ein Thema säkularer Lyrik. In: Sinn und Form 52 (2000), H. 1, S. 32–43; Wolfgang Hübner: Michel Butor, «Description de San Marco». Ein modernes Lehrgedicht. In: Romanistisches Jahrbuch 32 (1981), S. 133–155; Esther Kilchmann: Wurm drin – Droste Hülshoff und die deutsche Nation. In: Claudia Liebrand, Thomas Wortmann (Hg.): Interpretationen. Gedichte von Annette von Droste-Hülshoff. Stuttgart 2014, S. 107–124 [zum Gedicht *Die Stadt und der Dom*]; Gerhard Neumann: Dom und Synagoge: Kafkas Deutungsräume der Religion. In: Manfred Engel, Ritchie Robertson (Hg.): Kafka und die Religion in der Moderne. Würzburg 2014, S. 279–292; Rainer Paasch-Beeck: Aus dem Schatten des Güstrower Domes: Uwe Johnsons literarische Auseinandersetzung mit der mecklenburgischen Kirche. In: Johnson-Jahrbuch 17 (2011), S. 83–115. Auch die Erfassung der Primärliteratur ist grundsätzlich wenig fortgeschritten. Anthologisch erfasst sind meines Wissens und kaum zufällig nur die «Gottesdienste in der Literatur». Vgl. Axel Dornemann (Hg.): «Als stände Christus neben mir». Gottesdienste in der Literatur. Eine Anthologie. Leipzig 2014. Für eine knappe systematische Umschau zum Forschungsfeld vgl. Christoph Gellner: Art. Kirchenraum. In: Daniel Weidner (Hg.): Handbuch Literatur und Religion. Stuttgart 2016, S. 376–380. Ich übernehme im Folgenden einige Überlegungen aus diesem Beitrag. Die Forschung zum allgemeineren Verhältnis Kirche(nraum) – Kunst ist dagegen sehr viel intensiver: Vgl. stellvertretend für die deutschsprachige Diskussion: Matthias Ludwig (Hg.): Kunst, Raum, Kirche: eine Festschrift für Horst Schwebel zum 65. Geburtstag. Lautertal 2005.

gänger im Notfall während des Gottesdienstes schnell genug in den Schutzraum gelangen könne. Ob der Gottesdienst dort fortgesetzt und ob zu diesem Zweck im Schutzraum ein Notaltar errichtet werden solle. Man dachte sogar an einen aus der Oberkirche hydraulisch versenkbaren Altar.

[2] Doch der Architekt konnte eine konsequente Lösung vorschlagen: Die Kirche wird gleich in den Schutzraum eingebaut. Dicke Betonmauern und stimmungsvolle Beleuchtung, wie sie zu einer Kirche gehören, sind auch im Schutzraum vorhanden. Kein Lärm stört die Andacht in der Tiefe. Ein schwieriges Problem bildeten die wichtigen Einrichtungen wie Notausgang und Lüftungsanlage, deren technischer Anblick die Gottesdienstbesucher ablenken könnte. Hier fand der beigezogene Künstler eine Lösung. Um die eiserne Leiter zum Notausgang malte er auf- und absteigende Engel auf rosa Wolken; so wurde der Notausgang zur symbolischen Himmelstür. Das Lüftungsaggregat wurde mit Flammen verziert und mit geistbegabten Aposteln umstellt. Der griechische Spruch: «Der Geist weht, wo er will», tröstet die Kirchgänger, die sich noch nicht damit abgefunden haben, dass sie vom Ionicerabegrünten Kirchhügel zur engen Panzertür hinuntersteigen mussten. Denn oberirdisch ist nichts sichtbar ausser den Wegweisern zu den Eingängen dieser modernen Katakombe. Auch die schweren Schutzraumtüren aus Beton und Stahl wurden plastisch gestaltet: ein grosses Kreuz und darunter die Namen der Spender, die zum Bau beitrugen, bekannte Namen aus der Gemeinde, dazu das Zivilschutzamt. Auch andere Kirchentüren sind ja schwer, damit man nicht oft Lust hat, hineinzugehen und den Boden zu beschmutzen. Für den Sonntag wird sich ein kräftiger Küster finden, wenn er dafür nur einmal pro Woche putzen muss.

[3] Doch wohin mit den Glocken? In einen einsamen Turm auf den leeren Hügel? Auch hier konnte der Architekt zeigen, was modern und folgerichtig denken heisst: Was sollen Glocken im Zeitalter von Radio und Fernsehen? Eine Sirene ist das einzige, was den Hügel knapp überragt. Sie heult die Frommen zur Kirche und im Notfall in den Schutzraum. Verwechslungen bleiben ohne Folgen, da man ja zu beiden Zwecken durch die gleiche Tür geht. Und im Fall einer Katastrophe erübrigt sich das Grabgeläute: Die Leute sind dann schon drin und die Schutzraumtür dient als Grabplatte, auch für das Zivilschutzamt.⁷

Dieser Text scheint sich für eine Fingerübung in literarischer Kirchendarstellung geradezu ideal anzubieten. Denn hier steht der Kirchenraum als projektierte Raum ausdrücklich in seiner Gestalt und Gestaltung zur Debatte. Die Identität des Raums wird verhandelt über dessen potenzielle Vereinbarkeit mit einem Schutzraum, einem Bunker. Netter Einfall, wird man sagen, ganz amüsant, Kalter-Krieg- und Kirchensatire in einem. Ich meine aber, es lohne sich, etwas genauer hinzusehen und insbesondere wahrzunehmen, was hier den Kirchenraum konstituiert beziehungsweise welche Erzählpraxis diese imaginierte Raumkonstitution begleitet.

Zunächst muss auffallen: Eine Haltung, die man angesichts dieses eigentümlichen Mehrzweckraums durchaus begründet einnehmen könnte, wird zwar eingespielt, aber von vornherein diskreditiert. Die These einer grundsätzlichen Inkompatibilität beider Bauten ist sofort vom Tisch. Dass an der Annahme «Wer sein Vertrauen auf Gott setzt, braucht

7 Hansruedi Meier-Rohner: Die Kirche im Schutzraum. In: Gruppe Olten (Hg.): Zwischensaison. Textbuch der Gruppe Olten. Bd. 2. Basel 1976, S. 93 f., Hervorhebung im Original.

keinen Schutzraum und umgekehrt» etwas sein könnte, dass die Mischnutzung vielleicht auch aus anderen Gründen (etwa theologisch-ethischen) fragwürdig sein könnte, steht nicht zur Diskussion. Der diese Position vertritt, ist – so der Erzähler – ein «Spassvogel» (Absatz 1), einer, dessen Ansichten also zu Recht nicht in die ernsthafte Debatte einbezogen werden müssen. Dennoch wird dann aber eine recht komplexe Begründung für diese Ablehnung geliefert: Diese landläufige Lösung – schlicht: zwei Bauten – wäre für die Baukommission zu «einfach» (1), und eine anspruchsvolle Lösung ist in diesem Fall eine, die insbesondere die Auslastung des teuren Raumes auch in Friedenszeiten im Blick behält. Die Kommission verfolgt daher offensiv die gegenteilige Strategie: Sie verfährt nicht, wie der Spassvogel, differenzorientiert; sie setzt von vornherein auf eine prinzipielle Vereinbarkeit von Kirche und Bunker.

Diese Vereinbarkeit hat nun allerdings, wie am Übergang vom Abschnitt 1 zu 2 deutlich wird, faktisch den Charakter einer Übernahme: Man ist nicht bereit, die Friedenszeiten als Maßgabe zu wählen, sondern den Not-, den Kriegsfall. Aus dem ursprünglichen Plan der neuen Kirche, *unter* der ein Schutzraum liegt – einer vertikalen Kombination –, wird die Kirche *im* Schutzraum, eine horizontale Integration. Die religiöse Raumordnung wird der zivilschützerischen einverleibt.

Was die kirchlich-religiöse Identität des projektierten Raums ausmacht, sind einige wenige Elemente (dem Textverlauf folgend): ein Altar, dicke Betonmauern, stimmungsvolle Beleuchtung, die atmosphärische Qualität der «Andacht» (2), bildnerische Elemente wie eine symbolische Himmelstür (mit auf- und absteigenden Engeln) und Aposteldarstellungen, Bibelsprüche, das Kreuzsymbol (in diesem Fall auf der Türe). Schließlich: Kirchenglocken beziehungsweise eben ihr zivilschützerisch funktionales Äquivalent, die Sirene.

Innerhalb dieser Reihe muss sicher noch einmal unterschieden werden zwischen konstitutiven Elementen, die nach Auffassung der Kommission für die Raumidentität auch jenseits des infrage stehenden Projekts notwendig sind, und solchen, die in diesem konkreten Fall ins Spiel kommen aus Interesse an einer möglichst befriedigenden Mischnutzung. Was zur internen Gestaltung hinzutritt, ist natürlich auch die äußerliche Verortung: Die Kirche bleibt nicht im Dorf, sie wird auf beziehungsweise in einem «leeren Hügel» (3) platziert.

Wie sich in meiner kurzen Bemerkung zum «Spassvogel» bereits andeutete, lohnt es sich – wie immer – wahrzunehmen, wie sich die Instanz des Erzählers positioniert, welche Haltung er an dieser Schnittstelle auseinandergehender institutioneller Interessen einnimmt. Und es ist recht deutlich zu sehen: Er ist ganz klar Partei. Wie etwa seine Wortwahl und seine rhetorischen Fragen zeigen, bezieht er normativ Position. Er macht sich bereitwillig zum Herold der Baukommission. Die Lösung, die der Architekt vorschlägt, erscheint dem Erzähler «konsequent» (2), und wie ein eingestreutes «ja» zeigt – «Auch andere Kirchentüren sind ja schwer» (ebd.) –, ist er auch bereit, das vorgeschlagene Konzept bereits präventiv gegen allfällige Einwände zu verteidigen. Dass er

die favorisierte Lösung auch religiös legitimieren möchte, dokumentiert sich im Aufruf einer historischen Analogie: Die Kirche im Schutzraum wird als «moderne Katakombe» (2) angesprochen. Dadurch werden die Besucher der Kirche geadelt, nämlich in die Nähe der frühchristlichen Gemeinde gerückt, die aufgrund ihres Bekenntnisses verfolgt wurde und sich in unterirdische Nekropolen zurückzog. Mit dem Stichwort der Katakomben ist aber zugleich das Finale des Textes vorbereitet, das die funktionale Kompatibilität mit einer schlimmstmöglichen Wendung besiegelt: «[I]m Fall einer Katastrophe erübrigt sich das Grabgeläute: Die Leute sind dann schon drin und die Schutzraumtür dient als Grabplatte [...]» (3)⁸

Mit diesem projektierten Kirchenraum haben wir ein erstes Exempel literarischer Ekklesiologie vor Augen. Nun ließen sich verschiedenste Folgefragen anschließen, etwa zur konfessionellen Signatur des Raums: Haben wir es, des Altars wegen (Altar, nicht Kanzel), mit einem katholischen Bunker zu tun? Was ist dann aber mit den einschlägigen Elementen katholischen Kirchenbaus, dem ewigen Licht, dem Tabernakel, dem Beichtstuhl? Fragen ließe sich auch nach der Absenz der kirchlichen Funktionäre innerhalb des referierten Projektbeschreibs, des Priesters oder der Pfarrerin (aber auch der subalternen Figuren des Küsters, des Siegrists oder, hier passend, Totengräbers). Diese Absenz muss auffallen, weil die Raumerfahrung der korrespondierenden Größe der Gemeinde ja ausdrücklich zur Sprache kommt.

III. Kirche als Institution und Raum

Der Begriff «Kirche» – von gr. *kyrikón*, «Haus des Herrn» – changiert charakteristisch zwischen zwei Bedeutungen: Einerseits bezeichnet der Terminus das Kollektiv der Christenmenschen, die «Kirche als institutionalisierte Gemeinschaft der Christen».⁹ In

8 An dieser Stelle scheint in der Raumgestaltung schließlich auch eine bestimmte theologische Ritualkompetenz auf: die Gestaltung des Lebensendes im Format des Abdankungsgottesdienstes. Aber auch sie wird, um der Pointe willen, erkaufte durch eine argumentative Inkonsistenz. Sind der Kirchgang und die Grablegung in der kirchlichen Praxis zwei separate Akte, so werden sie hier amalgamiert.

9 Reinhard Frieling: Art. Kirche. In: Walter Neun et al. (Hg.): Evangelisches Staatslexikon. Neuausgabe. Stuttgart 2006, Sp. 1128–1139, hier Sp. 1128. Aus der breiten theologischen Literatur vgl. ansonsten besonders: Clemens W. Bethge: Kirchenraum. Eine raumtheoretische Konzeptualisierung der Wirkungsästhetik. Stuttgart 2015; Bert Daelemans: *Spiritus loci. A theological method for contemporary church architecture*. Leiden 2015; Franz-Heinrich Beyer: *Geheiligte Räume. Theologie, Geschichte und Symbolik des Kirchengebäudes*. Darmstadt 2013; Thomas Erne: *Kirchenbau*. Göttingen 2012; Miriam Czock: *Gottes Haus. Untersuchungen zur Kirche als heiligem Raum von der Spätantike bis ins Frühmittelalter*. Berlin 2012; Klaus Raschzok: Art. Kirchenbau. In: Wilhelm Gräb, Birgit Weyel (Hg.): *Handbuch Praktische Theologie*. Gütersloh 2007, S. 566–577; Schweizerischer Evangelischer Kirchenbund, SEK (Hg.): *Wohnung Gottes oder Zweckgebäude? Ein Beitrag zur Frage der Kirchenumnutzung aus evangelischer Perspektive*. Bern 2007; Susan J. White et al.: *Kirchenbau, theologisch und praktisch-theologisch*. In: *IRGG* 4 (2001),

dieser Bedeutung korrespondiert der alltagssprachliche Begriff auch einem soziologischen Kirchenverständnis – er kann aber theologisch ausdifferenziert werden. Die Kirche ist, evangelisch verstanden und in klassischer Diktion, die Gemeinschaft der Gläubigen, in der das Evangelium verkündet und die Sakramente gefeiert werden. Anders die katholische Ekklesiologie: Hier wird die eine römische Kirche sakramental als der eine Leib Christi verstanden, oder aber – vor allem seit dem zweiten Vatikanum – offener als das Volk Gottes.¹⁰

Der zweite geläufige Wortsinn bezieht sich, wesentlich technischer, auf das Bauwerk, in dem sich die Kirchen im erstgenannten Sinn versammeln, primär zur Feier des Gottesdienstes. «Kirche» bezeichnet in diesem Fall das «planvoll gestaltete Gebäude zur Feier des christlichen Gottesdienstes».¹¹ Und selbstverständlich sind die beiden Kirchenbegriffe, der theologische und der architektonische, eng miteinander verbunden: Wie Kirche im ersten Sinn ausbuchstabiert wird, konfessionell in dieser oder jener Variante, zeigt sich manifest in der Gestaltung des Kirchenraums. Dabei sind – unabhängig von den *prima vista* sichtbaren Differenzen – durch die Kirchengeschichte hindurch zwei konträre Paradigmen wirksam geworden: Die Kirche ließ sich verstehen und gestalten als «domus Dei» oder aber als «domus ecclesiae».¹² Wird etwa in der mittelalterlich-katholischen Auffassung der Kirchenraum durch die bischöfliche Weihe zur «Wohnung Gottes» und also zu einem «heiligen» Raum mit eigener theologischer Valenz, so beschränkt sich die protestantische Begründung der Existenz von Kirchen auf ein funktionales Argument: Sie stellen einen Raum für die Feier des Gottesdienstes bereit, der prinzipiell überall erfolgen kann (siehe unten).¹³ Diese konfessionelle Prägung von Kirchenräumen ist auch mit dafür verantwortlich, dass sich die konkrete bauliche Gestaltung dessen, was unter den Sammelbegriff «Kirche» fällt, durch die Jahrhunderte enorm ausdifferenziert. Man denke nur an das Spektrum zwischen Basilika, Autobahnkirche, Bergkapelle und freikirchlicher Nutzung einer Eventhalle als Kirchenraum. Über die basale Zweiteilung von Gemeinderaum und Raum des Liturgen hinaus stellen sich die individuellen kirchlichen Räume *ad intra* wie *ad extra* also denkbar verschieden dar, wobei sich *ad intra* etwa die klassischen Funktionsbereiche wie Altar, Taufbecken, Tabernakel, Kanzel, Oratorium

1145–1147; Martin Hauser (Hg.): *Unsichtbare oder sichtbare Kirche? Beiträge zur Ekklesiologie*. Freiburg (CH) 1992.

10 In Bezug auf diesen Kirchenbegriff lassen sich weitere theologische Unterscheidungen anschließen wie die einschlägige zwischen der «sichtbaren» und der «unsichtbaren» Kirche (vgl. Hauser: *Unsichtbare oder sichtbare Kirche*). Oder es lässt sich religionssoziologisch anhand des Kriteriums der Rekrutierungsmechanismen die Kontrasttypologie von «Kirche» und «Sekte» etablieren. So klassisch bei Weber. Vgl. Max Weber: «Kirchen» und «Sekten». In: ders.: *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*. Vollständige Ausgabe. Hg. und eingeleitet von Dirk Käsler. München 2013, S. 309–322.

11 Erne, *Kirchenbau* (wie Anm. 9), S. 23.

12 Vgl. Schweizerischer Evangelischer Kirchenbund, SEK: *Wohnung Gottes*.

13 Vgl. Beyer: *Geheiligte Räume*, S. 82–84.

und Orgel unterscheiden lassen; *ad extra* etwa die Annexbauten des Glockenturms, der Klosteranlage oder auch des Friedhofs.

Die grundsätzlich religiös-funktionale Strukturierung des Kirchenraums – die architektonische Ermöglichung des gemeinschaftlichen Hörens des «Wortes Gottes», der Feier des Abendmahls, des Gebets, des Singens – ist allerdings nie gänzlich abzulösen von nichtreligiösen Faktoren (unter ihnen auch, aber kaum an oberster Stelle, solche zivilschützerischer Natur).¹⁴ Als öffentliche Gebäude waren Kirchen immer auch Medien kultureller Repräsentation, die noch in Zeiten forcierter Individualisierung als kollektive Identitätssymbole fungieren, die Räume, Zeiten und Wirklichkeiten verbinden.¹⁵ Damit lassen sich Kirchen aber auch dann als manifeste «Grenzsteine zwischen der alltäglichen Lebenswelt und der möglichen Erfahrung von Transzendenz»¹⁶ beschreiben, wenn sie nicht in gottesdienstlichem, sondern touristischem Gebrauch stehen oder als Bibliotheken oder Pubs umgenutzt werden.

Ich möchte im Folgenden auf der Grundlage dieser kursorischen Hinweise zur Kirche als christlicher Institution und als Raum auf zwei von insgesamt deutlich mehr Ausprägungen hinweisen, die in der literarischen Aneignung des Schauplatzes Kirche von Bedeutung sind. Die Befunde, die sich an ihnen machen lassen, erlauben einige systematische Beobachtungen, die auch jenseits des diskutierten Materials relevant sein dürften. Vorauszuschicken bleibt nur noch, dass sich in der Sache prinzipiell ein erzählanalytischer Zugriff aufdrängt. Kirchen sind Realien der erzählten Welt; wir befinden uns, narratologisch gesprochen, im Reich der *histoire*, des Erzählten, das im Erzählen, im *discours*, so oder anders vermittelt wird. Kirchen bieten das räumliche (das heißt durch eine Innen-Aussen-Unterscheidung bestimmte) Setting, das zum Schauplatz wird, zur Umgebung des Figurenhandelns. Zur Analyse dieser Erzählphänomene gibt es verschiedenste Theorieangebote, Unterscheidungen, an denen man sich orientieren kann – etwa Quantität und Struktur (das heißt Zahl und Verhältnis der dargestellten Räume und Teilräume), die Realisierung (das heißt die Form und der Differenzierungsgrad der narrativen Raumerzeugung, das Zusammenspiel von erzähler- und figurengebundener Raumwahrnehmung), die Aspekte der Bewegung und der Zugänglichkeit, etc.¹⁷ Ich nenne diese

14 Zum historischen Typus der «Wehrkirche» vgl. Dirk Höhne: Bemerkungen zur sogenannten Wehrhaftigkeit mittelalterlicher Dorfkirchen. In: Burgen und Schlösser in Sachsen-Anhalt 12 (2003), S. 119–149.

15 Dazu exemplarisch Hans-Georg Soeffner: Gesellschaft ohne Baldachin. Über die Labilität von Ordnungskonstruktionen. Weilerswist 2000, S. 23–149.

16 Raschzok: Kirchenbau, S. 571.

17 Hilfreiche einleitende Beiträge: Caroline Frank: Art. Raum. In: Wolf Schmid und Martin Huber (Hg.): Grundthemen der Literaturwissenschaft: Erzählen. Berlin 2017, S. 352–362; Kathrin Dennerlein: Art. Raum. In: Matías Martínez (Hg.): Handbuch Erzählliteratur. Theorie, Analyse, Geschichte. Stuttgart 2011, S. 158–165; Ansgar Nünning: Formen und Funktionen literarischer Raumdarstellung: Grundlagen, Ansätze, narratologische Kategorien und neue Perspektiven. In: Wolfgang Hallet, Birgit Neumann (Hg.): Raum und Bewegung in der Literatur. Die Literaturwissenschaften und der Spatial Turn. Bielefeld 2009, S. 33–52.

Aspekte hier nur summarisch und komme anhand der Beispiele auf sie zurück, freilich auch dort nur eklektisch.

In Aufnahme des erwähnten Aspekts der Realisierung nur noch: Was für literarische Räume an sich gilt, zeigt sich im Fall des Schauplatzes Kirche vielleicht mit besonderer Prägnanz. Die Dimension des Raumes hat für die Charakterisierung der Figuren erste Bedeutung, weil die Raumdarstellung eng an die Erzählinstanz beziehungsweise Figur gebunden ist. Sie verweist zurück auf den Standpunkt des Wahrnehmenden – auf seine räumlichen Wahrnehmungsbedingungen ebenso wie auf seine spezifische Aufmerksamkeits- und Wertungsdisposition. Am Beispiel des Dom-Kapitels des *Proceß*-Fragments illustriert, dem kanonischen Text, der gleichsam emblematisch über dem Archiv der literarischen Ekklesiologie steht: «So schön das [eine brennende Kerze] war, zur Beleuchtung der Altarbilder, die meistens in der Finsternis der Seitenaltäre hiengen, war das gänzlich unzureichend, es vermehrte vielmehr die Finsternis.»¹⁸ Jede Information über die Ausstattung des Doms ist via intern fokalisierende Erzählinstanz zugleich eine Information über Josef K. Wenn er (obwohl der Italiener ausbleibt, dem er den Dom zeigen soll) prüfen möchte, was trotz der schlechten Lichtverhältnisse auf den Seitenaltären zu sehen gewesen wäre («man hätte sich damit begnügen müssen mit K.'s elektrischer Taschenlampe einige Bilder zollweise abzusuchen»¹⁹), sagt das nicht nur etwas aus über sein Verhältnis zur Institution, der er als Angestellter verpflichtet ist; seine Erwägungen zu den sukzessive sichtbar werdenden Einzelheiten des Altarbildes – einer Grablegung Christi – lassen auch ein bestimmtes Verhältnis zur künstlerischen Repräsentation *und* zum Repräsentierten erkennen.

IV. Fallstudien

IV.1 Tatort Kirche: Marcus Richmann, *Engelschatten* (2013)

Wenn Kirchen, ihrer Grundbestimmung gemäß, keine weltlichen Orte sind, so bleiben sie doch Orte in der Welt und damit offen für sämtliche weltlichen Niederträchtigkeiten. Mit Blick auf die Fülle der Referenztexte nicht nur, aber vor allem kriminalliterarischer Natur²⁰ wird man noch stärker sagen müssen: Gerade am Tatort Kirche lässt sich die menschliche Bereitschaft, die eigenen Interessen auch gewalttätig durchzusetzen, mit besonderer Prägnanz zeigen. Die sakrale Signatur des Kirchenraums eignet sich als Kontrastfolie mehr oder minder drastischer Profanierungen.

¹⁸ Franz Kafka: *Der Proceß*. Hg. von Malcolm Pasley. Frankfurt a. M. 1990, S. 280.

¹⁹ Ebd.

²⁰ Eine kleine Auswahl: Wiley Cash, *Fürchtet euch* (2012); Matthias Politycki, *Herr der Hörner* (2005); P. D. James, *Mord an heiliger Stätte* (2001); Bruce Chatwin, *Utz* (1988); Peter Ackroyd, *Hawkesmoor* (1985); Carl Zuckmayer, *Die Fasnachtsbeichte* (1959); Georges Simenon, *Maigret und die Gräfin von St. Fiacre* (1932); Gilbert K. Chesterton, *Der Hammer Gottes* (1911); Christian Winther, *Der Beichtstuhl* (1844).

Der kirchliche Teilraum, der diesbezüglich wohl am stärksten frequentiert wird, ist der Beichtstuhl. Wird in einem Kriminalroman oder auch -film ein katholisches Setting gewählt, lässt er meist nicht lange auf sich warten. Und tatsächlich bietet sich der Beichtstuhl durch seine räumliche Binnenstruktur beziehungsweise durch das religiöse Kommunikationsmuster, dem sich diese Struktur verdankt, geradezu ideal als *crime scene* an: Die Abgeschlossenheit und körperliche Nähe erlaubt den Einsatz diskreter Tötungstechniken; der Sehsinn ist limitiert, der Täter bleibt *incognito*; der Hörsinn reagiert umso sensibler, wenn die Gründe für den bevorstehenden Gewaltakt zur Sprache kommen. Die Kommunikation ist von vornherein auf Problemlagen menschlicher Existenz konzentriert, auf ›Sünden‹. Ihre Thematisierung ist geprägt von einer Wahrheitsverpflichtung auf der einen Seite und einer Schweigeverpflichtung auf der anderen. Die Kommunikationssituation ist aber auch bestimmt durch eine starke Hierarchie – eine Hierarchie, in welcher nach katholischem Verständnis ein immanenter Sprechakt transzendent wirksam wird.²¹

Wie diese Disposition literarisch ausgestaltet wird, möchte ich am Beispiel von Marcus Richmans Roman *Engelschatten* (2013) in aller Kürze illustrieren.²² Als Tatorte fungieren hier fiktive Zürcher Kirchen. Der Mord, der die genretypisch korrespondierenden Stränge einer Verbrechenhandlung und einer Ermittlungshandlung initiiert, erfolgt hier zwar nicht im Beichtstuhl, sondern unter dem Taufbecken. Doch gibt der Beichtstuhl den Rahmen ab für ein seinerseits stark hierarchisch strukturiertes Verhör. Der Mörder usurpiert damit einen Ort, der einem geweihten kirchlichen Funktionsträger vorbehalten ist; er verstößt gegen die kirchliche Raumordnung. Nach dieser Verhörbeichte, die den Quasi-Beichtvater und Mörder aber nicht befriedigt, wird dem Opfer (dem russischen Bordellbesitzer Solowjow) die Eucharistie gereicht, und er wird, nach einer Betäubung, in sadistischer Weise mit Taufwasser ertränkt. Die liturgische Rahmung des Verbrechens wird bis zuletzt durchgehalten, der Mörder rezitiert Ps 23 – die darin artikulierten Gewissheit eines unverbrüchlichen göttlichen Schutzes und Voll-Einschenkens (V. 5) invertierend. Das Nebeneinander der beiden erzählten Räume des Beichtstuhls und des Chors verbindet sich zugleich mit verschiedenen diskursiven Modi: Während in der Beichtszene die direkte Figurenrede dominiert und der Erzähler sich vor allem auf *verba dicendi* zurückzieht, gewinnt die Todesszene ihre Dramatik und Drastik durch eine

21 Zur Institution Beichte einführend: Jes P. Asmussen et al.: Art. Beichte. In: TRE 5 (1980), S. 411–439; John Cornwell: Die Beichte. Eine dunkle Geschichte. Berlin 2014; Peter Zimmerling: Studienbuch Beichte. Göttingen 2009. Zur literarisierten Beichte materialreich: Georg Langenhorst: Literarische Spiegelungen von Beichte: Darstellungen des Bußsakraments in der Gegenwartsliteratur. In: Stimmen der Zeit 233 (2015), S. 121–132; Heinz Schlaffer: Poetik der Beichte: Zur Vorgeschichte der modernen Literatur in Frankreich. In: Poetica 44 (2012), 1–2, S. 125–142.

22 Marcus Richmann: Engelschatten. Kriminalroman. Messkirch 2013.

interne Fokalisierung; der Erzähler rapportiert die Ereignisse nah an der Wahrnehmung des Opfers.²³

Der Tatort Beichtstuhl kehrt als Schauplatz aber mehrfach wieder: zunächst regulär besetzt durch einen Geistlichen, der, ohne dies zur Kenntnis zu nehmen, die Beichte einer Frau anhört, die in den Mord verstrickt zu sein scheint (99 f.), dann durch den Vorgesetzten jenes Geistlichen, der – die rituelle Hierarchie verkehrend – dem Beichtvater sagt, was er zu tun hat (vgl. 101, 106), nämlich keine weiteren Gespräche mit der Polizei zu führen. Ein Verbot, das umso wichtiger ist, als auf den ersten Mord weitere folgen, auch sie in Kirchen.

Bereits aus der kurzen paraphrasierenden Evokation dieser Kirchenszenen²⁴ lassen sich einige basale systematische Aspekte der literarischen Ekklesiologie ableiten:

- Das Beispiel Richmanns verweist 1. auf den Zeitindex, der dem Schauplatz Kirche als Kultraum eigen ist. Er kennt grundsätzlich zwei temporal bestimmte ‚Aggregatzustände‘: seinen gottesdienstlichen und seinen außergottesdienstlichen Gebrauch. Die Kirche wird im Zuge der Handlung für den primären Zweck der liturgischen Versammlung genutzt, oder sie wird für anderes genutzt, hier einen Mord.
- Das Beispiel verweist 2. darauf, dass der außergottesdienstliche Gebrauch ein offizieller oder ein inoffizieller sein kann: Eine Chorprobe oder das Stimmen der Orgel wären offizielle Gebrauchsformen, ein Mord, eine Übernachtung oder ein Beischlaf wären inoffizielle.
- Das Beispiel verweist 3. darauf, dass der außergottesdienstliche Gebrauch, sei er offiziell oder inoffiziell, seinerseits innerhalb oder außerhalb der kirchlich-religiösen Sphäre angesiedelt sein kann. C. F. Meyer liefert in der Novelle *Der Heilige* (1880) ein sprechendes Beispiel für den ersten Fall: Die Darstellung des Märtyrertods des englischen Erzbischofs Thomas Becket (1170) gewinnt ihre Dramatik und theologische Valenz wesentlich durch ihre Verortung in der Kathedrale von Canterbury. Im Wissen um die politische Brisanz seiner Haltung hält Thomas aus religiöser Überzeugung hartnäckig an dieser fest. Wie er dafür zur Rechenschaft gezogen werden soll, gibt er sich bewusst in die Kathedrale und nimmt, unter dem Kreuzifix stehend, ‚sein Kreuz auf sich‘ (vgl. Mk 8,34).²⁵ Eine erzählstrategische Pointe hat ein

23 «Nackt und schutzlos lag er auf den Steinboden der Kathedrale und war dieser unbekanntem Gestalt ausgeliefert. [...] Er musste wieder für einen Moment das Bewusstsein verloren haben, denn als er die Augen öffnete, sah er zu seinem Entsetzen, dass ein Schlauch in seinem Mund steckte. [...] Er würde ersticken!, schoss es ihm durch den Kopf.» (Ebd., S. 11 f.). Die Ausgestaltung der rituellen Dimension des Kirchenraums wäre zweifellos eine eigenständige Untersuchung wert – nicht nur, aber insbesondere im Bereich der Verbrechenliteratur. Für ein Exempel eines mörderischen afrokubanischen Kultes vgl. die «Schwarze Kapelle», in: Matthias Politycki: Herr der Hörner. Roman. Hamburg 2005.

24 Die zweite Fallstudie wird stärker an Details der erzählerischen Repräsentation arbeiten.

25 Für eine zweite klassische Literarisierung des betreffenden Ereignisses vgl. T. S. Eliots Versdrama *Murder in the Cathedral* (1935). Vgl. Krystyna Michael: Neomedievalism and the Modern Subject in T. S. Eliot's

gewaltsamer «Tod an heiliger Stätte» (P. D. James) aber auch, wenn die Tatumstände ganz profane sind: Er bedeutet eine doppelte Überschreitung; die Devianz strafrechtlicher Art geht einher mit einem Verstoß gegen die religiöse Raumordnung.

Das Beispiel von Richmanns Roman ist schließlich auch von Interesse, weil hier – wie so oft – allererst die schlichte Unterscheidung den Grenzfall *als* Grenzfall kenntlich macht. Der Mörder, kein Repräsentant der Kirche, spendet ein Sakrament, dies allerdings innerhalb eines Handlungszusammenhangs, der dieses wie alle anderen religiösen Vollzüge (Beichte, Taufe) pervertiert. Im Gegenzug auferlegt der Generalvikar, ein Repräsentant der Institution, dem aufrechten Geistlichen innerhalb des Beichtstuhl-Settings ein Beichtgeheimnis ganz anderer Art. Wenn ich sagte, dass die primär sakrale Signatur des Kirchenraums sich besonders eigne als Kontrastfolie mehr oder minder drastischer Profanierungen, dann zieht der Kriminalroman daraus regelmäßig die Konsequenz, dass die Grenze zwischen Gut und Böse, zwischen Opfer und Täter gerade nicht übereinstimmt mit der Grenze zwischen sakralem und profanem Raum. Das Böse macht nicht nur nicht Halt an der Schwelle zum Sakralraum; es hat dort regelmäßig auch seinen Ursprung.²⁶

IV.2 Die Kirche als Raum des Wortes

Mochte das Beispiel des Tatorts Kirche trotz der Fülle an Quellenmaterial exzentrisch anmuten, so gelten die folgenden Überlegungen einem erwarteten Bereich: Mit der Predigt sind wir mit der eben etablierten Unterscheidung prinzipiell im Kernbereich der offiziellen Raumnutzung. Es geht um den Gottesdienst, zu dessen Feier der Kirchenraum in erster Linie erbaut wurde.

Vor allem in reformatorischer Tradition ist die Kirche zentral der Raum des Wortes, der Verkündigung verstanden als Auslegung der Schrift als «Wort Gottes». Daher erstaunt es nicht, dass nicht nur die Liturgie, sondern insbesondere die Predigt auch innerliterarisch enorm produktiv geworden ist, und zwar ebenso was die normale Sonntagspredigt oder die Messe betrifft wie die sogenannten Kasualien – also gottesdienstliche Feiern an Wendepunkten eines (christlichen) Lebenslaufes: die Taufe, die Konfirmation, die Trauung, die Abdankung.²⁷ Mit der Predigt kommt, da sie in formaler Hinsicht einen Monolog darstellt, nun auch prominent die Figur des Predigers oder der Predigerin in den Blick – seine oder ihre mehr oder weniger ausgeprägte Fähigkeit, Text- und Lebensauslegung gelingend zu verbinden.

Murder in the Cathedral. In: *Postmedieval: A Journal of Medieval Cultural Studies* 5 (2014), 1, S. 34–43.

26 Man vergleiche etwa Wolf Haas' vierten Brenner-Krimi: *Silentium! Roman*, Reinbek 2003.

27 Dazu noch einmal die oben erwähnte Anthologie: Dornemann: *Als stände Christus*.

IV.2.1 Wort als Raum: Gerhard Meier, *Der schnurgerade Kanal* (1977)

Meiers *Der schnurgerade Kanal* ist hier von Interesse, weil der Roman von einer bestimmten und ihrerseits institutionalisierten Verbindung von Literatur und Kirche handelt: der Laienpredigt, nicht selten gehalten von Literatinnen und Literaten.²⁸ Der Publikation des Romans ging tatsächlich eine Laienpredigt des Autors voraus (die einzige, die Meier je gehalten hat). Und diese «Vaduzer Predigt»²⁹ geht mit minimalen Retuschen als «Bachthaler Predigt»³⁰ als Finale in den genannten Roman ein. Was mir hier wichtig scheint, ist nun weniger der Gegenstand der Predigt – die Begründung, weshalb sich der Autor (extrafikional Meier, innerfikional der Autor K.) «zu den Christen geschlagen»³¹ hat –, sondern deren erzählerische Einbettung und interne Dynamik. Nachdem der Sachverhalt einer Laienpredigt bereits früh mit einigen typisch Meier'schen Erzählschleifen eingeführt wurde, zieht sich der Erzähler schließlich ganz zurück und überlässt der Figur das Wort. Der Roman mündet in die seitenlange Wiedergabe der Predigt.³² Und die Predigt ist allein das, was die Kirche – die gänzlich unbeschrieben bleibt – hier ausmacht: der Predigttext, nicht der Predigtakt. Die Selbstrücknahme des Erzählers setzt sich innerhalb der Predigt dann in gewisser Weise fort. Wenn der Laienprediger, gut protestantisch, Schriftauslegung betreibt, so zieht auch er sich im Verlauf der Predigt immer stärker zurück. Er legt nicht mehr aus, er zitiert nur noch. Und dadurch schließt dann nicht nur die Predigt, sondern der gesamte Roman mit einem Jesaja-Zitat (Jes 65,17).

Die Entscheidung für dieses Finale – die Koinzidenz von Roman-, Predigt-, und Zitatende – hat allerdings eine entscheidende Konsequenz. Wenn der Predigttext seinen pragmatischen Ort im Predigtakt hat, so entfällt hier, was diesen Akt lebensweltlich gerade ausmacht: dass sich die monologische Rede an eine leibhaftig anwesende Gemeinde richtet. Innerliterarisch ist die Kirche, streng genommen, leer.

28 Vgl. für die deutschsprachige Schweiz unter anderem die folgenden Anthologien: Matthias Zeindler (Hg.): *Schriftsteller predigen*. Zürich 2006; Tadeus Pfeifer, H. R. Felix Felix (Hg.): *Nicht Fisch, nicht Vogel: neun Schriftsteller und Schriftstellerinnen predigen*. Künstlerisch gestaltet von Elisabeth Masé. Basel 1994.

29 Vgl. Gerhard Meier: *Warum ich mich zu den Christen geschlagen habe*. In: Christoph Möhl (Hg.): *Vaduzer Predigten*. Zürich 1979, S. 133–145.

30 Ich zitiere nach der Werkausgabe: Gerhard Meier: *Der Besuch / Der schnurgerade Kanal*. Romane. Werke. Zweiter Band, Gümligen 1987, S. 206–376, S. 362. Der Roman weist an sich eine kirchliche Rahmung auf; er wird von Anfang an auf dieses Ende hin erzählt. Für eine genaue Rekonstruktion: Andreas Mauz: «Ein Bastelbuch quasi». Gerhard Meiers Bachthaler Predigt im Kontext des Romans «Der schnurgerade Kanal». In: Richard Kölliker (Hg.): «Ich mag das Haschen nach Wind». *Spiritualität im Werk von Gerhard Meier (1917–2008)*. Zürich 2016, S. 138–150.

31 Meier: *Der schnurgerade Kanal*, S. 363.

32 Vgl. ebd., S. 362–374.

IV.2.2 Inversionen: Friedrich Dürrenmatt, *Durcheinandertal* (1989)

Dürrenmatts letzter zu Lebzeiten veröffentlichter Roman³³ bildet auch das Finale einer langen Reihe religionsbezogener Texte des Autors. Die Pointe liegt in diesem Fall, kurz gesagt, in einer Überblendung von hochtheologischem und hochkriminellem Milieu. Beide treffen in der unverkennbar helvetischen Provinz des Durcheinandertals zusammen; dieser Handlungsraum wird insbesondere durch die Figur oder die Figuren des «Großen Alten mit» beziehungsweise «ohne Bart» aber immer wieder ins Kosmische transzendiert.³⁴ Im gegebenen Kontext ist der Roman von Interesse, weil er mit zwei Predigtszenen schließt, die in aufschlussreicher Weise divergieren, nämlich in mehrfacher Hinsicht Inversionen darstellen. Und in beiden Fällen ist – anders als bei Meier – der Raum ein ganz entscheidendes Element der sprachlichen Performanz.

Die erste Predigt (154–160)

In der Kirche sah es trostlos aus. Durch das beschädigte Dach funkelten Sterne, erloschen in den heranfegenden Wolken. Der Raum war notdürftig von einer herabhängenden Glühbirne erhellt [...] Marihuana-Joe bestieg die Kanzel, brach auf der Treppe mit einem Bein ein, eine Stufe höher mit dem anderen, auf der letzten Stufe mit beiden, stemmte sich hinauf. [...] Marihuana-Joes Stimme kam wie aus einem verhangenen Himmel, um so unheimlicher, weil im Föhnsturm, der immer mächtiger wurde, sein Gesicht im Licht der Glühbirne aufleuchtete, die hin und her schwankte. (154)

Ist dieser Kirchenraum, weil eine Ruine, eigentlich dysfunktional, so gewinnt die Predigt, *diese* Predigt, durch den gegebenen räumlichen Rahmen dennoch nicht nur an Wirkung, sondern ausdrücklich an «Wahrheit» (155). Die drastische Vernachlässigung des Gotteshauses, die der Prediger (es handelt sich um Sepp Pretänder, den Sohn des alten Dorfpfarrers, der unter dem Namen «Marihuana-Joe» ein nun abtrünniger Gangster wurde) der Gemeinde zum Vorwurf macht, steigert seine Rede zu einem Gesamt ereignis, in dem der Schauplatz, die Wetterbedingungen und die Worte eine numinose Allianz eingehen (159). Was Sepp an Heiligabend der Sache nach predigt, ist allerdings keine Auslegung der Schrift, kein Weihnachtsevangelium, sondern eine Art Publikumsbeschimpfung, die darauf abzielt, die träge Gemeinde in einen Mob zu verwandeln:

Die Toten seien leichter zu erwecken als sie da unten in ihrer Faulheit und Bequemlichkeit. [...] Was seien sich doch einmal für tolle Kerle gewesen, hörten sie ihn von der morschen, wurmstichigen Kanzel herunter. Sie hätten die Österreicher, die Deutschen und Karl den

33 Friedrich Dürrenmatt: *Durcheinandertal*. Roman. Zürich 1989 (Nachweise jeweils im Haupttext).

34 Zum theologischen Gehalt des Romans vgl. vor allem die folgenden Beiträge: Peter Rusterholz: *Untergang und neues Leben im Durcheinandertal*. Theologische Spuren bei Friedrich Dürrenmatt. In: ders.: *Chaos und Renaissance im Durcheinandertal Dürrenmatts*. Hg. von Henriette Herwig und Robin-M. Aust. Baden-Baden 2017, S. 189–208; Ralph Kunz: *Durcheinander*. In: David Plüss et al. (Hg.): *Imagination in der Praktischen Theologie*. Festschrift für Maurice Baumann. Zürich 2011, S. 41–47.

Kühen vermöbelt, zerhackt, durchstochen und deren Köpfe auf ihre Spieße gesteckt und gejodelt dazu. [...] Sie sollten nachdenken, Himmeldonner! Warum täten die im Kurhaus so, als sei es leer? Weil niemand wissen dürfe, daß es bewohnt werde. (155–157)

Wenn die Dörfler Sepp als einen der ihren erkennen und auch die Wahrheit seiner Philippika, ist das der Anfang vom Ende. Die Gemeinde zieht, von Sepp angeführt, los, um «das Kurhaus als einen Tannenbaum [zu] benützen» (157) – den Ort, in dem die Gangsterbande heimlich überwintert, den Ort, der den «wahren Geist» des Tales durch eine fatale ökonomische Abhängigkeit korrumpiert (vgl. 14). Wie sehr Prediger und Gemeinde hier zur Kampfgemeinschaft in eigener Sache werden, zeigt nichts deutlicher als die Orchestrierung der Wortpredigt durch ein endgültiges Versagen der pastoralen Infrastruktur: «[...] und als Sepp Pretänder seine Predigt mit «Amen, Halleluja, Hosanna» schloß und die Kanzel durchbrechend bäuchlings auf sie [die Bewohner des Durcheinandertals] fiel, trugen sie ihn wie einen König zum Depot der Feuerwehr» (159) – wo sie sich, reichlich mit Benzin ausgerüstet versammeln, um zur Tat zu schreiten. Lebt die Darstellung der Predigt im Fall Meiers von ihrer quasi-authentischen Wiedergabe (es handelt sich, narratologisch gesprochen, um zitierte Figurenrede),³⁵ kommt nun ein anderer Typ der erzählerischen Repräsentation der Figurenrede zum Zuge. Die Predigt wird im Wesentlichen in transponierter Figurenrede erzählt, also nah am O-Ton des Predigers, aber doch durch die Erzählinstanz. Sie wird von der direkten in die indirekte Rede übertragen, in Wortwahl, Stil etc. aber nur schwach überformt durch die erzählerische Vermittlung. In dieser Form kann der Erzähler leicht auf die Gemeinde blenden und deren Reaktion auf die Predigt rapportieren. «[W]as Sepp redete, war die Wahrheit. Sie tat weh, die Wahrheit, sie verbrannten in ihr wie in der Hölle.» (155) Was dieses Beispiel auch zeigt: In einer Kirche zu predigen, fällt in den Kernbereich einer regulären Raumnutzung. Aber gerade diese reguläre Nutzung ist geeignet, die Institutionen der Predigt, der Liturgie, des Gottesdienstes in dieser oder jener Weise akzentuierend auszugestalten. So liegt – wie zu zeigen wäre – eine einschlägige Variante der literarischen Kirchen- und Predigtkritik darin, innerhalb einer Predigtszene gänzlich auf einen Rapport des Predigttextes zu verzichten, um stattdessen im Modus des *stream of consciousness* darzustellen, was den Protagonisten auf der Kirchenbank so alles beschäftigt.³⁶

35 Die Rede ist quasi-wörtlich; sie erscheint als Transkription einer mündlichen Äußerung und ist durch Anführungszeichen klar von der Erzählerrede unterschieden. Ich folge hier und im Folgenden der Begrifflichkeit von: Silke Lahn, Jan-Christoph Meister: Einführung in die Erzähltextanalyse. Stuttgart 2016, S. 126–128.

36 In Ernst Augustins *Robinsons blaues Haus* (2011) findet sich etwa in autodiegetischer Retrospektion die Darstellung kindlicher Kirchenbesuche. Der Erzähler setzt sich gegen deren Zwangscharakter zur Wehr, indem er den Kirchenraum imaginativ umbaut, um ihn schließlich zu fluten und die gesamte Gemeinde ersaufen zu lassen. Ernst Augustin: *Robinsons blaues Haus*. Roman. München 2011, S. 18–25. Man vgl. aber auch die Darstellung des Gottesdienstes der «Second Olivet Baptist Church» im *Stiller*-Roman (Max Frisch: *Stiller*. Roman. Frankfurt a. M., S. 191–194) oder Niklaus Meienbergs ätzende Mitschrift der Abdankung des PR-Königs Rudolf Farner (1984) im Fraumünster Zürich. Vgl. ders.: *Denn alles Fleisch ist wie Gras*. In: ders.: *Heimsuchungen*. Ein ausschweifendes Lesebuch. Zürich 1986, S. 212–220. Das

Die zweite Predigt (161–166)

Die zweite Predigt unterscheidet sich in verschiedenster Hinsicht von der ersten. Sie wird nicht von einem Laien gehalten, sondern von einem Fachmann: dem Theologen (und mehrfachen Mörder) Moses Melker, Vertreter einer «Theologie des Reichtums» und Verfasser von Schriften wie «Der rätselhafte Nazarener», «Himmlische Hölle» oder «Der positive Tod» (16). Schauplatz dieses Gottesdienstes ist das Kurhaus – kurz bevor es in Flammen aufgeht. Hält man beide Szenen gegeneinander, so werden die Ordnungen von Raum und Redner also überkreuzt: Die Predigt des Laien erfolgt im sakralen Raum, die des Kirchenmannes im profanen. Und was für die freie Wahl des Raumes gilt, gilt auch für die Terminierung. Diese zweite Predigt erfolgt ad hoc. Anders als diejenige Sepps war sie nicht geplant; sie wird spontan eingerichtet, um zu verhindern, dass die unerwartete Begegnung Melkers mit den Repräsentanten des Verbrechersyndikats ein gewalttätiges Ende findet. Diese Inversionslogik setzt sich aber auch darin fort, dass die Ad-hoc-«Kirche» der Hotellobby nicht nur baulich intakt ist, sondern eigens dem Geschmack der Gäste gemäß festlich hergerichtet wurde:

Im Gegensatz zum trostlosen Kircheninnern stand in der Kurhaushalle ein mit Christbaumschmuck derart überhäufeter Weihnachtsbaum, daß von ihm kaum mehr etwas zu sehen war. Doch war es nicht ein gewöhnlicher Weihnachtsschmuck, der da hing, der Baum war mit Revolvern und Maschinenpistolen behängt, in deren Läufen die brennenden Kerzen steckten, auch hatte Baby Hackmann [...] einige Eierhandgranaten als Weihnachtskugeln befestigt. (161)

Während die Predigt in der Dorfkirche zur Bildung einer Verständnis- und Handlungsgemeinschaft führt, ist die Predigt Melkers wesentlich größeren Verständnisschwierigkeiten ausgesetzt, da die Anwesenden uneins sind über die Identität des Predigers. Melker wird einerseits als «Spion des Syndikats» (162) beargwöhnt, andererseits wahrgenommen als Mittler einer «geheimen Botschaft des Großen Alten [...] in Form einer Weihnachtspredigt» (ebd.).

Diese Predigt wird nun erneut in erster Linie in Form der zitierten Figurenrede rapportiert: «Fürchtet euch nicht, siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird, lautet die Weihnachtsbotschaft bei Lukas im zweiten Kapitel, Vers zehn», begann er.» (163) Melkers Predigt nimmt ihren Ausgang also tatsächlich beim Weihnachtsevangelium, wobei er, wie die unmittelbare Fortsetzung zeigt, eine durchaus originelle Pointe setzt: «Allem Volk, also auch euch, den Halunken, Vaganten und Schurken», fuhr er fort, ohngeachtet, daß diese Anrede die Versammelten schockieren mußte, sahen sie sich doch als Geschäftsleute mit etwas ungewöhnlichen Methoden.» (Ebd.) Es mag auch dieser Eröffnung geschuldet sein, dass zumindest ein Teil der Gangs-

Darstellungsmittel der erzählerischen Introspektion erlaubt es schließlich auch, die Befindlichkeit der kirchlichen Funktionäre selbst zur Geltung zu bringen – etwa ihren Zweifel an der Sinnhaftigkeit der Handlungen und Worte, die sie zu vollziehen beziehungsweise auszusprechen haben. Vgl. exemplarisch die Priesterfigur in Evelyn Schlag: Die göttliche Ordnung der Begierden. Roman. Salzburg 1998.

tergemeinde ganz unrefractorisch dem hermeneutischen Prinzip eines mehrfachen Schriftsinns verpflichtet ist und Melkers Worten einen *sensus scelestus* entnimmt, nämlich Aufschluss über kommende Coups des Syndikats. Die erzählerische Repräsentation der Ereignisse wird daher bestimmt durch den Wechsel von zitierter Figurenrede (dem Predigttext) und der (intern fokalisierten) Erzählerrede, welche die (Fehl-)Rezeption der *bad guys* rapportiert. Wo die Gemeinde bei Meier als absente stumm bleibt und in der Dorfkirche des Durcheinandertals als ein Kollektivsubjekt präsentiert wird, als ein zunehmend euphorisiertes *«Wir»*, werden hier einzelne Hörer herausgegriffen und individuelle Wahrnehmungen rapportiert.

«Freude warum? Weil der Große Alte mit seiner gewaltigen Hand gleichsam ins Nichts – minus 273 Grade – gegriffen und euch aus dem Nichts geformt hat.»

Melker war stolz auf sein Gleichnis, Potomac-Charlie überlegte, ob der Große Alte etwas in Alaska plane. (163)

«Wenn die Armen und Hungernden ins Himmelreich kommen», predigte Moses Melker, «weil der Große Alte Mitleid mit den armen Schluckern hat, und die Reichen bloß deshalb, weil ihm nichts übrigbleibt, als gnädig zu sein, so seid ihr die einzigen, die das Himmelreich verdienen, seid ihr seine Freude, sein Stolz, sein Loblied, das er auf sich selber anstimmt.»

Das erste Mal, daß der Große Alte eine Weihnachtsgratifikation gewährt, dachte Lincoln-Fat erfreut. (164)

«[...] hat euch zu seinem Werkzeug erwählt und befohlen, die Hethiter, Gargasiter, Amriter, Kanaaniter, Pheresiter, Heviter und Jebusiter auszurotten.»

Mein Gott, dachte Baby Hackmann, wie viele neue Syndikate es jetzt gebe, und Holy-Brandy überlegte, ob der Große Alte jetzt ins Waffengeschäft einsteigen wolle. (165)

Das ist aber nicht alles. Denn die an sich strukturbildende Opposition des Predigers (des religiösen Produktionshorizonts) und der Gemeinde (des kriminellen Rezeptionshorizonts) ist in diesem Fall keineswegs absolut. Wie sich in den Zitaten bereits andeutete, finden sie gerade in der Predigt einen Konvergenzpunkt; der Prediger selbst lässt die beiden Horizonte verschmelzen. Ist die Predigt über ihren Ad-hoc-Charakter zunächst mit einem Zwangsaspekt verbunden – Melker will nicht predigen, er muss –, wird der Vollzug der Predigt mehr und mehr zu einem Transformationsereignis, nicht für die Gemeinde, sondern für den Prediger:

Wie die angestauten Gase im Innern eines Vulkans diesen schlagartig entzweireißen, explodierte der Theologe des Reichtums, er pulverisierte sich, wenn auch die Vulkanasche, die nun auf die um ihn gelagerten Berufsverbrecher niederprasselte, durchaus noch theologisch war. [...]

«Ich bin einer von euch, nicht der Theologe des Reichtums, sondern der Theologe des Verbrechens, ist doch der Große Alte nur als Verbrecher denkbar. Meine erste Frau habe ich von einer Eiche und meine zweite in den Nil gestoßen und am Sonntag meine dritte mit Truffes zu Tode gestopft.» (165 f.)

Diese grundstürzende Einsicht und dieses Geständnis vollziehen sich, wie sich zeigt, allerdings bereits außerhalb des Kommunikationsraums der Predigt. «Doch hörte ihm niemand mehr zu [...]» (Ebd.) Denn ein interner Tumult bricht aus, und dieser geht bruchlos über in den Angriff von außen, die Invasion der anderen Gemeinde, die zunächst das Kurhaus, dann aber auch das Dorf und seine Bewohner in Schutt und Asche legt.

Für die literarische Ekklesiologie ist diese zweite Szene nicht zuletzt deshalb signifikant, weil sie die theologische Grundsatzfrage nach dem Zusammenhang von Kirchenraum und Predigt aufwirft. Vereinfacht gesagt: Macht die Kirche die Predigt, oder macht die Predigt die Kirche? Und Letzteres ist ja eben eine der Pointen reformatorischer Ekklesiologie: «Ubi est verbum, ibi est ecclesia». ³⁷ Von einer Kanzelrede ohne Kanzel ist es dann, ausblickhaft gesagt, nur noch ein kleiner Schritt zur metaphorischen Rede vom Kirchenbau, etwa zum romantisch-naturreligiösen «Dom des Waldes». ³⁸ Auch dieser Spielart von «Kirche» hätte eine ambitionierte literarische Ekklesiologie nachzugehen.

V. Schluss

In seiner historisch, theologisch, architektonisch, ästhetisch und soziologisch bestimmten Vieldimensionalität wird der Kult- und Kulturraum Kirche auch zu einem eminenten literarischen Imaginationraum. Die Dichte der *scripts* und *frames*, die sich mit ihm verbinden – das abrufbare Wissen um stereotype Handlungsfolgen und «Interaktionsrituale» (Goffman) –, birgt ein hohes Potential der fiktionalen Ausgestaltung und bietet sich an zur Verhandlung der *misère et grandeur* menschlicher Existenz, nicht nur, aber insbesondere hinsichtlich der Implikationen religiöser Lebensorientierung.

Meine Überlegungen galten nur ausgewählten Bereichen der literarischen Ekklesiologie, und die bewegten sich argumentationspraktisch tendenziell im Bereich der Textanalyse (und nicht der Textinterpretation). ³⁹ Beides ist sicher nicht hinreichend. Das Archiv umfasst eine Fülle noch zu erschließender Aspekte – etwa die Kirche als Bildraum (Goethe, *Wahlverwandtschaften*; Ondaatje, *The English Patient*) oder Klangraum

37 «Wo das Wort ist, da ist die Gemeinde [...]» Martin Luther: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe [= WA], 39/2, S. 176. Vgl. auch den einschlägigen Beleg aus Luthers Thorgauer Predigt (1544), der gleichfalls die «freiheit in solchen eusserlichen Dingen einschärft (WA 49, 594, S. 35 f.), denn «kan es [der Gottesdienst] nicht geschehen unterm dach oder in den Kirchen, so geschehe es auf ein platz unter dem Himel und wo raum dazu ist» (WA 49, 592, S. 19–21). Vgl. Johannes Calvin: Institutio Christianae Religionis. Genf 1559, IV, 1, 9.

38 Vgl. Ute Jung-Kaiser: Der Wald als romantischer Topos. Eine Einführung. In: dies. (Hg.): Der Wald als romantischer Topos. 5. Interdisziplinäres Symposium der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst. Frankfurt a. M. 2007, S. 13–36.

39 Zu dieser Unterscheidung und ihren weitreichenden Implikationen vgl. Benjamin Gittel: Die Bestätigung von Interpretationshypothesen zu fiktionalen literarischen Werken. In: Andrea Albrecht et al. (Hg.): Theorien, Methoden und Praktiken des Interpretierens. Berlin 2015, S. 513–564.

(Kleist, *Die heilige Cäcilie*; Schneider, *Schlafes Bruder*), die Kirche als Baustelle (Golding, *Der Turm der Kathedrale*; Pouillon, *Singende Steine*) oder die Kirche als Rückzugs- oder Fluchtort (Keller, *Der grüne Heinrich*; Seghers, *Das siebte Kreuz*). Die Exploration dieser und weiterer Aspekte – der älteren Literatur, der Gattungstrias, der konfessionellen Ordnung oder auch der politischen Theologie – wird zweifellos auch das methodisch anspruchsvollere Register der Textinterpretation umfassen müssen. Nur in dieser Sphäre lassen sich textübergreifende Fragen bearbeiten, die durch die analytische Arbeit zwangsläufig aufgeworfen werden – etwa das theologisch wie literaturwissenschaftlich akute Problem, inwiefern diese Texte an der komplexen Dynamik mitschreiben, die wir abkürzend mit dem Begriff der Säkularisierung belegen.

Kirche, Kloster & Co.

Brennpunkte der Auseinandersetzung mit Religion bei Otto F. Walter, Adolf Muschg und Thomas Hürlimann

CHRISTOPH GELLNER

Anfang 1965 begründete Otto F. Walter (1928–1994) in einem Brief an Adolf Muschg (*1934) als literarischer Programmleiter des Walter-Verlags die Ablehnung von dessen dann im Arche-Verlag erschienenen Japanroman *Im Sommer des Hasen* mit der «Schwierigkeit», die

mit der geistigen Grundhaltung unseres Verlags zu tun hat und mit dem ihr leider zumindest von außen her besehen mitgegebenen Handicap der Veröffentlichung von Werken gegenüber, die sich in Eroticis so frei bewegen wie Ihre Schutzbefohlenen, etwa Freund [Wilfried] Buser, im Umgang mit der japanischen Frau.¹

Otto F. Walter hatte im einst väterlichen Walter-Verlag, der sich als Bollwerk des katholischen Schrifttums verstand, seit 1956 ein vielbeachtetes Programm zeitgenössischer Literatur aufgebaut und das Unternehmen in Olten zu einer der innovativsten Verlagsadressen gemacht. Das führte zu scharfen Auseinandersetzungen mit der katholisch-konservativen Verlagsleitung unter Josef Rast.² Die Veröffentlichung von Ernst Jandls Gedichtband *laut und luise*, einem Meilenstein der experimentellen Poesie, besiegelte 1966 das endgültige Zerwürfnis. Wie 1964 seine Scheidung, nach der Otto F. Walter umgehend die Prokura entzogen wurde, betrachtete man nun auch die Jandl-Publikation in der Reihe der avantgardistisch-bibliophilen *Walter-Drucke* als einen «Angriff auf das christlich-abendländische Weltbild und auf alles, was mit Sprache und deren Heiligkeit zusammenhängt».³ Mit dem fristlos entlassenen Otto F. Walter wechselten 17 Autoren (darunter Peter Bichsel, Helmut Heißenbüttel, H. C. Artmann und Ernst Jandl) zu Luchterhand in Darmstadt. Dort eröffnete Otto F. Walter «gegen heftigen Widerstand

1 Otto F. Walter: Brief vom 28. Januar 1965 an Adolf Muschg in Göttingen (SLA), zitiert nach Christoph Gellner: Westöstlicher Brückenschlag. Literatur, Religion und Lebenskunst bei Adolf Muschg. Zürich 2010, S. 59.

2 Otto Walter, dessen erklärtes Vorbild der katholische Publizist Joseph Görres war, war 1944 55-jährig verstorben. Aus gesundheitlichen Gründen hatte er sich vier Jahr zuvor bereits aus dem Verlag zurückgezogen.

3 Martin Zingg (Hg.): Folgendes. Otto F. Walter über die Kunst, die Mühe und das Vergnügen, Bücher zu machen. Basel 1998, S. 94. Vgl. ders.: Der kurze Sommer der Literatur. Auf dem Weg zum Archiv des Walter-Verlags. In: Irmgard M. Wirtz, Ulrich Weber, Magnus Wieland (Hg.): Literatur – Verlag – Archiv. Göttingen, Zürich 2015, S. 95–108.

des marxistischen Lektorats»⁴ eine Reihe *Theologie und Politik*, in der Publikationen von Kurt Marti und Dorothee Sölle erschienen, unter anderem Sölles Habilitationsschrift *Realisation. Studien zum Verhältnis von Theologie und Dichtung nach der Aufklärung* (1973).

Mit dem Rebellen aus Nazareth hat das nichts mehr zu tun

Für den jüngsten Spross und einzigen Sohn des katholisch-konservativen Nationalrats Otto Walter, der es vom Druckereibesitzer und Herausgeber populärer Zeitschriften für die katholische Familie zum großbürgerlichen Verlagschef gebracht hatte, war von der Familie schon früh die Laufbahn zum Offizier und Unternehmersohn vorgezeichnet. Die zweitälteste seiner acht Schwestern ist die Lyrikerin Silja Walter (1919–2011). Sie gehört zu den wenigen Schreibenden, die die Tradition explizit christlicher Literatur weiterführten und über binnenkirchliche Kreise hinausgehende Aufmerksamkeit erlangten. Schon in der Klosterschule Engelberg⁵ («ein Sperrbezirk ausschliesslich für Männer», «Patriarchat im Quadrat. Eine konsequente Fortsetzung der elterlichen Dressur zum Mann – notfalls mit Reitpeitsche durch den Vater»⁶) und im Kollegium Schwyz übte sich Otto F. Walter in kleinen Revolten und Verweigerungen, die mit seiner Entlassung endeten. In dem bemerkenswerten Radiogespräch mit seiner Schwester erläuterte er 1982 seinen Bruch mit der katholischen Herkunftswelt: «diese Welt des Christentums ist für mein Gefühl auf eine inakzeptable Art autoritär und patriarchalisch. Mit dem Rebellen aus Nazareth und seiner Liebe als Zentrum hat das nichts mehr zu tun.»⁷

Walters Opus magnum, sein großer Epochen- und Gedächtnisroman *Zeit des Fasans* (1988), der Aufstieg und Fall einer Schweizer Industriellenfamilie schildert, die sich 1933–1945 an der Waffenproduktion für Nazideutschland bereichert, spitzt seine literarische Kirchen- und Christentumskritik im Horizont öko- und gendersensibler Patriarchatskritik zu. Anhand der klerikofaschistischen Ansichten des Vaters sowie nazifreundlicher Tendenzen in der autoritär geprägten katholischen Bevölkerung der Schweiz wird die Affinität des Katholizismus zum Faschismus aufgezeigt, der fanatische Reinheits- und Madonnenkult der Mutter als Ausdruck rigider Triebunterdrückung und zugleich als Rache der Frau im Patriarchat aufgedeckt. So wie sie ihren lebenshungrigen Gatten in den Alkohol trieb, eine Art Selbstmord auf Raten, suchte sie den Sohn zu ihrem Bundes-

4 Karl-Josef Kuschel: «Ich glaube nicht, dass ich Atheist bin.» Neue Gespräche über Religion und Literatur. München, Zürich 1992, S. 115–131, hier S. 129.

5 Hierzu und zum Folgenden Christoph Gellner: «Wo ist denn dieses Göttliche, wenn nicht in uns?» Hommage auf Otto F. Walter. In: Stimmen der Zeit 232 (2014), H. 9, S. 639–642.

6 Eine Insel finden. Gespräch zwischen Otto F. Walter und Silja Walter. Moderiert von Philippe Dätwyler. Zürich 1983, S. 34.

7 Ebd., S. 51.

genossen heranzudressieren, der das Unrecht, das ihr durch den Vater angetan wurde, dereinst rächen sollte – nicht von ungefähr fungiert die Artriden-Sage als Grundriss des Ganzen. Mithilfe des Agamemnon-Klytämnestra-Mythos weitet Otto F. Walter seine Familiensaga ins Allgemeinmenschliche und dechiffriert den Geschlechterantagonismus seines Romans als Machtkampf zwischen Matriarchat und Patriarchat, den er leitmotivisch in fünf Kapiteln als «Sage vom Ursprung»⁸ vergegenwärtigt. Dabei ist es aufregend zu sehen, wie sich Otto F. Walter seit Mitte der 1970er-Jahre intensiv mit der eigenen Zurichtung zum Mann beschäftigte. Er nahm nicht nur feministische Anregungen von Simone de Beauvoir, Christa Wolf und Ingeborg Bachmann auf, sondern auch die im Gefolge der 68er-Revolution neu aufkommenden Infragestellungen hegemonialer Männlichkeit. Mit Ernest Bornemanns *Das Patriarchat*⁹ oder Klaus Theweleits *Männerphantasien*¹⁰ machte Otto F. Walter die ersten Werke kritischer Männer- und Geschlechterforschung für seine Romane fruchtbar. In enger Verknüpfung von Religion, Gender und Gesellschaft zieht *Zeit des Fasans* eine kritische Bilanz zerstörerischer Männlichkeit(smuster), wie sie die titelgebende Geschichte von Charlotts Fasan verdichtet.¹¹ Walters Fazit? Die «viertausendjährige Kultur des Weißen Mannes», deren Gewaltprinzip zur ökologischen Katastrophe der Gegenwart geführt habe, münde in einen «Muttermord» als «Mord an allem Leben, an der Natur».¹² Von daher versteht sich Otto F. Walters leidenschaftlicher Appell in *Zeit des Fasans*:

Wo sind sie, die Christenmenschen, die sich, im Namen der Menschenwürde, gegen die Herren erheben? Die sich das schuldeinflößende Bild von deren geschlechtslosem Vatergott nicht mehr andrehen lassen? Sich nicht und ihren Kindern nicht? Ja, es gibt sie, als Grüppchen da, auch dort. Kirche von unten! Christen und Christinnen, die aufstehen, indem sie Befreiung für sich und alle beanspruchen! Wo ist denn dieses Göttliche, wenn nicht in uns?¹³

8 Otto F. Walter: *Zeit des Fasans*. Roman. Reinbek bei Hamburg 1988, S. 52, 93 f., 214 f., 401 f., 533 f.

9 Ernest Bornemann: *Das Patriarchat*. Ursprung und Zukunft unseres Gesellschaftssystems. Frankfurt a. M. 1975.

10 Klaus Theweleit: *Männerphantasien*. 2 Bde. Frankfurt a. M., Basel 1977.

11 Diese Schlüsselgeschichte erzählt, dass Thoms Schwester Charlott einen verwundeten Fasan findet, den sie pflegt und zähmt. Kurz nachdem sie ihn wieder ins Freie abgesetzt hat, organisiert der Vater für einen wichtigen Geschäftsfreund eine Jagd, auf der der Fasan getötet wird. Bezeichnenderweise begreift der Vater nicht, warum Charlott inmitten der Jagd angerannt kommt, den toten Fasan im Arm davonträgt, ohne auf seine Zurufe zu reagieren. So erscheint Charlotts Liebe zum Fasan als Inbegriff einer natürlichen Zuneigung zu allem Lebendigen, die jedoch von der blinden Brutalität der Männerwelt zerstört wird. Vgl. Dorota Sośnicka: Der unablässige Machtkampf zwischen Matriarchat und Patriarchat. Zu den Machtkonstellationen in Otto F. Walters Roman *Zeit des Fasans*. In: Gonçalo Vilas-Boas (Hg.): *Macht in der Deutschschweizer Literatur*. Berlin 2012, S. 287–303.

12 Otto F. Walter: *Zeit des Fasans* (wie Anm. 8), S. 200.

13 Ebd., S. 476.

Zen-Buddhismus als Befreiung, Entdeckung christlicher Mystik über den Umweg Japan

Adolf Muschgs Debütroman *Im Sommer des Hasen* spielt zwischen Japan und der Eidgenossenschaft, auf die aus dieser Außenperspektive ein umso kritischerer Blick fällt. 1962 bis 1964 war Muschg Deutsch-Lektor an der International Christian University in Tokyo und unterzog sich einer praktischen Einführung in die zenbuddhistische Sitzmeditation sowie das Koan-Training. Kaum zufällig gibt der 29-jährige Autor 1963 im deutschen Kulturinstitut von Tokyo seine geistige Visitenkarte mit einem Vortrag über Meister Eckhart ab.¹⁴ Als Spross einer «enorm christlich-fundamentalistischen»¹⁵ Primarlehrerfamilie im zürcherischen Zollikon und vom 14. bis zum 16. Lebensjahr, nach dem Tod des Vaters, als Zögling eines «gottverlassenen»¹⁶ evangelisch-reformierten Mittelschulinternats in Schiers im Prätigau/Graubünden, erfuhr Adolf Muschg Religion als Leib und Leben vergiftende Fremdbestimmung. Zugleich verdankt er dieser reformierten «Mitgift» die über die Jahre immer stärkere Beschäftigung mit «letzten Fragen» von Kunst und Existenz, aber auch die ständige «Bereitschaft zum Unfrieden mit sich selbst», die für den Altgewordenen unabdingbar «zur *ganzen* Kultur»¹⁷ gehört.

Von den «protestantischen Finsternissen seiner Kindheit und Jugend»,¹⁸ der Angstbesetztheit des Gottesbildes seiner Eltern, ihrem übersteigerten Sündenbewusstsein, ja, vom rigorosen Ausschließlichkeits- und Alleingültigkeitsanspruch des «patriarchalen Monotheismus und seiner Gottesfurcht»¹⁹ hat sich Muschg regelrecht frei schreiben müssen. Zuletzt in seiner Erzählung *Das gefangene Lächeln* (2002), einem Abgesang auf das Erbe reformiert-puritanischen Christentums, dessen mentalitätsprägende Nachwirkungen in Gestalt rigider Leistungs- und Perfektionsideale längst nicht vergangen sind. Nicht von ungefähr zeigen Muschgs Romane und Erzählungen die (Deutsch-)Schweiz als eine Gesellschaft verzweifelter Musterschüler, wobei jeder «bei einem noch Höheren in der Schuld steht und sich immer zappelnd um dessen nachsichtiges Wohlwollen»²⁰ bemüht. Unter der Last, sich Anerkennung, Liebe, ja, ihr Leben verdienen zu müssen,

14 Der Vortragstext wurde erstmals aus dem Vorlass im Schweizerischen Literaturarchiv (SLA) in Bern publiziert und interpretiert in Gellner: *Westöstlicher Brückenschlag* (wie Anm. 1), S. 87–94.

15 Daniel Lenz, Eric Pütz: *Die Wörter sind vor dem Leben da*. Interview mit Adolf Muschg. In: *Neue Rundschau* 111 (2000), S. 67–87, hier S. 70.

16 Karl-Josef Kuschel: *Weil wir uns auf dieser Erde nicht ganz zu Hause fühlen*. 12 Schriftsteller über Religion und Literatur. München, Zürich 1985, S. 127–139, hier S. 130.

17 Adolf Muschg: *Im Erlebensfall. Versuche und Reden 2002–2013*. München 2014, S. 67. Hervorhebung im Original.

18 Meinrad Schmidt-Degenhard: *Liebe, Literatur & Leidenschaft*. Adolf Muschg im Gespräch. Zürich 1995, S. 172. Vgl. Manfred Dierks: *Adolf Muschg. Lebensrettende Phantasie – ein biographisches Porträt*. München 2014.

19 Adolf Muschg: *Wovon mir die Ohren läuten*. In: Martin Gregor-Dellin (Hg.): *Die Botschaft hör' ich wohl*. Schriftsteller zur Religion. Stuttgart 1986, S. 28–38, hier S. 28.

20 Adolf Muschg: *Albissers Grund*. Roman [1974]. Frankfurt a. M. 1976, S. 129.

sind Muschgs Figuren häufig auf eigene Kosten tüchtig, betrügen sich durch gnadenlose Selbstüberforderung aber doch nur um ihr Leben.

Einen ganz anderen Zugang zum Religiös-Spirituellen eröffnete der japanische Zen-Buddhismus, auch wenn Muschg einräumt: «Ich bin ja leider nur ein wenig Buddhismus praktizierender Mensch. Es ist mehr eine Sehnsucht denn eine Praxis bei mir.»²¹ 1985 absolvierte er eine mehrwöchige Zen-Schnupperlehre in einem Zen-Kloster nördlich von Kyoto und berichtete darüber im Feuilleton der Frankfurter Rundschau unter dem pointierten Titel: *Aussteigen? Einsteigen!*²² In der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur gibt es keinen, der sich mit vergleichbarer Intensität mit asiatischer Geistigkeit und Spiritualität auseinandergesetzt hat wie Adolf Muschg – angefangen bei *Im Sommer des Hasen* und seinem Chinaroman *Baiyun oder die Freundschaftsgesellschaft* (1980) über *Eikan, du bist spät* (2005) und *Löwenstern* (2012) bis hin zu *Die japanische Tasche* (2015) sowie *Heimkehr nach Fukushima* (2018) und stets begleitet von reflektierenden Japan-Essays und -Betrachtungen wie *Papierwände* (1970) oder *Die Insel, die Kolumbus nicht gefunden hat* (1995).

Innerhalb der facettenreichen Rezeption fernöstlicher Religiosität in der deutschsprachigen Dichtung markiert Muschgs Œuvre den literarisch komplexesten Fall geistig-spiritueller Osmose, ohne dafür den exotischen Oberflächenreiz fernöstlicher Kulissen eigens bemühen zu müssen.²³ Bei aller dezidierten Kirchen- und Christentumskritik zeichnet sich Muschgs Denken und Schreiben durch eine eigentümliche Verbindung von Zen-Buddhismus und einem mystischen Christentum Meister Eckhart'scher Prägung aus. Die dem unablässigen Gestaltwandel alles Lebens verpflichtete Naturfrömmigkeit Goethes bildet den über die Jahre immer wichtigeren dritten Bezugspunkt. Sie betrachtet die Natur als Manifestation des Göttlichen, in dessen allumfassendes Wirken auch der Mensch einbezogen ist.²⁴ «Ich habe die christliche Mystik über den Umweg Japan entdeckt. Der Zen-Buddhismus war meine befreiende Kraft»,²⁵ sagte der weit über die Eid-

21 Achim Hellmich: «Ich möchte lernen, wirklich da zu sein, wo ich bin.» Interview mit dem Schriftsteller Adolf Muschg. In: Das Goetheanum Nr. 24, 13. Juni 2004, S. 12.

22 Adolf Muschg: *Aussteigen? Einsteigen!* Erfahrungen in einem japanischen Zen-Kloster. In: Frankfurter Rundschau, 24. August 1985.

23 Vgl. Christoph Gellner: Einzigartiger west-östlicher Brückenschlag. Laudatio zur Preisverleihung der Internationalen Hermann-Hesse-Gesellschaft an Adolf Muschg. In: Hermann-Hesse-Jahrbuch Band 10, Würzburg 2018, S. 223–233; ders.: Buddhismus im Westen. Literarische Spiegelungen bei Hermann Hesse, Adolf Muschg, Ralf Rothmann und Christoph Peters. In: Andreas Mauz, Ulrich Weber (Hg.): «Wunderliche Theologie.» Konstellationen von Literatur und Religion im 20. Jahrhundert. Göttingen, Zürich 2015, S. 161–187.

24 Margrit Wyder: Bis an die Sterne weit? Goethe und die Naturwissenschaften. Mit einem Essay von Adolf Muschg. Frankfurt a. M., Leipzig 1999, S. 14. Vgl. Günter Niggel: «In allen Elementen Gottes Gegenwart». Religion in Goethes Dichtung. Darmstadt 2010; Adolf Muschg: Der Schein trägt nicht. Über Goethe. Frankfurt a. M., Leipzig 2004.

25 «Wir leben in einem religiösen Vakuum.» Adolf Muschg im Gespräch mit Michael Meier. In: Zürcher Tages-Anzeiger, 3. März 2017.

genossenschaft hinaus als ‹public intellectual› wahrgenommene Gegenwartsautor kürzlich dem Zürcher *Tages-Anzeiger*.

Leben ist Schuldigwerden und steht unter der Notwendigkeit der Rechtfertigung: «Meine Figuren meinen sich rechtfertigen zu müssen – sie kommen damit an kein Ende [...]. Ich möchte ihnen den Unglauben an sich selbst abgewöhnen. Für mich ist Rechtfertigung ein Wort des Teufels», verdeutlichte Muschg im Gespräch mit Karl-Josef Kuschel.

Warum muss ich etwas leisten, um geliebt zu sein? Ich möchte einmal nicht gut sein – sondern gut genug [...]. Die Liebe ist ihr eigener Grund. Wenn die Religion nicht ihr eigener Grund ist, dann kann ich mir keine Gründe verschaffen. Das ist protestantischer Aberglaube – hoffentlich macht es Gott keinen Eindruck.²⁶

Die Pointe seiner Parzival-Neuerzählung *Der Rote Ritter* (1993), die den *Parzival* Wolframs von Eschenbach aus dem 13. Jahrhundert fort- und weiterschreibt, liegt in der wohlthuend-befreienden Erfahrung einer letzten Zweck- und Grundlosigkeit allen Daseins, die Meister Eckharts ‹Leben ohne Warum› mit dem Zen-Buddhismus verbindet. Ausdrücklich hielt Muschg fest, dass es seine Parzival-Version ohne die japanischen Zen-Meister Suzuki Taisei, Hisamatsu Shin-ichi und Harada Sekkei ‹nicht gäbe›.²⁷ Bei Lesungen wählte Muschg denn auch gerne die Passage aus, in der Trevrizent im Karfreitagsgespräch mit Parzival den für die Romantheologie des *Roten Ritter* zentralen Spielgedanken einführt.²⁸ Er geht auf Meister Eckhart zurück, dem alles darauf ankam, ‹dass der Mensch lerne mit[zu]wirken mit seinem Gott›.²⁹ Eckharts Zentralgedanke von der Wirkeinheit mit Gott findet sich schon in Muschgs Dissertation über den Dichter Barlach wie in seinem Eckhart-Vortrag von 1963 in Tokyo.

«Gott versucht sein Spiel mit uns», nimmt Parzival im Schlussgespräch mit Gawan diesen Gedanken auf. «Er will wissen, ob wir als Mitspieler in Frage kommen, und diese Neugier Gottes ist der Stoff, aus dem unsere Erfahrungen sich machen; was für ein Glück, dass sie sich offenbar nicht machen wollen ohne uns»: So lautet die religiös-ästhetische Quintessenz des *Roten Ritter*. «Wir dürfen Gottes Mitspieler sein, als ob es auf uns ankäme. In diesem Anschein steckt das ganze Wunder unseres Lebens.»³⁰ In einem Zürcher ETH-Vortrag verdeutlicht Adolf Muschg diese wohlthuend-befreiende Grundlosigkeit alles Daseins: «*Nur* im Spiel empfinden wir uns der Schöpfung verwandt, deren Teil wir sind, und nehmen teil an dem Impuls, der sie geschaffen hat. Er *darf* grundlos gewesen sein und ohne Zweck.»³¹ Im Spiel zeigt sich, dass die Schöpfung ohne alles ‹Um-zu› existiert und gerade keiner Rechtfertigung bedarf. «Es ist, wie ein Mystiker nach Wolframs Zeit gesagt hat: ‹sunder

26 Kuschel: Weil wir uns auf dieser Erde nicht ganz zu Hause fühlen (wie Anm. 16), hier S. 137.

27 Adolf Muschg: Herr, was fehlt Euch. Zusprüche und Nachreden aus dem Sprechzimmer des heiligen Grals. Frankfurt a. M. 1994, S. 15.

28 Adolf Muschg: Der Rote Ritter. Eine Geschichte von Parzival [1993]. Frankfurt a. M. 1996, S. 693–696.

29 Adolf Muschg: Der Dichter Barlach. Aarau 1961, S. 23. Vgl. Meister Eckhart: Werke Bd. II. Hg. und kommentiert von Niklaus Largier. Frankfurt a. M. 1993. S. 419 (Reden der Unterweisung, Kapitel 23).

30 Muschg: Der Rote Ritter (wie Anm. 28), S. 1062 f.

31 Muschg, Herr, was fehlt Euch (wie Anm. 27), S. 40, Hervorhebung im Original.

Warumbe»³² ohne letzte Zweckbestimmung. Häufig verweist Muschg auch auf Angelus Silesius: «Die Rose blüht, wie auch unsere Mystiker wussten, weil sie blüht, ohne Warum. Sie hat keinen Grund. Und darin ist sie ihrem Betrachter verwandt.»³³

Religion als Terror, Himmel als Deckel, Heimweh nach den transzendenten Ober- und Unterwelten

Der Dreiklang von Familie, Land und Religion bestimmt auch Thomas Hürlimanns (*1950) Denken und Schreiben, doch in einer ganz eigentümlichen Ausprägung: In der Stiftsschule der Benediktiner in Einsiedeln empfand der Klosterschüler den «Himmel als Deckel, die Religion als Terror»³⁴ und gründete mit 15 Jahren einen Club der Atheisten. Im Kontext des Umbruchs der 68er-Jahre kommt es auch bei ihm zum Bruch mit der katholischen Herkunft: Sein Vater, der Zuger CVP-Politiker Hans Hürlimann, war 1974 bis 1982 Schweizer Bundesrat, die Mutter Marie-Therese Duft entstammt einer einflussreichen St. Galler Familie, ein Onkel leitete die berühmte Stiftsbibliothek. 1974 beginnt Hürlimann in Westberlin Philosophie zu studieren und als Regieassistent am Schiller-Theater zu arbeiten. Immer lauter werden die Zweifel gegenüber dem transzendenzverriegelten Zeitgeist, seine «metaphysischen Antennen zappelten ins Leere», so wurde Hürlimann kritisch bewusst: «Religion existierte hier nur noch als vergleichende Religionswissenschaft, Philosophie nur noch als Gesellschaftswissenschaft – Gott, Metaphysik, Transzendenz: lauter alte Hüte.»³⁵ Als eine Art erzählerische re-ligio (Rückbindung)³⁶ umkreisen seine Romane und Erzählungen das «Heimweh nach den verlorenen Ober- und Unterwelten»,³⁷ obwohl für ihn der mit der Studentenrebellion verbundene Umbruch ein befreiender Aufbruch war.

So bin ich einerseits froh, dass ich den Dogmen und Normen einer streng katholischen Welt entkommen bin, empfinde andererseits aber eine gewisse Leere [...]. [I]mmer öfter fehlt mir der Überbau, die schwindelerregende Kuppel, zu der ich, mal dankbar, mal wütend, aufblicken kann.³⁸

32 Ebd.

33 Schmidt-Degenhard: *Liebe, Literatur & Leidenschaft* (wie Anm. 18), S. 82. Zitiert wird Angelus Silesius: *Cherubinischer Wandersmann* (Erstes Buch, Nr. 289). Stuttgart 1984, S. 69.

34 Zitiert nach Hans-Rüdiger Schwab: *Thomas Hürlimann. Der Scholastiker und die Psycholeichen*. In: Joseph Bättig, Stephan Leimgruber (Hg.): *Grenzfall Literatur. Die Sinnfrage in der modernen Literatur der viersprachigen Schweiz*. Fribourg 1993, S. 575–587, S. 580.

35 Thomas Hürlimann: *Der grosse Pan ist tot*. In: Jan-Heiner Tüch, Tobias Mayer (Hg.): *Nah – und schwer zu fassen. Im Zwischenraum von Literatur und Religio*. Freiburg i. Br. 2017, S. 43–53, hier S. 47 f.

36 Vgl. Irmgard M. Wirtz: *Von der Klosterclowneske zum Welttheater. Religiöse Bezüge im Werk von Thomas Hürlimann*. In: Mauz, Weber (Hg.): *Wunderliche Theologie* (wie Anm. 23), S. 267–284.

37 Thomas Hürlimann: *Wir vom Club der Atheisten*. In: *Die Zeit*, 31. März 2010.

38 Thomas Hürlimann: *Das Holztheater. Geschichten und Gedanken am Rand*. Zürich 1997, S. 60 und S. 15 f.

Es war der frühe Krebsstod, gegen den sein 10 Jahre jüngerer Bruder Matthias über vier Jahre bis kurz nach der bestandenen Matura ankämpfte, bis er 1980 mit nicht einmal 21 Jahren starb, der den Zuger Bundesratssohn zum Schriftsteller machte. «Das hat meinen Blick auf die Welt vollkommen verändert», erläutert Thomas Hürlimann. «Wir versuchten alle, das wegzulügen [...] Er sagte: Nein, jetzt heißt die Wahrheit, ich krepriere, ich verrecke [...]. Für mich war das schmerzlich, aber auch äußerst heilsam [...]. In dem Moment, in dem so ein Lügengebäude zusammenbricht, werden die Sätze anders.»³⁹ Mit 16 Jahren hatte er im Einsiedler Stiftsgymnasium zu schreiben begonnen – jetzt, zwischen 26 und 30, war es «plötzlich nicht mehr eine Imitation, sondern ein eigener Blick auf die Welt».⁴⁰ Durch die Augen seines Bruders erkannte er, was in der Schweiz

nicht mehr stimmte. Einerseits hielt man einen Wert wie die Hilfsbereitschaft hoch – schließlich sind wir das Land, aus dem das Rote Kreuz kommt –, aber auf der anderen Seite war dasselbe Land imstande, meinen durch die Chemotherapie kahlen und abgemagerten Bruder aus Restaurants zu schmeißen. Wenn ich dann sagte: Mein Bruder nimmt keine Drogen, er hat Krebs, drehte man uns den Rücken zu.⁴¹

Von dieser «biographischen Tätowierung» rührt Thomas Hürlimanns existentiell wie theologisch aufwühlende Auseinandersetzung mit der Theodizeeproblematik, die sein Œuvre seit seinem ersten Erzählband *Die Tessinerin* (1981) wie ein roter Faden durchzieht.⁴² Die schmerzlich beunruhigende Frage, warum es Leid gibt in Gottes Schöpfung, steht im Zentrum von Hürlimanns Zeitroman *Der große Kater* (1998) und bestimmt auch seinen Roman *Vierzig Rosen* (2006). Sie spinnen die in der Coming-of-Age-Novelle *Fräulein Stark* (2001) eingeführte Familiengeschichte der aus Galizien in die Schweiz zugewanderten jüdischen Konfektionistensippe Katz zu einer Art «katzische[n] Gegentheologie»⁴³ fort: eine Rehabilitierung der durch die religiöse Abrichtung der Körper zu angepassten Gefässen Gottes unterdrückten vitalen urmenschlichen Regungen. *Fräulein Stark* ist weit mehr als eine Klosterclowneske, stösst der pubertierende Pantoffelministrant in der St. Galler Stiftsbibliothek doch bei der Erkundung seiner Sexualität und seines Herkommens auf die verdrängte jüdische Familiengenealogie, die Hürlimann immer wieder mit

39 Daniel Lenz, Eric Pütz: Das Zwischen ist kein gemütlicher Ort. Gespräch mit Thomas Hürlimann. In: LebensBeschreibungen. Zwanzig Gespräche mit Schriftstellern. München 2000, S. 110–122, Zitate S. 110 und S. 113.

40 Ebd., S. 110.

41 Hans-Rüdiger Schwab: Gespräch mit Thomas Hürlimann. Berlin, 28. März 2010. In: ders. (Hg.): «... darüber ein himmelweiter Abgrund.» Zum Werk von Thomas Hürlimann. Frankfurt a. M. 2010, S. 15–47, hier S. 18.

42 Eingehend Christoph Gellner: Auf- und Ab- und Übergänge. Thomas Hürlimanns neuestes «Welttheater» und die Bedeutung der Religion in seinem Œuvre. In: Hans Rüdiger Schwab (Hg.), «... darüber ein himmelweiter Abgrund» (wie Anm. 41), S. 380–393.

43 Jürgen Barkhoff: Die Katzen und die Schweiz. Zum Verhältnis von Familiengeschichte und Landesgeschichte in Thomas Hürlimanns «Familientrilogie». In: Beatrice Sandberg (Hg.): Familienbilder als Zeitbilder. Erzählte Zeitgeschichte(n) bei Schweizer Autoren vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Berlin 2010, S. 181–195, hier S. 191.

der gut christlichen, antisemitisch grundierten Umgebung konfrontiert. Aus dem Wissen um seine ostjüdischen Vorfahren mütterlicherseits, die grossteils zum Katholizismus konvertierten, rührt Hürlimanns scharfe Kritik am kirchlichen Antijudaismus, der den lautlos-konsensuellen Antisemitismus konservativ-antimodern gesinnter katholischer Kreise bis weit in die 1960er-Jahre prägte.

Als Prosaschriftsteller und Theaterautor ist Hürlimann ein genauer Beobachter, hellstichtig spießt er nicht nur Lügen, Verstrickungen und Verdrängungen der jüngsten Vergangenheit auf, sondern auch schwindelnde Idyllen des Selbstbetrugs der unmittelbaren Gegenwart:

Ich wusste: Die Idylle täuscht. In den Tresoren liegt Blutgeld. Der Wohlstand stammt aus dunklen Quellen. Und plötzlich begriff ich, weshalb man meinen haarlosen Bruder nicht in der Gastwirtschaft haben wollte. Er sah aus wie jemand aus dem KZ. Das errugen sie nicht, die wohlstandigen Verdränger. Da wurde es ihnen übel.⁴⁴

In der Tat: Thomas Hürlimanns

zentrales Thema, neben dem Tod, sind die historischen Lebenslügen der Schweiz, ihre scheinbare Idylle und hohlen Rituale ihres Großbürgertums, das sich als Aristokratie begreift. Sie hat es ihm besonders angetan: ihre Villen tragen Namen wie [in der berühmten Gartenhaus-Novelle⁴⁵] Laetitia, ihre Bewohner sprechen in besonderen Lebenslagen französisch wie im vorigen Jahrhundert, manchmal jedoch auch nur, wenn die Kinder nicht verstehen sollen, was die Eltern reden. Doch sein Schreiben greift stets über den konkreten Anlass ins Allgemeine, Modellhafte aus.⁴⁶

Institutionelle Dimensionen von Religion und Literatur

Religion erweist sich bei diesen drei Autoren als institutionell vielfach vermittelt. «Am Anfang war Erziehung»,⁴⁷ das gilt, im positiven wie im negativ-deformierenden Sinn, auch und gerade für Religion. Gerade im Raum der Literatur finden sich lebensgeschichtliche Erfahrungen mit institutionalisierter Religion auf besondere Weise verdichtet, und für Walter, Muschg und Hürlimann stellt Religion eine zentrale Quelle ihrer literarischen Produktivität dar. In ihrer unterschiedlichen konfessionellen Akzentuierung sind Elternhaus und kirchliche Erziehungsinstitutionen dabei mehr als nur individual-

44 Schwab: Gespräch mit Thomas Hürlimann (wie Anm. 41), S. 32.

45 Dazu eingehend Christoph Gellner: Leerlaufende Rituale. Thomas Hürlimanns «Gartenhaus»-Novelle im Kontext. In: Jan-Heiner Tück, Tobias Mayer (Hg.): «Der grosse Niemand.» Religiöse Motive im literarischen Werk von Thomas Hürlimann. Freiburg i. Br. 2018, S. 35–57.

46 August Everding: Schwere mit Schwung. Die Abgründe der Details. In: Günther Rüter (Hg.): Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung an Thomas Hürlimann. Weimar 3. Juni 1997. Wesseling 1998, S. 8–18, hier S. 10.

47 Alice Miller: Am Anfang war Erziehung [1983]. Frankfurt a. M. ²⁶2014 (engl. Original unter dem Titel: For Your Own Good, 1980).

biografisch prägend. Sie vermitteln zugleich einen literarisch überaus fruchtbaren Bildungs- und Traditionsfundus, der selbst im Modus der Negation wirkmächtig bleibt, indem er der autonom-säkularen Kunst ein reichhaltiges Sprach- und Bilderreservoir für die Auseinandersetzung mit Kirche, Religion(en) und Spiritualität bereitstellt – denken wir nur an die von Hürlimann erzählerisch eindringlich evozierten Sakralräume, Rituale und Symbole des Katholizismus. Gegenwartsliteratur dokumentiert so nicht nur Ablösung und Verabschiedung von institutionalisierter Religion, sondern auch einen Gewinn an kultureller Kreativität im Transformationsprozess produktiver Umdeutung und Anverwandlung religiöser Überlieferungen bis in die Poetik literarischer Texte hinein. Die schriftstellerischen Fort- und Weiterschreibungen etwa der Bibel als der für Judentum und Christentum zentralen religiösen Texttradition hat eine Vielzahl ganz eigener Spielarten literarischer Exegese hervorgebracht. Gerade das Nachlassen und der Verlust religiöser Bindung und Verbindlichkeit bewirken oft einen Gewinn an sprachkünstlerischer Ausdruckskraft. Indem sich Schriftstellerinnen und Schriftsteller der hellstichtig machenden Deutungskraft der Bibel bedienen, die Gleichnis- und Modellhaftigkeit ihrer Geschichten aufgreifen zur Deutung existentieller Grunderfahrungen wie politisch-gesellschaftlicher Grundkonflikte, verliert die biblisch-religiöse Tradition alles heilsgeschichtlich Exklusive und wird zu einem archetypisch-universalen Menschheitssymbol.⁴⁸ Das akademische Interesse an den Wechselbeziehungen zwischen Literatur(en) und Religion(en) ist in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich gestiegen; so ist ein dynamisches interdisziplinäres Forschungsfeld entstanden, das religiös-spirituelle Themen- und Problemstellungen im Raum der Literatur sowie sprachlich-literale Phänomene und Praktiken der Religion(en) thematisiert.⁴⁹ Dabei hat die Literaturwissenschaft die als Belastung wie Bereicherung überaus komplexe Kategorie «Konfessionalität» als unverzichtbar für Kultur- und Literaturanalysen neu sehen gelernt.⁵⁰ Die enge Verflochten- und Bezogenheit von Religion und Literatur wird nicht zuletzt in neueren anthropologischen Kultur- und Sozialtheorieentwürfen thematisiert, die die symbolische und institutionelle Einhegung menschlichen Lebens mittels sinnvermittelnder Grossnarrative betonen. Schon Ernst Cassirer stellte heraus, dass der Mensch so sehr in sprachlichen Formen und mythisch-poetischen Symbolen lebe, dass er ohne ihre Deutungs- und Interpretationsmuster nichts erfahren oder wahrnehmen könne. Arnold Gehlen bezeichnet Institutionen als «Transzendenzen ins Diesseits»,⁵¹ Albrecht Koschorke führt dafür gleich mehrere Aspekte an: «den Zeitläuften weitgehend entzogen, Effekt unausgespro-

48 Vgl. Christoph Gellner: Schriftsteller lesen die Bibel. Die Heilige Schrift in der Literatur des 20. Jahrhunderts. Darmstadt 2004; ders.: Die Bibel ins Heute schreiben. Erkundungen in der Gegenwartsliteratur. Stuttgart 2019.

49 Eingehend Daniel Weidner (Hg.): Handbuch Literatur und Religion. Stuttgart 2016; Heinrich Detering: Religion. In: Thomas Anz (Hg.): Handbuch Literaturwissenschaft. Stuttgart 2007, Bd. 1, S. 382–395.

50 Thomas Pittrof, Katholizismus. In: Handbuch Literatur und Religion (wie Anm. 49), S. 76–83.

51 Arnold Gehlen: Urmensch und Spätkultur. Philosophische Ergebnisse und Aussagen. Frankfurt a. M. 2004, S. 18.

chener Verabredungen, Quelle von aus dem Unsichtbaren heraus wirksamen Normen und Regeln». ⁵² Zu Recht betont Georg Mein, dass Literatur nicht nur Bestandteil der kulturell vorgegebenen und individuell verinnerlichten Codes der Weltaneignung und Verständigung ist. Als eine spezifische Organisationsform von Erfahrung vermag sie Gegen- und Alternativdiskurse zu eröffnen, welche die stabilisierenden Alltagsroutinen transzendieren ⁵³ – als Potential wird man das auch der Religion zugestehen.

Zu den institutionellen Dimensionen von (Schrift-)Religionen gehören ganz wesentlich ihre textförmig verfassten Ur-Kunden. Diese heiligen Ursprungserzählungen haben eine religiös und kulturell produktive Wirkungsgeschichte ausgelöst, die sich verschiedener Literaturformen bedient, indem zum Beispiel Geschichten weitergesponnen oder Legenden erzählt und aufgeschrieben werden, wobei religiöses von fiktionalem Schreiben unterschieden bleibt. Kaum zufällig liegt Muschgs *Gefangenem Lächeln* die Form eines Geständnisbriefs zugrunde, die in der autobiografischen Texttradition ursprünglich religiöser Bekenntnisliteratur von Augustinus' *Confessiones* bis hin zu Karl-Philipp Moritz' *Anton Reiser* wurzelt. Mit dem *Roten Ritter* erzählt Muschg einen bedeutenden religiösen Roman des Mittelalters, Wolframs *Parzival*, neu und verbindet in einem kunstreichen literarisch-theologischen Erzählspiel stupende Quellennähe und -treue mit freier literarischer Fort- und Weiterschreibung. Von Muschg wie Walter wird die christlich-mittelalterliche Mystiküberlieferung rezipiert, dabei verleiht Muschg Parzivals wichtigstem Lehrer Trevrizent ebenso wie Constantin Zerrutt, dem Therapeuten im Roman *Albissers Grund* (1974), Züge eines buddhistischen Zen-Meisters. Evoziert Otto F. Walters «Jammers» [Jammertal] einen fiktiven Schnittpunkt eigener Anschauung und Anteilnahme am «Schicksal der nicht erlösten Welt», ⁵⁴ so rezipieren Hürlimanns *Einsiedler Welttheater*-Adaptionen «voller Zweifelsflöhe und Zeitgestank» ⁵⁵ Pedro Calderón de la Barca weltberühmtes geistliches Fronleichnamsspiel von 1641. Angesichts der Zerstörung von Ökosystem und Weltklima gewinnt das Krisen- und Katastrophenbewusstsein biblisch-apokalyptischer Endzeiterwartung ganz neue Brisanz und aufstörende Aktualität. Im Zeichen des drohenden Biokollapses und der erschöpften Schöpfung vermittelt Hürlimanns Endspiel, dass das barocke Gefühl prekärer Zeitbefristung heutigen Massenängsten näher ist als die Fortschrittseuphorie der Moderne. Wirkungsspuren der Bibel lassen sich nicht nur in dem «bis in die Wolle reformiert gefärbten» ⁵⁶ Œuvre Adolf Muschgs aufspüren. Die Provokation der biblischen Abraham-Erzählung (Genesis 22: Sohnesopfer, Suspension der Vernunft, Moralkonflikt) spitzt Thomas Hürlimann in seinem Fami-

52 Albrecht Koschorke: Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie. Frankfurt a. M. 2017, S. 287–328, hier S. 289 f.

53 Georg Mein: Choreografien des Selbst. Studien zur institutionellen Dimension von Literalität. Wien, Berlin 2011, S. 187–192.

54 Otto F. Walter: Gegenwart. Aufsätze, Reden, Begegnungen. Hg. von Giaco Schiesser. Zürich 1988, S. 18.

55 Thomas Hürlimann: Arbeitsnotiz zum Einsiedler Welttheater. In: ders.: Das Einsiedler Welttheater. Nach Calderón de la Barca. Zürich 2000, 87–89, hier S. 89.

56 Meinrad Schmidt-Degenhard: Liebe, Literatur & Leidenschaft (wie Anm. 18), S. 26.

lien- und Gesellschaftsroman *Der große Kater* theodizeempfindlich zu. «In den Modi von Transfiguration und Tragikomik wird Hürlimanns literarische Bibelrezeption zur existentiellen Verhängnisforschung.»⁵⁷ In der aus unmittelbarer Nahtoderfahrung nach einer Krebsoperation und einem Beinahe-Herzinfarkt entstandenen *Kurzen Story meiner Auferweckung*, die erstmals in der Osterausgabe der ZEIT von 2015 erschien, bemüht der 64-Jährige die neutestamentliche Lazarus-Figur.⁵⁸ Auch der Held seines nach zwölfjähriger krankheitsbedingter Pause jüngsten Romans *Heimkehr* (2018) ist ein verwandelter Lazarus (wie sein Autor). Kühn schreibt sich Hürlimann mit dieser Geschichte vom verlorenen Sohn (Lk 15, 11–32) an die andere Seite des Lebens heran, indem er sie unter anderem mit der des Philosophen Empedokles überblendet, der seine Hoffnung auf eine Wiedergeburt durch seinen legendären Todessprung in den Ätna beglaubigte.

Leerstellen als Lücken sehen

Bei aller Zeitsensibilität haben alle drei Deutschschweizer Autoren sich in Sachen Religion auf unterschiedliche Weise nicht nur gegen jede kirchliche Orthodoxie, sondern auch gegen den jeweils gängigen Zeitgeist positioniert. «Ich bin so eindeutig christlich imprägniert, dass ich – bei all meinem entschiedenen Widerspruch gegen das ganze pervertierte offizielle Christentum – eine gewisse Vorliebe für den ursprünglich revolutionären und mystischen Kern dessen, was Christus verkörpert hat, wohl immer behalten werde.»⁵⁹ Damit wies Otto F. Walter schon 1971 säkularistische Borniertheiten und antireligiöse Abwehrmuster eines banalen Gewohnheitsatheismus zurück. Auch wenn er völlig mit der patriarchalisch-repressiven Welt des Bürgertums und des Katholizismus gebrochen hatte, umschrieb er im Radiogespräch mit seiner Schwester Silja 1982 sein vom Erbe des Christentums geprägtes literarisches Œuvre dahingehend:

Mein Leben und Schreiben sind ein Versuch auf die alltägliche Menschwerdung hin, sind ein Eintreten für ein menschenwürdiges Leben vor dem Tod [...] Kontemplation, Stille, meditative Versenkung auf das mystische Zentrum in uns und im Kosmos hin – ja, dreimal ja! Aber dazu und dennoch, so peinlich das sein mag: Wir müssen diese gesellschaftlichen Voraussetzungen, unter denen wir leben, Stück für Stück aufs uns Menschen Gemäße hin verändern – verändern und aufbrechen auch in uns selbst –, dann, dann erst, ist unsere Humanität fähig, sich – auch im Sinn des Urchristentums – solidarisch zu entfalten.⁶⁰

57 Michael Braun: Gegenwartsliteratur, Postmoderne. In: Handbuch Literatur und Religion (wie Anm. 49), S. 199–203, hier S. 200.

58 Thomas Hürlimann: Kurze Story meiner Auferweckung. Wieder abgedruckt in: Mauz, Weber (Hg.): Wunderliche Theologie (wie Anm. 23), S. 285–289.

59 Werner Bucher, Georges Ammann: Schweizer Schriftsteller im Gespräch. Bd. 2. Basel 1971, S. 224–239, hier S. 239.

60 Otto F. Walter, Silja Walter: Eine Insel finden (wie Anm. 6), S. 51 und S. 65. Hervorhebung im Original.

Im Gespräch mit Karl-Josef Kuschel von 1990 fällt der bemerkenswerte Satz: «Ich glaube nicht, dass ich Atheist bin.» Nicht nur «die großartige Figur dieses Schreinersohns vom See Genezareth» sei ihm wichtig geblieben, auch eine Art mystisch-pantheistisches Grunderlebnis, so Otto F. Walter:

Es hat mit der Rückbindung, die der Begriff Religion beinhaltet, zu tun, Rückkopplung an diese Kraft, die das Lebendige in unendlicher Vielfalt und Sekunde um Sekunde ermöglicht [...]. Das hat mich auch daran gehindert, intellektuell bis an jenen Punkt zu kommen, an dem von Gott nichts mehr übrig bleibt. Die Mystiker haben eine solche Erfahrung des Göttlichen wohl das ‚Fünkeln‘ genannt.⁶¹

Anlässlich des Erscheinens seines Romans *Kinderhochzeit* (2008) gestand Adolf Muschg: Er komme aus einem sehr religiösen Elternhaus und habe den grössten Teil seines Lebens damit verbracht, sich davon wegzubewegen. «Aber wenn die Welt rund ist, kommt man irgendwann wieder von hinten in die Nähe davon, es ist mir jedenfalls nicht mehr so gleichgültig wie vor vierzig Jahren.»⁶² Er sehe heute, nach der Emanzipation von der Religion, die mit großem Freiheitsgewinn verbunden war, auch das, was dabei verloren ging. Dass religiöse Gewissheiten abhandenkamen, Ratlosigkeit und Desorientierung vorherrschen, die Werte und Koordinaten des Zusammenlebens verrutscht seien. Als Schriftsteller habe er keine Glaubenssätze zu vermitteln. Literatur müsse vielmehr solche Leerstellen als Lücken bewusst machen. Zu seinem eigenen Erstaunen sei *Kinderhochzeit*

immer mehr so etwas wie ein religiöser Roman geworden – mit allem Vorbehalt, mit dem die Kunst gegen diese Kategorie geimpft sein muss. Denn sie besteht auf ihrer ganz eigenen Frageform – und ist allergisch gegen unzweideutige Antworten. Aber auf das ‚Heilige‘ habe ich mich schon ein Stück zubewegt – auch wenn ich nicht weiss und wissen muss, was war, ist und sein wird. Aber das, was ohne unser Zutun immer schon da ist, sozusagen die Gegenwartsform des Heiligen, hat etwas mit Kunst zu tun.⁶³

In der Tat gewinnt das geistig-literarische Profil dieses Autors erst Relief und Kontur, wenn wir das in seinen späten Romanen *Kinderhochzeit* (2008), *Sax* (2010) und *Die Japanische Tasche* (2015) intensivierte Staunen über das Wunder des Daseins und die unerschöpflich einfallsreiche Spielintelligenz der fortdauernden Schöpfung in den Blick nehmen.⁶⁴ Im Wissen, dass das Rätsel des Lebens (im Bewusstsein des unausweichlichen eigenen Sterbens) über das mit dem Verstand Fassbare hinausgeht, schreibt Muschg

61 Karl-Josef Kuschel: «Ich glaube nicht, dass ich Atheist bin» (wie Anm. 4), Zitate S. 124 f. und S. 128.

62 Hans-Ulrich Probst: «Kinderhochzeit» von Adolf Muschg [Der Autor im Gespräch]. 52 Beste Bücher, 28. September 2008, Schweizer Radio DRS 2.

63 Roman Bucheli: Die bodenlose Trauer ist mit der grundlosen Helle irgendwo verwandt. Der Schriftsteller Adolf Muschg blickt zurück und erläutert, was Keller mit Mozart und ihn selbst mit Goethe verbindet. In: Neue Zürcher Zeitung, 11./12. Juli 2009. Hervorhebung im Original.

64 Eingehend Christoph Gellner: «Am Leben ist noch immer mehr Kunst, als wir fassen können.» Religion, Kunst und Lebenskunst bei Adolf Muschg. In: Dörte Linke, Florian Priesemuth, Rosa Schinagl (Hg.): Sprachen des Unsagbaren. Zum Verhältnis von Theologie und Gegenwartsliteratur. Wiesbaden 2017, S. 113–137.

gewissermassen Goethes Natur- oder besser: «Kunstwissenschaftsfrömmigkeit»⁶⁵ angesichts heutiger Teilchenphysik und Molekularbiologie fort. Das ist auch der Grund, warum Muschgs späte Romane, in ihrer offen-heterogenen Erzählform, die ungewöhnliche Bedeutungstiefe erschließt, bei Teilen der Kritik und Leserschaft für anhaltende Irritation sorgen.⁶⁶

«Inzwischen beginnt mir Jesus wieder etwas zu bedeuten, ich bin auch wieder in die reformierte Kirche eingetreten»,⁶⁷ bekannte Muschg in einer Predigt im März 2017 im Zürcher Grossmünster und verwies auf den Jesus der Bergpredigt und der Feindesliebe. Er sei nicht dankbar zu einer Herde zurückgekehrt, habe sich nicht reuig bei einem guten Hirten zurückgemeldet.

Eher ist mir mit den Jahren ein anderer Blick für ihn aufgegangen und eine neue Aufmerksamkeit für die Zeichen, die er gesetzt hat [...]. Es ist nichts Seligmachendes, schon gar nichts Alleinseligmachendes mehr an dieser Kirche; sie befindet sich in einer fast schon absoluten Minderheitenposition. Darin fühle ich mich in ihrer Gesellschaft.⁶⁸

Im Interview mit dem *Tages-Anzeiger* verdeutlichte der 83-Jährige die Gründe für seinen Wiedereintritt in die reformierte Kirche:

Ich war fast mein ganzes Erwachsenenleben lang draussen. Das war ein Bekenntnisakt. Und paradoxerweise ist es jetzt wieder einer [...]. Es geht mir nicht einmal um die reformierte Kirche, sondern um den Status der Religionen in der Gesellschaft überhaupt. Heute ist das eine Minderheitenposition geworden, die Werte, die die Kirche transportiert, wenn sie dem Evangelium treu sein will, sind immer radikale, der Normalität entgegengesetzte, widernatürliche Werte gewesen wie die Feindesliebe. [...] Die Kirche, in die ich wiedereingetreten bin, ist unbequem, aber auch gnädiger als jede ökonomische Bilanz. [...] Alles, wofür ich zu leben gelernt habe – ich kann jetzt schon langsam vom nahenden Ende reden –, beruht auf dem entgegengesetzten Prinzip, auf dem Zweckfreien. [...] Die Kirche muss in alle unbesetzten Stellen unserer Gesellschaft stossen und hat mehr zu tun als je. Wir leben ja in einem unglaublichen religiösen Vakuum.⁶⁹

Wenn auch kein Massenphänomen, lässt sich in den letzten 15, 20 Jahren ein bemerkenswerter Vorzeichenwechsel gegenüber Religiös-Spirituellen konstatieren, eine diskursiv-mediale neue Aufmerksam- und Nachdenklichkeit hinsichtlich der Gottesfrage, ja, ein postsäkularer Bewusstseinswandel in der Wahrnehmung von Religion(en). Das lässt sich auch im Denken und Schreiben von Thomas Hürlimann verfolgen. Als Papst Benedikt XVI. 2011 die Hauptstadt seiner Heimat besuchte und «über sechzig Institutionen, Vereine, Gruppen gegen den Heiligen Vater ein gewaltiges Protesttheater inszeniert haben,

65 Muschg, *Der Schein trägt nicht* (wie Anm. 24), S. 114.

66 Manfred Dierks: Adolf Muschg. In: Bernd Lutz, Benedikt Jeßing (Hg.): *Metzler Lexikon Autoren*. Stuttgart, Weimar 2010, S. 579.

67 Adolf Muschg: *Die Liebe geht eigene Wege. Warum mir Jesus wieder etwas bedeutet*. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 9. März 2017.

68 Ebd.

69 «Wir leben in einem religiösen Vakuum» (wie Anm. 25).

von den Medien mit vollen Breitseiten unterstützt», da ist Thomas Hürlimann «wieder in die Opposition gegangen, wie damals, als Aktuar des Atheisten-Clubs. Nur diesmal auf der andern Seite», erläuterte der Wahlberliner 2016 im Rahmen der Wiener Poetikdozentur *Literatur und Religion*. Warum? «Das Abendland war und ist ein Christentum, das aus jüdischer Religion und griechischer Philosophie geboren wurde, und wird diese Kultur vernichtet, vernichten wir uns selbst.»⁷⁰ Ausdrücklich erwähnt Hürlimann,

dass Papst Benedikt die Lehre vom «Limbus infantium» zurückgenommen hat. Für meine Mutter kam die Korrektur zu spät, sie hat sie nicht mehr erlebt und musste noch auf ihrem Sterbebett fürchterliche Ängste ausstehen. Sie fürchtete für die Geburt eines Kindes, das nicht getauft werden konnte, im Feuer bestraft zu werden. Meine Versuche, ihr diese Angst zu nehmen, sind gescheitert – so gut war die Ausbildung im Atheisten-Club eben doch nicht gewesen.⁷¹

Auch die traumatische Erinnerung der Familie an zwei tot geborene ältere Zwillingsschwwestern, «die vor der Zeit gegangen» waren,⁷² ist Hürlimanns literarischem Œuvre eingebrennt.⁷³

Doch damit nicht genug: Im Mai 2017 bestritt Hürlimann an der Theologischen Fakultät der Universität Wien eine vierteilige Vorlesungsreihe *Feuerschlag des Himmels – Das Kreuz in der modernen Literatur*. Sein Akzent ergebe sich, räsoniert er im Gespräch mit Jan-Heiner Tück,

aus der Beobachtung, dass die Kreuze sinken. Noch in meiner Jugend war ihre Präsenz selbstverständlich – das ist vorbei. Die EU verbannt sie aus den offiziellen Räumen, und sogar Theologen weichen vor der Provokation der Passion Christi mehr und mehr zurück. In so einem Fall schlägt die Stunde der Literatur. Was Religion und Theologie aufgeben, wird über Nacht zum literarischen Topos. Etwas Ähnliches geschah ja auch mit den Engeln. Nachdem sie selbst bei kleinen Kindern aus den Nachtgebeten verschwinden mussten, fielen sie in den Satanischen Versen von Salman Rushdie vom Himmel. [...] Die christlich geprägte Kultur Europas holt ihre Zeichen ein, teilweise von Brüssel verordnet, und aus falscher Rücksicht [...]. Wenn sie in meiner Innerschweizer Heimat die Kreuze von den Gipfeln holen wollen, gehe ich zusammen mit einigen Sennen in den hochalpinen Untergrund.⁷⁴

70 Hürlimann: Der grosse Pan ist tot (wie Anm. 35), S. 52.

71 Ebd.

72 Thomas Hürlimann: Berliner Madonna. In: Internationale katholische Zeitschrift *Communio* 42 (2013) S. 100–110, hier S. 101.

73 Eingehend Jan-Heiner Tück: Trauma Limbus. Theologische Anmerkungen zu einem literarischen Motiv bei Thomas Hürlimann. In: „Der grosse Niemand“ (wie Anm. 45), S. 158–193.

74 Jan-Heiner Tück (Hg.): «Feuerschlag des Himmels.» Gespräche im Zwischenraum von Literatur und Religion. Freiburg i. Br. 2018, S. 47–67, Zitate S. 47 f. und S. 59.

«zu pompös, zu aufgesetzt, zu konstruiert»

Literatur, ihre Institutionen und Peter Zeindlers
Der Schreibtisch am Fenster

DAVID-CHRISTOPHER ASSMANN

1. Produktionszwang

Ein von Andreas Breitenstein herausgegebener und bei Suhrkamp erschienener Sammelband widmet sich 1996 den institutionellen Rahmenbedingungen literarischen Schreibens: Kurze Beiträge, von Literaturkritikern und -kritikerinnen, Autorinnen und Autoren verfasst und 1995 zunächst als Reihe in der *Neuen Zürcher Zeitung* publiziert, widmen sich der Fülle und Heterogenität literaturbetrieblicher Praktiken ihrer Gegenwart: von der Buchmesse (Hans Jürgen Balmes) über Tätigkeiten des Lektors (Norbert Gstrein) und Verfahren von Literaturpreisen (Sibylle Cramer) bis hin zur Literaturkritik im Fernsehen (Jochen Hörisch). So sehr sie indes auf diese Weise die Unhintergebarkeit institutioneller Einbettung literarischen Schreibens schlaglichtartig betonen, so sehr verweisen die Artikel gleichzeitig immer auch, sei es implizit, sei es explizit, auf deren anscheinend «bedrohliche» Seite. Initiator und Band-Herausgeber Breitenstein selbst ist es, der in seinem abschließenden Resümee das grundsätzlich heteronome Potential literaturbetrieblicher Praktiken nochmals nachdrücklich hervorhebt:

Was wie ein Buch auf Dauer angelegt ist, fällt innert kürzester Frist dem Vergessen anheim. Das neue Frühjahrsprogramm löscht das Herbstprogramm aus, das seinerseits das alte Frühjahrsprogramm ausgelöscht hat. Insbesondere junge Schriftsteller geraten so unter einen unguten Produktionszwang: Soll ein Name zum Markenzeichen werden, ist – ohne viel Rücksicht auf individuelle Schaffens- und Lebensrhythmen – Präsenz gefragt. Leicht paart sich daher mit der Beschleunigung des Kulturbetriebs das Mittelmaß, leicht unterstellen sich die Künstler dem Zeitgeist. Naiv wäre es zu glauben, der verschärfte Erfolgswang sei etwas, was dem Werk und seinem ideellen Gehalt äußerlich bliebe.¹

Mit der Beobachtung, «daß die Erzeugung von Kunst integraler Bestandteil der allgemeinen Warenerzeugung geworden ist»,² ruft Breitenstein nicht nur Adornos und Horkheimers Thesen zum Ende der Kunst unter kulturindustriellen Bedingungen auf. Er aktualisiert auch ein Gerücht, das immer wieder die Debatten des deutschsprachigen

1 Andreas Breitenstein: Nachwort. In: ders. (Hg.): *Der Kulturbetrieb. Dreißig Annäherungen*. Frankfurt a. M. 1996, S. 156–164, hier S. 158 f.

2 Ebd., S. 158.

Feuilletons der Jahrtausendwende bestimmt. Spätestens seit den 1990er-Jahren unterliegen die institutionellen Rahmenbedingungen von Literatur³ einem tiefgreifenden sozialstrukturellen Wandel,⁴ der Teilen des Feuilletons Anlass ist, um im Modus der Zustandsdiagnose zu behaupten, dass sich der als ohnehin vorhanden angenommene Graben zwischen literarischen Texten einerseits und deren sozialstrukturellen Rahmenbedingungen andererseits in den Jahren um 2000 noch einmal maßgeblich vergrößert habe. Schlagworte wie Medialisierung und Ökonomisierung oder auch Skandalisierung, Eventisierung oder Boulevardisierung verweisen auf diese nicht nur von Breitenstein gescholtenen, gesamtgesellschaftlich zu beobachtenden Entwicklungen.

«Beschädigen» literaturbetriebliche Institutionen also das, was Breitenstein ebenso emphatisch wie unbestimmt den «ideellen Gehalt» der Literatur nennt? Dass ich diese Frage hier an den Anfang stelle, heißt nicht, dass ich sie am Ende auch beantworten werde. Nicht auf die Suche nach wie auch immer institutionell «beeinträchtigter» Literatur möchte ich mich begeben (oder Breitensteins Behauptung in Gegenrichtung widerlegen). Die Hypothese, dass es sich bei diesen Beobachtungen um ein Gerücht – mithin um einen Sprechakt – handelt, ernstnehmend, möchte ich vielmehr versuchen, der Alternative von «Literatur» und betrieblichen «Institutionen» zu entgehen. Als vielversprechend erscheint mir der Umstand, dass sich nicht nur das Feuilleton, sondern auch die deutschsprachige Literatur der Jahrtausendwende selbst ausgiebig mit der Frage beschäftigt, wie sie sich zu ihren institutionellen Kontexten verhalten soll. Romane wie Martin Walsers *Tod eines Kritikers*, *Schundroman* von Bodo Kirchoff, Norbert Gstreins *Die ganze Wahrheit*, Martin Suters *Lila, Lila*, Marlene Streeruwitzs *Nachkommen*, *Der Soldat und das Schöne* von Walter Grond oder Klaus Modicks *Bestseller* sind Texte, die Breitensteins Vermutungen zum Verhältnis von Literatur und literaturbetrieblichen Institutionen zu ihrem Thema machen. Üblicherweise werden diese Texte denn auch als «Literaturbetriebsromane» klassifiziert, was mit der Annahme verbunden ist, dass sich in den Romanen bestimmte Genre-Merkmale ausmachen ließen, die für alle diese Texte gültig seien (satirisch-ironische Ausrichtung, Schlüsselverfahren, Abrechnungsgeste, Autofiktion, stereotype Figurenzeichnung etc.). Das mag zwar richtig sein, verfehlt meines Erachtens aber die Stoßrichtung der Texte. Ich möchte die Perspektive mithin etwas ändern und ausweiten. Meine These ist, dass diese Romane und die in ihnen vollzogene Thematisierung literaturbetrieblicher Institutionen jeweils Teil dessen sind, was ich als Literaturbetriebs-Szene bezeichne. Ange-

3 Darunter verstehe ich hier und im Folgenden das üblicherweise mit dem Begriff des «Literaturbetriebs» belegte, eher «diffuse[] Phänomen» von Akteuren und Organisationen, die an Prozessen der Herstellung, Vermittlung, Medialisierung, Förderung/Bewahrung und Rezeption von Literatur beteiligt sind. Bodo Plachta: *Literaturbetrieb*. Paderborn 2008, S. 9. Siehe darüber hinaus Matthias Beilein: *Literaturbetrieb*. In: Gerhard Lauer, Christine Ruhrberg (Hg.): *Lexikon Literaturwissenschaft. Hundert Grundbegriffe*. Stuttgart 2011, S. 181–183.

4 Siehe zu Kennmarken speziell des schweizerischen Literaturbetriebs um 2000 den Aufsatz von Stefanie Preuss: *Über die Grenzen und wieder zurück*. In: Heinz Ludwig Arnold, Matthias Beilein (Hg.): *Literaturbetrieb in Deutschland*. 3., völlig veränderte Auflage. Neufassung. München 2009, S. 410–420.

lehnt ist dieser Begriff an den Begriff der Schreib-Szene, den Rüdiger Campe vorgeschlagen hat, um die Thematisierung des Schreibprozesses im Schreiben selbst zu bezeichnen. Campes Idee ist dabei zweifacher Natur: Erstens denkt er jede individuelle Schreibsituation abstrakt als auf einem «nicht-stabile[n] Ensemble von Sprache, Instrumentalität und Geste»⁵ basierend: Zum Schreiben sind eine spezifische auktoriale Körperlichkeit, ein bestimmtes Schreibwerkzeug und eine vorgegebene Semantik notwendig. Ohne diese Dreiheit findet Schreiben demnach nicht statt, mehr noch: Störungen des Schreibens auf einer dieser Ebenen provozieren häufig eine Thematisierung eines oder mehrerer Aspekte des Schreibens im Schreiben. Die genannten Texte von Walser, Kirchhoff und anderen thematisieren nun zwar ebenso Prozesse literarischen Schreibens, koppeln diese jedoch nicht maßgeblich mit Fragen der Körperlichkeit, mit Schreibinstrumenten oder Problemen der Semantik. Sie verknüpfen literarisches Schreiben der Gegenwart vielmehr mit dessen institutionellen Begleitumständen, transformieren die Schreib-Szene also in eine Literaturbetriebs-Szene. Während sich die Schreib-Szene auf die Arbeit eines Autors an einem einzelnen Text konzentriert, lenken die genannten Romane den Blick auf das institutionelle Zusammenspiel der diversen, an Prozessen der Herstellung, Vermittlung, Medialisierung und Förderung literarischer Texte beteiligten Akteure und Organisationen des literarischen Feldes: Lektorinnen, Verlage, Agenten, Literaturkritik, Fernsehen, Buchmessen, Leserinnen und Leser etc. Es sind diese Akteure und Organisationen, die ich an dieser Stelle als die institutionellen «Rahmenbedingungen literarischer Arbeit»⁶ verstehe und die sowohl das Autoredasein als auch den Schreibprozess am konkreten literarischen Text ermöglichen und beeinträchtigen.

Zweitens und vor allem ist Campes Konzept für mich interessant, weil es zu sehen hilft, dass die Unterscheidung zwischen dem literarischen Schreiben einerseits und den vermeintlich lediglich rahmenden und störenden Begleitumständen andererseits nicht als eine sich ausschließende Alternative gedacht werden muss oder kann. Die Differenz kann vielmehr durch bestimmte textuelle und paratextuelle Verfahrenslogiken unterlaufen, ja die entsprechende Szene mitunter gar nicht mehr zur Unterscheidung von Literatur und literaturbetrieblichen Institutionen angeführt werden. Mit anderen Worten: Die Texte inszenieren zwar die Unterscheidung zwischen Literatur und ihren je spezifischen institutionellen Rahmenbedingen, wenn man aber genau hinschaut, lässt sich gar nicht mehr so eindeutig ausmachen, was denn nun vermeintlich autonome «Literatur» und was vermeintlich heteronome «betriebliche Institution», was «eigentlicher Text» und was «ver-

5 Rüdiger Campe: Die Schreibszene. Schreiben. In: Hans Ulrich Gumbrecht, K. Ludwig Pfeiffer (Hg.): Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie. Unter Mitarbeit von Irene Chytraeus-Auerbach et al. Frankfurt a. M. 1991, S. 759–772, hier S. 760.

6 Sandro Zanetti: Welche Gegenwart? Welche Literatur? Welche Wissenschaft? Zum Verhältnis von Literaturwissenschaft und Gegenwartsliteratur. In: Paul Brodowsky, Thomas Klupp (Hg.): Wie über Gegenwart sprechen? Überlegungen zu den Methoden einer Gegenwartsliteraturwissenschaft. Frankfurt a. M. etc. 2010, S. 13–29, hier S. 27.

mittelnder Paratext), was ‚Realität‘ und was ‚Fiktion‘ ist. Wenn beispielsweise Rainald Goetz’ «Bericht» aus dem Literaturbetrieb von 2008 auf ausgedehntes feuilletonistisch-boulevardisches *loslabern* setzt, dann ist das eben weder Literatur noch Betrieb, sondern keines von beidem und beides zugleich.

Auch Peter Zeindlers 2006 bei Arche erschienener Roman *Der Schreibtisch am Fenster* setzt eine Variante dieser Verfahrenslogik in Szene. Der Text thematisiert ausgiebig die Unterscheidung zwischen Literatur und ihren betrieblichen Institutionen. Gleichwohl kann sich, so möchte ich im Folgenden zeigen, die Literaturbetriebs-Szene in diesem Fall nur bedingt entfalten. Das liegt an dem Umstand, so meine These, dass das Textverfahren des *Schreibtischs* sich in gewissen Hinsichten dagegen sträubt, die Alternative ‚Literatur‘ oder ‚Betrieb‘ aufzugeben. Der Roman vermag es nicht, im literarischen Feld eine kritische Resonanz zu erzeugen, die für sein Vorhaben, die Unterscheidungen von Realität und Fiktion, Objekt- und Metaebene sowie Text und Paratext zu irritieren, notwendig ist.

2. Innerer Zirkel

Zeindlers *Schreibtisch* erzählt von Jakob Solbach, der als Schriftsteller bei seinem Verleger Alexander Heldt wegen fehlenden «Charisma[s]»⁷ keinen guten Stand hat, aber gleichwohl hofft, mit seinem neuen Romanprojekt endlich in dessen «inneren Zirkel» (SF, 20) aufgenommen zu werden. Dort setzt der als «Großschriftsteller» (SF, 55) gehandelte Autor Armin W. Loidl die Maßstäbe, wartet als «Galionsfigur» (SF, 77) des Verlags indes selbst seit geraumer Zeit vergeblich auf das Erscheinen seiner «Gesamtausgabe» (SF, 78). Denn um diese zu realisieren, macht Verleger Heldt seinerseits die Vorlage eines neuen Romans des «Erfolgsschriftsteller[s]» (SF, 275) zur Bedingung. Das ist insofern problematisch, als sich Loidl in einer Schreibkrise befindet, ja gleichsam «ausgeschrieben zu sein [scheint]» (SF, 77). An dieser Stelle springt Ich-Erzähler Solbach ein und führt nicht nur mit einem «Literaturagent[en]» (SF, 163) geheime Gespräche über einen etwaigen Verlagswechsel Loidls. Er schickt sich zudem an, «die Rolle von Loidls Ghostwriter zu übernehmen» (SF, 109), mithin einem der «erfolgreicheren Nebenbuhler im Verlag» (SF, 181) seinen eigenen Text zur Verfügung zu stellen und diesen damit doch und gleichsam unter der Hand im Verlagsprogramm zu platzieren.

Bereits diese wenigen Bruchstücke der Histoire lassen erkennen, dass der *Schreibtisch* literarisches Schreiben dezidiert an einen institutionellen Rahmen zurückbindet: Es geht um die «Beziehung[en]» (SF, 201) zwischen literaturbetrieblichen Akteuren (Autoren, Verleger, Agenten, Journalisten etc.) und Organisationen beziehungsweise Veranstaltungen (Verlag, Buchmesse, Archiv, Lesung etc.), die sich in einem institutionellen

7 Peter Zeindler: *Der Schreibtisch am Fenster*. Roman. Zürich, Hamburg 2006. Seitenzahlen daraus im Folgenden in runden Klammern und unter Angabe der Sigle SF im Text, hier S. 139.

Konglomerat aus «Gerüchte[n]» (SF, 166), konspirativen «Treffen» (SF, 163), «Vertragsverhandlungen» (SF, 224) und «gemeinsamen Besäufnis[sen] [...] nach Lesung[en]» (SF 76) bewegen. Heißt Schreiben Starautor Loidl zufolge immer auch «Krieg» (SF, 208), thematisiert Zeindlers Roman in gewissen Hinsichten das, was Pierre Bourdieu abstrakt als Kampf um symbolisches Kapital fasst. Dem Soziologen zufolge werden die institutionellen Rahmenbedingungen von Literatur durch einen kontinuierlichen Konflikt um Positionen in einem durch Distinktionen gekennzeichneten sozialen Raum geprägt. Demnach geht es den beteiligten literaturbetrieblichen Akteuren «um die Durchsetzung entgegengesetzter Definitionen der literarischen oder künstlerischen Produktion».⁸ Die damit verbundenen divergierenden Motive, Strategien und Präferenzen sind Ergebnis eines hochgradig hierarchisch strukturierten Feldes, das der *Schreibitsch* über die Differenz von Zentrum und Peripherie inszeniert (siehe Heldts «innerer Zirkel»): Der «heiße[] Atem der Konkurrenz» (SF, 98) führt, so zumindest die Wahrnehmung des Ich-Erzählers, zu Stratifikation und einer scharfen Trennung von literaturbetrieblicher In- und Exklusion innerhalb der binnendifferenzierten «Literaturhierarchie» (SF, 77).

Daneben fasst Zeindlers Roman die von ihm thematisierten institutionellen Rahmenbedingungen literarischen Schreibens als «Literaturszene» (SF, 20). Bemerkenswerterweise geht es dort indes keineswegs allein um symbolisches Kapital im Sinne Bourdieus. Semantiken des Theaters, der Inszenierung und der massenmedialen Profilbildung, in die der Text literaturbetriebliche Praktiken immer wieder gießt, verdeutlichen, dass mit dem Ringen um Aufmerksamkeit und Beachtung eine ganz andere Währung im Zentrum literaturbetrieblicher Ökonomie steht.⁹ So konkretisiert der *Schreibitsch* die literaturbetrieblichen Handlungszusammenhänge seiner Figuren nicht nur immer wieder als sich auf einer «Bühne» (SF, 66) oder einem «Schauplatz» (SF, 147), mithin also wie im «Theater» (SF, 162) ereignend. Die «Auftritt[e]» (SF, 17) der literaturbetrieblichen Akteure mit ihren mitunter «selbstgefällige[n] Pose[n]» (SF, 13) und «Markenzeichen» (SF, 59; siehe auch etwa 128, 237) sowie dem damit stets verbundenen «Sinn für Effekte» (SF, 124) zielen zudem vor allem darauf ab, die «gebaltete Aufmerksamkeit» (SF, 165) der «Medien» (SF, 221) zum «Imagegewinn» (SF, 172) der literarisch Tätigen zu nutzen. So wie Autorinnen und Autoren demnach «Maske[n]» (SF, 158, 162) zur «Legendenbildung» (SF, 158) und Profilierung des eigenen «Image[s]» (SF, 7) nutzen, so beschäftigt Heldts Verlag selbstredend eine «Presseabteilung» (SF, 172), die den «Verlagsslogan» (SF, 179) mit Blick auf aufmerksamkeitsaffine «Wirkung[en]» (SF, 205) in den Massenmedien zu platzieren versteht. Als Ergebnis bestimmen dann vor allem «symbolische[] Auftritt[e]» (SF, 230) und «inszenierte[] Bild[er]» (SF, 162) die Rahmenbedingungen literarischen Schreibens, ja Letzteres spielt sich mithin gleichsam wie vor einer «Theaterkulisse» (SF, 95) im Zeichen

8 Pierre Bourdieu: Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes. Übersetzt von Bernd Schwibs und Achim Russer. 3. Auflage. Frankfurt a. M. 2005, S. 346.

9 Siehe dazu allgemein Georg Franck: Ökonomie der Aufmerksamkeit. Ein Entwurf. 3. Auflage. München, Wien 1998.

«massenmedialer Erregungen»¹⁰ ab. «Institutionelle Rahmenbedingungen von Literatur» meint im *Schreibtisch* also vor allem eines: das personalisierte «Sich-in-Szene-Setzen» – und zwar als performativer Vollzug von «Medialisierungsstrategien im Literatur- und Kulturbetrieb».¹¹

Mit all dem knüpft der *Schreibtisch* durchaus an eben jenes feuilletonistische Gerücht vom tiefen Graben zwischen Betrieb und Literatur an, wie es der eingangs angeführte Beitrag von Andreas Breitenstein aktualisiert. Zeindlers Text bleibt an dieser Stelle jedoch nicht stehen. Er bemüht sich vielmehr darum, aus den unhintergehbaren, stratifizierten und medialisierten Rahmenbedingungen von Literatur eine Tugend zu machen und den Betrieb gewissermaßen mit literarischen Waffen zu schlagen. Als Ausgangspunkt dafür dienen Zeindlers *Schreibtisch* zwei Aspekte: erstens die Gattung des Textes, an dem Ich-Erzähler Solbach schreibt und der Loidl als neuer Roman dienen soll. Bei diesem handelt es sich nämlich um einen Text «[a]us dem Innern unserer Branche» (SF 83), den Solbach als Akt literarischer Autonomie verstanden wissen möchte:

Ich bin seinem [Heldts] Urteil ausgeliefert, flehe schreibend um seine Anerkennung. Mittlerweile aber ist mir bewußt geworden, daß ich mich nur dann aus dieser Abhängigkeit befreien kann, wenn ich ihn, meinen Verleger Heldt, selbst zu einer Romanfigur mache, ihr einen Platz und eine Funktion in meinem eigenen literarischen Werk zuweisen kann, wenn ich allein darüber verfüge, wohin und wie weit er sich bewegen darf, wieviel Raum ich ihm lassen werde und welches Schicksal ich für ihn vorgesehen habe. (SF 46)

Die Fiktionalisierung realer Betriebsakteure und -zusammenhänge ermöglicht es Solbach demnach, sich zumindest in der so geschaffenen fiktiven Welt aus der Unfreiheit von seinem Verleger zu emanzipieren. Und tatsächlich soll dessen literarisches Gegenstück Striebeck ja am Ende seines Romans ums Leben kommen.

Diese Ausrichtung einer der fiktiven Realität abgetrotzten Autonomiegeste verknüpft der *Schreibtisch* – zweitens – mit der Selbstbeschreibung des Ich-Erzählers als außerhalb der von ihm geschilderten literaturbetrieblichen Zusammenhänge stehend. Raumsemantisch konkretisiert und umgesetzt wird dies im Text durch die Position seines Schreibtisches am Fenster mit erhöhtem Blick auf Heldts Verlag. Denn diese «strategisch interessante Position» (SF 64) ermögliche ihm eine spezifische «Perspektive» (SF 60) auf die institutionellen Zusammenhänge des von ihm beobachteten und literarisierten Betriebs:

10 Vgl. allgemein Markus Joch et al.: Mediale Erregungen? Autonomie und Aufmerksamkeit im Literatur- und Kulturbetrieb der Gegenwart. Einleitung. In: dies. (Hg.): Mediale Erregungen? Autonomie und Aufmerksamkeit im Literatur- und Kulturbetrieb der Gegenwart. Gemeinsam mit Nina Birkner. Tübingen 2009, S. 1–9.

11 Georg Franck: Autonomie, Markt und Aufmerksamkeit. Zu den aktuellen Medialisierungsstrategien im Literatur- und Kulturbetrieb. In: Markus Joch et al. (Hg.), Mediale Erregungen? (wie Anm. 10), S. 11–21, hier S. 12. Siehe darüber hinaus auch Ute Schneider: Literatur auf dem Markt – Kommunikation, Aufmerksamkeit, Inszenierung. In: Philipp Theisohn, Christine Weder (Hg.): Literaturbetrieb. Zur Poetik einer Produktionsgemeinschaft. Paderborn 2013, S. 235–247.

Ich lehne mich zufrieden zurück. Kein schlechter Romananfang. Ich kann aus dem vollen schöpfen. Unverändert bleibt leider die Tatsache, daß ich nicht zum inneren Zirkel gehöre und deshalb bei Autorentreffen nur selten mit von der Partie bin. Daß ich Bettina als Laura ebenfalls an diesem Schauplatz in Erscheinung treten lasse, ist ein guter Einfall, schließlich wird sie im Zentrum meines Romans stehen, ist sie die eigentliche Protagonistin, um die sich alles dreht. Und daß ich mich selbst in die Figur des Autors Jancker gleich zu Beginn einbringe, ist dramaturgisch notwendig, habe ich doch von meinem Logenplatz dem Verlag gegenüber alles und alle im Griff. Ich bin in der Rolle des Beobachters, kann die Menschen, die das Verlagsgebäude betreten oder verlassen, als meine Geschöpfe betrachten und sie nach meinem Gutdünken benutzen, ihnen fiktive Biographien verpassen und sie auf ein Ende zutreiben, das ich allein festlege. (SF 19)

Interessant scheint mir diese Passage gleich zu Beginn des zweiten Kapitels in mehrfacher Hinsicht zu sein. Zunächst etabliert der Text an dieser Stelle erstmals eine Differenz zwischen zwei hierarchisch zueinander gesetzten Diegesen: Das zuvor im ersten Kapitel Geschilderte erweist sich nämlich an dieser Stelle *ex post* als auf einer intradiegetischen Ebene platziert, die innerhalb der erzählten Welt einen fiktionalen Status erhält und die von nun an zusammen mit der extradiegetischen und als ‚Realität‘ ausgeflaggten Ebene Zeindlers Roman bestimmt. Solbach erzählt mithin nicht nur davon, einen Roman zu schreiben (‚kein schlechter Romananfang‘). Dessen erzählte Welt wird im Text auch umfänglich und alternierend-parallel zur fiktiven ‚realen‘ Realität entfaltet, ja gewissermaßen, um mit der Besprechung von Beatrice Eichmann-Leutenegger zu reden, als «ein Kopf-an-Kopf-Rennen von Realität und Fiktion»¹² präsentiert. Mit diesem Verfahren, das eine Erzählung in der Erzählung etabliert, verbindet der *Schreibtisch* die Einrichtung einer Differenz zwischen Objekt- und Metaebene, die den Text in die Form eines metafictionalen Romans presst. Zeindlers Text thematisiert somit nicht nur die institutionelle Einbettung literarischen Schreibens auf gleich zwei diegetischen Ebenen. Er nimmt auch sein eigenes Gemachtsein, seine narrative Technik, immer wieder in den Blick.¹³ Im Zentrum dieser narrativen Selbstreflexion stehen – wie in der zitierten Passage – Verfahren des «Schlüsselroman[s]» (SF 83) – eine narrative Strategie also, wie sie auch das Verhältnis von extra- und intradiegetischer Ebene im Roman selbst prägt. Mit anderen Worten, nicht nur Solbachs Roman im Rahmen der fiktiven Welt folgt einer «Doppelstruktur von Oberfläche und unterliegender Bedeutung»,¹⁴ die jedem ‚realen‘ literaturbetrieblichen Akteur ein ‚fiktives‘ Gegenstück zur Seite stellt (hier ‚Bettina‘ und ‚Laura‘; ‚Solbach‘ und ‚Jancker‘). Auch die extradiegetische Ebene ist durch schematisierte Verfahren der Figurencharakterisierung und -konstellation sowie Engführungen von fiktiven räumlichen, sozialen und zeitlichen Zusammenhängen

12 Beatrice Eichmann-Leutenegger: Männliche Weltvermessung. «Der Schreibtisch am Fenster» – ein neuer Roman von Peter Zeindler. In: Neue Zürcher Zeitung vom 28. Februar 2006.

13 Vgl. allgemein Thomas Wegmann: Metafictionen oder Über das Erzählen erzählen. In: Alf Mentzer, Ulrich Sonnenschein (Hg.): 22 Arten, eine Welt zu schaffen. Erzählen als Universalkompetenz. Frankfurt a. M. 2008, S. 152–165.

14 Gertrud Maria Rösch: Clavis Scientiae. Studien zum Verhältnis von Faktizität und Fiktionalität am Fall der Schlüsselliteratur. Tübingen 2004, S. 7.

mit Gegebenheiten des «realen» deutschen literarischen Feldes gekennzeichnet. Und folgerichtig stößt Zeindlers *Schreibtisch* bei den «informierte[n] Leser[n]» (SF 84) seiner feuilletonistischen Rezeption auf eine für Schlüsselliteratur notwendige «Bereitschaft zum doppelten Verständnis».¹⁵ So erkennt beispielsweise Edelgard Abenstein in ihrer Rezension für den Deutschlandfunk durchaus «Ähnlichkeiten» zwischen den Figuren in Zeindlers Roman und «dem Verleger des Suhrkamp-Verlages Siegfried Unseld, seiner Witwe und Nachfolgerin Ulla Berkewicz [sic!] sowie dem Starautor Martin Walser, der nach Unselds Tod zu einem anderen deutschen Großverlag gewechselt ist.»¹⁶

3. Schattenroman

Nun könnte man erwarten, dass Zeindlers *Schreibtisch* es darauf anlegt, mit seiner in sich verschachtelten, das heißt in sich selbst hineinkopierten Schlüsselstrategie auf die reale Realität des deutschen Literaturbetriebs der Jahrtausendwende durchzubrechen, ja gleichsam die Form «knallbunter Kolportage»¹⁷ über die um den Tod Siegfried Unselds zentrierten Irritationen im literarischen Feld anzunehmen. Denn damit könnte der Roman doch eben jenen institutionellen Rahmenbedingungen literarischen Schreibens genügen, wie sie seine *Histoire* umfänglich beschreibt. Und doch tut sich der Text auffällig schwer damit, auch selbst an dem zu partizipieren, was er als «Literaturszene» literarisiert. Festmachen lässt sich das nicht nur rein quantitativ an der geringen Resonanz, die der *Schreibtisch* im deutschsprachigen Feuilleton erfährt – die Anzahl der Besprechungen bewegt sich im einstelligen Bereich.¹⁸ Bemerkenswert ist vor allem, dass die wenigen Rezensionen, die sich mit dem Text dennoch auseinandersetzen, so gut wie gar nicht auf jene Urteilkriterien zurückgreifen, die in Literaturbetriebs-Szenen gewöhnlich an die entsprechenden Texte angelegt werden. Letzteren unterstellen große Teile der Literaturkritik nämlich üblicherweise, lediglich auf langweilige – weil den Beteiligten ohnehin bekannte – Betriebsinterna abzu zielen und in satirischer Färbung erwartbare Handlungsschemata zu präsentieren.¹⁹ Dem *Schreibtisch* unterstellt man hingegen allenfalls, maßgeblich von Zeindlers «jahrzehntelange[r] Erfahrung mit Autorenkollegen, Verlagen,

15 Ebd.

16 Edelgard Abenstein: Satire über den Literaturbetrieb. Peter Zeindler: «Der Schreibtisch am Fenster». In: Deutschlandradio Kultur vom 1. Juni 2006. www.deutschlandradiokultur.de/satire-ueber-den-literaturbetrieb.950.de.html?dram:article_id=134044, 29. 7. 2016.

17 Ebd.

18 Die Recherche hat insgesamt sechs Rezensionen ergeben.

19 Siehe dazu Matthias Beilein: Intriganten, Alkoholiker, Zwangsneurotiker. Der Literaturbetrieb kommt in der Literatur nicht gut weg. In: Logbuch. Kreuzer Beilage zur Leipziger Buchmesse (2012), S. 14 f.

Agenten und den Medien»²⁰ zu profitieren, und liest den Text in diesem Sinne dann als «bitterböse Satire über den Literaturbetrieb».²¹

Dass dem Autor darüber hinaus weit weniger Marketingkalküle oder heteronome Motive der Abrechnung mit Betriebskonkurrenten unterstellt werden, ist dabei sicherlich einerseits schlichtweg der geringen Bedeutung geschuldet, die ihm als Akteur im deutschsprachigen literarischen Feld ganz offensichtlich zukommt: Zeindler fehlt schlichtweg das symbolische Kapital, um Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen oder auf andere zu lenken. Und entsprechend kann der *Schreibtisch* nur sehr bedingt von auktorialen «Auftritt[en]» (SF 182), «Spektakel[n]» (SF 187) oder «Pose[n]» (SF 221) paratextuell begleitet werden, wie sein Ich-Erzähler sie in Loidl gleichsam zu sich selbst gekommen sieht. Tatsächlich führt noch nicht einmal der Arche-Verlag Zeindlers Roman in seiner Verlagschronik an.²² Doch nicht nur diese hier lediglich angedeuteten feldspezifischen Besonderheiten, wie sie das als Krimi-Spezialist²³ profilierte Autorlabel Zeindlers kennzeichnen,²⁴ sorgen dafür, dass im Falle des *Schreibtischs* beinahe gar keine «Feedbackeffekte»²⁵ zwischen Text und Paratext entstehen. Es sind vielmehr auch Elemente des Textverfahrens selbst, die Zeindlers Literaturbetriebs-Szene gleichsam blockieren.

Ein wichtiger Aspekt ist in diesem Zusammenhang der Umstand, dass der Text in der angedeuteten Schlüsselperspektive nicht nur nichts Neues zu erzählen hat, mithin nur sehr bedingt ein boulevardesk gerahmtes Provokationspotential entwickelt, sondern auf Erzählschemata der «verschlüsselten» Personen setzt, die in anderen Romanen und entsprechenden Literaturbetriebs-Szenen bereits ausgiebig bedient und durchgespielt worden sind. Bei den durch Realitätseffekte provozierten Rückkopplungsschleifen zwischen der erzählten und dort selbst in Rückkopplungen zwischen Realität und Fiktion eingelassenen Welt des *Schreibtischs* und den «ganz realen» Betriebsereignissen um Suhrkamp handelt es sich mithin um die Verschränkung von zwei Narrativen. Der *Schreibtisch* referiert weniger auf die ja ohnehin unvermittelt nicht greifbare «wirkliche» Beziehungskonstellation zwischen Siegfried Unseld, Ulla Berkéwicz, Martin Walser und Rowohlt. Er setzt sich vielmehr in ein intertextuelles Verhältnis zu jenem feuilletonistischen Diskurs, der sich um diese Akteursgruppe gebildet hat.²⁶

20 Abenstein, Satire (wie Anm. 16).

21 Bettina Spoerri: Schreibkrise. In: WochenZeitung vom 13. April 2006.

22 Siehe die Angaben unter www.arche-verlag.com/index.php?id=207, 2. 9. 2016.

23 Siehe symptomatisch den Eintrag im «Lexikon der deutschen Krimi-Autoren»: www.krimilexikon.de/zeindler.htm, 4. 9. 2016.

24 Siehe dazu allgemein Dirk Niefanger: Der Autor und sein Label. Überlegungen zur *fonction classificatoire* Foucaults (mit Fallstudien zu Langbehn und Kracauer). In: Heinrich Detering (Hg.): Autorschaft. Positionen und Revisionen. Stuttgart, Weimar 2002, S. 521–539.

25 Eckhard Schumacher: Gerade Eben Jetzt. Schreibweisen der Gegenwart. Frankfurt a. M. 2003, S. 201.

26 Siehe dazu David-Christopher Assmann: Poetologien des Literaturbetriebs. Szenen bei Kirchhoff, Maier, Gstrein und Händler. Berlin, Boston 2014, S. 324–341.

Darüber hinaus und vor allem blockiert aber ein anderes Verfahrenselement die volle Entfaltung der Literaturbetriebs-Szene. Um das zu sehen, kann als Ausgangspunkt Beatrice Eichmann-Leuteneggers Rezension fungieren. Die Literaturkritikerin merkt nämlich an einer Stelle an, dass Zeindlers «Verfahren bisweilen gar zu konstruiert»²⁷ sei. So kurz diese Bemerkung ausfallen mag, genau damit verweist sie auf einen, wenn nicht den zentralen Effekt des Romans: nämlich dessen über metafiktionale Verfahren ausgestellten Konstruktcharakter, der offensichtlich dazu führt, dass der Text gerade nicht mehr als «Enthüllungsroman» gelesen werden kann.

Und tatsächlich bemüht sich der *Schreibtisch* ja unentwegt darum, mehr oder weniger ironisch vorzuführen und zu betonen, dass er wisse, was er tue. Das betrifft zum einen ausgiebig (wie bereits angemerkt) die Unterscheidung zwischen Realität und Fiktion – eine Unterscheidung, die im Text nicht nur häufig thematisiert wird, sondern gegen Ende zudem zunehmend unterlaufen wird. Denn während jedes Histoire-Element der extradiegetischen Ebene – seien es Figuren und ihre Beziehungen untereinander, seien es bestimmte institutionelle Ereignisse, Organisationen oder Räume – ein «verschlüsseltes» Gegenstück auf der intradiegetischen Ebene hat, wird diese strikte Trennung im Verlauf des Textes immer wieder irritiert und schließlich aufgehoben. Das Alternieren der diegetischen Ebenen ersetzt der Text durch die Kontinuität einer einzigen Diegese. Und so ist es Verlegergattin Bettina, die nach eigenen Angaben Solbachs «fiktives Werk in der Realität vollendet» (SF 276): «[...] Ich habe Alexander zu Tode geliebt, wie du es beschrieben hast. Bis sein Herz zersprang. Vor Liebe oder vor Überanstrengung. Ich habe Realität und Fiktion zur Deckung gebracht.» (SF 276) Mit diesem Ende aktualisiert Zeindlers *Schreibtisch* nicht nur einmal mehr boulevardesk-feuilletonistisch gerahmte Gerüchte zur Beziehung zwischen Unseld und Berkéwicz, er weiß zudem um den Umstand, dass sich der Vektor mimetischer Abbildungsverhältnisse durchaus auch aus der literarischen Fiktion in Richtung Realität bewegen kann.²⁸ Doch mehr noch: So sehr Ich-Erzähler Solbach auch vorgibt, durch seine scheinbar unbeteiligte, erhöhte Position als Außenseiter das Geschehen und durch Verfahren der Fiktionalisierung die von ihm beobachtete «Literaturszene» kontrollieren zu können, spätestens an dieser Stelle erweist er sich als Opfer und damit als Beteiligter jener betrieblichen Szene, die er vorgibt nur zu beschreiben. Solbach ist keineswegs nur ein distanzierter oder unbeteiligter Beobachter zweiter Ordnung, sondern ebenso in die von ihm beschriebenen institutionellen Zusammenhänge eingelassen wie alle anderen Literaturbetriebsakteure auch.

Das wird besonders deutlich, wenn man berücksichtigt, dass Solbach auch insofern an literaturbetrieblicher Relevanz gewinnt, als er selbst nicht nur als Erzähler, sondern ebenso als Schreiber fungiert. So sehr er sich «im Schatten von Übervätern» (SF, 45) wähnt, ja nach eigenen Angaben ein institutionelles «Schattendasein» (SF, 226) fristet,

27 Eichmann-Leutenegger, Männliche Weltvermessung (wie Anm. 12).

28 Vgl. Jürgen Link: «Wiederkehr des Realismus» – aber welches? Mit besonderem Bezug auf Jonathan Littell. In: kultuRRvolution. zeitschrift für angewandte diskurstheorie (2008), Heft 54, S. 6–21.

so sehr kippt eben diese zunächst negativ konnotierte Position schließlich ins Positive: Solbach profiliert sich als «Loidls großer Schatten» (SF, 182), der «Loidls Schattenroman» (SF, 196) schreibt und seine Identität mit der seines Auftraggebers schließlich sogar überblendet: Der Starautor wird zum «Mann ohne Schatten. Und sein eigentlicher Schatten wird lebendig: Jakob Solbach». (SF, 212) Es kommt zu einer paradoxen Verschränkung von auktorialer Kontrolle und institutioneller Bedingtheit: Einerseits schreibt Solbach innerhalb der fiktiven «realen» Realität einen fiktionalen Text, andererseits wird er *ex post* als Figur dieses Textes gewissermaßen geschrieben – und dies nicht von einem einzelnen Akteur, sondern von den institutionellen Rahmenbedingungen seines Schreibens.

4. Stilvergleiche

Dabei ist es aber nicht erst das Ende der Histoire, an dem augenscheinlich wird, dass es gar nicht so einfach ist, trennscharf zwischen einer vermeintlich primär gegebenen Realität und einer vermeintlich nur sekundär hinzutretenden Fiktion zu unterscheiden. Zeindlers Roman bemüht sich vielmehr von Beginn an und über den gesamten Textverlauf darum, die Unterscheidung durch den Einsatz einer weiteren semantischen Spur unterschwellig zu irritieren. So entspricht der Rede von der «Literaturszene», mit der der Text die institutionellen Rahmenbedingungen literarischen Schreibens belegt, nämlich eine durch den gesamten Text wuchernde Semantik der «Szene» (SF, 118).²⁹ Letztere dient als Lexem zur Bildung zahlreicher Komposita wie beispielsweise «innige[] Liebeszene» (SF, 66), «literarische Bettszene[]» (SF, 68), «Badeszene» (SF, 147), «Schlußszene» (SF, 125) oder «Filmszene» (SF, 91), mit denen der Ich-Erzähler einerseits über seinen eigenen Roman reflektiert. Andererseits wandern diese Komposita aber immer auch in die innerfiktionale Realität ein, ja einzelne Szenen scheinen sich mitunter «spiegelverkehrt» (SF, 101) zueinander zu verhalten.

Schließlich und vor allem profiliert der Text jedoch ein Erzählen, das sich über weite Strecken als eine Reflexion über Literatur erweist – und zwar als eine Reflexion, die die institutionellen Rahmenbedingungen an den Rand drängt und mit einem Literaturverständnis operiert, das von literaturgeschichtlicher Reihenbildung mittels Selbstreflexion ausgeht. So ist der *Schreibetisch* zunächst mit Passagen durchsetzt, in denen die beteiligten Betriebsakteure explizit über literarische Qualitätskriterien reflektieren. In diesen Gesprächen wird dann beispielsweise die Frage erörtert, «ob die Szene literarisch überzeugt» (SF, 84), um an anderen Stellen Leitlinien für einen gelungenen literarischen Text auszugeben. So hält etwa Verleger Heldt apodiktisch fest: «Der Roman muß als Ganzes in sich stimmig sein» (SF, 60). So unbestimmt autonomieästhetisch grundierte Refle-

29 Vgl. ohne Anspruch auf Vollständigkeit darüber hinaus SF, S. 84, 99, 101, 135 f., 148, 172, 181, 212 f., 215, 237 f., 250 f., 272, 274, 287, 295, 306.

xionen dieser Art nun auch sein mögen, ihr Effekt ist zumindest, dass der Text immer wieder auf eine selbstreflexive Ebene gehoben wird, die das eigene Gemachtsein zum Gegenstand hat. Ihren vielleicht prägnantesten Ausdruck findet dieses literarische Reden über Literatur wohl an jener Stelle, an der Solbach über den Anspruch von Schlüsselverfahren reflektiert:

Die Gleichung Jakob Solbach und Bruno Jancker geht nicht auf. Aber schließlich ist die Literatur kein unmittelbares Abbild der Realität. Sonst würde sie ihren Namen nicht verdienen. Trotzdem wird es später eine knifflige Aufgabe für findige Germanisten sein, durch Stilvergleiche herauszufinden, wer der wirkliche Autor ist: Solbach, nicht Loidl. Ich muß wohl noch eine eindeutigere autobiographische Szene einfügen, um den Fachleuten die Arbeit etwas zu erleichtern. (SF, 147 f.)

Der *Schreibtrisch* macht hier in seiner verschachtelten Struktur – Solbachs Bemerkungen beziehen sich ja auf seinen eigenen, das heißt fiktiven Roman – sein eigenes Gemachtsein so zu einem Element seiner Form, dass sich Fragen nach den Bedingungen der Möglichkeit und den Folgen spezifisch geformten literarischen Erzählens ergeben. Jenseits der Frage, wie denn nun das Verhältnis zwischen ‚Realität‘ und ihrem ‚Abbild‘ zu bestimmen ist, ist die selbstreflexive Ebene an dieser Stelle aber derart überbetont, dass sie ironisch Souveräne zu kippen scheint: Bestimmte literaturwissenschaftliche und literaturkritische Annahmen und Lektüren würden in dieser Lesart vom Text bereits vorweggenommen und damit als gleichsam nicht mehr adäquat, weil erwartbar ausgewiesen. Damit macht man es sicher aber zu einfach. Denn lässt man einmal das wie auch immer näher zu bestimmende Ironische, Satirische oder Parodistische der Passage beiseite, bleibt doch zumindest der Effekt einer betont ausgestellten, souveränen Selbstreflexivität übrig – ein Effekt mithin, den der Roman – auch das ist durchaus bezeichnend – auch selbst wiederum bereits vorab thematisiert, wird doch an einer Stelle gefragt, ob sich eine bestimmte «Szene aus der Realität in die Literatur übertragen [lässt], ohne daß sie zu pompös, zu aufgesetzt, zu konstruiert wirkt» (SF, 215).

Genau diese Frage oder Beobachtung ist jedoch, so meine Vermutung, neben dem geringen symbolischen Kapital Zeindlers dafür verantwortlich, dass die Literaturbetriebs-Szene des *Schreibtrischs* sich nicht völlig entfalten kann und mithin nur dürftige ‚Feedbackeffekte‘ provoziert. Denn mit seinem derart betonten Bestehen auf Selbstreflexivität knüpft der *Schreibtrisch* an just jene Vorgaben an, die in der idealistischen Autonomieästhetik und der romantischen Universalpoesie und Ironie, aber auch etwa in der ästhetischen Theorie des im Roman selbst genannten Adorno eine ganz entscheidende Rolle spielen. Und so finden sich denn auch zahlreiche intertextuelle Verweise zu Werken und Autoren des literarischen, künstlerischen und musikgeschichtlichen Höhenkamms im Text: von «Thomas Mann, Nietzsche, Rilke, Benn, Adorno» (SF, 116) über Richard Strauss (vgl. SF, 42) und Mozart (vgl. SF, 49), «von Rubens bis Gossaert» (SF, 52) bis hin zu «Robert Musil» (SF Buchumschlag). Selbstreflexivität ist dort über alle Unterschiede hinweg nicht lediglich ein Textverfahren unter anderen; mit Selbstreflexivität steht

und fällt in diesen literarischen Programmen vielmehr der Literaturbegriff selbst.³⁰ Der *Schreibtisch* knüpft mit Passagen wie der zitierten genau hier an, um seinen Literarizitätsstatus auch und gerade im Medium eines Romans behaupten zu können, der sich seinen institutionellen Rahmenbedingungen öffnet. In Verbindung mit den selbstreflexiven Passagen betont der Roman jedoch derart stark die literarische Seite der Unterscheidung zwischen Literatur und Betrieb, dass er an Breitensteins Schelte über den Zustand literaturbetrieblicher Institutionen mehr anknüpft, als sie zu einer Literaturbetriebs-Szene auszubauen.

30 Vgl. Eva Geulen, Peter Geimer: Was leistet Selbstreflexivität in Kunst, Literatur und ihren Wissenschaften? In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 89 (2015), Heft 4, S. 521–533, hier S. 522 f.

II. Institutionalisierungen von Literatur

Zeitungen der Helvetik

Identität zwischen Literatur und Institutionen

BIRTHE KRISTINA LEHMANN-BÜTTNER

Zeiten des Umbruchs erfordern auf allen Ebenen der Gesellschaft die Auseinandersetzung mit Fragen der Identität. Die Helvetische Republik war eine solche Zeit des Umbruchs, welche die weitere Entwicklung der Eidgenossenschaft nachhaltig geprägt hat und eine «wichtige Etappe [...] auf dem Weg zur bürgerlichen Demokratie»¹ der Schweiz darstellt, da ohne die erste schweizerische Verfassung von 1798 beispielsweise die Bundesverfassung von 1848 nicht vorstellbar wäre.²

Das Ende des Ancien Régime, verbunden mit tiefgreifenden Einschnitten in politischer, gesellschaftlicher und sozialer Hinsicht, die innerhalb kurzer Zeit die Schweiz erschütterten, zwang zu einer ernsthaften Identitätssuche, bei welcher dem Medium der Zeitung eine wichtige Rolle zukam, da in diesem mithilfe von entsprechenden Beiträgen versucht werden konnte, die alte Eidgenossenschaft oder die Helvetische Republik dem Volk gegenüber zu legitimieren und dieses für die Überzeugungen der jeweils favorisierten Seite zu gewinnen. Trotz zum Teil starker Divergenzen bezüglich ihrer inhaltlichen Ausrichtung und politischen Orientierung haben die deutschsprachigen Zeitungen als Reaktion auf diese Umbruchzeit eines gemeinsam: die literarische Auseinandersetzung mit Identität in nationaler Hinsicht.

Nach Paul Ricœur konstituieren Individuen wie Gemeinschaften «sich in ihrer Identität dadurch, dass sie bestimmte Erzählungen rezipieren, die dann für beide zu ihrer tatsächlichen Geschichte werden.»³ Er geht also davon aus, dass sein Begriff der «narrativen Identität» «nicht bloß aufs Individuum, sondern auch auf die Gemeinschaft anwendbar ist.»⁴ Im Folgenden wird der Begriff auch für die Analyse literarischer Elemente in Publikationen genutzt, in denen sich die nationale Identität der Schweiz seit 1798 narrativ konstituiert hat. Ricœur differenziert bezüglich des Begriffes der Identität zwischen den beiden Bedeutungen *idem* und *ipse*. Während die *Idem*-Identität sich auf die Beständigkeit in der Zeit bezieht und somit eine essentialistisch gedachte Identität supponiert, verwendet Ricœur den Begriff der *Ipse*-Identität, um der Tatsache gerecht zu werden,

1 Holger Böning: Der Traum von Freiheit und Gleichheit. Helvetische Revolution und Republik (1798–1803) – Die Schweiz auf dem Weg zur bürgerlichen Demokratie. Zürich 1998, S. XIV.

2 Vgl. ebd.

3 Paul Ricœur: Zeit und Erzählung. Bd. III: Die erzählte Zeit. Aus dem Französischen von Andreas Knop. München 1991, S. 397.

4 Ebd.

dass das Selbst «durch die reflexive Anwendung der narrativen Konfigurationen refiguriert wird.»⁵ Er führt aus: «Die Ipseität entgeht dem Dilemma des Selben und des Anderen insofern, als ihre Identität auf einer Temporalstruktur beruht, die dem Modell einer dynamischen Identität entspricht, wie sie der poetischen Komposition eines narrativen Textes entspringt. [...] Im Unterschied zur abstrakten Identität des Selben kann die für die Ipseität konstitutive narrative Identität auch die Veränderung und Bewegtheit im Zusammenhang eines Lebens einbegreifen.»⁶

Im Folgenden wird davon ausgegangen, dass die zu untersuchenden Segmente einen Teil von Ricœurs mimetischem Dreischritt darstellen. Sie entstehen auf Basis der in der Realität der Helvetik gegebenen Kontexte und werden durch diese «vorgängige, ausserliterarische Wirklichkeit der Erinnerungskultur»⁷ präformiert. Dieser erste Schritt stellt die erinnerungskulturelle Präfiguration dar. Der zweite Schritt, die Konfiguration fiktionaler Erinnerung, behandelt den entstehenden Text selbst, welcher «Erinnerung und Gedächtnis mit spezifisch literarischen Mitteln zur Darstellung bring[er]».⁸ Der letzte Schritt, die kollektive Refiguration, setzt sich mit der Wirkung des entstandenen Textes auf seine Umwelt auseinander. Sofern der Text gelesen wird – und dafür ist die Wahrscheinlichkeit bei Zeitungen relativ hoch –, kann er auf die Gesellschaft Einfluss nehmen. Diesbezüglich darf die Rolle von Literatur für die «Ausformung und Reflexion von Erinnerungskulturen»⁹ nicht unterschätzt werden, da literarische Beiträge «als Medien des kollektiven Gedächtnisses Erinnerungskulturen aktiv mitformen».¹⁰ Dem vorliegenden Beitrag ist es aufgrund seines Umfangs nicht möglich, diesen zentralen dritten Schritt zu behandeln, obwohl er mit Blick auf die Frage der Formung von Nationalidentitäten der wichtigste ist und in einem grösseren Rahmen zwingend inkludiert werden muss.

Hier soll die Frage im Zentrum stehen, wie sich die Beziehung zwischen literarischen Elementen in Zeitungen einerseits und Grundinstitutionen andererseits zur Zeit der Helvetischen Republik mit Blick auf nationale Identitätsfragen gestaltete. Aufgrund der Kürze des Artikels können diesbezüglich, mit Ausnahme von einem dialogischen Beitrag, lediglich die Gattung der Lyrik sowie neue Metaphern in der politischen Publizistik der Zeit in die Analyse einbezogen werden und von den Grundinstitutionen wie Staat, Kirche, Militär und Schulen kann nur der Staat Berücksichtigung finden. Diesen gilt es, als Erstes genauer zu beleuchten.

5 Ebd., S. 396.

6 Ebd.

7 Astrid Erll: Erinnerungshistorische Literaturwissenschaft: Was ist ... und zu welchem Ende ...? In: Ansgar Nünning, Roy Sommer (Hg.), unter Mitarbeit von Stella Butter: Kulturwissenschaftliche Literaturwissenschaft. Disziplinäre Ansätze – Theoretische Positionen – Transdisziplinäre Perspektiven. Tübingen 2004, S. 115–128, hier S. 122.

8 Ebd.

9 Ebd.

10 Ebd.

Die sogenannte alte Eidgenossenschaft bestand ab 1353 aus acht, ab 1513 aus dreizehn vollberechtigten Stadt- und Landerorten, aus etwa einem Dutzend zugewandten Orten, welche in unterschiedlichem Ausmass weniger Rechte hatten als die vollberechtigten Orte, schliesslich aus gemeinen Herrschaften sowie einigen Schirmherrschaften.¹¹ Das daraus resultierende Staatengebilde war nur bedingt in der Völkergemeinschaft handlungsfähig, da alle Bemühungen, den Bund besser in Einklang zu bringen, bis zum Untergang der alten Eidgenossenschaft 1798 scheiterten. Das gemeinsame Organ der alten Eidgenossenschaft war die Tagsatzung, die aber kaum über Handlungsmacht verfügte, und der Zusammenhalt beruhte primär auf diversen Bünden und Briefen und wurde vor allem von geteilten politischen Interessen der gemeinen Herrschaften genährt.¹² Ein Problem der eidgenössischen Orte bestand darin, dass immer mehr Einwohner von politischer Teilhabe und Macht ausgeschlossen wurden: Nicht nur zwischen Stadt- und Landbevölkerung gab es erhebliche Ungleichheiten, sondern auch in den Städten nahm die Ungleichheit zwischen Oberschichten, die sich mit Blick auf Bildung, politischen Einfluss und Wohlstand mit dem Adel im übrigen Europa vergleichen lassen, einerseits und ‚Untertanen‘ andererseits deutlich zu. Die Rechtsungleichheit in den Stadtkantonen wird bis heute als Hauptkonflikt bezeichnet, der die Helvetische Revolution von 1798 ermöglicht habe.¹³ Aufgrund der Erfolge im 1. Koalitionskrieg und dem Frieden von Campo Formio 1792 konnte Frankreich den Sturz der alten Ordnung forcieren. Die Unzufriedenheit der ländlichen Eliten in den Untertanengebieten kam Frankreich ebenso zugute wie die aufgeklärten Stadtbewohner. Die Helvetische Revolution begann im Januar 1798 in Basel und der Waadt und griff dann um sich. Französische Truppen sicherten diese Entwicklungen nicht nur ab, sondern lösten diese auch aus oder fachten sie an. Anfang März ging die alte Eidgenossenschaft schliesslich in Kämpfen unter.¹⁴ Am 12. April 1798 trat das Grundgesetz der Helvetischen Republik – eine Adaption der französischen Direktorialverfassung – in Kraft und definierte die Helvetische Republik als nationalen Einheitsstaat, welcher bis zum 10. März 1803 existierte und auf Rechtsgleichheit, Volkssouveränität und Gewaltentrennung basierte.¹⁵ Sein Repräsentativsystem umfasste unter anderem zwei Parlamentskammern (den Grossen Rat und den Senat) sowie das Vollziehungsdirektorium und degradierte die Kantone zu Verwaltungseinheiten, die keine eigenen Legislativen mehr hatten. Diesen Aufklang der Entwicklung zu einem modernen Verfassungs- und Verwaltungsstaat schilderte Heinrich Pestalozzi bereits 1798, nach dem Umsturz des Ancien Régime, in der vierten Ausgabe des *Helveti-*

11 Vgl. Andreas Würgler: Eidgenossenschaft. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/026413/2012-02-08/>, 8. 7. 2019.

12 Vgl. Böning, Der Traum von Freiheit und Gleichheit (wie Anm. 1), S. 7.

13 Vgl. ebd.

14 Vgl. Andreas Fankhauser: Helvetische Republik. 1. Entstehung und staatliche Organisation. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/009797/2011-01-27/#HEntstehungundstaatlicheOrganisation>, 9. 7. 2019.

15 Vgl. ebd.

*schen Volksblatte*¹⁶ mit den Worten, dass nirgends «die Umänderung [der Verfassung] so nothwendig, so unausweichlich wie im Schweitzerlande»¹⁷ gewesen sei.

Im vorliegenden Beitrag soll dargelegt werden, dass sowohl Zeitungen als auch der schweizerische Staat eine bewusste Bildpolitik verfolgten, um nationale Identitäten zu thematisieren und zu modellieren. Bevor die hier analysierten Zeitungen benannt werden, muss kurz auf die helvetische Presse im Allgemeinen eingegangen werden. Bis zum Umsturz der alten Eidgenossenschaft hatte in den Regierungskreisen ein Gefühl der Bedrohung durch das Pressewesen dominiert, das insbesondere durch dessen Präsenz in den Gasthöfen geweckt wurde,¹⁸ wo die Verfechter einer freien Presse sich am meisten Erfolg davon versprachen, dass «in das besuchteste Wirtshaus jedes Orts wöchentlich die herausgekommenen Blätter gleichsam absichtslos hingelegt werden, wo es [sic] gewiß ergriffen, gelesen und der praktische Zweck des Herausgebers am zwanglosesten erreicht werden wird.»¹⁹

Mit dem Umsturz des alten Regimes herrschte in der Schweiz zum ersten Mal Pressefreiheit,²⁰ welche eine explosionsartige Zunahme der Zahl von in der Schweiz publizierten Zeitungen und Zeitschriften zur Folge hatte.²¹ Das Verhältnis zwischen den staatlichen Institutionen und der Öffentlichkeit wandelte sich während der Zeit der Helvetik grundlegend: Nie zuvor hatte das Volk sich so gut politisch informieren und an Debatten teilhaben können, denn die Gesetzgeber wollten versuchen, «Rechenschaft gegen die Nation»²² abzulegen. Diese löblichen Ziele waren in der Realität selbstverständlich gefährdet und der Umgang mit der freien Presse für die an Zensur gewöhnten Politiker ungewohnt. Insbesondere die *Helvetischen Annalen* von Karl Ludwig von Haller stellten die neue Freiheit mit gegen die Machthaber gerichtetem Hohn und Spott auf die Probe und hatten die erste Einschränkung zur Folge: Am 10. November 1798 musste die

16 Das *Helvetische Volksblatt*, initiiert vom helvetischen Kulturminister Philipp Albert Stapfer, wurde erstmals am 08. 9. 1798 herausgegeben und erschien in den folgenden fünf Monaten 19 Mal mit dem Ziel, die unitarische Politik mit Blick auf Nationalerziehung und Volksaufklärung zu popularisieren. Johann Heinrich Pestalozzi war in den ersten sechs Wochen Redaktor. Am 28. 2. 1799 wurde die Zeitung mit der Begründung, einige Gelehrte sprächen in ihr in einem zu hohen Ton mit dem Volk, wieder eingestellt. Vgl. Guggenbühl, Christoph: *Helvetisches Volksblatt*. In: *Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)*, Version vom 15. 10. 2007. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/043174/2007-10-15/>, 15. 11. 2020.

17 [Johann Heinrich Pestalozzi]: Übersicht der Begebenheiten bei der Staatsveränderung der schweizerischen Eidgenossenschaft und die Gründung der einen und untheilbaren helvetischen Republik. In: *Helvetisches Volksblatt* 4 (1798), S. 58–65, hier S. 59.

18 Vgl. Böning, Der Traum von Freiheit und Gleichheit (wie Anm. 1), S. 231.

19 Stephan Maurer, Regierungsstatthalter in Schaffhausen, in einem Brief vom 17. 9. 1798 an Philipp Albert Stapfer, Bildungsminister der Helvetischen Republik, zitiert nach Markus Fuchs: *Lehrerinnen- und Lehrerperspektiven in der Helvetischen Republik*. Bad Heilbrunn 2015, S. 127.

20 Zitat aus der ersten Verfassung der Schweiz: «Die Pressefreiheit ist eine natürliche Folge des Rechts, das jeder hat, Unterricht zu erhalten.» www.verfassungen.ch/verf98-i.htm, 15. 11. 2020.

21 Vgl. Böning, Der Traum von Freiheit und Gleichheit (wie Anm. 1), S. 232.

22 Ebd.

Zeitung ihr Erscheinen einstellen.²³ Weitere Einschränkungen folgten: Helvetikfreundliche Medien wurden zum Teil subventioniert, von den Postgebühren befreit oder ihre Auflagen wurden in Teilen aufgekauft, wobei es sich jedoch partiell um Entscheidungen Einzelner handelte.²⁴ Insgesamt nahmen mit den Aufständen gegen die Helvetik und dem zweiten Koalitionskrieg die Bedenken gegenüber der Pressefreiheit und somit auch die Massnahmen gegen antihelvetische Medien zu; durch die Staatsstrieche ab Januar 1800 verlor die freie Presse endgültig an Relevanz im politischen Diskurs.²⁵

Als Quellen werden im vorliegenden Beitrag neben dem *Aufrichtigen und wablerfahrenen Schweizerboten*, einem liberalen Medium, welches während der Helvetik zwischen 1798 und 1800 erschien, die *Eidgenössischen Nachrichten* aus dem Jahre 1798 sowie die daraus hervorgegangene (*Neue*) *Berner Zeitung* (1798–1799) genutzt. Somit finden sowohl ein vom Staat unabhängiges Organ (autonome Quelle) wie auch ein vom Staat herausgegebenes (heteronome Quelle) Berücksichtigung.

Betrachtet man die Beziehung zwischen den analysierten Zeitungen und dem helvetischen Staat, so ergibt sich folgendes Bild: Die *Eidgenössischen Nachrichten*, eine Wochenzeitschrift, erschienen erstmals am 6. Januar 1798 im Auftrag der aristokratischen Regierung Berns mit deren Subventionierung beim Publizisten und Buchhändler Johann Georg Heinzmann und konnten portofrei bezogen werden. Den Auslöser für die Gründung der Zeitung stellte die Bedrohungslage Berns durch Frankreich dar, welche in der Stadtregierung den Wunsch nach einem Weg zur Förderung von Vaterlandstreu, Kampfgeist und Staatstreue schürte. Bis zur Schlacht am Grauholz vom 5. März 1798 berichtete die Zeitung – als offizielles Organ ganz im Sinne der Stadtregierung – von den aktuellen politischen Entwicklungen. Nach der Niederlage der Berner und dem daraus resultierenden Einmarsch der französischen Truppen in Bern zeigten die *Eidgenössischen Nachrichten* bereits in der nächsten Nummer, am 17. März 1798, eine ganz andere politische Haltung, da sie nun von der neuen helvetischen Regierung instrumentalisiert wurden, was sich bereits an den inkludierten Schlagwörtern der Revolution («Freiheit, Gleichheit, Rechtschaffenheit») zeigt.²⁶ Im Juni 1798 wurden die *Eidgenössischen Nachrichten* dann zur *Neuen Berner Zeitung*, welche ihren Namen wenige Monate später in *Berner Zeitung* änderte. Mit dem ersten Namenswechsel einher ging eine weitere Neuerung: die Beiträge wurden nicht länger von Angehörigen der staatlichen Institutionen verfasst. Bereits Ende März 1799 stellte das Medium sein Erscheinen wieder ein. Die sehr

23 Vgl. Hans-Joachim Schmidt: Helvetische Annalen. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/043043/2006-08-30/>, 8. 7. 2019.

24 Vgl. Böning, Der Traum von Freiheit und Gleichheit (wie Anm. 1), S. 235.

25 Vgl. ebd., S. 234.

26 Für Informationen zu den *Eidgenössischen Nachrichten* vgl. unter anderem Paul Schaffroth: Sturm und Drang. Aus der Vergangenheit der stadtbarnischen Presse (1500–1900). Bern 1991, S. 102–110 und Ernst Bolliger: Eidgenössische Nachrichten. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/048000/2002-10-31/>, 9. 7. 2019.

enge Verbindung zwischen der Regierung der helvetischen Republik und dieser Zeitung stellt mit Blick auf die Beziehung zwischen Zeitungsliteratur und Staat eine Besonderheit dar, die es selbstverständlich zu berücksichtigen gilt und die aufzeigt, dass sowohl die Vertreter der alten Eidgenossenschaft wie auch jene der Helvetik sich der Wichtigkeit des Mediums Zeitung zur Legitimation ihres jeweiligen politischen Gefüges, welches in beiden Fällen instabil und somit gefährdet war, bewusst waren und besagtes Medium folglich zu instrumentalisieren versuchten, um die Leserschaft für ihre Interessen zu gewinnen.

Der von Heinrich Zschokke, einem deutschen Schriftsteller, Pädagogen und liberalen Volksaufklärer sowie Leiter des helvetischen Büros für Nationalkultur herausgegebene *Aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote* stellt im Unterschied dazu ein Paradebeispiel für den Versuch dar, ein neues Verhältnis zu den Institutionen zu schaffen, was bei seiner Zielsetzung, nämlich der aufklärerischen Verbreitung der neuen freiheitlichen Ideen im Volk, nicht verwundert. Die Zeitung erschien zwischen 1798 und 1800 in Luzern,²⁷ bevor sie ab 1804 in Aarau herausgegeben wurde. Zschokke war nicht nur Herausgeber, sondern auch Redakteur und engagierte sich im *Schweizerboten*, der zur damaligen Zeit einzigen liberalen Zeitung für die breite Bevölkerung, für die Durchsetzung der Pressefreiheit.²⁸

Ein zentrales Element der gegenseitigen Einflussnahme von Zeitungen und Staat hinsichtlich der schweizerischen Nationalidentität stellt die literarische Metaphorik dar, welche von beiden Seiten bewusst instrumentalisiert wurde und hier exemplarisch analysiert werden soll.

Eine Metapher aus dem Bereich der Flora, welche die divergierende Bildpolitik der einzelnen Zeitungen aufzuzeigen vermag, ist die Eiche. In den im Auftrag der Regierung herausgegebenen *Eidgenössischen Nachrichten* findet die Eiche bereits vor dem Umsturz am 24. Februar 1798 in dem Lied «Der Freyheitsbaum der Schweizer» Erwähnung:

Der Freyheitsbaum der Schweizer

[...]

Sechshundert Jahre, Brüder, stand
Die Eiche stolz und kühn,
Und sah das freye Vaterland
Sechshundert Jahre blühn.

27 Die Zeitung erschien ohne Angabe des jeweiligen Datums.

28 Für Informationen zum *Aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten* vgl. unter anderem Holger Böning: Heinrich Zschokke und sein «Aufrichtiger und wohlerfahrener Schweizerbote». Die Volksaufklärung in der Schweiz. Bern 1983; Corinne Leuenberger: Der Schweizerbote. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/043036/2012-11-27/>, 8. 7. 2019.

Sie keimte mit der Freiheit auf,
Sie ward mit ihr so stark!
Und kroch an ihr ein Wurm hinauf,
Nie fraß er sich ins Mark.

Ums Bäumchen braust der Nord einher
Jahrhundertlange Weil,
Und einen Pfal [sic] vermißt es sehr,
Tell leiht ihm seinen Pfeil.

Und schlugen Blitz und Donnerstrahl
Von nah und fern auf sie,
Entwurzeln sollen Donnerstrahl,
Und Bliz [sic] die Eiche nie.

In ihrem Schatten ruhten schon
Die Heldenväter; nun
Auch wir: und Sohn und Sohnessohn
Soll in dem Schatten ruhn!

Mit Sprossen ist sie dicht umstellt;
Sie schützen, Schweizer, wir!
Und wenn sie, Enkel, wenn sie fällt,
So fallen wir mit ihr.

Ha! Räuberfrechheit raubt uns nicht,
Was Heldenmuth uns gab:
Nie lasset solchen Fluchs Gewicht
Auf eines Schweizers Grab.

Nein! Bliz [sic] und Tod in starker Hand
Kämpft er von Baum zu Baum;
Denn jeder Baum im Vaterland
Ist uns ein Freyheitsbaum.²⁹

Grundsätzlich steht die Eiche mit ihrem harten Holz und ihrer äusserst langen Lebensdauer für die Ewigkeit – eine Eigenschaft, die von den *Eidgenössischen Nachrichten* instrumentalisiert wird, um die damals gefährdete Identität des Ancien Régime als alle Zeiten überdauernd zu charakterisieren. Dieses Heraufbeschwören der Beständigkeit erklärt sich aus der historischen Situation: Die 600-jährige Eiche steht für den Stadtstaat Bern, dessen Fortbestand zu Beginn des Jahres 1798 in Gefahr war, da der Zusammenbruch der alten Republik kurz bevorstand. Nach der Ausrufung der Helvetischen Revolution am 17. Januar 1798 wurde am 24. Januar die Lemanische Republik gegründet, welche Frank-

29 O. A.: Der Freyheitsbaum der Schweizer. In: *Eidgenössische Nachrichten* 8 (24. 2. 1798), S. 38.

reich um Hilfe anrief. Bereits vier Tage später wurde die Waadt von französischen Truppen überfallen und die Berner Truppen mussten sich in die Region Murten und Freiburg zurückziehen. Aus Richtung Basel näherte sich gleichzeitig General von Schauenburg mit einer Armee und die Berner Regierung wurde aufgefordert, ihre Macht der Reform- oder Friedenspartei zu übergeben. Die Weigerung Berns sahen die Franzosen als Kriegsgrund an, woraufhin der Berner Kriegsrat am zweiten Februar die *Légion fidèle*, bestehend aus Freiwilligen der Waadt, ins Leben rief. Unter den gegebenen Umständen war die Gefahr, dass Bern eine grosse Fläche seines bisherigen Territoriums verlieren und die Herrschaft der Patrizier enden könnte, real und die Sorgen bewahrheiteten sich, als Bern schliesslich das Aargau, die Waadt und das Berner Oberland verlor.³⁰

Das zugrundeliegende staatliche Identitätskonzept ist eindeutig: Beschworen wird eine als nahezu endlos wahrzunehmende Idem-Identität des bereits seit 1191 existierenden Stadtstaates Bern, welche mit Blick auf die schweizerische Nationalidentität aus propagandistischen Gründen zu einem Teil der Ipse-Identität wird. Somit handelt es sich um eine narrative Identifikation des bisherigen politischen Systems als eine an Langlebigkeit und vielversprechender Zukunft schwer zu übertreffende Staatsform. Interessant ist in diesem Kontext im Übrigen die Instrumentalisierung zweier erinnerungskultureller Präfigurationen,³¹ namentlich der von Wilhelm Tell und der des Freiheitsbaumes. Nach Rémy Charbon gehörte Wilhelm Tell «neben Kokarde und Freiheitsbaum» zu «den Wahrzeichen der Helvetik»: «Allerdings war die Tell-Gestalt ambivalent und wurde deswegen auch von allen Parteien für sich beansprucht: als Tyrannenmörder von den Revolutionären, als Kämpfer gegen Fremdherrschaft von ihren Gegnern und als Bannerträger der Freiheit von allen.»³² Eine ähnliche Ambivalenz erhält durch das Gedicht in den *Eidgenössischen Nachrichten* nun auch der Freiheitsbaum: Vom Wahrzeichen der Zerschlagung des Ancien Régime wird er hier zum Symbol gegen «Blitz und Donnerstrahl / Von nah und fern» und dabei neu ausgestaltet. Beide Elemente der erinnerungskulturellen Präfiguration werden nun nicht auführerisch, sondern integrativ verwendet. So leiht der Freiheitskämpfer Tell beispielsweise dem Schweizer Freiheitsbaum als Pfahl seinen Pfeil und trägt auf diese mit Blick auf seine erinnerungskulturelle Präfiguration untypische Weise zum Fortbestand der Schweizer Freiheitsentwicklung bei.

Auch in der *Berner Zeitung* wird die Metapher der Eiche im folgenden Jahr genutzt, jedoch mit ganz anderen Implikationen. So heisst es zum Beispiel in einem Beitrag, dass eine eingegangene Eiche gefällt werden müsse, aber noch gedeihende schon oft aufgrund des Willens Einzelner zu Unrecht gefällt worden seien:

30 Vgl. Böning, *Der Traum von Freiheit und Gleichheit* (wie Anm. 1), S. 106–112, 153–159.

31 Vgl. Erll, *Erinnerungshistorische Literaturwissenschaft* (wie Anm. 7), S. 122.

32 Rémy Charbon: «O Schweizerland, du schöne Braut». *Politische Schweizer Literatur 1798–1848*. Zürich 1998, S. 159.

Wisset ihr denn nicht, daß grosse Uebel durch gewaltsame Mittel gedämpft werden müssen? daß die Eiche, die keinen Saft mehr hat, keinen Schatten mehr dem müden Wanderer giebt, – umgehauen werden muß! daß leider schon früher mancher saftvolle Baum, gefällt worden, der weit länger werth gewesen wäre zu stehen, bloß weil er den Kaprizen eines wunderlichen Kopfes im Wege stand.³³

Im gegebenen Kontext steht die alte, tote Eiche für das Ancien Régime und die junge Eiche für die Helvetik, wobei die Anmerkung Heinzmanns, dass «leider schon früher mancher saftvolle Baum[] gefällt» worden sei, auf die bisherigen Erfahrungen mit Aufständen in der Schweiz verweist, da die meisten Aufstände niedergeschlagen worden waren – trotz ihres seiner Ansicht nach vielversprechenden Potentials. Exemplarisch sei an dieser Stelle der Bauernkrieg im Berner Emmental und im Entlebuch gegen die Städte Bern und Luzern von 1653 erwähnt. Die metaphorische Gegenüberstellung der alten, als schlecht dargestellten identitären Eigenschaften des Staates einerseits und einer positiven Staatsidentität für die Zukunft andererseits zeigt deutlich, welche Strategie in der *Berner Zeitung* verfolgt wird: Die schweizerische narrative Staatsidentität wird gespalten in die kritisierte altschweizerische und die helvetische, welcher eine lange, blühende Zukunft prophezeit wird. Während in den *Eidgenössischen Nachrichten* im Februar 1798 und somit vor dem Umsturz noch die Beständigkeit und zeitliche Unbegrenztheit eben jener alten Eiche (des Ancien Régime) beschworen wird, wird dieses in den helvetischen Zeitungen verbreitete sprachliche Bild im März 1799, also während des zweiten Koalitionskrieges, von der *Berner Zeitung* so umgedeutet, dass der Fokus nicht mehr propagandistisch auf der Berner Idem-Identität liegt, sondern auf der neuen Staatsform als junger Eiche mit langer Zukunft.

Auch in anderen Zeitungen wird die Eiche genutzt, um politische Umstände metaphorisch darzustellen. Am Beispiel der Eiche zeigt sich, dass die Bildsprache der damaligen Publizistik Teil einer allgemeinen Bildpolitik ist, in deren Diskurs sich neben autonomen auch die heteronomen Zeitungen einzubringen versuchen. Die literarische Bildsprache wird dabei instrumentalisiert, um die narrative Staatsidentität zu modellieren.

Ein anderes beliebtes Bild für die Institution des helvetischen Staates ist der Mensch, wobei die Helvetische Republik in den hier berücksichtigten Zeitungen der Jahre 1798 bis 1800 meist als Neugeborenes oder Kleinkind dargestellt wird, was durch die Tatsache, dass sie erst seit ihrer Ausrufung am 12. April 1798 existierte, motiviert ist. Um die Interdependenz des Mediendiskurses zu visualisieren, sollen im Folgenden sowohl ein Zeitungs- wie auch ein Institutionsbeispiel angeführt werden.

In einem Artikel zur Schweizer Ökonomie, welcher in der *Berner Zeitung* veröffentlicht wurde,³⁴ werden mehrere Säulen der republikanischen Identität aufgezählt und die Helvetische Republik wird mit einem kleinen Kind verglichen, dem man sich mit ehrlichem

33 Johann Georg Heinzmann: Warum nehmen so wenig Schweizer herzlichen Antheil an der Revolution? In: *Berner Zeitung* 86 (30. 3. 1799), S. 345–348, hier S. 348.

34 Vgl. o. A.: Republikanische Ökonomie. In: *Berner Zeitung* 56 (15. 12. 1798), S. 221.

Engagement und Verbundenheit widmen müsse. Dieser Vergleich knüpft an die Metapher der Republik als Neugeborenes an und impliziert, dass der Staat bereits erste Entwicklungsschritte durchgemacht habe, jedoch immer noch schutzbedürftig und auf seine Familie, das Schweizer Volk, angewiesen sei.

Dass diese bildreiche Sprache nicht nur auf eine Interdependenz der Zeitungen untereinander, sondern auch von Zeitungen und Grundinstitutionen hinweist, zeigt sich etliche Male. So wird beispielsweise in der *Neuen Berner Zeitung* der Inhalt einer Rede von Hans Conrad Escher von der Linth, dem Zürcher Abgeordneten im Grossen Rat der Helvetischen Republik und Präsidenten desselben ab Herbst 1798 (sowie Kriegsminister der Republik ab 1802),³⁵ vor den gesetzgebenden Räten abgedruckt, in welcher er das in den Zeitungen oft verwandte Bild der Wiege nutzt, um Aarau als «Geburtsstadt» der Helvetischen Republik gerecht zu werden.³⁶ Um Eschers Rede inhaltlich verorten zu können, muss man um Aaraus Rolle für die Helvetik wissen. Nach dem französischen Sieg im Grauholz am 5. März 1798 legten die Delegierten der revolutionsfreundlichen Kantone ein Treffen für Anfang April in Aarau fest, um eine Helvetische Republik nach französischem Vorbild ins Leben zu rufen, woraufhin Aarau am 4. April 1798 zur provisorischen Hauptstadt ebendieser ernannt wurde. Die Ernennung wurde weniger als einen Monat später, am 3. Mai, durch die helvetischen Räte bestätigt und die Planung der benötigten Baumassnahmen vorangetrieben. Schnell wurde vonseiten helvetischer Parlamentarier jedoch Kritik an Aarau als Hauptstadt laut und bereits im August entschied sich die Mehrheit für Luzern als Regierungssitz, sodass Aarau letztendlich nur etwa ein halbes Jahr die helvetische Hauptstadt war.³⁷ In der Berichterstattung zur besagten Rede von Hans Conrad Escher von der Linth vor den gesetzgebenden Räten heisst es, Escher habe die weitere Entwicklung der Republik als ein Anwachsen der Kräfte und Bedürfnisse geschildert, wie es auch bei einem Neugeborenen geschehe, sodass die «Wiege zu enge»³⁸ geworden sei und man sie nun verlassen müsse. Dieses äusserst positiv und emotional konnotierte Bild der Wiege eines Neugeborenen habe Escher zum Abschluss seiner Ansprache genutzt, um zu betonen, dass Aarau seine Bedeutung als Wiege der Republik nie verlieren werde und man sie nur «mit den gerührtesten Herzen»³⁹ verlasse. Durch die Nutzung dieses Bildes erschafft Escher für die Zuhörenden ein Gefühl von Zugehörigkeit zur staatlichen Identität, trägt zur Konfiguration fiktionaler Erinnerung bei und impliziert darüber hinaus, dass der jungen Staatsidentität – wie einem Kind – noch ein langes, florieren-

35 Vgl. Regula Steinhauser-Zimmermann: Hans Konrad Escher, der Politiker. https://hans-konrad-escher.ch/images/pdf/17_Escher_Politiker.pdf, 15. 7. 2019.

36 Vgl. o. A.: Aarau 20. September, letzte Sitzung. In: *Neue Berner Zeitung* 34 (29. 9. 1798), S. 136.

37 Vgl. Raoul Richner: Als Aarau Hauptstadt wurde. In: Schweizerisches Nationalmuseum online. <https://blog.nationalmuseum.ch/2018/05/als-aarau-hauptstadt-wurde/>, 8. 7. 2019.

38 O. A., Republikanische Ökonomie (wie Anm. 34), S. 221.

39 Ebd.

des Leben mit den nun aufblühenden Kräften bevorstehe. Unabhängig von der jeweils spezifischen Verwendung wiederkehrender Metaphern fällt auf, dass alle einen klaren Bezug zur Lebenswelt der Lesenden aufweisen und leicht verständlich sind, was es für die Akteure leichter machte, die Sicht der Lesenden auf den Staat zu beeinflussen. Dass die von Zeitungen und Staatsvertretern genutzte Bildsprache, wie im obigen Beispiel gezeigt, nahezu deckungsgleich ist, ist ein Indiz für die gegenseitige Beeinflussung beider Seiten, die offensichtlich sehr genau registrierten, welche Metaphern bereits genutzt wurden, und diese für die eigenen Ziele instrumentalisierten.

Während Eiche und Homo Sapiens über Staatsgrenzen hinweg genutzte Metaphern darstellen, handelt es sich bei der nun zu erläuternden Allegorie um einen Bestandteil des Schweizer Kollektivgedächtnisses: die Helvetia. In den *Eidgenössischen Nachrichten* finden sich einige Beiträge, in denen Helvetia eine zentrale Rolle einnimmt, wobei die Allegorie stets politisch aufgeladen dazu genutzt wird, die schweizerische Staatsidentität zu thematisieren und zu modellieren.

Am 14. April 1798 und somit unmittelbar nach der Ausrufung der Helvetischen Republik findet sich in den *Eidgenössischen Nachrichten* ein Beitrag, in welchem der Tod Helvetias der Älteren verkündet wird, deren Leben metaphorisch als das eines Rosenstocks beschrieben wird:

Hier liegt begraben

Helvetia die ältere
ihres Alters 490 Jahr
gebohren
im Grütli im Jahr 1308.
gestorben
den 5. Merz 1798.
Ihr Leben war das eines Rosenstocks
lieblich und prachtvoll entfalteteten sich
die Knospen groß und klein
und verbreiteten Jahrhunderte lang süssen Geruch.
Da kam die grosse Gärtnerin
Zeit
mit hohem Ernst erblickte sie
den üppigen Wuchs der einen
das langsame Verdorren der andern Zweige
und im Reich der schönsten Rose
den Wurm
und mit unerbitterlicher Hand
schnitt sie
die Nebenzweige weg
und freute sich des noch gesunden Hauptstamms,
und mit starkem Fuß

zertrat sie den Wurm
Wanderer,
sage deinen Söhnen
sie sollen einst kommen und schauen
ob nach den Stürmen des Winters
unter einer mildern Sonne
aufgeblüht sey:
Helvetia die jüngere!⁴⁰

Auch hier zeigt sich, wie erinnerungskulturelle Präfigurationen in neu verfasste Literatur einfließen: Bezüglich des Gründungsjahres der Helvetik wird auf das Jahr 1308 verwiesen, so wie es erstmals der Glarner Historiker Aegidius Tschudi in seiner zwischen 1534 und 1536 verfassten Schrift *Chronicon Helveticum* getan hatte.⁴¹ Das dort genannte Gründungsdatum, der 8. November 1307, wurde auch Jahrzehnte nach der offiziellen Registrierung des Bundesbriefes von 1291 durch den Schwyzer Archivar Franz Anton Frischherz im Jahre 1724⁴² von der Allgemeinheit noch als Gründungsdatum angesehen.⁴³ Dieses Beispiel für eine erinnerungskulturelle Präfiguration wird in dem vorliegenden Gedicht mit einer neuen Metapher verknüpft, namentlich der des Rosenstocks. Die am Ende geäußerte Hoffnung, dass «nach den Stürmen des Winters / unter einer mildern Sonne» Helvetia die Jüngere aus dem alten, radikal zurückgeschnittenen Hauptstamm der Rose hervorgehen werde, zeigt deutlich die neue Definition der helvetischen Staatsidentität: Während das Ancien Régime versuchte, seine althergebrachte Staatsidentität zu bewahren, differenziert die neue helvetische Regierung nun zwischen der alten und der neuen, jungen Helvetia und versucht dadurch, einen Neuanfang zu propagieren, der zwar die historischen Wurzeln (im Bild gesprochen des Rosenstocks) nutzt, daraus jedoch eine neue helvetische Staatsidentität erwachsen lässt. Die Metapher wird somit instrumentalisiert, um die neue Staatsform des Einheitsstaates anzupreisen, indem geschildert wird, dass die alte Rose stark wachsende sowie langsam verdorrnde Seitentriebe gehabt habe, welche entfernt worden seien, um einen (einheitlichen) Neuaustrieb Helvetias zu ermöglichen. Der Gegensatz zwischen der Entwicklung der Seitentriebe und dem gesunden Hauptstamm beziehungsweise zwischen altem Staatenbund und Einheitsstaat ist nicht zu übersehen: Um die neue Staatsform zu legitimieren, wird eine imaginär die

40 O. A.: Gegenstück an die bekannte Grabschrift Helvetia. In: Eidgenössische Nachrichten 13 (14. 4. 1798), S. 87.

41 «Also ward diese obgemele Pündtiß von den gemelten dryen tapffern Personen in dem Land Uri von erst gemacht und geschworen / davon die eidtgnößschafft entsprungen [...]» (Aegidius Tschudi: *Chronicon Helveticum*. Hg. von Johann Rudolf Iselin. Basel [1734], S. 236.)

42 Michael Stähli (Departementsvorsteher des Bildungsdepartements des Kantons Schwyz): Beantwortung der Kleinen Anfrage KA 30/17, Schwyz, 15. 11. 2017. www.sz.ch/public/upload/assets/31593/KA_30_17_Bundesbrief.pdf, 9. 7. 2019.

43 Vgl. Guido Mühleman: Ein vergessener «Geburtstag» der Eidgenossen. In: Neue Zürcher Zeitung. www.nzz.ch/ein_vergessener_geburtstag_der_eidgenossen-1.581225, 10. 7. 2019.

Zeit überdauernde Schweiz in Form eines Rosenstocks (schweizerische Idem-Identität) heraufbeschworen, welche auch einen radikalen Rückschnitt des mit der Zeit kränzlich gewordenen Holzes (Untergang des Ancien Régime) übersteht und aus diesem gestärkt hervorgehen soll; die Idem-Identität der Schweiz wird somit zum propagandistisch instrumentalisierten Teil ihrer heraufbeschworenen Ipse-Identität.

Der hier analysierte Beitrag hat mehrere Gemeinsamkeiten mit der Metapher der jungen Eiche. In beiden Fällen wird die Staatsidentität narrativ gespalten in die vergangene (kritisierte) altschweizerische und die aktuelle (gelobte) helvetische. Die Metaphern bilden einen Teil der «Konfiguration fiktionaler Erinnerung»⁴⁴ und leisten somit ihren Beitrag zu einer möglichen narrativen Identität der Schweiz. Darüber hinaus zeigen sowohl die Metapher der Eiche wie auch die hier analysierte Nutzung der Allegorie Helvetias den Versuch, mithilfe einer heteronomen Zeitung in breiten Bevölkerungsschichten ein positives Verständnis der staatlichen Institutionsidentität im Rahmen des *nation building* zu stiften. Interessant ist ausserdem, dass die Helvetia in nicht-offiziösen Medien nur selten Erwähnung fand (und wenn, dann primär geografisch aufgeladen). Dies lässt sich als Hinweis darauf deuten, dass die Politisierung der Helvetia-Allegorie von der Grundinstitution des Staates ausging und deshalb vor allem in jenen Medien auftrat, die in enger Beziehung zu diesem standen.

In den autonomen Zeitungen wird stattdessen sehr häufig Wilhelm Tell angeführt, wenn es um nationale Identitätsfragen geht. So wurde beispielsweise 1798 im *Schweizerboten* ein mehrere Seiten langer Dialog zwischen Tell und einem verstorbenen Bauern im Himmel veröffentlicht, in welchem verschiedene Definitionen des Schweizer-Begriffs aufeinandertreffen und diskutiert werden, wodurch Einsichten ermöglicht werden, die den einzelnen Partizipierenden verwehrt blieben:⁴⁵

Tell. Sey mir gegrüßt! – Seyd ihr ein Schweizer?

Bauer. Ja freylich bin ich so was.

[...]

Bauer. [...] Aber ich wollte, es wäre noch alles bey dem Alten. [...] Was hat man von der Freyheit, wenn man immer in Sturm und Drang lebt, und nicht sieht, wo es hinaus will?

[...]

Tell. Hebe dich von mir, du bist kein Schweizer! – bey Gott, du bist kein Schweizer! – Sieh mich an, ich bin – der Geist Wilhelm Tells! – O Schweizer, Schweizer, sey nicht, wie dieser Elende! – erhebet euch in eurer Macht! – sey einig und stark! sey muthig und frey! – vertheidiget eure neuen Rechtsame gegen jeden Feind!⁴⁶

44 Erl, Erinnerungshistorische Literaturwissenschaft (wie Anm. 7), S. 122.

45 An dieser Stelle sei an den Dialog als Form der philosophischen Erörterung seit Platon erinnert.

46 O. A.: Sonderbares Gespräch im Reich der Todten zwischen Wilhelm Tell und einem Bauern aus dem Canton Bern. In: Der aufrichtige und wohlerefahrne Schweizer Bote 2 (1798), S. 10–13.

Im Verlauf des Gespräches wandelt sich Tells Definition der Schweizer Identität ausgehend von einer einheitlichen Nationalidentität der alle Zeiten iberdauernden Schweiz hin zu einer Kollektividentitat, welche durch die Unterstützung der neuen politischen Strömungen definiert wird und somit an die neue Staatsordnung gebunden ist. Genau wie Helvetia wird Tell als erinnerungskulturelle Präfiguration instrumentalisiert, allerdings wirkt er deutlich volksnaher und seine Äusserungen sind für die Lesenden leichter nachzuvollziehen als jene Beiträge, welche von einer nie selbst zu Wort kommenden Helvetia handeln. Die im Beispiel zu beobachtende Synthese aus Staatsnaher hinsichtlich der vermittelten Inhalte und Volksnaher bezuglich ihres ‹Vermittlers› darf somit als bewusste Strategie angesehen werden, um die Modellierung der angestrebten Staatsidentität insbesondere in den Reihen des Volkes zu lenken. Tell wird hierbei vom Element der herkommlichen schweizerischen Idem-Identität zum Teil einer neuen Konfiguration fiktionaler Erinnerung, indem er im Verlauf des Dialogs erkennt, dass sein bisheriges Verständnis des Schweizertums falsch war, und einen anderen Ansatz vorstellt, der Teil einer Refiguration der narrativen Identität der Schweiz werden könnte. Indem er den Wunsch des Bauern zurückweist, ‹es wäre noch alles beym Alten›, und stattdessen fordert: ‹erhebet euch in eurer Macht!›, trägt er zur Legitimierung der neuen Staatsform der Helvetik bei.

Dass solche Instrumentalisierungen erinnerungskultureller Präfigurationen wie die Wilhelm Tells in Gedichten, Liedern oder auch dem hier angefuhrten Dialog vor allem in autonomen Zeitungen zu finden sind, betont die Tatsache, dass nicht nur der Staat versuchte, hinsichtlich des Identitatsdiskurses mithilfe von Zeitungen Einfluss zu nehmen, sondern dass die Zeitungen auch ihrerseits ein Interesse daran hatten, mithilfe literarischer Elemente Einfluss auf den Staat auszuüben und dafür bereits vorhandene erinnerungskulturelle Elemente nutzten. Resumierend lässt sich mit Blick auf das Bildfeld der Nationalfiguren somit festhalten, dass die Beziehung zwischen Zeitungen und Staat hinsichtlich Autonomie und Heteronomie in Tendenzen bereits anhand der Bildpolitik erkannt werden kann und beide Seiten fraglos interessiert daran waren, die Staatsidentität mithilfe von literarischen Elementen zu formen.

Der vorliegende Beitrag hat auf exemplarische Weise aufzuzeigen versucht, dass ein zentrales Element in der Beziehung zwischen Presse und Schweizer Staat zur Zeit der Helvetischen Revolution und Republik die Bildsprache darstellte, welche von beiden Seiten instrumentalisiert wurde, um die narrative Staatsidentität zu thematisieren und zu modellieren. Dabei bemuhten sich sowohl das Ancien Régime wie auch die Helvetische Republik in erster Linie darum, die eigene Staatsordnung durch die Refiguration der entsprechenden narrativen Identität zu legitimieren, denn beide Staatsformen waren instabile Gefuge, welche auf mediale Unterstützung angewiesen waren. Um diesen Prozess der Legitimation zu vereinfachen, wurden bewusst altbekannte, weitverbreitete Metaphern und Allegorien genutzt. Auch die Beziehung zwischen Medien und Grundinstitution Staat im Spannungsfeld von Autonomie und Heteronomie lässt sich an der

Bildpolitik ablesen, welche darüber hinaus die Interdependenz der Medien untereinander sichtbar werden lässt. Insgesamt zeigt sich, dass literarische Elemente für den damaligen Identitätsdiskurs eine wichtige Rolle spielten und Rückschlüsse auf das in den politischen Wirren angespannte Verhältnis zwischen der Grundinstitution Staat und der Presse zulassen.

Weiterführende Forschungsmöglichkeiten gäbe es zur Genüge: Unerlässlich wäre fraglos der im vorliegenden Beitrag nicht vorgenommene, aber zentrale dritte Analyseschritt, für welchen auch die nicht berücksichtigten deutschsprachigen Zeitungen der Helvetik relevant wären. Darüber hinaus wäre es von Interesse, weitere Texte, die in Verbindung mit einer der Grundinstitutionen stehen, hinsichtlich der Fragen zu untersuchen, inwiefern sie Bezüge zu den untersuchten Zeitungsbeiträgen aufweisen und inwiefern jene für die Analyse einer narrativen Nationalidentität aufschlussreich wären. Dazu böten sich offizielle Dokumente und Reden genauso an wie private Notizen und Briefe von Angehörigen der Grundinstitutionen.

«Ich avancire entschieden zum Localdichter»

Conrad Ferdinand Meyers Auftragsgedichte

ROSMARIE ZELLER

Einleitung

Conrad Ferdinand Meyer (1825–1898) ist wahrscheinlich nicht der Autor, der einem zuerst einfällt, wenn man über Literatur und Institutionen nachdenkt, seien es kulturelle oder staatliche. Im Gegensatz zu Gottfried Keller hat er nie von einem staatlichen Stipendium profitiert, und er hat auch im Gegensatz zu seinem früh verstorbenen Vater nie eine öffentliche Funktion bekleidet.¹ Meyer repräsentiert den Privatier des 19. Jahrhunderts, der dank seinem Vermögen keinem Broterwerb nachgehen muss und sich allein der Literatur widmen kann. Allerdings hat er sich in seinen jungen Jahren die Position eines Dichters, der nur für seine Kunst lebt, im bürgerlichen Umfeld, in dem er aufgewachsen ist, hart erkämpfen müssen.² Wie sehr Meyer sich in einer privilegierten Stellung befindet, zeigt sich im Briefwechsel Meyers mit Louise von François (1817–1893). Sie weiß nichts von Meyer, hat nur seine Werke (*Das Amulett*, *Jürg Jenatsch* und den *Heiligen*) gelesen und fragt sich: «Ob er Historiker ist bloß aus innerem, oder auch äußerem Berufe, etwa Professor in Zürich und bloß zur Erholung in einem ländlichen Tusculum?»³ Im nächsten Brief schreibt sie, sie habe gehört, er sei Arzt.⁴ Darauf antwortet Meyer:

Ein Berufsschriftsteller bin ich nicht. Dazu fehlen mir der Ehrgeiz (ich weiche der Reputation eher aus als daß ich sie suchte), die Routine und auch die Modelle – denn ich habe einen einsiedlerischen Hang. Am liebsten vertiefe ich mich in vergangene Zeiten, deren Irrthümer (und damit den dem Menschen inhaerirenden allgemeinen Irrthum) ich leise ironisire [...].⁵

1 Ferdinand Meyer (1799–1840) war Jurist und Historiker und bekleidete verschiedene öffentliche Ämter wie Staatsschreiber, Regierungsrat, Mitglied des Großen Rats. Zu C. F. Meyers Stellung in der Gesellschaft seiner Zeit siehe Thomas Lau: Sozialgeschichtliche Reflexionen über die Briefpartner. In: Conrad Ferdinand Meyer – Friedrich von Wylß und Georg von Wylß. Briefe 1855 bis 1897. Hg. von Hans Zeller und Wolfgang Lukas unter Mitarbeit von Stephan Landshuter und Thomas Lau. Bern 2004, S. 213–216 (C. F. Meyers Briefwechsel, Bd. 3, im Folgenden zitiert als MBW mit Bandnummer).

2 Der Aufenthalt Meyers in der psychiatrischen Klinik von Préfargier sollte dazu dienen, ihn zu überzeugen einen bürgerlichen Beruf zu ergreifen und ihn dafür vorzubereiten. (Siehe die von Robert d'Harcourt herausgegebenen, heute teilweise nicht mehr existierenden Briefe in: C.-F. Meyer. La crise de 1852–1856. Lettres de C.-F. Meyer et de son entourage par R. d'Harcourt. Paris 1913, zum Beispiel S. 46, 70, 78 usw.)

3 Louise von François und Conrad Ferdinand Meyer. Ein Briefwechsel. Hg. von Anton Bettelheim. Berlin und Leipzig 1920, S. 4.

4 Briefwechsel L. von François – Meyer (wie Anm. 3), S. 6.

5 Briefwechsel L. von François – Meyer (wie Anm. 3), S. 12.

Louise von François nimmt ganz selbstverständlich an, dass Meyer neben der Schriftstellerei einen bürgerlichen Beruf ausübt, wie das für die meisten Schriftsteller des 19. Jahrhunderts der Fall war.⁶ Er seinerseits spielt die Rolle als «Berufsschriftsteller» herunter, obwohl er das ist, indem er nicht darauf angewiesen ist, Geld zu verdienen – allerdings könnte er wohl von seinen Werken auch nicht leben. Er hat sich aber trotz seines «einsiedlerischen Hang[s]» gerade 1881, als sein Briefwechsel mit Louise von François beginnt, zum ersten Mal in den Dienst der Öffentlichkeit gestellt und damit die Rolle eines Dichters, der nur für seine Kunst lebt, vorübergehend abgelegt. Es gibt in seinem Werk neben einigen Aufsätzen, die er mehr oder weniger im Auftrag geschrieben hat,⁷ eine kleine Abteilung von neun Festgedichten, die zu verschiedenen offiziellen Anlässen verfasst und jeweils in Festzeitungen oder ähnlichen Organen publiziert wurden. Daneben gibt es auch einige Gelegenheitsgedichte für private Anlässe, die hier nicht interessieren.⁸ Im Gegensatz zu früheren Jahrhunderten, in denen Gelegenheitsgedichte zu den selbstverständlichen Pflichten eines Autors gehörten, verlieren sie im 19. Jahrhundert an Ansehen und werden zunehmend nur im privaten Bereich benutzt, was sich auch in der fehlenden Forschung zum Thema niederschlägt.⁹ Allerdings hat Sprengel bereits 1999 darauf hingewiesen, dass es typisch für die Gründerzeit sei, dass Meyer mit «Bereitwilligkeit» «dem öffentlichen und privaten Bedürfnis nach repräsentativen Gelegenheitsdichtungen nachkam.»¹⁰ Im Folgenden soll vor allem interessieren, wie Meyer die ihm von einer öffentlichen Instanz gestellte Aufgabe gelöst hat, wie er sich als Autor gegenüber der Öffentlichkeit positioniert.

Die Anlässe, für die Meyer schreibt, sind viermal Feiern für Musiker beziehungsweise Chöre, einmal die Gedenkfeier für Ignaz Heim, den Komponisten von Chorliedern und Dirigenten mehrerer Chöre (*Zur Heim-Feier*, 1881), dann ein *Sängergruss* zum Sängerfest der Männerchöre am Zürichsee (1881), ein Gedicht zur Feier für Friedrich Hegar anlässlich des 25-jährigen Jubiläums der Leitung der Abonnementkonzerte und des Gemischten Chors (*Zur Jubelfeier Hegar's*, 1890) und ein Gedicht zur Fahnenübergabe anlässlich

6 Siehe Jacques Dubois: *L'institution littéraire. Essai. Nouvelle édition.* Bruxelles 2005, S. 155.

7 So hat er zum Beispiel einen Aufsatz über Mathilde Escher und über Johann Georg Zimmermann im *Zürcher Taschenbuch* publiziert. Siehe Conrad Ferdinand Meyer: *Clara. Entwürfe.* Kleine Schriften. Bern 1985, S. 152–175, S. 585–589, S. 190–222 und S. 668 f. (Conrad Ferdinand Meyer: *Sämtliche Werke.* Hg. von Hans Zeller und Alfred Zäch – im Folgenden zitiert als MSW und Bandnummer –, Bd.15.)

8 Etwa das Gedicht Nr. 636 «Geehrte Herren von der Schifferzunft» auf den Tod seines Schwiegervaters Eduard Ziegler, oder Nr. 637 «Carmen eines uralten Zieglers zur Hochzeit des Herrn Carl Ziegler und des Fräuleins Mathilde Wegmann.» Conrad Ferdinand Meyer: *Die Gedichte aus dem Nachlass.* Text und Apparat. Bern 1991 (MSW 7).

9 Zum Gelegenheitsgedicht generell: Wulf Segebrecht: *Das Gelegenheitsgedicht: ein Beitrag zur Geschichte und Poetik der deutschen Lyrik.* Stuttgart 1977 sowie ders.: *Gelegenheitsgedicht.* In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft.* Hg. von Klaus Weimar et al. Berlin 1997, S. 688–691. Zum 19. Jahrhundert: Roland Berbig: *Die Gelegenheiten im Gelegenheitsgedicht des 19. Jahrhunderts.* In: *Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens* 4 (2001), S. 7–23. Meyers Gelegenheitsgedichte haben noch nie die Aufmerksamkeit der Forschung gefunden.

10 Peter Sprengel: *Von Luther bis Bismarck. Kulturkampf und nationale Identität bei Theodor Fontane, Conrad Ferdinand Meyer und Gerhart Hauptmann.* Bielefeld 1999, S. 86.

des 50-jährigen Jubiläums des Gesangsvereins Harmonie (*Zur Fahnenübergabe*, 1891).¹¹ Die im 19. Jahrhundert aufgekommenen Gesangsvereine haben wie Turnvereine oder Schützenvereine immer auch einen nationalen Aspekt.¹² Gerade dieser nationale Aspekt fällt in Meyers Festgedichten umso mehr auf, als Meyer gewöhnlich nicht zu den «vaterländischen» Dichtern gezählt wird, bearbeitet er doch nur selten typisch schweizerische Stoffe, und seine Novellen und Balladen spielen kaum je in der Schweiz. Trotzdem wurde er eingeladen, das Gedicht zur 500-jährigen Feier der Schlacht von Sempach zu schreiben (*Festlied zur Sempacher-Feier*, 1886), das in einer Broschüre mit der Beschreibung der Schlacht und verschiedenen Abbildungen an alle Schulkinder der Schweiz verteilt wurde.¹³ Das andere nationale Ereignis war die Einladung, das *Festgedicht zur Eröffnung der Schweizerischen Landes-Ausstellung* (1883) zu verfassen, welches wiederum durch Publikation in der Festzeitung eine große Verbreitung fand. Schließlich hat er auch eine *Festkantate für die Einweihungsfeier des Zwingli Denkmals* (1885) und den Prolog zur *Weihe des neuen Stadttheaters in Zürich* (1881) geschrieben.

Meyer selbst hat sich zu dieser Tätigkeit eines Festdichters sowohl gegenüber den Vertretern der ihn anfragenden Institutionen wie gegenüber seinen Briefpartnern ambivalent geäußert. Als er zum Beispiel gebeten wurde, zur Gedenkfeier für den Ende 1880 verstorbenen Musikdirektor Ignaz Heim (1818–1880), bei der eine Büste Heims enthüllt werden sollte, ein Gedicht zu schreiben, meinte er zunächst, es gebe doch sicher in den Reihen des «Festcomité[s]» einen «vorzüglichen Festdichter».¹⁴ Gegenüber seinem Vetter Friedrich von Wyß und seinem Freund François Wille begründete er die Annahme des Auftrags dann damit, dass Gottfried Keller den Auftrag nicht annehmen wolle.¹⁵ In der Tat scheint Meyer in jenen Jahren an die Stelle Kellers nachzurücken, der die Rolle eines offiziellen Dichters innehatte und in seiner letzten Gedichtsammlung von 1888 nicht weniger als 21 Gedichte in die Abteilung *VIII. Festlieder und Gelegenheitsgedichte* aufnahm.¹⁶ Auch im Zusammenhang mit dem Prolog für das neue Stadttheater begründet

11 MSW 7, Gedichte Nr. 521–529.

12 Siehe dazu Emil Erne, Thomas Gull: Vereine. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/025745/2014-10-03/>, S. II. 2020.

13 Gedenkblatt für die Fünfhundertjährige Schlachtfeier von Sempach, 1386–1886. Der schweizerischen Schuljugend gewidmet zur Erinnerung an die Winkelried-Stiftung. Einsiedeln 1886. Die Broschüre erschien in allen vier Landessprachen, wobei das Gedicht jeweils ausgetauscht wurde.

14 Der Brief ist abgedruckt, MSW 7, S. 431.

15 MBW 3 (wie Anm. 1), S. 51: «Lieber Fritz, nur um dir ein Lebenszeichen zu geben [...] sende ich diesen Prolog, welchen ich, da Keller ablehnte, Frau Heim zu Gefallen übernahm.» Vgl. ähnlich an François Wille in: Conrad Ferdinand Meyer – François und Eliza Wille. Hg. von Stefan Graber et al. Bern 1999, S. 76 (MBW 2).

16 Neben den Gedichten, die Keller in die Sammlung aufnahm, gibt es noch eine ebenso große Anzahl solcher, die zu ähnlichen Anlässen entstanden und gedruckt worden waren, jedoch nicht in die Gesamtausgabe übernommen wurden. Gottfried Keller hat teilweise zu ähnlichen Themen wie Meyer Gedichte verfasst, aber zusätzlich noch eine Reihe zu politischen Veranstaltungen im engeren Sinne. Er lieferte die Kantate zur Eröffnung der Landesausstellung 1883 und eine ganze Reihe von Gelegenheitsgedichten zu weit weniger symbolbeladenen Anlässen: *Landessammlung zur Tilgung der Sonderbundkriegsschuld* (1851),

Meyer gegenüber seinem Verleger Haessel, er müsse Prolog und Vorspiel für die Einweihung des neuen Stadttheaters dichten, weil niemand mehr da sei, seit Keller gestorben ist. Ironischerweise ist es dann der jüngere Carl Spitteler, der das Vorspiel schreibt. Der Hinweis auf Keller zeigt, dass dieser die Rolle des Festspiieldichters innehatte und dass der sechs Jahre jüngere Meyer ab 1881 mehr oder weniger in seine Fußstapfen tritt, was er aber mit einer gewissen Distanz zu dieser Art von Dichtung tut. Seiner Schwester Betsy schreibt er schon 1881 ironisch, er avanciere zum «Localdichter». Der Ausdruck findet sich auch in einem Brief an den Kunsthistoriker J. R. Rahn, in dem sich Meyer «hiesiger Localdichter» nennt (MSW 7, 451). Immer wieder schreibt er, er habe den Auftrag nicht ablehnen können beziehungsweise ihn aus patriotischen Gründen angenommen.¹⁷ Es schwingt dabei immer auch die Ansicht mit, dass solche Festgedichte keine rechte Poesie und deshalb als eine Art Pflichtübung anzusehen seien. Die gleiche Ambivalenz zeigt sich auch in seinem Umgang mit den Texten, die alle gedruckt werden, manchmal als Einblattdrucke, manchmal im Rahmen einer kleinen Broschüre, die er im Unterschied zu G. Keller, nicht in seine Sammlung aufnehmen will. Er verbreitet sie aber in seinem literarisch versierten Bekanntenkreis, wenn auch manchmal begleitet von einer Entschuldigung.¹⁸ Zudem werden die meisten von ihnen noch in der Neuen Zürcher Zeitung oder in andern Organen ein zweites und manchmal auch ein drittes Mal gedruckt.¹⁹ Der

Marschlied für das ostschweizerische Kadettenfest, Schlussgesang am Volkstage in Solothurn für Annahme der abgeänderten Bundesverfassung, Prologe zur Schillerfeier in Bern und zur Eröffnung des Stadttheaters wie zur Feier von Beethovens hundertstem Geburtstag. Die Anfrage betreffend «Fünfzigjahrjubiläum der Hochschule Zürich» hat Meyer abgelehnt (MSW 7, S. 421). Siehe die Abteilung verstreut gedruckte Gedichte: Gottfried Keller: Gedichte. Sämtliche Werke in sieben Bänden, Bd. 1. Hg. von Kai Kaufmann. Frankfurt a. M. 1995, S. 809–835, Kommentar, S. 1275–1292.

- 17 «Doch will ich [...] eine Aufgabe nicht ablehnen, welche mich an einem patriotischen Acte theilhaftig.» (MSW 7, S. 431). Das betont er seinen Briefpartnern gegenüber auch im Zusammenhang mit dem Gedicht für die Landesausstellung. Siehe MBW 4.4, S. 16 f. An Rodenberg schreibt er deutlicher: «Heute morgen finde ich, meine Briefe öffnend, eine Einladung, das Festgedicht – Keller schreibt, wenn ich nicht irre, die Cantate – bei Eröffnung der schweizer. Landesausstellung zu übernehmen. Eine Ablehnung ist unmöglich.» (Conrad Ferdinand Meyer und Julius Rodenberg. Ein Briefwechsel. Hg. von August Langmesser. Berlin 1918, S. 139). Rodenberg antwortet: «Wenn häusliche Pflicht, wenn das Vaterland ruft, dann muß alles andere zurückstehen [...]» (ebd., S. 141).
- 18 Den Prolog *Zur Heim-Feier* hat er unter anderem an Friedrich Theodor Vischer, Paul Heyse, Hermann Lingg (MSW 7, S. 431 f.) und François Wille geschickt (MBW 2, wie Anm. 15, S. 76). Er bittet seinen Vetter und Sekretär Fritz Meyer um den Kauf der Festzeitung, in der sein Gedicht für die Landesausstellung abgedruckt ist: «da ich aus patriot. Gründen keine Separatabdrücke mir verfertigen ließ, bitte kaufe für mich 5 Nummern der Ausstellungszeitung II u: 12 vom 1 Mai, ganz zu dem Preise für Jedermann. Ich besitze nur 1 Ex. Der Druck ist sehr gelungen.» (MBW 4.4., S. 18). Meyer hat das Gedicht an Rodenberg geschickt. Siehe Briefwechsel Rodenberg – Meyer (wie Anm. 17), S. 141.
- 19 Nr. 521 *Zur Heim-Feier* zum Beispiel in: Neue Alpenpost, NZZ und in: Eduard Schönenberger: Ignaz Heim. Biographische Skizze. Zürich 1881 (siehe MSW 7, S. 423), von der *Festkantate zur Einweihung des Zwingli-Denkmal*s gibt es vier Drucke (MSW 7, S. 446). Der *Prolog zur Weihe des neuen Stadttheaters in Zürich* erscheint in der NZZ, in der *Schweizerischen Rundschau* und in *Westermanns Illustrierte Monatshefte* (MSW 7, S. 467 f.). Vgl. dazu den Beitrag von Stefanie Leuenberger in diesem Band.

Prolog zur Weihe des neuen Stadttheaters in Zürich wird sogar in einer deutschen Zeitschrift wieder abgedruckt.²⁰

Eine Besonderheit dieser Gelegenheitsgedichte im literarischen Werk Meyers dürfte sein, dass er bei ihrer Entstehung auf die Wünsche der Auftraggeber einging und dabei mit diesen in Dialog trat. Auch wenn wir nur wenige Handschriften haben, die Änderungen belegen, so geht aus brieflichen Äußerungen hervor, dass Meyer oft Entwürfe einsandte, die er dann nach der Rückmeldung der Auftraggeber weiter ausarbeitete.²¹ Die Gelegenheitsgedichte nehmen wie deren Autor eine Zwitterstellung ein zwischen der für die Literatur charakteristischen Autonomie und der gesellschaftlichen Funktion des Gedichts wie des Autors, was sich selbstverständlich auf den Inhalt auswirkt. Meyer muss Rücksicht nehmen auf ein breites Publikum, die zum größten Teil öffentlich vorgetragenen Gedichte müssen eine unmittelbare Wirkung erzeugen, daher Meyers mehrfacher Hinweis, dass von eigentlicher Poesie keine Rede sein könne.²²

Alpenwelt und Geschichte der Schweiz

In fast allen Festgedichten kommt in der einen oder anderen Form notgedrungen die Schweiz vor, und damit finden sich zwei Motive, die für Meyer wichtig sind: die Berge und die heroische Geschichte der Schweizer, wie sie vor allem in Schillers *Wilhelm Tell* gestaltet ist. Dies soll im Folgenden an ausgewählten Beispielen untersucht werden. Das 1880/81 entstandene Festgedicht *Zur Heim-Feier* enthält schon viele der Merkmale, die für Meyer zum Konzept ‚Vaterland‘ gehören, und zeigt auch die zeittypische Verquickung von Vaterland und Volk. Das Gedicht wird der allegorischen Figur des Liedes in den Mund gelegt, die am Festakt von einer Frau verkörpert wurde. In der Korrespondenz spricht Meyer sogar von einem «Volkslied». Heim hatte zwei Sammlungen von *Volksgesängen* für Schule und Vereine herausgegeben, worauf Meyers Konzept anspielt. Das Lied stellt sich gleich als ein Naturkind aus den Bergen vor: «Ich bin ein tapfer unverzärtelt Kind, / In meinen Haaren spielt der Bergeswind.» (V. 24 f., MSW 7, S. 40) Es erklärt, dass es «In Alm und Firn das Vaterland empfindet» (V. 31), ein Vaterland, das durch «das Blut der Väter frei» ist (V. 34). Wenn man bedenkt, dass wir uns in einem städtischen Kontext befinden – es wird eine Büste des Komponisten und Chorleiters Ignaz Heim enthüllt – so mag es auf den ersten Blick seltsam erscheinen, dass nur von der Bergwelt die Rede ist und die Stadt, wo Heim gewirkt hat, keine Rolle spielt. Meyer schreibt hier an einem Bild der Schweiz fort, das von Albrecht von Haller in seinem Lehrgedicht *Die Alpen* geschaffen und über Schillers *Wilhelm Tell* bis weit ins 20. Jahr-

²⁰ Siehe MSW 7, S. 468. Vgl. Anm. 19.

²¹ MSW 7, S. 431. Zum Gedicht zur Eröffnung Landesausstellung siehe MSW 7, S. 441.

²² So zum Beispiel an François Wille (MBW 2, wie Anm. 15, S. 76 f.) oder an Friedrich von Wyss (MBW 3, wie Anm. 1, S. 51).

hundert hinein weiter gepflegt wurde: Die Schweiz wird gleichgesetzt mit der Alpenwelt, welche Natur ist und in einem gewissen Gegensatz zur Kultur steht. Auch das «unverzärtelt Kind» stammt, selbst wenn es nicht allein «die Sprache der Natur» (V. 29), sondern auch «Laut der Seele» (V. 28) ist, aus dieser Alpenwelt. Die Metaphorik des «unverzärtelt[en] Kind[es]», welche auf das Volkslied hindeutet, wird dadurch weitergeführt, dass die allegorische Figur des Liedes zusätzlich zum von den Musen geschenkten Lorbeerkranz selbst einen Kranz aus heimischem Eichenlaub geflochten hat, «welchen des ganzen Volkes Liebe» (V. 81) schenkt und mit welchem ihn «deines Volkes Liebe» (V. 102) krönt, denn Heim war «[d]es Volkes Bildner ohne Rast und Ruh» (V. 97). Der Eichenkranz «belohnt die Tugend und den Opfersinn» (V. 80), das heißt die Werte des Bürgertums. Dieses Bild des Bürgers und Lehrers kontrastiert mit der kriegerischen Metaphorik, auf die schon am Anfang mit dem «Blut der Väter» angespielt und mittels derer Heim als Feldherr charakterisiert wird, der «der Töne wogenden Streit» entfesselt (V. 55) und «oft mit dieser Schaar [gemeint die Sänger] den Sieg errang» (V. 96).²³

Es gibt zu diesem Gedicht eine erste, handschriftliche Fassung, die um 31 Verse kürzer ist. In der erweiterten, gedruckten Fassung bilden elf Verse die Einleitung, die das Volk mit «ihr Tausende» (V. 1) anspricht – eine Menge, die in der Tonhalle, wo die Feier stattfand, gar keinen Platz gehabt hätte. Ebenfalls erweitert hat Meyer den Schluss. In der handschriftlichen Fassung endet das Gedicht damit, dass das Lied die Büste mit den beiden Kränzen schmückt. Im Druck werden am Schluss die Sänger angesprochen, in deren Seelen der Meister fortlebt. Dem Volk, das auch durch die Sänger repräsentiert wird, schenkt also die wohl auf Anregung der Auftraggeber überarbeitete Fassung mehr Aufmerksamkeit.²⁴ Zu den Erweiterungen gehört auch eine Amplifikation der Feldherrenmetapher: Hieß es in der Handschrift: «Chorführer mächtiger des Todes Raub; / Ich kränze dir das Haupt mit Eichenlaub.» (Ms.¹, V. 79, MSW 7, S. 426), steht in der endgültigen Fassung: «Feldherr der Töne, Führer im Gesang, / Der oft mit dieser Schaar den Sieg errang» (V. 95 f.). Die kriegerischen Konnotationen werden durch diese Formulierung unterstrichen. Das «schlichte Eichenlaub» bildet einen Kontrast zum feldherrlichen Pathos, das den Verstorbenen umschreibt. Auch das Motiv des Vaterlandes wird verstärkt. Schon in der Exposition des Lieds wird die Vorstellung vom Vaterland, die in der Handschrift noch überhaupt nicht vorkam, in fünf Versen ausgeführt:

Ich bin der Ton, der [...]
 In Alm und Firn das Vaterland empfindet:
 Ich bin das Heimweh – das die Heimat mißt,
 Auch wenn sie nicht ein Land der Freien ist;

23 Zu dieser Kampfmetaphorik im Zusammenhang mit der Kunst siehe Peter Sprengel: Das Schwert des Poeten. Kampfmotive und Symbolik in C. F. Meyers Lyrik. In: Rosmarie Zeller (Hg.): Conrad Ferdinand Meyer im Kontext. Beiträge des Kilchberger Kolloquiums. Heidelberg 2000, S. 141–156.

24 Siehe dazu MSW 7, S. 431.

Doch ist sie durch das Blut der Väter frei,
Bin ich ein hell gejubelt Feldgeschrei! (V. 30–35)

Damit wird auch bereits die Kriegsmetaphorik eingeführt, die am Schluss wieder aufgegriffen wird. Am Ende fordert das Lied die Sänger auf, «das theure Vaterland» zu besingen: «Es ist das allerschönste Land der Welt!» (V. 114) Interessant ist in diesem Kontext der Feier, deren Gäste unter dem Vaterland ganz selbstverständlich die Schweiz verstehen, eine Formulierung, die den Eichenkranz betrifft. In der ersten Fassung sagt das Lied, es habe den Eichenkranz selbst gepflückt und geflochten: «Nicht weit von hier, auf schwäb'schem Boden oder / Auf Schweizergrund, es kümmerte mich nicht – / Das liebt sich ja, das ist sich ja verwandt, [...]» (Ms.¹, V. 60–62)²⁵ Dieser letzte Satz wurde in der Druckfassung weggelassen. Er relativiert sozusagen das «Vaterland», indem gesagt wird, es komme ja nicht darauf an, ob das Vaterland Deutschland oder die Schweiz sei. Das ist ein Gedanke, der Meyer durchaus geläufig war, denn er verstand sich als Dichter Deutschlands und versuchte auch immer in deutschen Zeitschriften zu publizieren. Er stieß aber vielleicht beim Festkomitee, das womöglich das Schweizerische betont haben wollte, mit dieser Formulierung auf Ablehnung.²⁶ Man kann also zusammenfassend feststellen, dass Meyer den patriotischen Aspekt auch durch Berücksichtigung des «Volkes» in der Druckfassung gegenüber dem ersten Entwurf verstärkt hat.²⁷

Das *Fest-Gedicht zur Eröffnung der Schweizerischen Landes-Ausstellung* von 1883 bietet sich für patriotische Inhalte im Vornherein an, dennoch könnte man sich vorstellen, dass ein Gedicht auf eine Ausstellung, die eine Leistungsschau der schweizerischen Moderne sein will, anders beginnt als mit dem Bezug auf die alten Schweizer:

Wir liebten einst mit starker Faust zu streiten,
In unsern Adern glomm heroisch Feuer,
Wie wacker wir das eigne Land befreiten,
Berichtet manch zerbröckelnd Burggemäuer,
Im Reislaufl über unsre Mark zu schreiten,
Verlockte Kraftgefühl und Abenteuer – (V. 1–6, MSW 7, S. 45).

Jetzt ist eine andere Zeit angebrochen, wo aus den Fäusten «rüst'ge Hände» geworden sind. Aber an der Mentalität hat sich nichts geändert:

25 Meyer spielt damit auf Heims Herkunft an. Er stammt aus Renchen in Baden, was Meyer mit Schwaben verwechselt haben dürfte.

26 Siehe dazu: Rosmarie Zeller: Schweizer Autoren und die Reichsgründung. Gottfried Keller und C. F. Meyer. In: Klaus Amann, Karl Wagner (Hg.): Literatur und Nation. Die Gründung des Deutschen Reiches 1871 in der deutschsprachigen Literatur. Wien etc. 1996, S. 461–477.

27 Man könnte die Tatsache, dass die *Neue Alpenpost* das Gedicht abdruckte, als Hinweis darauf interpretieren, dass Meyers Gedicht den Erwartungen entsprach.

Und wieder stehen wir im Harst gereiht,
 Noch flattern über uns die alten Fahnen,
 Und wieder stehn zusammen wir im Streit
 Mit andern Waffen und auf andern Bahnen.
 Fest stehn, die Kinder einer neuen Zeit,
 Wir auf den tapfern Gräbern unsrer Ahnen:
 Die Schweizer stehn zusammen oder liegen,
 Ein einig Volk im Fallen oder Siegen. (V. 9–16)

«Ein einig Volk» ist ein Zitat aus Schillers *Wilhelm Tell*, womit auch sprachlich der Bezug zu den alten Eidgenossen hergestellt wird. Dazu kommt ein weiterer Bestandteil dieser Vaterlandsvorstellung, nämlich das Motiv der Berge. Meyer gelingt es, dieses Motiv auf ungewöhnliche Weise einzuführen, indem er den Standort der Landesausstellung am Platzspitz in Zürich umschreibt mit: «Wo zwei Bergwasser sich entgegenjagen» (V. 17). Die Limmat und die Sihl, die hier zusammenfließen, würde man wohl nicht unbedingt als Bergwasser bezeichnen. Auch gegen Ende des Gedichts gelingt es Meyer nochmals, die Alpen in die Beschreibung des Standortes der Ausstellung einzuführen: «Im Licht der Alpen an den hellen Fluthen» (V. 81), nämlich am See, steht das Gebäude, welches die Glasgemälde beherbergt, aber auch Kunstwerke neuerer Maler, «Die unsrer Schneegebirge Lichter kennen / Vom leisen Glühen bis zum dunkeln Brennen.» (V. 87 f.) In der Halle mit Maschinen liegt Gusseisen, «mit dessen Bogenstücken / Wir unsre wilden Schluchten überbrücken.» (V. 48) Und die Jäger gehen «auf schroffen Gräten» (V. 71). Meyer bringt es also fertig, die seit dem 18. Jahrhundert zum Mythos Schweiz gehörenden und von Schillers *Wilhelm Tell* entscheidend mitgeprägten Merkmale anklingen zu lassen: die Berge, das Alpenglühen, die Wildheit und die Kühnheit ihrer Bewohner, die Schluchten und Gewässer. Von den zahlreichen Ausstellungsobjekten, von denen es 42 Gruppen gab und zu denen auch moderne Themen wie Hotellerie, Verkehrs- und Transportwesen, Zementindustrie, chemische Industrie usw. gehörten, nennt er relativ wenige konkret, so die Textilien, die Maschinen und die Uhren sowie die Kunstwerke.²⁸ Drei Strophen widmet er der Landwirtschaft, der Alpwirtschaft, der Fischerei und der Jägerei, dem Pflanzenbau und dem Weinbau. Alles Bereiche, durch die Meyer wiederum das Bild einer friedlichen, ländlichen Schweiz evozieren kann. Zwar wird Salomon Gessner, dessen Denkmal auf dem Platzspitz steht, von Sägen und Hämmern geweckt, er hört aber zugleich «in Friedensdämmer / Drei Sprachen schwirren durch die Volksgemeine» und vor allem auch «Zu Thal gestiegne traute Herdgeläute!» (V. 58–64) Alphörner, wiehernde Rosse und vergnügt muhende Rinder sowie eine kühle Grotte mit Fischen ergänzen das Bild der idyllischen Schweiz.

Das Gedicht endet mit zwei Strophen zum Denkmal von Vincenzo Vela für die Opfer des Gotthard-Tunnels. Kein anderes Ausstellungsobjekt wird so detailliert beschrieben

²⁸ Zum Inhalt und den Lokalitäten der Ausstellung siehe: Offizieller Führer durch die Schweizerische Landesausstellung mit Notizen über die Schweiz, Zürich und Umgebung, von A. Waldner. Zürich 1883.

und an keiner anderen Stelle tritt das Ich aus dem Wir hervor. Hier fragt es sich: «Warum allüberall mich hinbegleitet / Das stille Bild auf seinen Trauerschwingen?» (V. 97 f.) Die Antwort lautet, dass es den Ruhm eines großen Werkes begleitet: «Und in Er kämpfung eines Lorbeerkränzes / Ist Volk wie Menschheit immerdar ein Ganzes.» (V. 103 f.) Meyer beschreibt den modernen Tunnelbau in der Terminologie von Kampf und Ruhm, womit er an das Bild der alten Eidgenossen anknüpft, die als ein Ganzes zusammenstehen. So gelingt es ihm, die Moderne mit dem Bild der seit jeher zusammenstehenden Eidgenossen zusammenzubringen.

Die Spezifität von Meyers Gedicht wird noch deutlicher, wenn man es mit Gottfried Kellers *Kantate bei Eröffnung einer Schweizerischen Landesausstellung in Zürich 1883* vergleicht. Schon der Anfang ist bezeichnend. Keller erwähnt sogleich das Thema der Ausstellung, nämlich dass es sich um eine Schau des Schweizer Handwerks, der Schweizer Geschicklichkeit handelt. Keine Rede von der ruhmreichen Vergangenheit der Schweizer, keine Rede aber auch von den Alpen, den Hirten und Jägern.

Die Schifflin ruh'n, und schimmernd ausgebreitet
Erfreut das Auge der Gewebe Schwall
Der Hammer schweigt, doch mit dem Lichte streitet
In tausend Formen das Metall. (V. 1–4)²⁹

Zwar fehlt selbstverständlich auch bei Keller der Anruf an das Vaterland nicht, aber es wird gleichgesetzt mit der Arbeit: «Arbeit ist das wärmste Hemde, [...] Und das beste Vaterland! // Vaterland! ja du mußt siegen, [...] Nur durch Arbeit wirst du reich!» (V. 31, 34, 35, 38)

Meyers Vorliebe für die Berge als Bestandteil von Motiven, die das Vaterland repräsentieren, zeigt sich auch im *Prolog zur Weihe des neuen Stadttheaters in Zürich* von 1891, den ein «Berggeist» vor einer Alpenlandschaft rezitiert. Der Berggeist gibt sich als «Poesie der Schweiz» (V. 22) aus, welche wiederum eine Poesie der Berge ist, wie sich schon in der Charakterisierung als «wildgewachsenes Mädchen» (V. 23) und als «Bauernkind» (V. 24) zeigt. Sie hat also starke Ähnlichkeit mit der Gestalt des Liedes im Gedicht *Zur Heim-Feier*. Nach einem raschen Durchgang durch die Literaturgeschichte (sieben Verse) – erwähnt werden der Minnesang, die Schlachtgesänge, das Fasnachtsspiel und die Rokokopoesie Salomon Gessners – kommen die Berge ins Spiel, denen nun zwanzig Verse gewidmet sind. Die Poesie ist «Wie ein gefangen Gems die Höhe suchend» (V. 32, MSW 7, S. 61) ausgebrochen aus dem engen Gewand der Poesie des 18. Jahrhunderts.

Und ungebunden lebt' ich fürder fort!
Die Küherbuben lehr ich Alphorn blasen,
Ich klinge lustig mit den Herdeglocken,
Sie bald verwirrend, bald zusammenstimmend,
Und wo der Wildstrom stürzt und dröhnt, da sing ich
Aus voller Kehle mit in vollem Chor. (V. 33–38)

29 Keller: Gedichte (wie Anm. 16), S. 585 f.

Sie pfeift mit dem Sturmwind. Am liebsten sei ihr aber «[d]ie wilde Heermusik von alters her», wie sie bei den militärischen Übungen erklingt. (V. 41–44) Die Ähnlichkeiten mit der Kriegsmetaphorik im Gedicht für die Heim-Feier sind auch hier deutlich. Dem patriotischen Aspekt trägt Meyer ferner Rechnung durch die Anspielung auf die Feiern zum 600-jährigen Bestehen der Eidgenossenschaft:

Die Flammen loderten auf allen Höhen!
Chorlieder tönnten, Spiele feierten
Die Gründung und Bewahrung unsrer Freiheit!
Und welche Bühne: Gottes süßer Himmel,
Die Felsenburgen und die klaren Firne! (V. 47–51)

Dieses Lob der Freiheit soll auch die Freiheit der Kunst bedeuten, denn anschließend fordert die aus den Bergen herniedergestiegene Dichtkunst die Zürcher auf, keinen Moden zu folgen, frei zu bleiben. Mit den Moden ist vor allem der Naturalismus gemeint.³⁰ Diesem Lob der Freiheit folgt ein Lob des Lustspiels, das der «feine[n], silbertön'ge[n] Landschaft» entspreche, «[d]ie zwar nicht groß, doch einzig lieblich ist!» (V. 79 f.) Die folgenden 26 Verse, die längste Passage, die einem bestimmten Thema gewidmet ist, sind ein Plädoyer für das Trauerspiel, welches der Gattungshierarchie des 19. Jahrhunderts entsprechend noch immer den obersten Platz einnimmt. In diesem Zusammenhang ist es auch kein Zufall, dass von den sieben Büsten von Dichtern und Komponisten (Shakespeare, Schiller, C. M. von Weber, Mozart, Wagner, Goethe und Lessing), die das Stadttheater schmückten, nur Schiller erwähnt wird.³¹ Für Meyer ist das Trauerspiel auch die Gattung, die eines seiner Lieblingsthemen, nämlich «Gerechtigkeit und Schicksal», thematisiert: Ein «Verlorner», der «an den Abgrund tritt», fragt:

Wer trägt die Schuld? Du, Himmel, oder ich?
Das Blut, das – wehe – klebt an diesen Händen,
Hab ich's vergossen oder das Verhängnis?
Was ist mein Teil? Was ist des Schicksals Teil? (V. 95–100)

Diese Fragen können die Gelehrten nicht beantworten: «Der Dichter nur kann euch die Fäden zeigen / Des wundersam verworrenen Gewebes» (V. 104 f.). Der Dichter allein kann das Leben deuten, womit Meyer ihm eine besondere Rolle zuschreibt. Ihm liegt hier offensichtlich wie im Festgedicht für die Landesausstellung daran, die besondere Funktion der Kunst und der Künstler zu betonen.

30 Man soll «weder gallischen, / Noch dänischen noch russischen» Moden folgen. Mit dänisch meint Meyer offenbar den norwegischen Dichter Ibsen, über den er sich an anderen Stellen durchaus positiv äußert. So schreibt er am 14. März 1883 an François Wille, *Nora* von Ibsen und *Die Neuvermählten* von Bjørnsen seien besser als die deutschen Lustspiele, er solle sie kaufen. (MBW 2, S. 97) In dem *Prolog* von 1891 könnte es sich also um ein Entgegenkommen an die Erwartungen des Publikums handeln.

31 Zur Bedeutung Schillers für Meyer, siehe MSW 6, S. 529.

Luther und Zwingli

Interessante Beispiele von Auftragsdichtung bilden ausserdem das *Lutherlied* und die *Festkantate für die Einweihungsfeier des Zwingli-Denkmal*s. Das *Lutherlied* ist keine Auftragsdichtung im engeren Sinn, denn Meyer hat Julius Rodenberg, dem Herausgeber der *Deutschen Rundschau*, von sich aus angeboten, zum 400. Geburtstag Luthers ein Gedicht zu schreiben: «Noch ein leicht hingeworfenes Wort: ich hätte Lust – aber nur für die Rundschau, anders thue ich es nicht – ein Paar Verse zur Saecularfeier Martin Luthers (Nov.-H.), meines großen Lieblings, zu dichten. Geht das? Ginge das?»³² Rodenberg begrüßt den Vorschlag wortreich und stellt fest: «Wir werden ein schönes Lutherheft haben [...], u. Nichts könnte mir erwünschter kommen als Ihr Anerbieten, es mit Ihrer Poesie zu schmücken.»³³ Meyer freut sich über die Zusage und fügt bei: «Das will ich einmal mit Liebe dichten.»³⁴ Wie sehr Meyer mit der Absicht, ein Luthergedicht zu dichten, den Erwartungen seiner Umgebung entgegenkommt, zeigt die Reaktion seines Verlegers Hermann Haessel, der ihm am 19. 5. 1883 schreibt: «Das Luthergedicht wäre mein sehnlicher Wunsch! Und nun kommt es!»³⁵ Haessel wollte es auch sogleich in die zweite Auflage der Gedichte aufnehmen, wo es dann auch als Erstes der Abteilung *IX Männer* erschienen ist.³⁶

Anfang August schickt Meyer Rodenberg eine erste Fassung des Gedichts und schreibt dazu: «Jede Kritik hochwillkommen.»³⁷ Er verfährt also hier gleich wie bei den Festgedichten: Er legt einen ersten Entwurf vor, der dann noch den Wünschen des Auftraggebers angepasst werden kann, ein Verfahren, das Meyer bei seinen übrigen Gedichten nicht anwendet und das den besonderen Status des *Lutherliedes* als einer Art Festgedicht zeigt. Rodenberg ist erfreut, «daß die ‹Rundschau› den großen, volkstümlichen Mann so feiern wird.»³⁸ Da Meyer zur dritten und zur fünften Strophe Alternativen vorschlägt, muss Rodenberg Stellung beziehen. Die beiden Strophen behandeln wichtige Episoden aus Luthers Leben, die dritte Strophe die Verbrennung der päpstlichen Bulle und die fünfte den Auftritt Luthers vor dem Kaiser in Worms. Die Letztere ist weniger umstritten als die Erstere. Es geht in der «Wormser-Strophe», wie sie sie nennen, vor allem um die Position des berühmten «Hier stehe ich, Gott helfe mir!» In der ersten Fassung (Ms.¹ V. 40 f., MSW 5/1, S. 189) hieß es: «Hier steh' ich und Gott helfe mir! / Rings raunt's im Saal: wir helfen dir!» Als Variante schlägt Meyer vor: «Das tränkt das Herz, hilft mir und dir – / Hier steh' ich und Gott helfe mir!» (Ms.² V. 39 f., MSW 5/1, S. 190). Rodenberg

32 Briefwechsel Meyer-Rodenberg (wie Anm. 17), S. 143.

33 Ebd., S. 145.

34 Ebd., S. 146.

35 MBW 4.4 (wie Anm. 17), S. 144 f.

36 Siehe MSW 5, S. 186. Siehe zum *Lutherlied* ausführlich Sprengel: Von Luther bis Bismarck (wie Anm. 10), S. 86–94.

37 Briefwechsel Meyer-Rodenberg (wie Anm. 17), S. 152.

38 Ebd., S. 156 und MSW 5/1, S. 191.

zieht diese Fassung vor: «das ‹Hier steh› ich u. ‹Gott helfe mir!› durfte in dieser historischen Form nicht fehlen u. markiert den Schluß der Strophe wunderbar, erschütternd.» Hingegen wirke die vorletzte Zeile etwas abschwächend, und es werde Meyer da sicher etwas Besseres einfallen.³⁹ Meyer findet schließlich die Formulierung: «Der lautre Born, das reine Wort / Stillt unserer Seelen Heilsbegier – / Hier steh' ich und Gott helfe mir!» (F⁴ V. 38–40, MSW 5/1, S. 193)

Komplizierter ist es bei der Strophe III,⁴⁰ von welcher Meyer zwei ziemlich verschiedene Varianten vorlegt:

Jetzt tritt am Wittenbergertor
Ein Mönch mit einem Brief hervor,
Im Freien loht ein Feuerlein,
Die Bulle schmeißt er flink hinein,
Wie Paulus schlenkert' in den Brand
Den Wurm, der ihm den Arm umwand –
Kampffertiges Studentenblut
Umstand den Luther u: die Glut. (Ms.¹)

Ein Flämmlein lodert vor dem Tor,
Ein Mönch tritt aus dem Volk hervor,
Er hebt u: zeigt mit zorn'ger Hand
Die Bulle, die der Papst gesandt,
Er wirft sie mitten in die Glut,
Wie Paulus mit der Natter tut,
Und über Deutschland einen Schein
Wie Nordlicht wirft das Feuerlein. (Ms.²)

Rodenberg bevorzugt die erste Fassung mit dem Wittenberger Tor und findet vor allem die Verse über Paulus in «der zweiten Fassung weit weniger expressiv».

Dagegen sind freilich die beiden Schlußzeilen der zweiten Fassung größer u. erhabener, als die entsprechenden der ersten; nach meiner Empfindung sollten Sie daher die erste Fassung nicht unbedingt verwerfen, sondern das von mir Bezeichnete erhalten u. in die zweite Fassung hinübernehmen.⁴¹

Meyer schreibt eine neue Fassung, die das Wittenberger Tor und die Verse über Paulus beibehält, das «schmeißt» hingegen durch ein «wirft» ersetzt. Das gefällt Rodenberg nicht, der meint, «es ist nicht so viel Mark darin» wie in den ersten beiden Fassungen. Rodenberg schlägt nun vor, was Meyer aus den früheren Fassungen unbedingt beibehalten soll:

Aus der ersten Fassung:
Die Bulle schmeißt er flink hinein,
Wie Paulus schlenkert in den Brand
Den Wurm, der ihm den Arm umwand –

Aus der zweiten Fassung:
Ein Mönch tritt aus dem Volk hervor

und:

³⁹ Briefwechsel Meyer-Rodenberg (wie Anm. 17), S. 157 und MSW 5/1, S. 191.

⁴⁰ In der Fassung der *Gedichte* werden die Strophen nicht mehr nummeriert. Die Strophe III wird schon im Rundschau-Druck zur Strophe 4.

⁴¹ Briefwechsel Meyer-Rodenberg (wie Anm. 17), S. 163 und MSW 5/1, S. 191.

Und über Deutschland einen Schein
Wie Nordlicht wirft das Feuerlein.

Das «schmeißt» ist unübertrefflich; auch sähe ich gern das Unbestimmte des Mönchs erhalten – «ein Mönch» – und ihn «aus dem Volk» hervortreten. Die beiden letzten Verse «Und über Deutschland einen Schein» sind so schön, daß es eine *Sünde* wäre, sie nicht zu geben.⁴²

Daraufhin schreibt Meyer eine neue Fassung der dritten Strophe, die aber Rodenberg wiederum nicht ganz gefällt, und er schlägt nun eine eigene, aus früheren Fassungen zusammengestellte Version vor:

Jetzt tritt am Wittenbergertor
Ein Mönchlein aus dem Volk hervor:
Die Flamme steigt auf seinen Wink,
Die Bulle schmeißt hinein er flink,
Wie Paulus schlenkert in den Brand
Den Wurm, der ihm den Arm umwand;
Und über Deutschland einen Schein
Wie Nordlicht wirft das Feuerlein.⁴³

Meyer übernimmt diesen Vorschlag, er ändert nur den zweiten Vers in «Ein Mönch aus allem Volk hervor:», weil ihm wahrscheinlich das «Mönchlein» nicht gefallen hat, das nicht dem Bild des starken Mannes entspricht, welches Meyer von Luther entwirft. Dass Meyer sich so sehr darum bemühte, der Kritik Rodenbergs entgegenzukommen, zeigt, dass er sich auch in diesem Fall als Auftragsdichter verstand. Er gibt sich Mühe, zwischen seinen eigenen ästhetischen Ansprüchen und dem vom Publikum erwarteten nationalistischen Lutherbild, das Luther als deutschen Mann zeigt, zu vermitteln.⁴⁴ So stellt er Luther als Mann dar, der redlich und volkstümlich seinen Pflichten nachgeht. Die vorletzte Strophe endet mit der Feststellung: «Und jeder Zoll ein deutscher Mann.» (V. 64). Und wenn am Schluss nicht nur Jung und Alt «Ein feste Burg ist unser Gott» anstimmen, sondern auch der «Kaiser mit der Volksgewalt» singt, sodass «der Feind zu Schand und Spott» (V. 69–72) wird, tritt die nationalistische Absicht erst recht deutlich hervor.

42 Briefwechsel Meyer-Rodenberg (wie Anm. 17), S. 165 und MSW 5/1, S. 195. Hervorhebung im Original. Meyer hatte in der von Rodenberg monierten Fassung F⁵ geschrieben: «Der Mönch tritt mit einem Brief hervor.»

43 Briefwechsel Meyer-Rodenberg (wie Anm. 17), S. 157 und MSW 5/1, S. 199.

44 Zu diesem Konzept des «Mannseins» beziehungsweise des deutschen Manns siehe Michael Titzmann: Die Konzeption der «Germanen» in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts. In: Jürgen Link, Wulf Wülfing (Hg.): Nationale Mythen und Symbole in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Stuttgart 1991, S. 118–143. Zum Lutherbild siehe Norbert Mecklenburg: Der Prophet der Deutschen. Martin Luther im Spiegel der Literatur. Stuttgart 2017, insbesondere S. 143; ders.: Conrad Meyers Lutherlied. In: Walter Hinck (Hg.): Geschichte im Gedicht. Frankfurt a. M. 1979, S. 153–161. Vgl. auch: Michael Fischer: Religion, Nation, Krieg. Der Lutherchoral «Eine feste Burg ist unser Gott» zwischen Befreiungskriegen und Erstem Weltkrieg. Münster 2014, S. 66.

Meyer, der seinen *Hutten* in nationalistischer Hinsicht später abgeschwächt hat,⁴⁵ erfüllt hier voll die Erwartungen des deutschen Publikums.

Ambivalent, wie er immer ist in seiner Stellung zwischen der Schweiz und Deutschland, kompensiert er diese Neigung zu Deutschland dann 1885 mit seiner *Festkantate zur Einweihungsfeier des Zwingli-Denkmal*s. Schon 1881 hatte er sich verpflichtet, etwas zur Zwinglifesteier, von der man noch nicht genau wusste, wann sie stattfinden sollte, beizutragen. Auf die konkrete Anfrage hin stellte er einen expliziten Bezug zum *Lutherlied* her:

Dem Lutherliede ein Pendant zu geben, ist mir geradezu Pflicht- und Herzenssache – aber ich habe mir mein Zwinglilied als Einweihungslied (des Monumentes) gedacht, ein weit realistischeres Motiv als eine Geburtstagsfeier. [...] Dazu kommt, daß unmittelbar nach dem Lutherlied ein Zwinglilied zu dichten, nicht nur den Schein des Handwerksmäßigen hätte, sondern, für ein im Grunde so karges Naturell wie das meinige, in Tat und Wahrheit handwerksmäßig wäre. (MSW 7, S. 451)

Trotz der Beteuerung Meyers, es sei ihm eine «Herzenssache», auch für Zwingli ein Lied zu dichten, geht aus den Ausführungen hervor, dass er kein dem *Lutherlied* entsprechendes Zwinglilied dichten will. Zwingli liegt ihm offensichtlich weit weniger am Herzen als Luther. Man kann dies auch als typisch ansehen für Meyer, der sich immer als ein Dichter des deutschen Sprachraums sah und nicht primär als einer der Schweiz.⁴⁶ Obwohl Zwingli in der Schlacht von Kappel gefallen ist, fehlt ihm der nationale Aspekt, der das Lutherbild seit der Romantik kennzeichnet, was auch mit den konfessionellen Verhältnissen in der Schweiz zusammenhängt. Zwingli wird hauptsächlich als Zürcher Reformator wahrgenommen. In Meyers Werk kommt denn Zwingli auch nur am Rande vor als Figur im *Hutten*, er ist derjenige, der Hutten auf die Ufenau geholt hat. Meyer will sich auf die Einweihung des Denkmals beschränken und offensichtlich kein Zwingli-Bild entwerfen.

Das Denkmal zeigt Zwingli mit einem Schwert, der erste Entwurf musste später mit der Bibel in der anderen Hand erweitert werden. Meyer aber, und das ist nicht untypisch für seine Auftragslyrik, die immer einen stark patriotischen Aspekt hat, beginnt das Gedicht mit dem Schwert und damit mit der Schlacht von Kappel. Das Schwert soll nämlich an jenes erinnern, von dem Zwingli in der Schlacht erschlagen wurde.⁴⁷ Dann steht es aber auch für den Mut: «Volk, es predigt dir das Schwert / Von der Väter Edelmut, / Wie man für ein geistig Gut / Leib und Leben freudig lassen kann.» (V. 9–12) Der Verweis auf der Väter Edelmut stellt Zwingli in eine Reihe mit den alten Schweizern oder Winkelried, wie Meyer sie in den Gedichten zur Landesausstellung beziehungsweise zu Sempacher-

45 Zeller, Schweizer Autoren (wie Anm. 26), S. 469–471.

46 Vgl. dazu ebd., S. 464–466.

47 Haessel findet: «Das klingt nie echt und bliebe dann eine einzige Merkwürdigkeit.» (MBW 4.4, wie Anm. 17, S. 181).

feier darstellt.⁴⁸ Auch im weiteren Verlauf des Gedichts werden diese kriegerischen Konnotationen evoziert: «Unsre Väter starben, Zwingli, mit dir, / Sie lagen wie volle Garben im Schlachtrevier» (V. 13 f.). Die dritte Abteilung endet mit dem Vers: «Du bist unser Hauptmann, wir sind deine Schar!» (V. 32) und der Schlussvers lautet: «Ein Held ist er gewandelt und kam als Held ans Ziel.» (V. 40) Diese Deutung ist Meyers Epoche selbstverständlich nicht fremd, die Zwingli als Reformator mit dem Schwert darstellte. Auch die Gedenktafel an seiner Amtswohnung betont noch immer die kriegerische Seite, wenn es heißt: «Von diesem Hause zog er am 11. Oct. 1531 mit dem Heere der Zürcher nach Kappel aus, wo er für seinen Glauben starb.»

Aber Zwingli hatte auch andere Seiten. Interessant ist in diesem Zusammenhang ein Blick auf Gottfried Kellers Novelle *Ursula*, in welcher Zwingli mehrfach auftritt und die Meyer gekannt haben muss, hat ihm Keller doch die *Züricher Novellen* geschickt. Zwingli wird in dieser Novelle als Staatsmann eingeführt. Er kommt «aus den Staatsgeschäften» und setzt sich an den Tisch von Kriegsleuten.⁴⁹ Er wird zudem als «Gebirgskind» dargestellt, «das, hoch unter Felshäuptern und Firnen geboren, [...] überall den Glanz der Heimat im Auge zu tragen und die wehende Bergluft auf den Wangen zu fühlen scheint.»⁵⁰ Meyer, der sonst keine Gelegenheit auslässt, die Berge zu erwähnen, klammert diese Seite Zwinglis offensichtlich aus, ebenso wie er nicht auf dem Reformator insistiert, während Keller ausführlich von den Disputationen berichtet, denen der Protagonist Hansli Gyr sogar teilweise ebenso beiwohnt wie dem Verkauf der Kirchenschätze.⁵¹ Demgegenüber wird der konfessionelle Konflikt von Meyer mit großer Zurückhaltung behandelt. Das ist auffällig im Vergleich zum *Lutherlied*, wo die Auseinandersetzung mit dem Papsttum und dem Kaiser eine wichtige Rolle einnimmt. An einer Stelle kommt «das göttliche Wort» vor, das Zwingli gesät hat und dessen Saat aufgegangen ist (V. 20). Aber außer dem «Märt'rer» (V. 8) gibt es keinen Hinweis auf einen Konflikt zwischen den Konfessionen. Meyer scheint als Auftragsdichter die Rolle des Reformators eher abzuschwächen und Zwingli als Helden darzustellen, der in eine Reihe mit anderen vaterländischen Helden tritt. In einem *Der Glocken Rede* betitelten Gedicht, das Meyer für *Das Schweizerhaus* geschrieben hat, betont er ausdrücklich, dass die Glocken der katholischen Kapellen sich mit jenen von «Zwinglis Münster» mischen, dass sie sich zu *einer* Rede ver-

48 «Wir liebten einst mit starker Faust zu streiten, / In unsern Adern glomm heroisch Feuer, / Wie wacker wir das Land befreiten» (Nr. 523 *Fest-Gedicht zur Eröffnung der Schweizerischen Landes-Ausstellung*, V. 1–3). «Noch flammt ein starkes Schwert in unsrer Hand: / Die Herzensliebe zu dem Vaterland.» (Nr. 525 *Festlied zur Sempacher-Feier* V. 35 f.) In den den Schweizern gewidmeten Gedichten Nr. 116 *Alte Schweizer* und Nr. 205 *Die Schweizer des Herrn von Tremouille* werden die Schweizer humoristisch dargestellt wie auch zum Beispiel Bläsi in *Die Versuchung des Pescara*.

49 Gottfried Keller: *Ursula*. In: ders.: *Züricher Novellen*. Gottfried Keller: *Sämtliche Werke*, Bd. 5. Hg. von Thomas Böning, Frankfurt a. M. 1989, S. 328. Siehe auch eine weitere Stelle: «[E]r war die Seele des geheimen und des offenen Rates, Lehrer und Prediger, Staatsmann und Diplomat und schrieb mit der gleichen Feder theologische Abhandlungen, Sittengesetze, Staatsschriften und Kriegspläne.» (ebd., S. 349)

50 Keller, *Ursula* (wie Anm. 49), S. 329.

51 Ebd., S. 330.

einen und dass es keinen Hader mehr gibt im Vaterland.⁵² Meyer schreibt sich mit dieser Haltung in eine Tendenz ein, welche die nationale Versöhnung beförderte. Catherine Santschi beschreibt die Sempacherschlachtfeier von 1886 in ihrem Buch *Schweizer Nationalfeste im Spiegel der Geschichte* als eine

wirklich nationale Feier und Ausdruck der großen Versöhnung der Schweizer nach Jahrzehnten des Misstrauens, welches das Verhältnis der Eidgenossen untereinander seit dem Sonderbundkrieg und den Siegen des Freisinns vergiftet hat.⁵³

In der Tat geht es im *Festlied zur Sempacherfeier* weniger um die Schlacht – die Beschreibung von Winkelrieds Tat nimmt nur zwei von sechs Strophen ein –, als vielmehr um das Heute. Der «Sempachtag» wird zu einer Art nationalem Feiertag stilisiert, an dem jeder Schweizer heim eilt und an dem die Feiernden noch einmal Winkelried «die Spitzen aus der Brust» ziehen.

Schluss

Obwohl Meyer immer wieder betont, dass diese Festgedichte seinen ästhetischen Anforderungen nicht gerecht werden können,⁵⁴ hat er zum Teil komplizierte Vers- und Reimschemata verwendet. So müssen die ersten drei Strophen der Zwingli-Kantate auf die Melodie eines Liedes von Zwingli passen, und im Gedicht für die Heim-Feier wechseln Blankverse mit paarweise gereimten Jamben ab.

Bemerkenswert scheint mir, dass er immer wieder die Kunst und Kunstwerke thematisiert und ihre besondere Funktion betont, so als ob er zwar mit seinen Festgedichten den Auftrag erfüllen würde, zugleich aber betonen wolle, was die eigentliche Aufgabe der Kunst ist.

Meyer lässt sich bei seiner Fest- und Auftragsdichtung von der Situation inspirieren, nutzt dabei aber meist die Gelegenheit, die kriegerische und, wie er es sieht, heroische

52 Es handelt sich um das Gedicht Nr. 507. *Das Schweizerhaus* trägt den Untertitel *Ein vaterländisches Taschenbuch*. Meyer wollte hier offensichtlich den vaterländischen Aspekt betonen, siehe MSW 7, S. 399–401. So schreibt er an die Herausgeber: «Zu Neujahrgeläut aber ist ein zweiter Entwurf vorhanden, der in human.-patriot. Sinn auf den kirchl. Kampf der Gegenwart anspielt (die kathol. u. prot. Glocken vereinigen sich etc.). Ich habe ihn aus ästhetischen Gründen zurückgelegt. Soll ich ihn für das Schweizerhaus nach Kräften ausführen?» (MSW 7, S. 400) Die Verse, auf die Meyer anspielt, lauten: «Aber nicht zu Streit und Fehde / Mischte sich der Glocken Rede, / Ungekränkt gesellte jede / Sich der hehren Tonesmacht, / Bis sich einte die Gemeinde [...] Und aus allen Erzen *eine* / Rede brauste durch die Nacht.» (MSW 7, S. 25, V. 17–24, Hervorhebung im Original).

53 Catherine Santschi: *Schweizer Nationalfeste im Spiegel der Geschichte*. Zürich 1991, S. 26.

54 «Die Allegorie mit dem ›Lied‹ fiel meinem ästhet. Gewissen schwer; aber ich denke: wie in der Architectur eine Statue der ›Gerechtigkeit‹ oder des ›Handels‹ zulässig ist, so ein ›Lied‹ auf dem poet. Grenzgebiete ›Weihen‹ und ›Bekränzungen‹.» (MSW 7, S. 432)

Vergangenheit der Schweiz zu evozieren, in der sich die Schweizer die Freiheit erstritten haben. Diese Vorstellung setzte er mit dem Konzept «Vaterland» gleich.

Meyer hat bekanntlich lange auf den literarischen Erfolg warten müssen, nicht zuletzt deshalb, weil seine Darstellungsweise nicht den Erwartungen des Publikums entsprach. Dass er sehr wohl wusste, wie diese zu erfüllen gewesen wären, zeigen seine Festgedichte, mit denen er dem jeweiligen Publikum entgegenkam und so bei diesem oft Begeisterung auslöste.⁵⁵

⁵⁵ Siehe die in MSW 7 abgedruckten Berichte über die Rezitation der Gedichte.

Ludwig Hirzel und die Institutionalisierung der Neueren Deutschen Literaturgeschichte in der Schweiz

TOM KINDT UND HANS-HARALD MÜLLER¹

Unter der ‚Institutionalisierung‘ des Fachs der Neueren Deutschen Philologie hat man in der Vergangenheit meist die Einrichtung dauerhafter ordentlicher Professuren für das Fachgebiet verstanden, das sich mit der Literatur seit der Reformation bis ins 19. Jahrhundert beschäftigte.² Diesem Verständnis lag die Annahme zugrunde, dass mit der Errichtung von Ordinariaten eine Verstetigung von Forschung und Lehre für ein Universitätsfach gegeben wäre.

Weit weniger hat man sich mit den Voraussetzungen einer derartigen Institutionalisierung beschäftigt. Drei solcher Voraussetzungen liegen auf der Hand: (1) die Semantik der Disziplin muss derart strukturiert oder differenziert sein, dass die Etablierung eines eigenständigen Fachs erforderlich erscheint.³ (2) Die Nachfrage nach einem eigenständigen Fach muss vorhanden sein. (3) Ein Angebot professioneller Bewerber für die Vertretung des Fachs an der Universität muss vorhanden sein.

Die drei genannten Voraussetzungen mögen notwendige Bedingungen für die Institutionalisierung eines Fachs sein, es handelt sich aber nicht um hinreichende Bedingungen. (Ad 1:) Auf die Notwendigkeit einer eigenständigen Vertretung der neueren deutschen Philologie an den deutschen Universitäten wurde bereits seit den 1830er-Jahren immer wieder hingewiesen. An einer Reihe von deutschen Universitäten wurden Stellen für hegelianische Literaturhistoriker eingerichtet; diese Stellen wurden jedoch meist nur *ad hominem* eingerichtet und fielen nach dem Ausscheiden des Stelleninhabers fort – zu einer Verstetigung dieser Stellen kam es nicht.⁴ Eine dauerhafte Institutionalisierung der

¹ Michael Böhler und Karl Pestalozzi haben wir für Anregungen und Korrekturen zu danken.

² Dieser Prozess wurde befriedigend erforscht von Klaus Weimar: *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts*. München 1989; eine chronologische Aufstellung der Einrichtung von Ordinariaten für Neuere Deutsche Literatur vgl. S. 436–438.

³ Sebastian Manhart: In den Feldern des Wissens. Studiengang, Fach und disziplinäre Semantik in den Geschichts- und Staatswissenschaften (1780–1860). Würzburg 2011 (Wittener kulturwissenschaftliche Studien 9). Eine Kurzfassung der Unterscheidung von Fach und Disziplin findet sich bei Sebastian Manhart: *Disziplin, Fach und Studiengang. Grundbegriffe der Disziplingeschichtsschreibung*. In: *Zeitschrift für pädagogische Historiographie* 13 (2007), S. 14–20.

⁴ Vgl. dazu Weimar (wie Anm. 2), S. 337–342. Zur Konzeption der hegelianischen Literaturgeschichte vgl. Michael Ansel: Prutz, Hettner und Haym. Hegelianische Literaturgeschichtsschreibung zwischen spekulativer Kunstdeutung und philologischer Quellenkritik. Tübingen 2003 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 95).

neueren deutschen Philologie erfolgte seit den 1880er-Jahren erst im Zeichen einer philologischen Konzeption.⁵ (Ad 2:) Während in Berlin die Forderungen der Presse nach einer Etablierung der Neueren Deutschen Literaturgeschichte an der Universität lange Zeit unerhört blieben und erst mit der Berufung Wilhelm Scherers erfüllt wurden, reichte in Bern 1856 das schriftliche Begehren von 93 Hörern des Literarhistorikers Karl Pabst, um diesem eine Stelle als Extraordinarius für deutsche Sprache und Literatur an der Universität zu verschaffen, die 1871 in ein Ordinariat umgewandelt und als solches nach seinem Tod auch verstetigt wurde. (Ad 3:) Im 19. Jahrhundert gab es zahlreiche Gelehrte, die – zum Teil im Selbststudium – eine gründliche Ausbildung erworben hatten, aber keine Stelle erhielten.

Im Folgenden wollen wir die Voraussetzungen der Institutionalisierung der neueren deutschen Philologie nicht weiter im Allgemeinen erörtern, sondern an einem Fallbeispiel illustrieren. Anhand der Wahl Ludwigs Hirzels wollen wir zugleich zeigen, dass die Etablierung der Neueren Deutschen Literaturgeschichte als Universitätsfach im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts keine Erfindung der Germanistik im Deutschen Reich war, sondern an den deutschsprachigen Universitäten der Schweiz, Deutschlands und Österreichs zeitgleich und kooperativ stattfand.

Der am 23. Februar 1838 in Zürich geborene, am 1. Juni 1897 in Bern gestorbene Ludwig (Heinrich Caspar) Hirzel entstammt einem alten Zürcher Patriziergeschlecht, das sich in der Geschichte wiederholt, wie es in einer älteren Darstellung heißt, «in allerhand Wissenschaften, im Staatsdienste und als Kriegersleute ausgezeichnet»⁶ hat. Sein Großvater, Heinrich Hirzel, Professor der Philosophie am Karolinum, dem Vorläufer der Universität, war seinerzeit auch ein bekannter und umtriebiger Schriftsteller; sein Vater war Professor der Theologie am Karolinum. Nahezu symbolisch für Ludwig Hirzels Position zwischen den Kulturen und als deren Vermittler scheint die Tatsache, dass sein Vater Schweizer, die aus Leipzig stammende Mutter, Agnes geb. Lorenz, Deutsche war. Hirzels Vater starb bereits 1841; die Mutter zog darauf mit dem dreijährigen Sohn zu ihren Verwandten nach Leipzig. Hier wurde Ludwig Hirzel aber zu einem Gutteil im Hause seines Onkels Salomon Hirzel, des bekannten Goethe-Sammlers, Goethe-Forschers und bedeutenden Verlegers aufgezogen. Ludwig Hirzel besuchte das beste Gymnasium Leipzigs, die Nicolai-Schule,⁷ die er nach dem Abitur Ostern 1857 verließ. Der Einfluss, den das Haus des Onkels, in dem unter anderem Gelehrte und Schriftsteller wie Gustav Frey-

5 Vgl. dazu auch Hans-Harald Müller, Mirko Nottscheid (Hg.): Disziplingeschichte als *community of practice*. Der Briefwechsel Wilhelm Scherers mit August Sauer, Bernhard Seuffert und Richard Maria Werner aus den Jahren 1876 bis 1886. Stuttgart 2016 (Beiträge zur Geschichte der Germanistik 6), S. 39–47.

6 [Anton Springer:] Der junge Hirzel. Als Manuskript für Freund gedruckt. Leipzig 1883, S. 20.

7 Vgl. Die Abiturienten der Nikolaischule zu Leipzig 1830–1911. Zur Feier des 400jährigen Bestehens der Schule zusammengestellt von Hans Voigt und Oskar Scholze. Leipzig 1912, S. 29. – Im Mitgliederverzeichnis der Schweizer Gesellschaft in Leipzig für das Jahr 1856 gab Hirzel als Berufsbezeichnung «Nicolaischüler» an. Staatsarchiv Leipzig, Bestand 20031, Polizeipräsidium Leipzig PP-V 132.

tag, Theodor Mommsen, Moriz Haupt, Otto Jahn und Julian Schmidt verkehrten,⁸ auf den heranwachsenden Hirzel ausübten, ist nicht zu unterschätzen; nicht allein von den literarischen Neigungen, sondern auch von den radikalliberalen politischen Überzeugungen des Onkels wurde Ludwig Hirzel geprägt. Die Leipziger Einflüsse berührten Hirzels Selbstverständnis als Schweizer jedoch nicht.

In der sächsischen Metropole gab es seit 1846 eine rührige Schweizer Gesellschaft in Leipzig, der Salomon und Ludwig Hirzel angehörten; sie war ein eingetragener Verein mit eigenen Statuten, einem regen Gesellschaftsleben, einer eigenen Bibliothek samt «Lese-Bedingung»; Ludwig Hirzel fungierte, noch als Schüler, zeitweilig sogar als Sekretär der Gesellschaft.⁹ Seine Mutter sorgte dafür, dass die familiären Bindungen nach Zürich aufrechterhalten blieben¹⁰ und bestimmte im Einvernehmen mit dem Onkel, dass er seine Studien zum Sommersemester 1857 in Zürich beginnen sollte.¹¹ Die ersten vier Semester studierte er dort Vergleichende Sprachwissenschaft und Sanskrit bei Heinrich Schweizer-Sidler, Klassische Philologie bei dem aus politischen Gründen aus Deutschland emigrierten Philologen Hermann Köchly sowie Ästhetik und Deutsche Literatur bei Friedrich Theodor Vischer.¹² Neben dem Studium nahm Hirzel rege am pulsierenden kulturellen Leben der Stadt teil, die nach 1848 bekanntlich zum Asyl zahlreicher deutscher Intellektueller geworden war. «Der politische Radikalismus jener geistreichen und charaktervoller Männer ist für Hirzel nicht unbedeutsam geblieben»,¹³ hielt Hirzels Biograf Otto von Greyerz fest. Nach dessen Auskunft verkehrte Hirzel in dieser Zeit nicht allein mit seinen akademischen Lehrern, sondern auch mit Georg Herwegh, Gottfried Keller und Richard Wagner.¹⁴

Es waren nach Hirzels Worten «besondere Familienverhältnisse», die ihn im Frühjahr 1859 veranlassten, das urbane gesellschaftliche und literarische Leben in der wiederge-

8 Vgl. dazu Ludwig Hirzel: Salomon Hirzel. In: Anzeiger für deutsches Altertum 4 (1878), S. 281–296, hier S. 288 f.

9 Als Beruf gab er dabei «Bibliothekar» an; vgl. Staatsarchiv Leipzig, Bestand 20031, Polizeipräsidium Leipzig PP-V 132 (unpaginiert).

10 Otto von Greyerz: Ludwig Hirzel. In: Jahresheft des Vereins schweizerischer Gymnasiallehrer 28 (1898), S. 33–58, hier S. 40.

11 Vgl. die elektronische Matrikeledition der Universität Zürich www.matrikel.uzh.ch/active/static/9516.htm, 27. 11. 2020. Das Universitätsarchiv in Zürich verfügt abgesehen von einem Promotionsbeleg über keine Hirzel betreffende Dokumente.

12 Vgl. dazu den handschriftlichen Lebenslauf Hirzels für die Bewerbung an der Universität Bern, Staatsarchiv Bern, Hirzel Ludwig BBIII b 6166 17. – An Vischer wandte sich Hirzel 1871 mit einer Anfrage als einer «Ihrer früheren Zuhörer, der sich immer zu Ihren aufrichtigsten Verehrern zählte». Brief Hirzels an Vischer vom 20. 11. 1871, Universitätsbibliothek Tübingen, Signatur Md 787, 424.

13 Greyerz, Hirzel (wie Anm. 10), S. 40

14 Vgl. ebd. Vgl. auch Daniel Jacoby: Ludwig Hirzel. In: Goethe-Jahrbuch 19 (1898), S. 320–326, hier S. 322. – Ein Brief Richard Wagners (6. 6. 1857) und zwei Briefe von Cosima Wagner (1872, 1874) befinden sich unter der Signatur Autogr ZB, Wagner R. an Hirzel L. beziehungsweise Autogr ZB, Wagner Cosima in der Zentralbibliothek Zürich (<http://dx.doi.org/10.7891/e-manuscripta-9466>, <http://dx.doi.org/10.7891/e-manuscripta-10160> beziehungsweise 10161).

wonnenen Heimat Zürich zu verlassen und das Studium in Jena fortzusetzen, wohin seine Mutter inzwischen gezogen war. In Jena, schrieb Hirzel später,

zogen mich von den dortigen Docenten besonders Kuno Fischer, namentlich aber der mir unvergessliche August Schleicher an, zu welchem ich sehr bald in enges Freundschaftsverhältnis trat. Dieser Umstand gab meinen Studien sehr bald eine besondere Richtung. Ich hörte Schleichers Vorträge über gotische und ahd. Grammatik, Nibelungen, vergleichende Grammatik und war Mitglied der kleinen Sanskrit-Gesellschaft, die sich in seinem Hause versammelte.¹⁵

Wenngleich der Akzent von Hirzels Studien¹⁶ in den folgenden Jahren auf dem Forschungsgebiet des bedeutenden Vergleichenden Sprachwissenschaftlers und -theoretikers August Schleicher lag, vernachlässigte er das Literaturstudium und die Beschäftigung mit der Gegenwartsliteratur nicht.¹⁷ Diese Aussage dürfte auch für die letzte Studienphase Hirzels in Berlin, vom Wintersemester 1860 bis zum Ende des Sommersemesters 1862 gelten – die unbestimmte Ausdrucksweise rührt daher, dass es über diese Zeit noch weniger biografische Zeugnisse gibt als über die weiteren Lebensphasen Hirzels.¹⁸ Aus den Belegbögen¹⁹ geht hervor, dass er Sanskrit bei dem berühmten Indologen Albrecht Weber studierte, Latein und Griechisch bei dem Germanisten und klassischen Philologen Moriz Haupt und dem Gräzisten Carl Friedrichs; für ein theoretisches Interesse Hirzels spricht die Tatsache, dass er in Berlin die berühmte Vorlesung August Boeckhs über die «Encyclopädie der Philologie» hörte. Im Wesentlichen aber dürfte Hirzel sich in dieser Zeit mit der Vorbereitung seiner Dissertation über den äolischen Dialekt beschäftigt haben. Über geselligen Verkehr mit Berliner und Schweizer Freunden berichtet Otto von Greyerz, der auch festhält, «daß die gleichgerichteten Freunde die Kunstschatze der Berliner Museen, das Theater und die schöne Umgebung der Stadt gemeinsam aufsuchten und die Abende

15 Handschriftlicher Lebenslauf Hirzels (wie Anm. 12).

16 Die von Hirzel vom Sommersemester 1859 bis Sommersemester 1860 belegten Lehrveranstaltungen sind im Archiv der Universität Jena dokumentiert: *Sommersemester 1859*: Carl Wilhelm Götting (1793–1869), Griechische Altertümer; Gustav Droysen (1808–1884), Neuere Geschichte; Ludwig Nipperdey (1821–1875), Lateinische Syntax; Kuno Fischer (1824–1907), Logik und Metaphysik; August Schleicher (1821–1868), Geschichte der altdeutschen Literatur, Morphologie der Sprachen. *Wintersemester 1859/60*: Ludwig Nipperdey, Plautus Trinummus (Transkriptionsfehler möglich); Kuno Fischer, Geschichte der neueren Philosophie; August Schleicher, Gothische Sprache, Vergleichende Grammatik, Geschichte des indogermanischen Sprachstammes. *Sommersemester 1860*: Moriz Schmidt (1823–1888), Metrik; August Schleicher, Vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen, Teil II, Althochdeutsche und altsächsische Sprache. – (Sign.: UAJ, Bestand G Abt. I, Nr. 145–150).

17 Vgl. handschriftlicher Lebenslauf Hirzels (wie Anm. 12).

18 Vgl. dazu auch Greyerz, Hirzel (wie Anm. 10), S. 33: «Geflüssentlich scheint jede andere Spur seines privaten Lebens ausgewischt, gerade als ob seine veröffentlichten Arbeiten und seine an seltenen Büchern reiche Bibliothek das einzige wären, was er den Überlebenden zu hinterlassen habe.»

19 I. *Im WS 1860/61*: 1. Römische Literatur-Geschichte bei Moriz Haupt; 2. Kalidasa: Meghaduta: bei Weber; 3. Atharva-Veda: bei Weber. II. *Im SS 1861*: 1. Encyclopädie der Philologie bei Boeckh; 2. Kālidāsa's Mālavikāgnimitram bei Weber. III. *Im WS 1861/62*: 1. Catullus bei M. Haupt; 2. Geschichte der griechischen Plastik bei Friedrichs; 3. Rig Veda bei Weber. IV. *Im SS 1862*: 1. Die Satyren des Horaz bei Moriz Haupt; 2. Pindar bei Friedrichs.

bis tief in die Nacht beim fröhlichen Becher durchkosteten».²⁰ In der Berliner Zeit lernte Hirzel nicht zuletzt Wilhelm Scherer kennen, der ebenfalls von 1860 bis 1862 in Berlin studierte und Hirzel bei dessen späteren wissenschaftlichen Vorhaben unterstützen sollte.²¹ Es ist zu vermuten, dass August Schleicher Hirzels Dissertation betreute, die 1862, ohne Vorwort und Lebenslauf, im Verlag von Salomon Hirzel unter dem Titel *Zur Beurtheilung des aeolischen Dialektes*²² erschien. Mit einer *in absentia* am 14. Juli 1862 vollzogenen Zürcher Promotion beendete Ludwig Hirzel sein akademisches Studium.²³

Hirzels Dissertation hatte in der sprachwissenschaftlichen Fachwelt einen respektablen Erfolg,²⁴ und möglicherweise ist auf ihn der Ruf an die Thurgauische Kantonsschule in Frauenfeld zurückzuführen, den er im Herbst 1862²⁵ «auf Anrathen Salomon Hirzels»²⁶ zu einem Jahresgehalt von 2200 Franken²⁷ annahm. Um die zeitgenössische Bedeutung dieses Rufs zu ermessen, ist vielleicht der Hinweis darauf nützlich, dass es in der Schweiz im Zuge der neuhumanistischen Reform der philosophischen Fakultät zu einer engen konzeptionellen und institutionellen Verflechtung zwischen Gymnasium und philosophischer Fakultät kam. Auf sie ist es zurückzuführen, dass die Gymnasien auch als wissenschaftliche Vorschulen der philosophischen Fakultät galten, dass Professoren bis ans Ende des 19., vereinzelt bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts, zugleich an Gymnasien und philosophischen Fakultäten unterrichteten²⁸ und dass es in der Schweiz – im Gegensatz zu Österreich und Deutschland – bis vor kurzem die Möglichkeit eines Austauschs des Lehrpersonals zwischen den Institutionen gab.²⁹

Die Lehrverpflichtung Hirzels an der Kantonsschule Frauenfeld betrug 23 Stunden und erstreckte sich auf die Fächer Griechisch, Alte Geschichte, Schweizer Geschichte und Deutsch. Die Unterrichtsgegenstände sind in den jährlichen Schulprogrammen genau

20 Greyerz, Hirzel (wie Anm. 10), S. 43.

21 Vgl. dazu unten. – In einem Brief an Scherer vom 22. 3. 1873 drückt Hirzel seine Freude darüber aus, «dass Sie mir immer noch freundschaftlich zugethan sind» und erinnert sich «unserer gemeinsamen Berliner Zeit», Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (fortan: ABBAW): Nachlass Scherer, Nr. 509.

22 Ludwig Hirzel: *Zur Beurtheilung des aeolischen Dialektes*. Leipzig 1862.

23 Auszug aus dem Promotionsbuch: Ludwig Hirzel, Universitätsarchiv Zürich, Signatur: UAZ AA 21.001.

24 Vgl. Jacoby, Hirzel (wie Anm. 14), S. 322: «Sie fand bei Fachmännern Anerkennung; so bei [Adelbert] Kuhn, G. Curtius, Schleicher, Schweizer-Sidler. Noch 1868 lobt sie Wilhelm Scherer [in] *Zur Geschichte der deutschen Sprache*, und Benfey erwähnt sie in der *Geschichte der Sprachwissenschaft*.»

25 Hirzel unterrichtete vom Herbst 1862 bis zum Frühjahr 1866 in Frauenfeld, vgl. G[ustav] Büeler: *Geschichte der Gründung der Thurgauischen Kantonsschule nebst Beilagen zu Chronik und Statistik der Schule von 1853–1903*. Frauenfeld 1903, S. 134.

26 Jacoby, Hirzel (wie Anm. 14), S. 322.

27 Regierungsratsbeschluss (RRB) Nr. 1268 vom 3. Juli 1862 (StATG 47901), Staatsarchiv Thurgau.

28 Vgl. dazu Ulrich Im Hof: *Zum Problem der ausländischen Einflüsse auf das schweizerische Hochschulwesen im 19. Jahrhundert*. In: Festgabe Hans von Greyerz. Zum sechzigsten Geburtstag 5. April 1967. Bern 1967, S. 593–623, hier S. 603.

29 Vgl. dazu Michael Böhler: *Länderspezifische Wissenschaftsvarianten in der Germanistik?* In: Corina Caduff, Michael Gamper (Hg.): *Schreiben gegen die Moderne. Beiträge zu einer kritischen Fachgeschichte der Germanistik in der Schweiz*. Zürich 2001, S. 13–42, hier S. 24.

dokumentiert; im Schuljahr 1862/63 etwa hatte Hirzel nach dem Lehrprogramm in der VI. Gymnasiumsklasse im Fach Deutsch zu unterrichten: «1) Geschichte der deutschen Literatur vom Zeitalter der Reformation bis zu Schillers Tod. 2) Lektüre von Schillers Wallenstein. 3) Aufsätze. 4) Declamationsübungen.»³⁰ Trotz der zunächst ungewohnten Lehrbelastung verzichtete Hirzel nicht auf eine wissenschaftliche Publikationstätigkeit. 1864 veröffentlichte er einen Aufsatz *Zum Futurum im Indogermanischen* in der angesehenen *Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung*,³¹ 1866 eine Abhandlung über den im 16. Jahrhundert in Frauenfeld geborenen Humanisten und Lexikografen Petrus Dasypodius,³² die Hirzel eine anerkennende Widmung³³ seines einstigen Kommilitonen Wilhelm Scherer eintrug. Humanismusstudien lagen, wie Hirzel dem Frauenfelder Gelehrten und Literarhistoriker Johann Caspar Mörikofer mitteilte, seinem «eigentlichen kreise ziemlich fern»³⁴ – aber 1865 war noch kaum auszumachen, welches der «eigentliche kreis» der Hirzel'schen Studien war. Dieser wurde erst sichtbar, nachdem Hirzel im Frühjahr 1866 einen Ruf an die Kantonsschule Aarau angenommen hatte, die ihm einen Lehrauftrag «speciell für das Fach der deutschen Literatur und Sprache»³⁵ erteilte. Die Aargauer Kantonsschule, an der schweizerische und deutsche Gelehrte unterrichteten, besaß ein hohes Ansehen, und in der «bildungsfrohen kleinen Hauptstadt» verkehrte Hirzel in einem «Kreis tüchtiger und eigenartiger Männer»,³⁶ zu dem auch Scherers Freund, der Literarhistoriker Daniel Jacoby, zählte,³⁷ den Hirzel 1873 an die Aargauer Kantonsschule ziehen konnte.³⁸ Das kulturell ambitionierte Leben grte Hirzel zu einer kontinuierli-

30 Programm der Thurgauischen Kantonsschule für das Schuljahr 1862/63. Frauenfeld 1863, S. 9.

31 Jg. 13 (1864) S. 237–244. Der Aufsatz trägt den Vermerk «Frauenfeld, canton Thurgau, october 1863».

32 Vgl. Ludwig Hirzel: Petrus Dasypodius. In: Neues Schweizerisches Museum. Zeitschrift für die humanistischen Studien und das Gymnasialwesen in der Schweiz 6 (1866), S. 128–163.

33 Wilhelm Scherer: Zur Geschichte des lateinischen Dramas im 16. und 17. Jahrhundert. In: Archiv für die Geschichte deutscher Sprache und Dichtung 1 (1874), S. 1–12 und 481–496, hier S. 487. – Am 20. 6. 1874 dankte Hirzel Scherer «für die ehrenvolle Zueignung des Artikels über den Dramatiker Dasypodius» (ABBAW, NI Scherer, Nr. 509).

34 Brief Hirzels an Mörikofer, Frauenfeld 12. Mai 1865: «Allerdings suche ich seit einiger zeit nachrichten über D[asypodius] zusammen u. denke auch wol, wenn sich ein befriedigendes resultat ergibt, dieselben einmal zu einem ganzen zu vereinigen. Freilich wäre wol mancher andere zu einer derartigen arbeit berufener; denn, wie Sie wissen, liegen studien über einen humanisten des 16. jahrh. meinem eigentlichen kreise ziemlich fern. Indessen scheint mir ein act der pietät zu sein, dass man in Thurgau, gerade bei den jetzt der schulbildung im ganzen so günstigen umständen, auch einmal das gedächtniss an einen mann auffrischt, der unter ganz anderen verhältnissen, doch aber nach allen zeugnissen mit vielem erfolg, sein mühevollens amt verwaltete. Und wenn das niemand anderes thut, so werde ich es wohl einmal versuchen.» (Zentralbibliothek Zürich, Ms M 32.23.)

35 Hirzel, Lebenslauf (wie Anm. 12).

36 Jacoby, Hirzel (wie Anm. 14), S. 323; Genaueres bei Greyerz, Hirzel (wie Anm. 10), S. 48–50.

37 Am 30. II. 1873 schrieb Jacoby an Scherer: «Mit Ludwig Hirzel bin ich am meisten zusammen, er ist ein trefflicher Mensch. Oft sprechen wir von Ihnen.» Am 27. 2. 1874: «Hirzel ist zum prof. ord. in Bern ernannt worden; die Schule verliert viel an ihm. Er war der Einzige, mit dem ich mich wissenschaftlich unterhalten konnte.» (ABBAW, NI Scherer, Nr. 534)

38 Vgl. dazu die Briefe Hirzels an Wilhelm Scherer vom 22. 3. 1873, 25. 3. 1873 und 15. 6. 1873 (ABBAW, NI Scherer, Nr. 509).

chen Vortrags- und Publikationstätigkeit an, deren Gegenstand nunmehr «besonders die Geschichte der deutschen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert»³⁹ wurde. Die Vorträge über «Goethe's italienische Reise», über «Goethe und Schiller» und über «Lessings Laokoon»,⁴⁰ die Hirzel im Auftrag der Historischen Gesellschaft in Aarau⁴¹ gegen Ende der 1860er-Jahre hielt, unterstreichen die Bedeutung, die regionale wissenschaftliche Vereine im 19. Jahrhundert für die Förderung und Verbreitung der Wissenschaften besaßen. Auf einen Vortrag geht vermutlich auch die Publikation *Ueber Schillers Beziehungen zum Alterthume* zurück, welche die Reihe der in Aarau entstandenen Arbeiten abschloss.⁴² Am 31. Mai 1873 erschien in der *Augsburger Allgemeinen Zeitung* eine Ausschreibung der Universität Bern für die Nachfolge des am 26. April 1873 verstorbenen Carl Robert Pabst.⁴³ Es gingen mit derjenigen Hirzels vier «Anmeldungen» für die Stelle ein, und eine Anfrage von Jakob Baechtold, ob er sich «anmelden» solle.⁴⁴ Die philosophische Fakultät beschloss Ende 1873, Hirzel den Ruf zu erteilen, der ihn am 27. Januar 1874 annahm. Dass die Deutsche Philologie trotz deutlicher Ansätze zu einer Binnendifferenzierung zu dieser Zeit noch als Gesamtfach gesehen wurde, ist einerseits schon daraus zu entnehmen, dass die Universität Bern die Professur für «deutsche Sprache und Literatur» ausschrieb – andererseits aber auch daraus, dass Hirzel keine Notwendigkeit gesehen hatte, die Promotion auf dem Fachgebiet vorzunehmen, dem sein eigentliches Interesse galt, nämlich der neueren deutschen Literaturgeschichte. Die Tatsache, dass die Universität die 1856 für Carl Pabst zunächst ad hoc geschaffene, erst 1871 in ein Ordinariat umgewan-

39 Hirzel, Lebenslauf (wie Anm. 12). Vgl. auch Jacoby, Hirzel (wie Anm. 14), S. 323: «Das Studium der Literatur des 18. Jahrhunderts zog ihn jetzt besonders an; in Goethes Leben und Werke drang er immer tiefer ein.»

40 Gedruckt wurde lediglich Ludwig Hirzel: *Goethe's italienische Reise*. Vortrag, gehalten im Casino zu Aarau. Basel 1871 (Öffentliche Vorträge gehalten in der Schweiz 1,4). – Manuskripte zu den beiden übrigen Vorträgen finden sich im Hirzel-Nachlass der Zentralbibliothek Zürich, FA Hirzel 459 mc. Die ungewisse Datierung der Vorträge folgt Greyerz, Hirzel (wie Anm. 10), S. 48.

41 Details zu Hirzels Mitgliedschaft in weiteren Vereinen in Aarau bei Greyerz, Hirzel (wie Anm. 10), S. 50: «Er widmete seine Kräfte verschiedenen öffentlichen und gemeinnützigen Instituten der Stadt und des Kantons.»

42 Ludwig Hirzel: *Ueber Schillers Beziehung zum Alterthume*. Aarau 1872.

43 *Augsburger Allgemeine Zeitung* Nr. 151 (31. 5. 1873), S. 2320.

44 Baechtolds Schreiben von 5. 5. 1873 enthielt unter anderem den folgenden Passus: «Weiters wurde mir gemeldet, daß die Stelle von Prof. Pabst sel. bis zum 11. Juni zur Concurrenz ausgeschrieben ist: ja, ich wurde aus dem Schooße des Senats selbst, sowie auch von anderer Seite aufgefordert, mich sofort als Mitbewerber zur fragl. Stelle zu melden. Wenn ich nun gleichwohl zögere Ihnen hier meine Anmeldung beizulegen, so geschieht es nur aus Gründen, die einem jüngeren kaum zu verargen sind: einmal scheut man sich, mit einem Kreise hochverdienter Männer um das gleich Ziel zu ringen, und dann hegt man gewisse Zweifel in die eigene Zulänglichkeit.

Freilich ist gerade deutsche Lit. Geschichte mein Hauptstudium, wie ich auch meine Lebensaufgabe darein gesetzt habe, speciell die Literatur meiner schweiz. Heimat zu durchforsten, eine Arbeit, von der ich Ihnen in meinem Lanzelet eine Probe beigelegt habe. Bitte, geben Sie mir umgehend einen Rath!» (Staatsarchiv Bern, Akte Hirzel, Ludwig BBIII b 6166 17) – Ob Baechtold eine Antwort erhielt, ist aus der Berufsakte nicht zu ersehen.

delte Stelle nun als ordentliche Professur ausschrieb, lässt aber darauf schließen, dass das Fach deutsche Sprache und Literatur als Studienfach etabliert gelten konnte. Die kontinuierliche Forschungs- und Publikationstätigkeit Hirzels während seiner Gymnasialzeit lässt den Schluss zu, dass die Habitualisierung dieser Tätigkeit bei den ambitionierten Vertretern des Fachs weit vorangeschritten war, obgleich eine Habilitation noch nicht zu den Berufungsvoraussetzungen zählte.

Ludwig Hirzel war einerseits froh, den Schuldienst verlassen zu können. «Was ist es doch für ein Glück», schrieb er an Wilhelm Scherer, «wenn man wieder einmal dazu kommt, nach Jahren des Frohdienstes, sich als freier Mann zu fühlen u. mit der Wissenschaft wieder ordentlich weiter zu leben!»⁴⁵ Andererseits ist ihm das Leben in Bern, wie seine Biografen übereinstimmend betonen, oft schwergefallen. «Er, der von Leipzig, Zürich und Aarau her an ein wohlthätiges Gesellschaftsleben mit selbstverständlicher Gastfreundschaft gewöhnt war», litt unter der «ungeselligen Zurückhaltung» der Berner und ihrem «Mangel an leichten Umgangsformen».⁴⁶ Ihn kränkte die «Gleichgültigkeit des bernischen Publikums gegen litterarische Bestrebungen»,⁴⁷ und er beklagte bei Scherer wiederholt die «Büchermisère», die, wie er schrieb, «mir manchmal geradezu den Aufenthalt in der Stadt hier verleidet»;⁴⁸ auf Schiller anspielend, meinte er, er sei in Bern «(unter Larven die einzige (litterarhistorisch) fühlende Brust».⁴⁹

In den Jahren nach seiner Berufung entwickelte Hirzel eine publizistische Produktivität, in der seine literarische Sozialisation in Leipzig, das philologische Studium und seine immense Belesenheit zum Tragen kamen. In seinen Publikationen wird allmählich ein Programm mit zwei Kernelementen erkennbar. Zum einen wollte Hirzel die Literaturgeschichte der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als eigenständige Literaturepoche und nicht lediglich als ‚Vorgeschichte‘ der deutschen Klassik behandeln. Zum anderen wollte er die für diese Epoche entscheidenden Beziehungen zwischen der schweizerischen und der deutschen Literatur im Zusammenhang darstellen – aber nicht im Sinne Wilhelm Wackernagels und seiner Nachfolger, denen es darum ging, den «hervorragenden Anteil der Eidgenossen an der deutschen Literatur»⁵⁰ herauszuarbeiten, sondern als gleichrangige literarische und kulturelle Beziehungen, bei denen die politische Nationalität keine Rolle spielte – gemäß der Devise Wilhelm Scherers: «politische Schranken können nicht in Betracht kommen zwischen Völkern, die durch Gedankenverkehr und gemeinsames Besitzthum von Ideen verbunden sind».⁵¹

45 Brief Hirzels an Scherer vom 12. II. 1874 (ABBAW, NI Scherer, Nr. 509).

46 Greyerz, Hirzel (wie Anm. 10), S. 53. Vgl. auch Jacoby, Hirzel (wie Anm. 14), S. 323.

47 Greyerz, Hirzel (wie Anm. 10), S. 51.

48 Brief Hirzels an Scherer vom 17. 7. 1877 (ABBAW, NI Scherer, Nr. 509).

49 Brief Hirzels an Scherer vom 30. I. 1877 (ABBAW, NI Scherer, Nr. 509).

50 Jakob Bächtold: Kleine Schriften. Mit einem Lebensbilde von W. von Arx. Herausgegeben von Theodor Vetter. Frauenfeld 1899, S. 8.

51 Wilhelm Scherer: [Rez.] Ludwig Hirzel: Karl Ruckstuhl: ein Beitrag zur Goethe-Litteratur. Straßburg 1876 (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker 17) [zuerst in:

In Scherers Straßburger Reihe *Quellen und Forschungen* erschien auch Hirzels erste Publikation nach der Übernahme des Lehrstuhls in Bern.⁵² Das schmale Heft schildert Leben und Werk des Luzerners Karl Ruckstuhl,⁵³ dessen Kampf gegen Sprachpurismus und germanische Religionsmythen Goethe sich 1817 anschloss und der Wilhelm Scherer noch 1876 eine Philippika gegen patriotische Übertreibungen⁵⁴ und «den barbarischen Unsinn halbverstandener nordischer Mythologie» zu entlocken vermochte. Die Rolle, die Scherer für die schweizerische Literaturwissenschaft in deren Begründungsphase spielte, ist bislang nicht erkannt worden: Er konnte zwar nicht, wie in Österreich, aufgrund seiner guten Kontakte zum Kultusministerium, Einfluss auf Stellenbesetzungen nehmen, indem er aber zu Baechtold und Hirzel persönlichen Kontakt aufnahm⁵⁵ und sie in sein wissenschaftliches Netzwerk einfügte, ermöglichte er ihnen den Zugang zu den aktuell diskutierten wissenschaftlichen Fragen und Forschungen sowie zu Unternehmungen wie beispielsweise der Sophien-Ausgabe.

Von Scherer beeinflusst ist auch Hirzels Rektoratsrede aus dem Jahr 1879, ein – erst 2016 gedrucktes⁵⁶ – hervorragendes Dokument der Entwicklung der neueren Literaturge-

Deutsche Rundschau 1876]. In: ders.: Kleine Schriften zur neueren Litteratur, Kunst und Zeitgeschichte. Hg. von Erich Schmidt. Berlin 1893, S. 249 f., hier S. 249.

- 52 Vgl. Ludwig Hirzel: Karl Ruckstuhl: ein Beitrag zur Goethe-Litteratur. Straßburg 1876 (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker 17). Später ergänzt durch: Ludwig Hirzel: Nachträgliches über Ruckstuhl. In: Zeitschrift für deutsches Altertum 21 (1877) S. 464–466. – Hirzel hatte zunächst daran gedacht, die Arbeit als Aufsatz zu publizieren; Scherer machte ihm den Vorschlag, aus ihr ein Heft für die «Quellen und Forschungen» zu machen, vgl. den Brief Scherers an Hirzel vom 26. 5. 1876 (ABBAW, NI Scherer, Nr. 509).
- 53 Ruckstuhl war 1815 Secretär der Gesellschaft für vaterländische Cultur im Kanton Aargau, die als «historische Gesellschaft des Kantons Aargau» bis heute besteht und an deren Wirken Hirzel in Aarau Anteil nahm.
- 54 Wilhelm Scherer, [Rez.] Hirzel: Karl Ruckstuhl (wie Anm. 51), S. 250: Ruckstuhl «ist aber auch für uns ein Bundesgenosse, die wir unter ähnlichen patriotischen Übertreibungen zu leiden haben, aber ohne Schwanken entschlossen bleiben, im Sinne Goethes zu leben und zu wirken, getreu den bewährten humanen Idealen, unbekümmert um den barbarischen Unsinn halbverstandener nordischer Mythologie, die man uns als neues Evangelium aufdrängen will, fest überzeugt, daß es eine hochstehende, rein nationale und originale Kunst nie gegeben hat, nicht geben kann und nicht geben soll, und daß jede darauf gerichtete Bestrebung ein- für allemal durch Goethes Epigramm gerichtet ist: «Ein Quidam sagt: ich bin von keiner Schule.» Die Deutschen, die es mit der ästhetischen Bildung ihres Volks gut meinen, sind aus der Schule der Griechen. In Athen ist ihre geistige Heimath, nicht in der trüben Tiefe des Rheins. Das deutsche Alterthum ist ihnen willkommen, so weit es uns stärken und bereichern kann, nicht wo es einer Verarmung der Kunst und geistigen Rückbildung gleichkommen muss.»
- 55 Scherer traf Baechtold und Hirzel wiederholt auf dem Weissenstein; vgl. Walter von Arx: Jakob Bächtold. In: Jakob Bächtold, Kleine Schriften (wie Anm. 50), S. 19. – Vgl. dazu auch den Brief Hirzels an Scherer vom 25. 8. 1876 (ABBAW, NI Scherer, Nr. 509): «Ich bin nach dem schönen Tage bei Ihnen noch ziemlich weit in der Schweiz herumgezogen, Zürich, Schaffhausen, Bodensee und Chur. Aber die Krone des ganzen [sic] ist der Aufenthalt auf dem Weissenstein geblieben. Ich habe seit langem nicht in so kurzer Zeit so vielfache Anregung und so genussreiche Unterhaltung gehabt, und jener Tag wird mir in bester Erinnerung bleiben: um so mehr als ich an ihn die Hoffnung knüpfen durfte, Sie in nicht allzulanger Zeit einmal wieder zu besuchen.»
- 56 Ludwig Hirzel: Über das Studium der deutschen Litteraturgeschichte (1879). Mit einer Einleitung hg. von Tom Kindt und Hans-Harald Müller. In: Germanistik in der Schweiz 13 (2016), S. 55–70.

schichte in den deutschsprachigen Ländern. Es wurde einleitend bereits erwähnt, dass die neuere deutsche Philologie einen dauerhaften Institutionalisierungserfolg an den Universitäten erst in einer strengeren philologischen Konzeption zu erreichen vermochte, zu der in erster Linie Michael Bernays und Wilhelm Scherer beigetragen haben. Die konziseste Beschreibung dieser philologischen Konzeption der neueren Literaturgeschichte lieferte zuerst vermutlich der österreichische Scherer-Schüler Richard Heinzel⁵⁷ im Jahre 1879; im selben Jahre aber entstand auch Hirzels Rektoratsrede. Den Gehalt dieser Rede⁵⁸ können wir hier nur mit einigen Stichworten umreißen.

Hirzel wies darauf hin, dass «fast überall auf den uns umgebenden Hochschulen Deutschlands und Österreichs» die Literaturgeschichte das Stadium des Dilettantismus hinter sich gelassen und zugleich «einen ungeheueren Aufschwung genommen»⁵⁹ habe. In den arbeitsteilig organisierten Wissenschaften erforsche sie «das Gebiet der poetischen Litteratur, also der schriftlichen Denkmäler derjenigen geistigen Entwicklung der Völker, die in *der Kunst* [...] sich äussert.» Dass die Literaturgeschichte als Teil der «allgemeinen Kunstgeschichte» zu sehen sei, wurde am Ende des 19. Jahrhunderts in der Schweiz und in Österreich stärker betont als im Deutschen Reich. Hirzel unterstrich, dass die Literaturgeschichte «strengster philologischer Untersuchungen nicht entbehren» könne. Wie Michael Bernays⁶⁰ in seiner Untersuchung *Über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes* (1866) hob er hervor, dass «nicht allein die Schriftsteller des Alterthums», sondern «auch die neueren Schriftsteller oft, und in nur allzugrosser Anzahl die Deutschen, allen Unbilden ausgesetzt gewesen» sind, «an denen die Nachlässigkeit der Setzer und Drucker, die Sorglosigkeit und Eigenwilligkeit der Autoren selbst und die Unwissenheit und Unwissenschaftlichkeit ihrer Herausgeber oft alle zusammen Schuld haben». Daraus zog Hirzel jedoch nicht die Konsequenz, dass die Literaturgeschichte auf eine philologische Textwissenschaft begrenzt werden müsse – für ihn war sie «in gewissem Sinne der letzte und wichtigste Teil der Culturgeschichte». Daher müsse sie, so Hirzel, auch den ideengeschichtlichen Kontext der Literatur im weitesten Sinne in ihre Studien einschließen, weil

beispielsweise Lessing ohne die Philosophie und Theologie seiner Zeit, Schiller ohne Kant, Goethe ohne Spinoza, die Romantiker ohne die politischen, religiösen und wissenschaftlichen Bestrebungen ihrer Zeit weder im ganzen begriffen, noch auch in hundert Einzelheiten richtig erklärt werden können.

Vielleicht wird aus diesen Andeutungen bereits erkennbar, dass Hirzel 1879 ein umfassendes, seinerzeit zukunftsweisendes Forschungsprogramm konzipierte.

57 Vgl. ebd., S. 44 f.

58 Vgl. Anm. 51.

59 Dieses und die folgenden Zitate aus Ludwig Hirzel: Über das Studium der deutschen Literaturgeschichte. Rektoratsrede, Bern, November 1879. Die handschriftliche Abschrift trägt am Ende den Vermerk: «Aus Hirzels Nachlaß im Jahre 1898 abgeschrieben von seinem Sohn Ludwig.» Hervorhebung im Original.

60 Hirzel war mit Bernays' Arbeiten nicht allein von der Zusammenarbeit seines Onkels Salomon Hirzel mit Bernays an *Der junge Goethe* (1875) vertraut. Über Hirzels Korrespondenz mit Bernays vgl. Jacoby, Hirzel (wie Anm. 14), S. 326.

Über das umfangreiche wissenschaftliche Œuvre Hirzels können wir hier nur einen knappen Überblick geben.⁶¹ Es lässt sich, wenn wir die Arbeiten zur historischen Sprachwissenschaft ausklammern, unschwer in vier Sachgruppen fassen: 1. Goethe und Lavater, 2. Wieland, 3. Haller, 4. literaturkritische Arbeiten. Bei den Arbeiten zu Goethe ist zu unterscheiden zwischen Editionen und darstellenden Arbeiten. Da der letzte Antistes der Zürcher Kirche, der mit der Familie Lavater verwandte Diethelm Georg Finsler, ihm den Zugang zu Lavater-Briefen eröffnet hatte,⁶² konnte Hirzel eine ganze Reihe von Briefen aus der Korrespondenz Lavaters mit Goethe publizieren.⁶³ Von den darstellenden Arbeiten sind der populäre Vortrag über «Göthe's italienische Reise» und die Untersuchung über Karl Ruckstuhl bereits erwähnt worden. Der Aufsatz über *Goethe-Erinnerungen aus der Schweiz*⁶⁴ gibt Ergänzungen zu Goethes Erinnerungen an die Schweizer Reisen von 1775, 1779 und 1794, ein 1888 erschienener Aufsatz dokumentiert *Goethe's Beziehungen zu Zürich und zu Bewohnern der Stadt und Landschaft Zürich* anhand archivalischer Zeugnisse und resümiert, «daß es nur wenige deutsche Landschaften von gleicher Größe sein möchten, deren Bewohner in so großer Anzahl mit Goethe in lebendiger Beziehung gestanden haben wie solches mit Bewohnern von Stadt und Landschaft Zürich der Fall gewesen ist».⁶⁵ Hirzel galt, nicht zuletzt wegen seiner Neuausgabe von *Salomon Hirzels Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek*⁶⁶ als ausgezeichnete Goethe-Philologe und Experte für Goethes Beziehungen zur Schweiz, weshalb er für die Edition der «Briefe aus der Schweiz» in der Sophien-Ausgabe vorgesehen war.⁶⁷

61 Eine Bibliografie der Arbeiten Hirzels gibt es bislang nicht, vgl. aber die Zusammenstellung in dem von Donovan Anderson verfassten Artikel im Internationalen Germanisten Lexikon 1800–1950. Bd. 2. Berlin 2003, S. 760 f.

62 Hirzels Korrespondenz mit Finsler befindet sich in der Mappe FA Finsler 480/1 in der Zentralbibliothek Zürich. Am 21. 9. 1878 etwa schreibt Hirzel an Finsler: «Ich schwelge in Ihren Schätzen, die ich glücklich aus dem Waadtlande mit hieher gebracht habe. Lavater, Zimmermann, Haller leben ganz neu durch die merkwürdigen Briefe vor mir auf. Und fehlen konnte es natürlich auch nicht, dass für die Goethe-Forschung einiges abfiel: Die Beiträge zur Physiognomik, die Goethe gegeben, lassen sich nun auch wieder etwas genauer bestimmen.» Aus Hirzels Brief vom 29. 10. 1878 geht hervor, dass Finsler, der sich jeden öffentlichen Dank verbat, Hirzel weit über 100 Lavater-Briefe übergeben hatte.

63 Vgl. Ludwig Hirzel: Goethes Anteil an Lavaters Physiognomik. In: Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur N. F. 9 (1877), S. 254–258; Lavaters Briefe an die Marquise Branconi. Mitgetheilt von Ludwig Hirzel. In: Im Neuen Reich 7,2 (1877), S. 681–687; Ludwig Hirzel: Goetheana. In: Im Neuen Reich 8,2 (1878), S. 597–611; Ludwig Hirzel: Joh. Georg Schlosser, Lavater, Goethe und Cornelia Goethe. In: Im Neuen Reich 9,1 (1879), S. 273–285; Ludwig Hirzel: Goethiana aus Lavaters Briefsammlung. In: Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte 5 (1892), S. 614–621.

64 Ludwig Hirzel: Goethe-Erinnerungen aus der Schweiz. In: Im neuen Reich 7,2 (1877), S. 101–109.

65 Ludwig Hirzel: Goethe's Beziehungen zu Zürich und zu den Bewohnern der Stadt und Landschaft Zürich. Leipzig 1888. Neujahrsblatt der Stadt Zürich auf das Jahr 1888, S. 49. – Einen Verriss zu Hirzels Abhandlung schrieb Heinrich Düntzer in der Zeitschrift für deutsche Philologie 21 (1889), S. 372–382.

66 Salomon Hirzels Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek mit Nachträgen und Fortsetzung herausgegeben von Ludwig Hirzel. Leipzig 1884. Vgl. dazu auch die positive Rezension von Jakob Minor in: Anzeiger für deutsches Altertum 11 (1885), S. 138 f.

67 Dazu kam es schließlich nicht. In einem Brief vom 8. 5. 1893 erklärte Hirzel Bernhard Seuffert die Bereitschaft, die *Briefe aus der Schweiz* zu edieren, widerrief diese nach einem Arbeitsaufenthalt in Weimar

Auch im Falle Wielands begann Hirzel mit der Edition von Fundstücken aus dessen Korrespondenz mit Lavater⁶⁸ und anderen auf Wielands Aufenthalt in Zürich bezüglichen Dokumenten.⁶⁹ Eine kontinuierliche Forschung zu Wieland nahm Hirzel erst auf, als er sich mit dessen pädagogischen Konzepten beschäftigte und «Herrn Wielands Plan von einer neuen Art von Privat-Unterweisung» sowie dessen *Geschichte der Gelehrtheit* nach den Nachschriften der Zürcher Schüler ediert hatte. Durch diese Editionen kam er in Kontakt mit Bernhard Seuffert,⁷⁰ der 1881 mit einem Stipendium des Bayrischen Staatsministeriums die deutschen und schweizerischen Archive bereist hatte, um Wieland-Handschriften für seine Biografie über den Dichter zu sammeln.⁷¹ Die Funde Seufferts und Hirlzels ergänzten sich; zwischen beiden setzte ein fairer Wettbewerb im Dienste der Wieland-Forschung ein.

In seinem Buch *Wieland und Martin und Regula Künzli*⁷² weitete Hirzel seine Forschungen aus und untersuchte anhand von Dokumenten den gesamten Aufenthalt Wielands in der Schweiz von 1752 bis 1760. In einer 35 Seiten langen Rezension, die Hirlzels Funde durch eine «urkundliche Nachlese»⁷³ ergänzte, bezeichnete Seuffert Hirlzels Buch als «die gründlichste Darstellung dieses tätigen Jahrzehnts der Zürcher Gruppe, in welchem der Kampf mit Gottsched neu aufgenommen und beendet» wurde und resümierte: es «ist für die ganze Zeitgeschichte wichtig, indem Wielands Schweizer Beziehungen trefflich beleuchtet werden».⁷⁴

Die bedeutendste Leistung und die größte Anerkennung erzielte Hirzel mit seinen Forschungen zu Albrecht von Haller. Wann er mit ihnen begann, ist nicht bekannt; sein publizistisches Engagement setzte im Vorfeld des 100. Todestages Hallers (1877) ein. Er initiierte die Auslobung einer Preisschrift zum poetischen Wirken Hallers, deren Preis Hirlzels Schüler Adolf Frey erhielt; aus der Preisschrift entstand Freys Dissertation über

aber am 29. 12. brieflich und motivierte das mit dem unverständlichen Verhalten Bernhard Suphans ihm gegenüber. Hirlzels Briefe an Seuffert befinden sich im Seuffert-Nachlass im Staatsarchiv Würzburg.

68 Vgl. Ludwig Hirzel: Ungedruckte Briefe Wielands an Lavater. In: Archiv für Litteraturgeschichte 4 (1875), S. 300–322.

69 Vgl. Ludwig Hirzel: Christoph Martin Wielands Helvetisches Bürgerrecht. In: Archiv für Litteraturgeschichte 3 (1874), S. 131–144 und ders.: Ein Brief Wieland's, betreffend sein helvetisches Bürgerrecht. In: Archiv für Litteraturgeschichte 6 (1877), S. 92–95 sowie: Ungedruckte Briefe von Wieland. Mitgetheilt von Ludwig Hirzel. In: Archiv für Litteraturgeschichte 7 (1878), S. 489–518.

70 Hirzel hatte die *Geschichte der Gelehrtheit* zunächst Seuffert für einen Abdruck in der von diesem herausgegebenen *Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte* angeboten, sich dann aber für eine selbständige Publikation entschieden, vgl. die Briefe Hirlzels an Seuffert vom 26. 5. 1890 und 26. 9. 1890 (Staatsarchiv Würzburg, NI Seuffert).

71 Vgl. Der Briefwechsel zwischen August Sauer und Bernhard Seuffert. 1880 bis 1926. Auswahl und Kommentar. Hg. in Verbindung mit Bernhard Fetz und Hans-Harald Müller von Mirko Nottscheid, Marcel Illtischko und Desiree Hebenstreit. Wien u. a. 2020, S. 56.

72 Ludwig Hirzel: Wieland und Martin und Regula Künzli. Briefe und wiederaufgefundene Aktenstücke. Leipzig 1891. – Später ergänzt durch Ludwig Hirzel: J. H. Waser. In: Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte 5 (1892), S. 301–312.

73 Bernhard Seuffert in: Göttingische gelehrte Anzeigen 158, 2 (1896), S. 470–507, hier S. 473.

74 Ebd., S. 470 und S. 473.

Albrecht von Hallers poetische Sprache,⁷⁵ die später zu einem Buch über Albrecht von Haller und seine Bedeutung für die deutsche Literatur⁷⁶ ausgeweitet wurde. Hirzel selbst beteiligte sich an der offiziellen Festschrift der Stadt Bern mit einem Aufsatz über *Albrecht von Hallers Bedeutung als Dichter*.⁷⁷ Die Zusammenfassung seiner Forschungen zu Haller enthält Hirzels Edition der Gedichte Hallers. Sie bietet eine kritische Ausgabe samt textkritischen Varianten und einer Verzeichnung aller Ausgaben, die auf 536 Seiten eingeleitet wird durch Untersuchungen zu Leben, Werk und Rezeption des Gelehrten und Dichters.⁷⁸ Die Untersuchungen zum damals weithin unerforschten Werk Hallers stießen auf eine ungewöhnlich breite Beachtung; Daniel Jacoby⁷⁹ zählte allein 21 Rezensionen.⁸⁰ Deren gründlichste stammte von Bernhard Seuffert, der resümierte:

Hirzels einleitung wird die grundlage für alle studien über Hallers leben und bildungsgang bleiben. aber nicht nur für Haller allein, auch zu Klopstock, Lessing, Wieland u. a. wird neues geboten, sodass man ohne übertreibung behaupten muss, die einleitung hirzels ist für die kenntnis der litteratur des zweiten drittels des 18. jahrhunderts die wichtigste aller neueren arbeiten.⁸¹

Die prominenteste Rezension schrieb Wilhelm Scherer, der hervorhob, Hirzels Buch leiste nicht allein «als philologische Ausgabe alles, was man verlangen kann»: die «ausführliche Einleitung über Hallers Leben und Dichtungen» «glänzt nicht bloß durch den Reichtum der benutzten Quellen» und «die Sorgfalt der Bearbeitung», sondern «bricht

75 Der I. Section der hohen philos. Facultät zur Erlangung der Doctorwürde eingereicht von Adolf Frey. Zürich 1878.

76 Leipzig 1879. Vgl. die Rezension Hirzels in: Im Neuen Reich 101,1 (1880), S. 604.

77 In: Albrecht von Haller, geb. den 8. October 1708 – gest. den 12. Dec. 1777. Denkschrift herausgegeben von der damit beauftragten Commission auf den 12. December 1877. Bern 1877, S. 41–62.

78 Vgl. Albrecht von Hallers Gedichte. Herausgegeben und eingeleitet von Ludwig Hirzel. Frauenfeld 1882 (Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz und ihres Grenzgebietes. Herausgegeben von Jakob Baechtold und Ferdinand Vetter. Dritter Band). – Ein Jahr später ließ Hirzel eine Ausgabe der bislang uneditierten Tagebücher Hallers folgen: Albrecht von Hallers Tagebücher seiner Reisen nach Deutschland, Holland und England 1723–1727. Mit Anm. hg. von Ludwig Hirzel. Leipzig 1883. – Erst nach Hirzels Tod erschien der Briefwechsel zwischen Albrecht von Haller und Eberhard Friedrich von Gemmingen. Nebst dem Briefwechsel zwischen Gemmingen und Bodmer. Aus Ludwig Hirzels Nachlass herausgegeben von Hermann Fischer. Tübingen 1899 (Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart CCXIX).

79 Jacoby, Hirzel (wie Anm. 14), S. 325. Jacoby rezensierte auch selbst in: Archiv für Litteraturgeschichte 13 (1885) S. 120–144.

80 Mit einem Brief reagierte am 29. 1. 1882 Michael Bernays: «Verehrter Freund! Den ersten Eindruck, den ich von einer flüchtigen Durchmusterung Ihres prächtigen Haller empfangen, habe ich alsbald in einem Briefe an Ihren Verleger ausgesprochen. Ich möchte Sie bitten, Sich meine Worte mittheilen zu lassen. Jeder öffentliche Gebrauch derselben, den Herr Huber für die Verbreitung des Buches dienlich erachten sollte, ist gestattet.» (Zentralbibliothek Zürich, FA Hirzel 459 mb).

81 Bernhard Seuffert: [Rez.] Albrecht Hallers gedichte. herausgegeben und eingeleitet von dr Ludwig Hirzel [...]. Albrecht Hallers tagebücher [...] mit anmerkungen herausgegeben von Ludwig Hirzel [...]. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 28 [=N. F. 16] (1884) S. 239–253, hier S. 246.

überhaupt einer neuen und gerechteren Würdigung Hallers die Bahn»; sie gehört «ohne Zweifel zu den bedeutendsten literarhistorischen Arbeiten der letzten Jahre».⁸²

Gleichsam als Coda sei noch auf ein Charakteristikum verwiesen, das Hirzel in besonderer Weise mit seinen Schweizer Kollegen teilte, dass er nämlich neben den wissenschaftlichen auch populäre Artikel für Zeitungen und Zeitschriften schrieb. Er begann sein publizistisches Nebenwerk – wie sollte es anders sein – in den *Grenzboten*⁸³ und pflegte es am aktivsten in der Zeitschrift *Im Neuen Reich*, die nach 1871 im Verlag seines Onkels Salomon Hirzel erschien. In ihr publizierte er zahlreiche Rezensionen zu literaturwissenschaftlichen⁸⁴ und literarischen Neuerscheinungen,⁸⁵ aber auch prägnante Essays wie den über Samuel Henzi,⁸⁶ die zeigen, dass er neben der wissenschaftlichen auch eine ausgeprägte schriftstellerische Begabung besaß.

Am Beispiel der Ausbildung und Berufung Ludwig Hirlzels lässt sich die allmähliche institutionelle Differenzierung und Verselbständigung der Teilfächer der Germanistik zeigen. Hirlzels Stelle war wie die seines Vorgängers noch für das Gesamtfach «Deutsche Sprache und Literatur» ausgeschrieben, seine Ausbildung war mit der sprachwissenschaftlichen Dissertation ursprünglich auch noch auf das Gesamtfach ausgelegt. Wie sein Vorgänger hatte Hirlzel aber in seinen Publikationen das Hauptgewicht auf die neuere deutschsprachige Literatur gelegt, über die er nach seiner Berufung ausschließlich forschte und lehrte. Besiegelt wurde die institutionelle Differenzierung des Fachs in Bern 1885, als Hirlzel mit seinem Kollegen aus der Sprachwissenschaft, Ferdinand Vetter, ein Deutsches Seminar gründete und es sogleich «in eine alte und neue Sektion» gliederte.⁸⁷ Mitglieder der «neuen» Sektion des Deutschen Seminars waren Hirlzels Schüler Adolf Frey, Otto von Greyerz, Rudolf Ischer und Hans Käslin.

82 Wilhelm Scherer: [Rez.] Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz herausgegeben von Bächtold und Vetter. I–III (Stretlinger Chronik – Niklaus Manuel – Albrecht von Haller). Frauenfeld 1877–1882. In: Deutsche Litteraturzeitung Nr. 19 (13. Mai 1882), Sp. 680 f., Sp. 681.

83 Vgl. Ein ungedruckter Brief Wieland's an seinen Sohn Ludwig. Mitgetheilt von Dr. L. Hirlzel. In: Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst, Jg. 29, 1. Semester, 2. Band (1870) S. 260–264; Goethe und Heinrich Zschokke. (Mitgetheilt von Ludw. Hirlzel). In: Die Grenzboten Jg. 29, 1. Semester, 1. Band (1870), S. 33 f.

84 Von wissenschaftsgeschichtlichem Interesse etwa: L. H. Zur Literaturgeschichte. In: Im Neuen Reich 11 (1881) S. 191 f.; vgl. auch: L. H. [Rez.] Jakob Bächtold: Niklaus Manuel. Frauenfeld: Huber. In: Im Neuen Reich 9,1 (1879), S. 158 f.

85 Vgl. etwa: L. Hirlzel: Widmanns «Oenone». In: Im Neuen Reich 10,1 (1880), S. 498–505.

86 Ludwig Hirlzel: Samuel Henzi [Rez. zu J. J. Bähler: Samuel Henzi's Leben und Schriften. Aarau 1880]. In: Im Neuen Reich 10,1 (1880) S. 285–302; vgl. auch den Essay: Ludwig Hirlzel: Heinrich Zschokke. In: Schweizerische Rundschau 4, II. Band (Juli–Dezember 1894) S. 24–48.

87 Richard Feller: Die Universität Bern 1834–1934. Dargestellt im Auftrag der Unterrichtsdirektion des Kantons Bern und des Senats der Universität Bern. Bern und Leipzig 1935, S. 358.

Jugendbuch und Institution

Die Schwarzen Brüder von Lisa Tetzner und Kurt Held
(d. i. Kurt Kläber)

RALPH MÜLLER

Drei Tage vor dem offenen Ausbruch des Zweiten Weltkriegs schreibt Lisa Tetzner über ihre Sorgen an ihren schwedischen Verleger Axel Holmström:

Die Lage spitzt sich derart zu, und das Verhängniss [sic], oder besser die Katastrophe, naht mit Riesenschritten, sodass wir nicht wissen können, wie bald und wie lange wir abgeschnitten werden. Ich wäre Ihnen darum auch dankbar, wenn Sie mir noch einmal eine Rate für die Abzahlungen der Schwarzen Brüder zugehen liessen. [...] Ich schicke Ihnen gleichzeitig ein Exemplar von meinem Roman. «Das Karus[s]ell». Da ich nicht weiss, was hier mit uns passiert, möchte ich ein Exemplar in sicheren Händen wissen, so quasi als literarisches Vermächtniss [sic], falls hier bei uns alles in Schutt und Trümmer geht. [...] Ich hoffe[,] bei Ihnen in Schweden bleibt alles in Frieden und fest.¹

Die Angst vor den Auswirkungen des anbrechenden Kriegs, auch auf das Exil im schweizerischen Carona, ist greifbar. Zum Ausdruck kommen gleichzeitig einige der institutionellen Zwänge, unter denen vor 80 Jahren der beliebte Jugendroman *Die schwarzen Brüder. Erlebnisse und Abenteuer eines kleinen Tessiners* publiziert wurde. Die materiellen Sorgen der deutschen Exilanten werden sichtbar, die – ihrer vormaligen Einkünfte in Deutschland beraubt und in der Schweiz hinsichtlich der Publikationsmöglichkeiten eingeschränkt – alle finanziellen Ressourcen mobilisieren müssen. Lisa Tetzner hat einen kleinen Lehrauftrag für Sprecherziehung am kantonalen Lehrerseminar Basel und darf gerade mal Jugendbücher veröffentlichen, ihr Mann, Kurt Kläber, hat in den ersten Exiljahren ein vollständiges Publikations- und Arbeitsverbot in der Schweiz. Sein Publikationsverbot bildet nicht zuletzt den Hintergrund für die Vermutung, dass der Roman *Die Schwarzen Brüder* tatsächlich der erste Jugendroman von Kläber sei, der unter dem Namen Kurt Held ab 1940 Romane veröffentlicht.

Für die Schweizer Literatur bietet somit der Fall der *Schwarzen Brüder* Einblicke in die institutionellen Einflüsse, denen Jugendbücher und Werke emigrierter Autorinnen und Autoren ausgesetzt waren. Biografisch standen sowohl die offizielle Autorin wie auch der Ko-Autor Kurt Kläber als Emigranten in einem schwierigen Verhältnis zu behördlichen Institutionen wie der Fremdenpolizei, die sich wiederum in ihren Entscheidungen von

¹ Brief von Lisa Tetzner an ihren Verleger Axel Holmström, Carona am 29. 8. 1939. Arbetarrörelsens arkiv, Huddinge, Schweden.

der Berufsorganisation des Schweizerischen Schriftsteller-Verbands beraten liess. Literarisch eröffnete die Gattung des Jugendbuches, die nicht als lukrativ oder angesehen galt, den Exilanten eine bescheidene Möglichkeit zur schriftstellerischen Produktion, es stand aber zugleich unter dem regulierenden Einfluss von Bildungsinstitutionen: Jugendbuchverlage und die Jugendschriftenkommission (JSK) setzten sich auf ihre jeweilige Weise für die Einhaltung gesellschaftlicher Erwartungen ein.

1. Das Jugendbuch als Institution

Man hat in jüngerer Zeit literarische Phänomene wie ‚Fiktionalität‘ oder ‚Literatur‘ selbst als ‚Institutionen‘ definiert,² und diese Ansätze versprechen auch für das Jugendbuch interessant zu sein. Mit ‚Institution‘ ist in diesem spezifischen Zusammenhang ein sozialwissenschaftlicher Institutionenbegriff angesprochen, der sich weniger auf Körperschaften, Einrichtungen oder Organisationen bezieht, sondern Systeme von konventionalisierten sozialen Praktiken bezeichnet. Mit einem anschaulichen Beispiel erklären Olsen und Lamarque die Wirkung von sozialen Institutionen anhand des Unterschieds zwischen einer Entführung und einer Verhaftung: In beiden Fällen wird ein Individuum gewaltsam seiner Freiheit beraubt, nur in einem Fall gelten jedoch Regeln, unter denen es in legitimer Weise festgesetzt werden kann.³

Die Vorstellung institutionalisierter Praktiken macht beim Jugendbuch darauf aufmerksam, dass die bloße Absicht einer Autorin oder eines Autors, ein solches zu schreiben, nicht ausreicht. Nicht nur definiert sich das Jugendbuch grundlegend durch sein Publikum. Dieses jugendliche Publikum mag zwar Lesefähigkeiten erworben haben, es gilt aber im Hinblick auf Lesemotivation, Auswahl oder Verständnis seiner Lektüre noch nicht in vollem Umfang als mündig. Wie kaum eine andere literarische Gattung ist daher das Jugendbuch im engeren Sinn institutionell geprägt, da das Korpus in einem Austausch von Akteuren (Autorin beziehungsweise Autor, Verlag, Bildungsinstanzen und Bibliotheken, die Käuferschaft beziehungsweise Bibliothekskunden und die jugendliche

2 Vgl. beispielsweise Tilmann Köppe: Die Institution Fiktionalität. In: Tobias Klauk, Tilmann Köppe (Hg.): Fiktionalität. Ein interdisziplinäres Handbuch. Berlin 2014, S. 35–49.

3 Vgl. Peter Lamarque, Stein Haugom Olsen: Truth, Fiction, and Literature. A Philosophical Perspective. Oxford 1994, S. 256 f.: «An institutional practice, as we understand it, is *constituted* by a set of conventions and concepts which both regulate and define the actions and products involved in the practice. [...] An institution, in the relevant sense, is a rule-governed practice which makes possible certain (institutional) actions which are defined by the rules of the practice and which could not exist as such without those rules. [...] Take the simple example of an arrest and detention. The action of arresting and detaining someone, described in purely physical terms, has no inherent features that would set it apart from any other forcible apprehension of an individual, such as, say, kidnapping. The very possibility of a legally sanctioned arrest is dependent on a system that confers powers on individuals to undertake such an action, defining conditions under which such actions may be undertaken, and so on.» (Hervorhebung im Original)

Leserschaft) bestimmt wird. Dies wird besonders sichtbar, wenn man nicht nur die faktische Jugendlektüre betrachtet, sondern das Korpus, das von Bildungsorganisationen als geeignete Jugendlektüre «sanktioniert» worden ist.⁴

Der Institutionenbegriff fordert dazu auf, die sozialen Konventionen zu erfassen, nach denen ein Text nicht nur als Jugendbuch intendiert oder konsumiert wird, sondern auch von weiteren Akteuren gefördert oder eventuell gar unterdrückt wird. Solche Regeln schliessen nicht aus, dass es typischere und weniger typische Beispiele gibt. Beispielsweise erwartet man bei Jugendliteratur Formen der Erzählliteratur, obwohl auch Dramen oder Lyrik denkbar sind; vielfach wird auch vergessen, dass nicht nur Erwachsene, sondern auch Jugendliche für Jugendliche schreiben.⁵ Zudem verändern sich die Konventionen, die das Spektrum der «jugendgemässen»⁶ Inhalte und Darstellungsweisen umreissen. So zeigt die gekürzte Fassung der *Schwarzen Brüder* in der Graphic Novel von Hannes Binder,⁷ dass die Erwartungen und Anforderungen an ein Jugendbuch sich weiterentwickelt haben.

Noch in der Mitte des 20. Jahrhunderts bekämpften Bildungsorganisationen den angeblich verderblichen Einfluss des massenhaften Lesens von sogenannter «Schundliteratur». Damit waren nicht etwa nur Pornografie gemeint, sondern überhaupt billige und literarisch anspruchslose Erzählungen im Heftformat. Anfang der 1930er-Jahre finden sich besorgte Zeitungsberichte aus der Stadt Zürich, wo an einer Schule hunderte von Heftromanen beschlagnahmt wurden, die ihre junge Leserschaft mit sensationellen Abenteuern von Serienhelden wie Harry Piel von der Schule ablenkten.⁸ Diese Heftromane sind «faktische Jugendlektüre», die nicht nur von den Bildungsorganisationen aktiv unterdrückt, sondern ab 1931 auch durch ein bezahlbares, sanktioniertes Heftprogramm konkurriert wurden, dem «Schweizerischen Jugendschriftenwerk» (SJW). Von dem anhaltenden Bemühen, Jugendbücher einer Kontrolle zu unterwerfen, zeugt nicht zuletzt die Arbeit der Jugendschriftenkommission (JSK) des schweizerischen Lehrervereins, die 1858 gegründet wurde und als älteste Organisation dieses Zuschnitts im deutschsprachigen

4 Zur Unterscheidung von «faktischer Jugendlektüre» und «intendierter Jugendliteratur» vgl. Hans-Heino Ewers: *Literatur für Kinder und Jugendliche. Eine Einführung in grundlegende Aspekte des Handlungs- und Symbolsystems Kinder- und Jugendliteratur*. München 2012, S. 14–16.

5 Vgl. Bettina Kümmerling-Meibauer: *Kinder- und Jugendliteratur. Eine Einführung*. Darmstadt 2012, S. 11.

6 «Jugendgemässheit» geht davon aus, dass Jugendliteratur in inhaltlicher, stilistischer und medialer Hinsicht spezifisch auf Jugendliche ausgerichtet ist. Am besten greifbar wird Jugendgemässheit in Bearbeitungen von erwachsenenliterarischen Texten für die Jugend, vgl. zum Begriff und seinen Dimensionen Ewers, *Literatur für Kinder und Jugendliche* (wie Anm. 4), S. 167–195.

7 Vgl. Hannes Binder: *Die Schwarzen Brüder. Graphic Novel*. Frankfurt 2013.

8 Vgl. Charles Linsmayer: «Ein geistiges Rütli für die Schweizer Jugend». 75 Jahre SJW Schweizerisches Jugendschriftenwerk – «Un Grutli spirituel pour la Jeunesse Suisse». 75 ans OSJL (Œuvre Suisse des lectures pour la Jeunesse. [Zürich] 2007, S. 17–21.

Raum gilt.⁹ Fernziel war damals, «den Uebelständen des vielen Romanlesens»¹⁰ Einhalt zu gebieten. Man befürchtete, dass gerade Jugendliche zu viel fiktionale Literatur beziehungsweise Belletristik (und dann auch noch reichsdeutscher Provenienz) konsumierten. Mittelfristig sollte die JSK durch Empfehlungen für Jugendliteratur wirken, zum Beispiel mittels Listen empfohlener Werke für Jugendbibliotheken und ab 1863 mit regelmäßigen Rezensionen in der *Schweizerischen Lehrerzeitung*. Bei dieser Arbeit wurde die JSK unter anderem von Schriftstellern unterstützt. Das zeigt die Präsidentschaft von Josef Victor Widmann (Präsidium 1878–1883), aber auch die Mitgliedschaften von Autoren wie Jakob Christoph Heer (JSK-Mitglied 1891–1894), Otto von Greyerz (JSK-Mitglied 1903/04–1917), Josef Reinhart (JSK-Mitglied 1903–?) oder Jakob Bosshart (JSK-Mitglied 1909/10–1924).¹¹

In der Periode, in der *Die Schwarzen Brüder* publiziert wurden, ist die JSK immer noch aktiv. Die Beurteilungsprinzipien werden immer mal wieder in Artikeln dargelegt, was auf einen fortgesetzten Selbstvergewisserungsdrang hindeutet. 1938 stellt ein Redakteur der *Schweizerischen Lehrerzeitung* sieben Forderungen an Jugendliteratur, die im Wesentlichen Überlegungen des einflussreichen Otto von Greyerz zu den *Aufgaben der Jugendschrift* aus dem Jahr 1905¹² wieder aufbereiten:

- (1) «Gestaltung in dem Sinne, dass das Ganze «künstlerisch vertieft und beseelt» werde.
- (2) «psychologische Wahrheit». Dieses Kriterium wird als Grund für die Ablehnung von Karl May und Cooper und die Bevorzugung des Realismus der Ära Gotthelf und Keller angeführt.
- (3) Rücksicht auf «Leser, deren Alter, Vorstellungswelt und Fassungsvermögen».
- (4) Gestaltung von Sprache, damit Kinder den Text leicht verstehen. Der Redakteur mahnt unter anderem zum vorsichtigen Gebrauch der Schweizer Mundart.
- (5) Gestaltung von Inhalt, und zwar nicht nur im Hinblick auf Verständlichkeit. Ausdrücklich abgelehnt werden «Tendenzschriften» mit politischer Orientierung. Die Bedrohung aus dem Ausland erhält einen eigenen Kommentar:

9 Vgl. Schweizerischer Lehrerverein: Ueber die Einrichtung der Jugendbibliotheken und die Auswahl von Schriften für diese und die Volksbibliotheken. In: Pädagogische Monatsschrift für die Schweiz 3/8 (1858), S. 358–366 sowie Rosmarie Ernst: Lesesucht, Schund und gute Schriften. Pädagogische Konzepte und Aktivitäten der Jugendschriftenkommission des schweizerischen Lehrervereins. Zürich 1991, S. 13. Die Frühgeschichte der JSK ist dank der umfangreichen Studie von Rosmarie Ernst gut untersucht.

10 Schweizerischer Lehrerverein, Ueber die Einrichtung der Jugendbibliotheken (wie Anm. 9), S. 360.

11 Vgl. Ernst, Lesesucht, Schund und gute Schriften (wie Anm. 9), S. 91 f., 100, 158 f., 162.

12 Vgl. Otto von Greyerz: Zur Beurteilung von Jugendschriften. In: Schweizerische Lehrerzeitung 50/45,46 (1905), S. 425 f. und S. 433–435. Im Jahr 1940, aus Anlass des Todes von Otto von Greyerz und im Jahr des Erscheinens der *Schwarzen Brüder*, werden die Thesen nochmals abgedruckt; vgl. Schweizerischer Lehrerverein: Umschau. In: Das Jugendbuch. Mitteilungen über Jugend- und Volksschriften 6/1 (1940), S. 61–64, hier S. 61. Die Richtlinien wurden noch in den 1960er-Jahren als «anerkannt» bezeichnet; vgl. Peter Keckeis: Zur Geschichte des Schweizer Jugendbuchs. In: Jugendliteratur. Monatshefte für Jugendschrifttum 11 (1961), S. 488–500, hier S. 497.

Wir Schweizer sind in jüngster Zeit sehr empfindlich geworden für alles, was unsere Demokratie bedroht. Wir richten deshalb ein wachsames Auge auf Schriften, die aus dem Ausland zu uns gelangen. Da Jugendliche sich leicht für irgendeine Idee begeistern lassen, könnten Bücher den freiheitlich-demokratischen Geist unseres heranwachsenden Geschlechtes untergraben. Auch in anderer Beziehung sind viele ausländische Schriften gefährlich: sie sind auf die Militarisation, auf Kampf und Krieg eingestellt.¹³

(6) Darstellung erzieherischer Vorbilder.

(7) Eine gute Ausstattung im Hinblick auf Einband, Schriftgrösse, Illustrationen etc.¹⁴

Die Liste bietet ein hilfreiches Suchraster für institutionelle Regeln zur Herstellung und Verbreitung eines Jugendbuchs, die sich am Beispiel der *Schwarzen Brüder* illustrieren lassen, da dieses Buch einen schwierigen, aber aufschlussreichen Publikationsprozess erfuhr.

2. Die *Schwarzen Brüder* und die Institutionen

Im Hinblick auf Plot und Genre positioniert sich der Text schon durch den Untertitel *Erlebnisse und Abenteuer eines kleinen Tessiners* im jugendliterarischen Bereich. Der Protagonist Giorgio ist bei Beginn der Erzählung noch nicht ganz dreizehn Jahre alt,¹⁵ ein Jahr später wird ihn die Not der Familie zwingen, die gewohnte Umgebung zu verlassen und unter gefährlichen Bedingungen als Kaminfegerjunge in Mailand zu überleben. Bis heute gilt die Trennung von den erwachsenen Aufsichtspersonen als wichtige Voraussetzung für Abenteuer.¹⁶ Die abenteuerliche Ferne evoziert auch der farbige Schutzumschlag des ersten Bandes mit der Illustration von Theo Glinz, die einen dunkel gemalten Jungen auf einem erhöhten Kamin zeigt, der über die Dächer in Richtung Mailänder Dom und heimatliche Alpen blickt.

Die Erzählung setzt im Jahr 1838 im kleinen Dorf Sonogno im Verzascatal ein. Sie umfasst zunächst ein Dürrejahr und ein halbes Jahr Arbeit in Mailand mit anschliessender Flucht zurück in die Schweiz. Zwischen dem vorletzten und letzten Kapitel vergehen dann weitere neun Jahre, bis Giorgio Bernasconi als erwachsener Lehrer mit seiner Frau

13 [Kl.] (Vermutlich Walter Klausner): Was fordern wir von einem guten Jugendbuch? In: Das Jugendbuch. Mitteilungen über Jugend- und Volksschriften. Beilage zur schweizerischen Lehrerzeitung 83 (1938), S. 585–587, hier S. 587.

14 Vgl. ebd.

15 Vgl. Lisa Tetzner: Die Schwarzen Brüder. Erlebnisse und Abenteuer eines kleinen Tessiners. 19. Aufl. Mannheim 2010, S. 31. Im Folgenden wird jeweils aus dieser im Buchhandel verfügbaren ‚Gesamtausgabe‘ zitiert. Die Zitate wurden mit Auflagen zu Lebzeiten von Tetzner verglichen, vgl. Lisa Tetzner: Die schwarzen Brüder II. Erlebnisse und Abenteuer eines kleinen Tessiners. 5. Aufl. Aarau 1958; Lisa Tetzner: Die schwarzen Brüder I. Erlebnisse und Abenteuer eines kleinen Tessiners. 6. Aufl. Aarau 1959.

16 Vgl. den anekdotischen Beleg aus der Praxis bei Wolfgang Herrndorf: Arbeit und Struktur. 2. Aufl. Reinbek 2016, S. 113.

ins Verzascatal zurückkehrt.¹⁷ Mit Giorgio scheint zugleich der wirtschaftliche Aufbruch ins Tal einzukehren: Bei einem Zwischenhalt in Brione äussert der dortige Wirt Besorgnis darüber, was die geplante neue Strasse ins Tal bringen könnte, wohingegen Giorgio «Handel, Wohlstand» erwartet.¹⁸

Die Abgeschlossenheit des Verzascatals ist sowohl Gegenstand einer anhaltenden Heimatverbundenheit, als auch Ursache der wirtschaftlichen Not. Auslöser des Geschehens ist der auswärtige Störenfried, der skrupellose Mann mit der Narbe namens Antonio Luini aus Mailand, dessen Kinderhandel dafür sorgt, dass die Haupthandlung in der Grossstadt spielt. Die Schweiz, genauer gesagt das Tessin, erscheint in diesem Zusammenhang als die unerbittlich naturnahe, aber auch positive Welt, in die italienische Ausbeuter eindringen. Obwohl historisch belegt ist, dass die Ausbeutung tatsächlich von Tessiner Kaminfegermeistern ausging,¹⁹ prägt der Gegensatz Schweiz-Italien den Aufenthalt in Mailand. Die Schwarzen Brüder sind nicht nur eine geheime Vereinigung von Kaminfegerbuben in Mailand zum gegenseitigen Schutz gegen brutale Meister und die Verfolgung durch Strassenkinder; sie sind insbesondere eine schweizerische Bande: man beachte die Parole und Losung «Ticino» sowie «Hie gut Schweiz allezeit».²⁰

Schutzvereinigungen werden wichtig, wenn die Institutionen schwach sind. Institutionen und ihre Vertreter sind im innerfiktionalen Bereich der *Schwarzen Brüdern* wenig sichtbar. Der Pfarrer im Dorf Sonogno zeigt sich desinteressiert am Schicksal der Dorfbewohner. Er wird zwar nicht offen kritisiert, aber von der anhaltenden Dürre scheint er nichts mitbekommen zu haben.²¹ Die Staatsmacht mit ihren Vollzugsbeamten kommt im Roman ein bisschen häufiger vor. Die Tessiner Zöllner versuchen, den Kinderhandel zu unterbinden, sie sind aber nicht in der Lage, den Kinderhändler zu fangen.²² Die Polizei in Mailand wird deutlich negativer dargestellt: Sie unterlässt es, die Kaminfegerjungen zu beschützen,²³ sie ist nachlässig in ihren Kontrollen,²⁴ und als die Kaminfegerjungen versuchen, ins Tessin zu fliehen, bemühen sie sich, die Jungen wieder einzufangen.²⁵ Der Kontrast zu den Schweizer Gesetzeshütern ist augenfällig. Im Verhältnis zu anderen Erzählungen, insbesondere zu manchen Polizisten in Helds (d. i. Kläbers) *Roter Zora*,

17 Vgl. Tetzner, *Die Schwarzen Brüder* (wie Anm. 15), S. 478. Explizit ist die Rede von neun Jahren Abwesenheit, man muss aber noch das Dürrejahr einrechnen.

18 Ebd., S. 474. Tobias Lambrecht verdanke ich den Hinweis darauf, dass die Fassung von Hannes Binder, mit einem kommentarlosen Bild des Staudamms, der seit den 1960er-Jahren Teile des Verzascatals unter Wasser setzt, die zukunftskeptsche Haltung des Wirts bestätigt.

19 Vgl. Luigi Lorenzetti: *Gli spazzacimini locarnesi. Un'esperienza migratoria alpina tra povertà e controllo sociale*. In: Carla Rezzonico Berri (Hg.): *Spazzacimini. Sonogno* 10. 6. 2006–31. 10. 2007. Locarno 2007, S. 73–83, hier vor allem S. 79–81.

20 Tetzner, *Die Schwarzen Brüder* (wie Anm. 15), S. 363.

21 Vgl. ebd., S. 56.

22 Vgl. ebd., S. 132 f.

23 Ebd., S. 202.

24 Ebd., S. 274.

25 Vgl. ebd., 4. Teil, Kapitel 10.

fällt überhaupt auf, dass die Schweizer Polizei durchgängig positiv dargestellt wird. Der «Zollwächter Antonio Riva» drückt bei der illegalen Rückeinwanderung der Kaminfegerbuben ein Auge zu.²⁶ Und die Schweizer Polizei verhaftet schliesslich den Kinderhändler Antonio Luini wegen fahrlässiger Tötung.²⁷ Aber es gibt einen seltsamen Gedankenkommentar von Giorgio, nachdem Antonio Luini verhaftet wurde:

Dabei fiel Giorgio etwas ein. Was hatte Alfredo gesagt, als sie damals mit dem Mann mit der Narbe nach Mailand gingen? «Wenn er wirklich ein Schurke ist, wie alle sagen, wird ihn der Teufel auch holen, ohne dass wir ihn verraten.» Nun hatte er ihn geholt.²⁸

Alfredos Kommentar deutet noch einen Glauben an eine göttliche Gerechtigkeit an. Die Verwünschung («soll ihn der Teufel holen») wird aber bei der Verhaftung wegen fahrlässiger Tötung weder im wörtlichen noch im konventionellen übertragenen Sinn erfüllt. Luini wird lediglich zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt und nach der Strafe des Landes verwiesen.²⁹ Eine implizite, negative Charakterisierung der Polizei?

Gegen eine kritische Haltung gegenüber den Institutionen der Schweiz spricht aber ein weiterer Umstand. Die Jahreszahlen werden zwar im Roman nicht genannt, aber man kann errechnen, dass Giorgios Aufenthalt in Mailand historisch mit der bewaffneten Machtübernahme durch die Liberalen im Tessin 1839 zusammenfällt. Das findet aber keine Erwähnung. Wenn man sich dann noch fragt, warum Giorgio seltsamerweise neun Jahre lang seinen Eltern kein Lebenszeichen gibt, während er sich im Tessin zum Lehrer ausbilden lässt, drängt sich der Bezug auf ein weiteres historisches Ereignis auf. Seine Rückkehr ins Verzascatal müsste auf April 1848 fallen, zu diesem Zeitpunkt wurde der erste Entwurf für die Bundesverfassung ausgearbeitet, die zur Gründung des föderalen, liberalen Bundesstaats führte. Diese historischen Daten dürften selbst Zugereisten mit einer oberflächlichen Vertrautheit mit der Geschichte des Kantons Tessin bekannt gewesen sein. In dieser Hinsicht erscheint der Lehrer Giorgio wie ein legitimer Bote des modernen Bundesstaats im abgelegenen Bergtal. Das ist ein erstaunlich staatstragendes Erzählen.

3. Schreiben im Schatten der Institutionen des Exils

«So kam es», schreibt Lisa Tetzner in ihrer Biografie über ihren verstorbenen Mann, «daß wir uns beide überaus gut und gern in Carona (auch einem Grenzland) einlebten». Die rückblickende Beurteilung klingt heiter, doch dass dieses Einleben «trotz aller fremdenpolizeilichen Schwierigkeiten, dem Arbeits- und Schreibverbot und der steigenden Geld-

26 Vgl. ebd., S. 412 f.

27 Vgl. ebd., S. 438.

28 Ebd., S. 441.

29 Vgl. ebd., S. 476.

not der Emigration» stattfand,³⁰ wird nicht verschwiegen. Aus der zeitlichen Distanz von anderthalb Jahrzehnten schwingt hier das Bewusstsein mit, dass die Integration in der Schweiz ein unwahrscheinliches Glück war.³¹

Der Druck auf deutschsprachige Intellektuelle, ins Exil auszuweichen, hatte mit dem Reichstagsbrand am 27. Februar 1933 und den Bücherverbrennungen im Mai desselben Jahres stark zugenommen. Kurt Kläber war schon im unmittelbaren Zusammenhang des Reichstagsbrands verhaftet worden, da er in Berlin an zahlreichen sozialistischen Literaturprojekten mitgewirkt hatte.³² Kristina Schulz hat darauf hingewiesen, dass Lisa Tetzner ihren Mann gewissermassen ins Exil begleitet hat.³³ Sie war weniger exponiert als Kläber und konnte sich sogar um die Freilassung und die Flucht ihres Mannes kümmern. Allerdings gab es für Tetzner nach 1933 wohl keine publizistische Zukunft mehr unter dem NS-Regime.

Für Tetzner und Kläber war die Schweiz mehr als ein naheliegendes Fluchtziel. Sie war bereits in ihrer Kindheit, da sie lebenslang unter den Nachwirkungen einer Knochentuberkulose litt, für längere Zeit in Lugano. Auf Empfehlung von Hermann Hesse und Maria Waser waren beide 1924 in Carona im Tessin zur Kur gewesen (dem Jahr ihrer Heirat),³⁴ und auch die Hochzeitsreise im Dezember desselben Jahres führte ins Tessin.³⁵ Dem Paar gefiel es in Carona so gut, dass es sich seither eine möblierte Wohnung dort hielt.³⁶ Im Übrigen hat Lisa Tetzner verschiedentlich auf die schweizerische Herkunft eines Teils ihrer Familie hingewiesen: Ihr Grossvater mütterlicherseits hiess Held (daher auch der *nom de plume* von Kurt Kläber) und stammte von einer Urner Familie ab.³⁷

Doch bekanntermassen bot die Schweiz während des Zweiten Weltkriegs nur wenigen Flüchtlingen ein sicheres Exil vor dem nationalsozialistischen Terror. Die unabhängige Expertenkommission, die Mitte der 1990er-Jahre ein historisches Gutachten über das Verhalten der Schweiz im Zweiten Weltkrieg verfasste, stellte eine «Diskrepanz zwischen Wissen und Handeln» fest, da man trotz zuverlässiger Informationen über die national-

30 Lisa Tetzner-Kläber: Das war Kurt Held. Vierzig Jahre Leben mit ihm. Aarau 1961, S. 62.

31 Werner Mittenzwei, sozialistischer Literaturwissenschaftler, übergeht diese Probleme, wenn er ihren Aufenthalt als «in Anbetracht der Schweizer Flüchtlingsgesetze und im Vergleich zu anderen Emigranten sogar höchst problemlos» bezeichnet. Werner Mittenzwei: Exil in der Schweiz. Frankfurt 1981, S. 268.

32 Unter anderem gründete er mit Johannes R. Becher, Anna Seghers und Egon Erwin Kisch den Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller (BPRS), vgl. unter anderem Susanne Koppe: Kurt Kläber – Kurt Held. Biographie der Widersprüche. Zum 100. Geburtstag des Autors der «Roten Zora». Hg. vom Schweizerischen Jugendbuch-Institut. Aarau 1997, S. 31 f.

33 Vgl. Kristina Schulz: Die Schweiz und die literarischen Flüchtlinge (1933–1945). Berlin 2012, S. 135 f.

34 Vgl. Tetzner-Kläber, Das war Kurt Held (wie Anm. 30), S. 39.

35 Vgl. ebd., S. 42.

36 Vgl. ebd., S. 47.

37 Vgl. ebd., S. 39. Auch in Tetzners erstem, im engeren Sinne fiktionalen Roman *Der Gang ins Leben*, der in Teilen autobiografische Züge zeigt, taucht der Familienname Held prominent als Name der positiv gezeichneten Grosseltern auf; vgl. Lisa Tetzner: *Der Gang ins Leben. Erzählung einer Kindheit* [1926]. Aarau 1954.

sozialistische Vernichtungspolitik eine asylfeindliche Praxis durchsetzte.³⁸ Das Exil in der Schweiz war daher für viele Literatinnen und Literaten nicht von langer Dauer.³⁹ Von den geschätzten 2500 bis 3000 verfolgten Publizistinnen und Publizisten dürften wohl 15% langfristig oder vorübergehend in die Schweiz geflohen sein.⁴⁰ Nach Schätzung von Kristina Schulz hielten sich aber in der Schweiz nie mehr als 70 literarische Flüchtlinge gleichzeitig auf.⁴¹

Die Entscheidung über Aufenthalts- und Arbeitsbewilligung oblag letztlich der Fremdenpolizei. Bereits 1937 rügte diese, dass Lisa Tetzner, sofern sie mehr arbeiten wolle, offenbar nicht mehr auf einen Aufenthalt aus Gesundheitsgründen in der Schweiz angewiesen sei.⁴² Noch im März 1938 wurde Tetzner und Kläber nach eigenen Angaben die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt⁴³ und unter den gegebenen politischen Bedingungen war es ihnen nicht möglich, ordnungsgerechte Papiere zu besorgen.⁴⁴ 1939 wurde ihnen vorübergehend die Aufenthaltsbewilligung entzogen, und diese bedrohliche Situation erklärt den besorgten Ton im eingangs zitierten Brief an den schwedischen Verleger. Heinrich Rothmund, Chef der Fremdenpolizei, ersuchte das Ehepaar, «Ihre Auswanderung nunmehr vorzubereiten». Er erbat «bis zum 1. September 1939 den Nachweis», dass «ernsthafte Schritte» zur Vorbereitung der Ausreise unternommen wurden.⁴⁵ Die Ausschaffung wurde aber durch die Intervention von einflussreichen Freunden, insbesondere des sozialdemokratischen Nationalrats Hans Oprecht, verhindert.⁴⁶

Abgesehen von der existenziellen Frage des Asyls ging es auch um das Recht, zu arbeiten. Publizieren ist eine Form der Erwerbstätigkeit und die Ausübung solcher Tätigkeiten wurde von der Fremdenpolizei geregelt, die für diese Entscheidungen unter anderem den Schweizerischen Schriftstellerverein (SSV) um Gutachten bitten konnte. Der Einbezug einer Berufsorganisation in den Aufenthaltsentscheid scheint im internationalen Vergleich ein Sonderfall zu sein.⁴⁷ Verantwortlich für die Stellungnahmen zuhanden der Fremdenpolizei war jeweils das «Büro» des SSV, das sich in den entscheidenden Jahren aus dem Präsidenten Felix Moeschlin (bis 1942) und seinem Sekretär, Karl Naef (bis

38 Vgl. Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg: Die Schweiz und die Flüchtlinge zur Zeit des Nationalsozialismus. Zürich 2001, S. 370.

39 Vgl. Stefan Bodo Würffel: Exilliteratur. In: Peter Rusterholz, Andreas Solbach (Hg.): Schweizer Literaturgeschichte. Stuttgart 2007, S. 232–240, hier S. 233–236.

40 Zu den Daten und Quellen vgl. Schulz, Die Schweiz und die literarischen Flüchtlinge (wie Anm. 33), S. 26. Nur nach Frankreich sind mehr geflohen.

41 Vgl. ebd., S. 59.

42 Brief der Fremdenpolizei an Lisa Tetzner vom 16. 4. 1937. Nachlass von Kurt Kläber und Lisa Tetzner im Schweizerischen Institut für Kinder- und Jugendmedien (SIKJM).

43 Brief von Kläber an die Fremdenpolizei vom 6. 9. 1940 (SIKJM), vgl. auch Gisela Bolius: Lisa Tetzner. Leben und Werk. Frankfurt 1995, S. 242.

44 Vgl. auch Elena Geus: «Die Überzeugung ist das einzige, was nicht geopfert werden darf». Lisa Tetzner (1894–1963). Lebensstationen – Arbeitsfelder. Diss. Marburg 1999, S. 223.

45 Brief der Fremdenpolizei an Tetzner am 3. 8. 1939 (SIKJM).

46 Vgl. Koppe, Kurt Kläber – Kurt Held (wie Anm. 32), S. 38.

47 Vgl. Schulz, Die Schweiz und die literarischen Flüchtlinge (wie Anm. 33), S. 27.

1940), zusammensetzte und keine Rechenschaft über diese Tätigkeit ablegte.⁴⁸ Für verfolgte Autorinnen und Autoren war es kein Vorteil, von schweizerischen Berufskollegen beurteilt zu werden. Neben Bekenntnissen zu Humanität, Solidarität und freier Meinungsäußerung war die Haltung des SSV auch von Ablehnung geprägt, die sich auf eine diffuse Angst vor ‚geistiger Überfremdung‘ und ein robustes Selbstwertgefühl stützte.⁴⁹ Offiziell wandte man sich gegen ‚kleine‘, ‚journalistische Zeilenschreiber‘, die nicht nur als ‚geistige‘ Gefahr, sondern unverhohlen als Konkurrenten um kleinere feuilletonistische Aufträge dargestellt wurden.⁵⁰ Die Furcht vor ökonomischer Konkurrenz hatte insofern einen realen Hintergrund, als die Gleichschaltung der deutschen literarischen Verbände in der Reichsschrifttumskammer 1933 auch den Druck auf schweizerische Autorinnen und Autoren verstärkte.⁵¹ Die Konsequenzen dieser Haltung gegenüber exilierten Schriftstellerinnen und Schriftstellern lassen sich an den Stellungnahmen des SSV zum Fall von Lisa Tetzner und Kurt Kläber besonders deutlich ersehen:

Wie wir Ihnen schon früher einmal mitgeteilt haben, steht der Schweizerische Schriftstellerverein auf dem Standpunkt, an eingewanderte ausländische Schriftsteller soll die Arbeitsbewilligung erteilt werden,

1. Wenn es sich um politische Flüchtlinge handelt, die hier Asyl suchen, und
2. Wenn es sich um hervorragende Autoren handelt.

In allen anderen Fällen soll die Arbeitsbewilligung verweigert werden, weil jeder ausländische Schriftsteller, der hier seine Arbeiten wirtschaftlich auszuwerten sucht, eine Gefahr für die einheimischen Autoren bedeutet.⁵²

Die Stellungnahme bezieht sich explizit auf die Begründungspolitik des SSV. Da sich Kläber und Tetzner bemühten, unauffällig gegenüber der Fremdenpolizei (und nicht zuletzt gegenüber Schriftstellerkolleginnen und -kollegen) aufzutreten, hatten sie ihren sozialistischen Hintergrund und die damit verbundene manifeste Gefährdung von Kurt

48 Vgl. Ulrich Niederer: *Geschichte des Schweizerischen Schriftsteller-Verbandes. Kulturpolitik und individuelle Förderung: Jakob Bühner als Beispiel*. Tübingen 1994, S. 138–143.

49 Vgl. Schulz, *Die Schweiz und die literarischen Flüchtlinge* (wie Anm. 33), S. 174.

50 Vgl. Ursula Amrein: *«Los von Berlin!» Die Literatur- und Theaterpolitik der Schweiz und das «Dritte Reich»*. Zürich 2004, S. 40.

51 Vorübergehend stand gar die Forderung im Raum, dass auch Schweizerinnen und Schweizer der Reichsschrifttumskammer beitreten müssten, wenn sie in Deutschland publizieren wollten. Zweifellos erschwerte die Situation die Publikation im deutschen Reich, und sie verfestigte die sogenannt ‚neutrale‘ Haltung des SSV (das heißt das Unterlassen von kritischen politischen Kommentaren gegenüber dem deutschen Reich), vgl. unter anderem ebd., S. 12 und Schulz, *Die Schweiz und die literarischen Flüchtlinge* (wie Anm. 33), S. 8. Man müsste weitere historische Zusammenhänge darstellen: Felix Moeschlin, der Präsident des SSV, war 1933 mit Karl Naef nach Berlin gereist, um über die Bedingungen für schweizerische Schriftstellerinnen und Schriftsteller zu verhandeln (vgl. unter anderem Niederer, *Geschichte des Schweizerischen Schriftsteller-Verbandes* [wie Anm. 48], S. 133). Publik wurde diese Reise, weil Moeschlin seine Verehrung für autoritäre und ständische Staaten nicht verbergen konnte (vgl. ebd., Fn. S. 120 und 134). Vgl. auch Lisa Tetzners Brief an Felix Moeschlin vom 5. 1. 1934 (SIKJM).

52 Brief des SSV an die Fremdenpolizei, Zürich 12. 6. 1934; Archiv des Schweizerischen Schriftstellerinnen- und Schriftsteller-Verbands im Schweizerischen Literaturarchiv, Bern [AdSSV].

Kläber verschwiegen. Daher schloss der SSV aus den Akten, dass es sich nicht «um Asyl suchende Flüchtlinge» handle. In diesem Fall wäre eine Beurteilung der Qualität ihrer Arbeit nötig gewesen. Das war jedoch nicht möglich, da Kläber und Tetzner Schriften mit sozialistischen Tendenzen – falls überhaupt – nur in Übersetzung vorlegten. Gleichzeitig erweckten Tetzner und Kläber den Eindruck, dass sie gar nicht daran interessiert seien, durch schriftstellerische Arbeit Geld in der Schweiz zu verdienen:

Nun scheint allerdings aus der Eingabe vom 28. April [1934] hervorzugehen, dass weder Kurt noch Lisa Kläber Wert auf eine Arbeitsbewilligung legen. Kurt Kläber führt aus, dass er und seine Frau zu Kurzwecken hier in der Schweiz Aufenthalt genommen hätten. Wörtlich fährt er fort: «Wir müssen und möchten deswegen auch weiter alle Jahre für mehrere Wochen in [sic] Carona zurückkehren und bitten Sie deswegen uns den Aufenthalt auch für dieses und nächste [sic] Jahr zu ermöglichen.»⁵³

Unter Berücksichtigung des damals verbreiteten Antikommunismus erscheint die Vorsicht von Lisa Tetzner und Kurt Kläber angemessen. Noch kurz vor Ende des Kalten Kriegs zeigte Otto Böni, der als Sekretär des SSV an der ersten Aufarbeitung der umstrittenen Gutachtertätigkeit des SSV beteiligt war, wenig kritische Distanz zur damaligen Haltung gegenüber Tetzner und Kläber:

Ganz ungewöhnlich war, dass dem SSV von der Fremdenpolizei trotz mehrmaligen Reklamationen weder die Werke Kläbers noch diejenigen von Frau Tetzner zugestellt werden konnten. Beide hatten übereinstimmend behauptet, mit Ausnahme der Märchenbücher sei alles vergriffen und nicht mehr aufzutreiben. Rückblickend muss man die Sache anders beurteilen. Vermutlich hätte der SSV-Sekretär in bezug auf das Gesuch von Lisa Tetzner anders reagiert, wenn er den Inhalt ihres damaligen Hauptwerkes Hans Urian geht nach Brot gekannt hätte.⁵⁴ Sie hatte es zusammen mit dem ungarischen kommunistischen Schriftsteller Bela [sic] Balász geschrieben. Es war nichts anderes als ein in Märchenform verkleidetes Loblied auf die Sowjetunion als klassenlose Gesellschaft. In Unkenntnis dieses Buches wurde Lisa Tetzner als «eine ernsthafte Künstlerin» bezeichnet.⁵⁵

53 Brief des SSV an die Fremdenpolizei, Zürich 12. 6. 1934 (AdSSV). Kursivierte Stellen im Original gesperrt. Auch in einer kurz darauffolgenden Stellungnahme vom 9. 10. 1934 nimmt der SSV geradezu beruhigt Kläbers Einlenken entgegen, dass «mit dem Aufenthalt in Carona keine Verwertung meiner schriftstellerischen Arbeiten in der Schweiz verbunden sein muss», und schliesst daraus entgegen dem genauen Wortsinn, dass Kläber auf das «Recht, hier in der Schweiz seine Arbeiten abzusetzen», verzichte (vgl. hierzu Kläbers Brief an die Fremdenpolizei vom 9. 7. 1934, SIKJM).

54 Das dramatische Spiel von Béla Balász beruft sich auf «Ideen von Lisa Tetzner». Der dazugehörige Roman *Hans Urian. Die Geschichte einer Weltreise* ist dagegen unter der Autorschaft von Lisa Tetzner erschienen und kontrastiert die USA und Russland insofern, als in einer Fabrik in New York Arbeiter für die Produktion von Waffen ausgebeutet werden, wohingegen Hans Urian und seine Begleiter in Russland auf ärmlich gekleidete, aber freie Menschen stossen; vgl. Lisa Tetzner: *Hans Urian. Die Geschichte einer Weltreise*. Stuttgart 1931.

55 Otto Böni: *Schriftsteller-Exil Schweiz 1933–1945*. Geheime Dokumente aus dem Archiv des Schweizerischen Schriftsteller-Verbandes (SSV). In: *Turicum* 15 (1984), S. 49–53 (Frühling): 53–62 (Sommer), hier S. 51. Die Beurteilung Tetzners durch Böni irritiert. Die Berufung dieses politisch und kulturell aktiven Sozialdemokraten zum Sekretär galt als Annäherungsversuch des SSV an seine alternative Konkurrenz, die 1971 gegründete Gruppe Olten. Möglicherweise ist die Abwertung von Tetzner als Künstlerin auf ihr

Tatsächlich deuten verschiedene biografische Fakten, aber auch die Entwicklung ihres literarischen Werks, darauf hin, dass sich Kläber und Tetzner von den kommunistischen Positionen spätestens bei ihrem Aufenthalt in Carona verabschiedet hatten. Insbesondere Kläbers Neuausrichtung auf Jugendbücher, die Brecht in einem Brief an den gemeinsamen Freund Johannes R. Becher als «harmlose Kinderbücher» und ««getarnte» Romane für bürgerliche Verlage» abtat,⁵⁶ steht zugleich für eine unrevolutionäre Wendung zu sozialem Mitgefühl und poetischer Gerechtigkeit. Allerdings hat man ihm diese Abwendung vom Sozialismus nie richtig abgekauft. Noch 1953 sieht sich Kläber genötigt, seine nicht-kommunistische Gesinnung gegenüber seinem Verleger zu bekräftigen.⁵⁷

In den 1930er-Jahren hatte die Haltung des SSV schwerwiegende Auswirkungen auf die Arbeitssituation von Lisa Tetzner und Kurt Kläber. Wie eingangs dargelegt, blieb er ohne Arbeitserlaubnis, während sie eine Bewilligung erhielt für ihre Arbeit als Stimm ausbildnerin am kantonalen Lehrerseminar Basel und für Buchpublikationen, aber nicht für Feuilleton- und Zeitungsarbeiten. Diese letzte Einschränkung ist durchaus typisch für die Entscheidungen des SSV und betrifft direkt die Möglichkeit, durch schriftstellerische Arbeit ein regelmässiges Einkommen zu generieren. Kläber musste sich in diesem Umfeld neuorientieren. Eine weitere Arbeit mit den sozialistischen Projekten kam für ihn nicht nur aufgrund der massiven Schwierigkeiten, sondern auch wegen seiner zunehmend kritischen Haltung gegenüber dem Kommunismus nicht mehr infrage. Zugleich hatte Lisa Tetzner Probleme mit ihrem angestammten Diederichs-Verlag in Jena. Zu Eugen «Vater» Diederichs hatte Tetzner ein sehr herzliches Verhältnis unterhalten, aber er war 1930 verstorben und die Nachfolger passten sich den neuen politischen Gegebenheiten an. Als sich Tetzner im März 1935 beschwerte, dass eine Sammlung germanischer Märchen ohne Erwähnung ihrer internationalen Märchensammlungen beworben wurde, antwortete der Verlag: «Das *Weltmärchen* tritt heute hinter dem germanischen oder, wenn Sie so wollen, nordischen Märchen zurück.»⁵⁸ Und zwei Jahre später meldete der Verlag, dass Tetzners Bücher entweder vergriffen oder «auf Anordnung einer höheren Instanz» nicht mehr lieferbar wären.⁵⁹

jugendliterarisches Werk zurückzuführen. Auch die sozialistische Darstellung des literarischen Exils von Mittenzwei äussert sich abfällig über die Jugendliteratur; vgl. Mittenzwei, *Exil in der Schweiz* (wie Anm. 31), S. 267 f.

56 Vgl. Mittenzwei, *Exil in der Schweiz* (wie Anm. 31), S. 112; vgl. Brechts Brief vom 28. 6. 1933, Bertolt Brecht: *Briefe I*. In *Werke*. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe. Bd. 28. Hg. von Werner Hecht et al. Berlin, Frankfurt 1998, S. 362. Im unmittelbaren Kontext scheint sich allerdings Brecht vor allem Sorgen wegen eines Kinderbuchprojekts von Anna Seghers zu machen, vgl. ebd., S. 366, unvollendetes Typoskript an Kläber.

57 Vgl. Koppe, Kurt Kläber – Kurt Held (wie Anm. 32), S. 44 f.

58 Brief des Diederichs-Verlags an Tetzner, Jena, 5. 4. 1935, ZWA 2004.0027/2667. Sauerländer-Archiv im Staatsarchiv Aargau. Hervorhebung im Original. Im Folgenden mit dem Kürzel ZWA zitiert.

59 Brief des Diederichs-Verlags an Tetzner, Jena, 23. 12. 1937, ZWA 2004.0027/2667. Daher hatte sich Tetzner auch an den Sauerländer Verlag gewandt mit dem Ziel, alle ihre Kinderbücher dort erscheinen zu lassen,

Die finanziellen Schwierigkeiten und das Arbeitsverbot für Kurt Kläber, der die Versorgungslage durch die landwirtschaftliche Nutzung eines völlig überraschend geerbten Grundstücks in Carona zu verbessern suchte, wirkte sich nicht zuletzt auf die Publikationsbedingungen der *Schwarzen Brüder* aus. Veröffentlicht wurde der Roman unter dem Namen von Lisa Tetzner, dagegen stellt der Klappentext der 19. Auflage der einbändigen Romanausgabe fest, dass der «im Kriegsjahr 1941 erschienene Jugendroman [...] eigentlich von Lisa Tetzners Mann, Kurt Held, geschrieben» worden sei.⁶⁰ Dabei werden mehrere Fakten vereinfacht: Den Namen «Kurt Held» verwendete Kläber erst ein Jahr später bei der Publikation der *Roten Zora*, der Roman der *Schwarzen Brüder* ist seinerzeit tatsächlich in zwei Bänden erschienen (1940 und 1941). Was aber die Autorschaft betrifft, ist die Faktenlage bislang nicht eindeutig. Es gibt zwar überlieferte Stellungnahmen von Tetzner, in denen sie Kläber den Hauptanteil der Verfasserschaft an den *Schwarzen Brüdern* zuerkennt.⁶¹ Gleichzeitig gibt es Hinweise auf eine «Autorenwerkstatt» oder «Koproduktion».⁶² Der Vertrag mit Sauerländer lautet sowohl auf Lisa Tetzner wie auf Kurt Kläber, nicht zuletzt führte Tetzner die schriftlichen Verhandlungen über die Einzelheiten der Publikation, und zwar sowohl mit dem Sauerländer Verlag als auch mit ihrem schwedischen Verlag Holmström, wo einzelne Bände des Buchs zeitlich ein bisschen früher erschienen.⁶³ Tetzner schlug Holmström später sogar vor, die *Rote Zora* unter ihrem Namen zu veröffentlichen, da es «ja schliesslich auch eine Art gemeinsame Arbeit von meinem Mann und mir ist».⁶⁴ An sich belegen diese Auskünfte, dass das Paar bereit war, die Autorschaft nachlässig zu behandeln, wenn es der Publikation nutzte. Sie legen zugleich nah, dass beide bei Buchprojekten eng zusammenarbeiteten. Über eine solche Zusammenarbeit im Falle der *Schwarzen Brüder* berichtet auch Lisa Tetzners Biografie *Das war Kurt Held*. Während sie auf Vortragsreisen in Skandinavien war, habe Kurt Kläber allein die Verantwortung getragen, jüdische Kinder⁶⁵ für die Flüchtlingshilfe in Carona zu betreuen:

vgl. Brief von Tetzner an Sauerländer, Carona, 13. 1. 1937, ZWA 2004.0027/0651 (der Briefverkehr zwischen Sauerländer und Tetzner befindet sich auch im SIKJM).

60 Vgl. Tetzner, *Die Schwarzen Brüder* (wie Anm. 15).

61 Einen Beleg liefert ihr Brief an Walter Vogel vom 12. 1. 1951: *Die Schwarzen Brüder* seien «schon viel stärker sein Werk als das meine» (SIKJM). Auch Mittenzwei geht von einer Verfasserschaft von Kurt Kläber aus, vgl. Mittenzwei, *Exil in der Schweiz* (wie Anm. 31), S. 269.

62 Vgl. Gisela Bolius, *Lisa Tetzner* (wie Anm. 43), S. 240, Elena Geus, «Die Überzeugung ist das einzige, was nicht geopfert werden darf» (wie Anm. 44), S. 79 f. und Koppe, *Kurt Kläber – Kurt Held* (wie Anm. 32), S. 40.

63 Vgl. Lisa Tetzner: *Sotarpojken i Alperna. Resan till Milano. Ungdomsbok av Lisa Tetzner. Översättning från författarinnans manuskript av Arne Holmström. Stockholm 1938.*

64 Brief von Tetzner an Holmström, Carona am 1. 7. 1941, Arbetarrörelsens arkiv. In einem späteren Brief vom 12. 6. 1942 ist Tetzner dann wieder weniger aufgeschlossen für diese Idee.

65 Es handelte sich angeblich um sechs Kinder, die von ihren Eltern allein in die Schweiz geschickt worden waren, vgl. Gisela Bolius, *Lisa Tetzner* (wie Anm. 43), S. 242. Tetzners Reise fand wohl im September 1938 statt. Tetzner stand zeitlich unter Druck, da ihr Pass bald ablief, konnte aber wegen Kläbers Herzproblemen nicht früher abreisen. Abgesehen von Lesungen in Schweden war ein Zwischenhalt bei Brecht in

So stand Kurt den Kindern allein gegenüber. Er ergriff ein angefangenes Manuskript von mir, mit dem Titel *Die schwarzen Brüder*. Den Stoff dazu hatte mir, mit alten Chroniken zusammen, ein Deutschschweizer Schriftsteller zugestellt und mir geraten ihn zu bearbeiten. Nun erinnert sich Kurt des Stoffes und erzählte Abend für Abend den Kindern die Geschichte. Er schickte mir seinen Entwurf nach Dänemark und bat: «Nimm es unter deinen Namen und übergib es deinem skandinavischen Verleger. Ich darf ja doch nicht schreiben.» Als ich sein Manuskript las, «soll» ich gesagt haben, wie Kurt immer erzählte: «Wenn du denkst, daß ich deinen Dreck unter meinen Namen nehme, dann irrst du.»⁶⁶

Angebligh begann Lisa Tetzner dann, das Manuskript zu bearbeiten und zu kürzen, wohingegen Kläber sein eigenes Manuskript später verbrannt habe: «*Die schwarzen Brüder* mussten und konnten also nur unter meinem Namen, Lisa Tetzner erscheinen.»⁶⁷ Kurt Kläber war damals bereits verstorben und konnte keinen Einspruch mehr erheben; aber die Biografie behandelt ihn insgesamt mit grosser Verehrung, sodass es unwahrscheinlich erscheint, Tetzner habe sich die Publikation angeeignet (ganz abgesehen davon, dass *Die Kinder aus Nr. 67* als ihr Hauptwerk gelten).

4. Der schwierige Weg der *Schwarzen Brüder* in die Schweizer Kinder- und Jugendliteratur

Gerade die Publikation dieses Jugendbuchs haben Kurt Kläber und Lisa Tetzner als unfreiwilliges Abenteuer erfahren. In einem unpublizierten *Zweite[n] Vor- oder Nachwort* spricht Kläber von einer «Odyssee».⁶⁸ In fabulierender Amplifikation beschreibt er eine Reise des Manuskripts durch verschiedene Verlage, wohingegen sie in Wirklichkeit «nur» mit verschiedenen Chargen des Sauerländer-Verlags zu tun hatten. Obwohl der Sauerländer-Verlag als eigenständiger Akteur der Institution Jugendbuch auftritt, zeigt sich etwa in den Verhandlungen mit Tetzner, dass auch die Kriterien der JSK vom Verlag mitgetragen werden. Das ist nicht zuletzt in geschäftlichen Verbindungen begründet. Von 1870 bis 1900 wurden die *Mitteilungen über Jugendschriften an Eltern, Lehrer und Bibliotheksvorstände* im Sauerländer-Verlag gedruckt.⁶⁹ Da der Verlag das eigene Jugendliteratursegment ausbaute, zunächst in der Form von Zeitschriften, ab dem Ersten Weltkrieg auch in Form von Jugendbüchern, hatte er zudem Interesse an einem wirksamen Schutz gegen allfällige Billigkonkurrenz aus dem Ausland.⁷⁰

Svendborg eingeplant. Vgl. Briefe von Tetzner an Holmström, 18. 8. 1937, 16. 7. 1938, Arbetarrörelsens arkiv. Von der Nationalzeitung lag ein offizielles Schreiben vor, dass Lisa Tetzner für Reisereportagen über die nordischen Länder unterwegs sei, datiert auf den 11. 8. 1938.

66 Tetzner-Kläber, *Das war Kurt Held* (wie Anm. 30), S. 63 f.

67 Ebd., S. 64.

68 Kurt Kläber: *Zweites Vor- oder Nachwort*, S. 1, Masch. geschr. Manuskript, ZWA 2004.0027/2665.

69 Vgl. Hans Sauerländer et al.: *Hundertfünfzig Jahre Haus Sauerländer in Aarau*. Aarau 1957, S. 90.

70 Vgl. ebd., S. 92.

Die verlegerische Zusammenarbeit mit Sauerländer hatte sich wenige Jahre zuvor für Lisa Tetzners Jugendroman *Die Reise nach Ostende*⁷¹ angebahnt, einen Roman, der die Erlebnisse zweier Tessiner Kinder erzählt, deren Väter als Saisonarbeiter nach Belgien gehen. Angesichts ihrer Schwierigkeiten mit dem deutschen Verlag Diederichs, war Lisa Tetzner an einer Vertiefung der Kontakte zu Sauerländer interessiert. *Die schwarzen Brüder* bot Tetzner Sauerländer erstmals 1938 als «eine Art Heimatbuch für den Kanton Tessin» an, wobei sie zugleich auf die besondere Zusammenarbeit mit ihrem Mann hinwies:⁷²

Ich bin diesmal nicht die alleinige Autorin, sondern die Arbeit entstand gemeinsam mit meinem Mann, der mit besonderer Freude, [sic] einen solchen Knabenstoff bearbeitete. Ich weiss darum heute noch nicht, ob ich das Buch, wie bisher unter meinem Namen, unter beiden Namen, (Klaeber-Tetzner) oder unter einem Pseudonym herausbringen lasse. Doch die Abklärung dieser Frage hat ja Zeit bis eine Verlagsstellungsnahme vorliegt.⁷³

Im Februar 1939 lieferte Sauerländer eine erste positive Rückmeldung, gab aber verlegerische Probleme im Hinblick auf den Umfang zu bedenken.⁷⁴ Der Verlag drängte darauf, das Buch in zwei Teilbänden zu konzipieren. Das stand nicht nur im Gegensatz zu Tetzners Wunsch einer einbändigen Ausgabe, sondern auch zur ursprünglich vorgesehenen Gliederung der Erzählung in drei Teile.⁷⁵ Der Sauerländer-Verlag forderte zudem konkrete Änderungen am Inhalt. Er hatte Kürzungswünsche bei «Prügel-Szenen»⁷⁶ und stellte Forderungen, die man als eine Assimilierung des Buches an den Schweizer Buchmarkt zusammenfassen könnte. Dazu sollten zunächst die nicht-schweizerischen «Mundartwendungen und Ausdrücke, die unserer Jugen[d] zumteil ganz unbekannt, deshalb auch unverständlich sind», überarbeitet werden.⁷⁷ Nachdrücklicher formuliert

71 Vgl. Lisa Tetzner: *Die Reise nach Ostende*. Aarau 1936.

72 Brief von Tetzner an Sauerländer, Carona, 17. 12. 1938, ZWA 2004.0027/0651.

73 Ebd.

74 Brief von Sauerländer an Tetzner, 2. 2. 1939, ZWA 2004.0027/0651: «Das Gutachten über die *Schwarzen Brüder* ist eingetroffen und lautet im allgemeinen positiv mit einigen Beanstandungen. Schwierigkeiten bietet aber das Problem des Umfangs. [...] Das Buch in einem Bande herauszugeben, wäre ganz unmöglich, da es ohne Bilder über 500 Seiten füllen würde, ein Umfang, der schon des Preises wegen bei einem Jugendbuch unmöglich ist. Ob eine Zweiteilung überhaupt möglich ist, werde ich sehen, drei Bände wären wohl zu viel.»

75 Die Überschrift des dritten Teils (von schlussendlich insgesamt vier) «Die Gemeinschaft der Schwarzen Brüder» fehlt im ersten Gliederungsentwurf von Tetzner; vgl. Brief von Tetzner an Sauerländer, Carona, 17. 12. 1938, ZWA 2004.0027/0651. Dass sich Sauerländer durchgesetzt hat, ist in der gegenwärtig verbreiteten Gesamtausgabe daran zu erkennen, dass die Kapitelnummerierung beim dritten Teil wieder bei eins beginnt.

76 In der letzten Überarbeitungsphase monierte ein korrigierender Lehrer, dass etwa die Auseinandersetzung um die Hinterlassenschaft des toten Alfredos mit dessen Meister Givo «reichlich brutal» sei; vgl. handschriftlicher Brief von Ammann (sen.) an Sauerländer, Aarau 4. 5. 1939. Im Druck betrifft dies Kapitel 3 im 3. Teil, der Lehrer verweist auf ein 14. Kapitel, das aber nicht mit der Nummerierung der Druckfassung übereinstimmt.

77 Brief von Sauerländer an Tetzner, 16. 3. 1939, ZWA 2004.0027/0651.

Sauerländer diese Forderung in einem Brief vom 20. März. Man solle nicht merken, «dass die Autoren des Buches nicht Schweizer sind»:⁷⁸

Nun ist die Situation heute aber so, dass man kein Jugendbuch bringen kann, das von Deutschen geschrieben ist. Es wären also alle diese Ausdrücke durch hochdeutsche, allgemein gebräuchliche Worte zu ersetzen. Ebenso wäre das Manuskript auf Satzkonstruktionen zu durchgehen, die nicht richtig hochdeutsch sind und die den Ursprung in Ihrer Mundart haben. [...] Auf keinen Fall darf aber der Leser den Eindruck bekommen, dass das Buch von einer Norddeutschen geschrieben sei. Sonst riskieren wir, dass es vom Publikum abgelehnt wird. Denn das Publikum fragt nicht darnach, ob die Schreiberin imperialistisch oder demokratisch eingestellt ist. Es stellt eben nur fest, dass es sich um keine Schweizerin handelt.⁷⁹

Obwohl Tetzner finanziell auf diese Publikation angewiesen war, zumal sich für sie und ihren Mann in diesem Moment überhaupt die Frage stellte, ob man eventuell von der Jugendliteratur leben könnte, ging sie nicht ohne Weiteres auf die Wünsche des Verlegers ein. Zum einen wies sie die inhaltliche Kritik zurück. So habe ihre Basler Kindergruppe die Prügel Szenen nicht beanstandet. Sie ergänzte ein Verhältnisargument, denn gemessen «an dem, was die kleinen Tessiner Kinder laut italienischen und schweizerischen Zeitungsmeldungen wirklich erlebt haben», seien Giorgios und Alfredos «Leidensstationen» «sogar gemildert».⁸⁰ Deshalb hielt sie eine gemässigte Darstellung von Gewalt für eine ethische Pflicht:

Gerade heute haben wir die Pflicht, den jugendlichen Menschen, nachdem wir ihn [sic] jahrzehntelang die Welt nicht so gezeigt haben, wie sie ist, einmal wieder ganz tief hineinschauen zu lassen. Das Wichtigste bleibt nur, dass am Schluss doch das Gute oder der Gute triumphiert, und das geschieht ja, wie Sie noch lesen werden, in den «Schwarzen Brüdern» auch.⁸¹

Zum andern wehrte sich Tetzner gegen die Kritik am Stil. Beim Ausmerzen von mitteldeutschen «Mundartwendungen» forderte Tetzner mehr Rücksicht auf «die Eigenheiten des Schriftstellers» beziehungsweise auf «ihre urwuechsige Note und Besonderheiten jedes künstlerischen Schaffens»: «Nein, man muss dem Schriftsteller schon seine Freizügigkeit Sätze und Worte zu bilden, lassen».⁸²

Dennoch meldete sich Sauerländer im Mai 1939 mit Reaktionen eines Knaben und eines Mädchens zurück, denen das Manuskript zum Testlesen vorgelegt worden war. Abermals wurde über unterschiedliche Stilauffassungen diskutiert:

Von beiden [Kindern] wurde kritisiert, dass zu viele Wortwiederholungen vorkommen. Der Knabe hat sogar eine Aufstellung einiger Seiten gemacht mit Anführung dieser Wie-

78 Brief von Sauerländer an Tetzner, 20. 3. 1939, ZWA 2004.0027/0651.

79 Ebd.

80 Brief von Tetzner an Sauerländer, 19. 3. 1939, ZWA 2004.0027/0651.

81 Ebd.

82 Ebd.

derholungen. Da für uns Schweizer Hochdeutsch fast eine Fremdsprache ist, so wird in der Schule stark auf diese Dinge geachtet und wird die Anwendung des gleichen Wortes korrigiert [...].⁸³

Es ist auffällig, dass der Verleger die Forderung der jugendlichen Reviewer mit dem spezifischen Deutschunterricht in der Deutschschweiz jener Zeit begründet, als man dem Stilprinzip *variatio delectat* besonderen Nachdruck verlieh. Doch Sauerländer begnügt sich nicht mit dem Kommentar aus der jugendlichen Zielgruppe und zieht zudem einen «Philologen» hinzu. Dessen Gutachten lobt das «Bestreben nach Knappheit im Stil», das man insbesondere an der Verwendung des «einfachen, kurzen Satzes» erkennen könne. Allerdings versage dieses Mittel bei «Situationsberichten und Landschaftsbeschreibungen», sodass in diesen Fällen der «*zusammengesetzte Satz* nicht verschmäht werden» solle. Der zweite stilistische Streitpunkt betrifft ebenfalls die Wortwiederholungen, «recht eigentlich *die* Schwäche des Buches». ⁸⁴ Auch hier setzt das Gutachten zunächst mit einem Lob für den breiten Wortschatz ein und nimmt dies gleich zum Anlass, die Ersetzungen von Wortwiederholungen als kleine Herausforderung für die Autorin darzustellen. Das betrifft auch die wiederholte Verwendung von Verbformen von «gehen» bei der Auseinandersetzung zwischen dem Vater Roberto und der Nonna, ⁸⁵ die allerdings unverändert in den Druck gekommen ist. Insgesamt liefert der Gutachter zwei Seiten mit Monenda. Er macht auch Vorschläge, die im Folgenden (da das begutachtete Manuskript nicht erhalten ist) der Druckfassung gegenübergestellt werden:

Gutachten

Er öffnete die Augen und blinzelte die Mutter an, die dicht neben ihm am Bett stand. Sie war 35jährig, sah aber schon recht alt und vergrämt aus.

Rechts war ein grosser Kamin mit zwei schönen Sitzecken. Ueber dem flackernden Feuer hingen zwei schwere Kessel. Nicht weit davon stand eine Tür halb offen. Daneben gewahrte man den Wassertrog, und durch ein kleines Fenster schräg darüber fiel das spärliche Licht des Hofes.

Druck

Er öffnete die Augen und blinzelte die Mutter an. Die Mutter stand unmittelbar am Bett. Es war eine fünfunddreissigjährige Frau. Sie sah aber schon recht alt und vergrämt aus.⁸⁶

Rechts war ein großer Kamin mit zwei schönen Sitzecken. Über dem flackernden Feuer hingen zwei schwere Kessel. Nicht weit davon führte eine Tür in den zweiten Raum. Daneben gewahrte man den Wassertrog und dann kam ein kleines Fenster, durch das spärliches Licht fiel.⁸⁷

Die Vorschläge des Gutachters zielen auf einen flüssigeren Satzbau und beseitigen die ominösen Wortwiederholungen. Wie man anhand der definitiven Fassung aber sieht,

83 Brief von Sauerländer an Tetzner, 25. 5. 1939, ZWA 2004.0027/0651.

84 Vgl. Gutachten zum Brief von Sauerländer, 25. 5. 1939, ZWA 2004.0027/0651 (Hervorhebung im Original unterstrichen).

85 Vgl. Tetzner, Die Schwarzen Brüder (wie Anm. 15), S. 68.

86 Ebd., S. 15.

87 Ebd., S. 162.

hat Tetzner tendenziell keine weiteren Nebensätze gebildet. In einem Brief bringt sie zum Ausdruck, dass diese Kritik sie «ziemlich hilf[-], ja ratlos» mache, und sie wehrt sich gegen die stilistischen Anpassungen:

Ich empfinde z. B. Sätze wie «Die Zwillinge kauten Brot, die Nonna kaute Polentaschnitten» u. s. w, fast alle Sätze dieses Abschnitts gut, respektiv als dichterischen Rhythmus und Ausdruck, die Wiederholung des Worts «Kaut» ist sprachlich bildlicher, im Sprachmelos ausdrucksvoller als wenn ich setzen würde «Die Zwillinge kauten Brot, die Nonna Polenta[.]» oder «die Nonna würgte Polenta oder schluckte[.]», «kauen» gibt hier eine bestimmte Melodie, jene Monotonie eines Essensvorganges, bei dem alle eben mit «kauen» beschäftigt sind.⁸⁸

Mit Schuldeutsch stand Tetzner sowieso Zeit ihres Lebens auf Kriegsfuss. So hatte es bereits bei ihrem Buch *Reise nach Ostende* Fehler der Rechtschreibung, insbesondere der Kommasetzung, gegeben (die aber vermutlich entscheidend auf die Verwechslung einer Druckvorlage zurückgingen). Jedenfalls mit Bezug auf solche Mängel in der *Reise nach Ostende* schrieb sie an Sauerländer, «dass Interpunktion und deutsche Grammatik im althergebrachten Schulsinn meine schwache Seite ist.»⁸⁹ Bei den *Schwarzen Brüdern* wächst dies zur Stilfrage aus: «Diese Schweizer beherrschen als eine Fremdsprache das Werkzeug unserer Sprache ausgezeichnet». Die «peinliche [...] Exaktheit und Ordentlichkeit» sieht sie aber als Problem:

[...] und doch überkommt uns, ich spreche jetzt nicht von mir und meinem Mann, sondern von vielen, häufig ein seelischer Gähnkampf, und es ist etwas Lebloses[,] Unpersönliches[,] allzu Gleichförmiges darin, erinnert allzu oft an Schulgrammatik.⁹⁰

Am 6. Juni 1939 meldete sich erstmals Kurt Kläber per Brief bei Sauerländer. Seine Frau sei «durch das verschiedene Überarbeiten schon so verzweifelt», «dass sie am liebsten alles hinwerfen und das Schreiben überhaupt aufgeben möchte».⁹¹ Kläber legt seine Befangenheit offen, «denn es ist genau so gut mein Buch»,⁹² bringt aber dennoch seine schriftstellerische und verlegerische Erfahrung ins Spiel, um den Stil des Buches zu verteidigen:

Wir Verleger sollten überhaupt den Rhythmus oder die Fabulierkunst eines Schriftstellers nicht unterbinden oder stoppen (Vor allen [sic] nicht mit Schulworten oder Schulgrammatik [sic].) auch nicht, wenn er für Kinder schreibt. [...] Glauben Sie mir, keines der grossen, wertvollen Kinderbücher, ob sie nun Heidi, oder Onkel Toms Huette heissen, ist vorher durch eine Schulkommission gegangen. Ich will nicht prophezeien, aber ich sage doch mit einer gewissen Bestimmtheit, kein Kinderbuch, dass [sic] durch so eine Kommission

88 Brief von Tetzner an Sauerländer, 2. 6. 1939, ZWA 2004.0027/0651.

89 Brief von Tetzner an Sauerländer, Carona, 27. 4. 1936, ZWA 2004.0027/0651.

90 Brief von Tetzner an Sauerländer, 2. 6. 1939, ZWA 2004.0027/0651.

91 Brief von Kläber an Sauerländer, 6. 6. 1939, ZWA 2004.0027/0651.

92 Ebd.

gegangen ist, von ihr beschnitten und befiehlt wurde und in den Schulstil gepresst, wird so unsterblich werden wie diese Bücher.⁹³

Die Gegenüberstellung von «Schulkommission» und «Fabulierkunst» weist über eine Auseinandersetzung um Stil und Grammatik hinaus, besonders wenn man die vom Sauerländer-Verlag mitgetragenen Prinzipien der JSK berücksichtigt (gutes, verständliches Deutsch, erzieherische Vorbildfunktion usw.). Sauerländer behandelt sie zwar wie Minimalstandards, sie drücken aber dennoch eine Haltung aus, die zuallererst die Risiken unerwünschter Einflüsse kontrollieren möchte. Demgegenüber bekennt sich Kläber mit seinen Beispielen zur immersiven Abenteuerlektüre, deren potenziell unterhaltsame oder gar transformierende Wirkung als Risiko betrachtet werden könnte. Auch die Bücher, mit denen der anfangs illiterate Giorgio in den *schwarzen Brüdern* in Berührung gebracht wird, Cervantes' *Don Quijote* und Coopers *Lederstrumpf*,⁹⁴ erweitern die enge Vorstellung eines schützenden Rahmens der Jugendliteratur hin zur bildenden Spannungslektüre. Der Roman zeichnet also ein Verständnis der Institution Jugendliteratur, das weniger auf Sicherheit und mehr auf Wirkung zielt.

Der Briefwechsel zieht sich bis kurz vor Kriegsbeginn im Sommer 1939 hin. Wie stark der Text dabei überarbeitet wurde, lässt sich im Detail kaum erschliessen, da im Sauerländer-Archiv nur die Manuskripte der Druckvorlagen erhalten sind.⁹⁵ Immerhin setzte Sauerländer die verlegerische Entscheidung durch, dass der Roman in vier Teile und zwei Bände zerlegt wurde. Mit dem Kriegsbeginn erwiesen sich jedoch die Auseinandersetzungen um Stil und Inhalt als das kleinere Problem. Das ursprünglich vorgesehene Publikationsdatum im Herbst 1939 verzögerte sich, da Sauerländer in den ersten Kriegsmonaten aufgrund der Mobilisierung mit Personalengpässen zu kämpfen hatte. Erst am 9. April 1940 meldete Sauerländer, dass der erste Band gedruckt sei, kündigte aber gleichzeitig an, dass die Distribution wohl erst im Herbst anfangen würde.⁹⁶

93 Ebd.

94 Vgl. Tetzner, *Die Schwarzen Brüder* (wie Anm. 15), S. 355 und 433.

95 Ein oberflächlicher Vergleich mit der schwedischen Übersetzung, die noch auf der Grundlage des ersten Manuskripts geschrieben wurde, legt nahe, dass tatsächlich eine Reihe von Schlusspunkten beseitigt, aber ansonsten kaum umfangreiche Veränderungen vorgenommen wurden; vgl. Lisa Tetzner: *Sotarpojken i Alperna. Resan till Milano. Ungdomsbok av Lisa Tetzner. Översättning från författarinnans manuskript av Arne Holmström*. Stockholm 1938.

96 Vgl. Brief von Sauerländer an Tetzner, Aarau, 9. 4. 1940, Zwa 2004.0027/0651.

5. Institutionalisierte Rezeption

Tetzner hatte schon bei der ersten Publikation, der *Reise nach Ostende*, schlechte Erfahrungen mit dem Rezensionswesen der JSK gemacht.⁹⁷ Ihr war bewusst, dass sie auf die Akzeptanz durch die Rezensentinnen und Rezensenten angewiesen war, damit das Buch auch in den Schulbibliotheken angeschafft würde. Für eine Akzeptanz im Schulbetrieb war es wichtig, dass schulbezogene Periodika wie die katholische Zeitschrift *Schweizer Schule*⁹⁸ den Text ankündigten. Ebenso hilfreich waren positive Kurzrezensionen wie «[w]enn es ein Abenteuerbuch sein muß, dann dieses» im Bündner Schulblatt⁹⁹ oder «[d]iesen kulturhistorisch wertvollen Stoff behandelt Lisa Tetzner meisterhaft in dem vorliegenden ersten Band von *Die schwarzen Brüder*».¹⁰⁰ Besonders profiliert sind dabei die Mitteilungen des schweizerischen Lehrervereins:

Lisa Tetzner erzählt lebhaft und anschaulich, indem sie sicher den Höhepunkten der Handlung zusteuert. Wie das Volksmärchen scheut sie nicht vor Derbheiten zurück. Ihre bösen Frauen haben etwas von Hexen an sich. So bedroht eine Megäre bei Lisa Tetzner ihre reichen Stiefkinder mit Vergiften. Mit fast grausamer Sachlichkeit werden Misshandlungen ausgemalt. Das bewegende Motiv von den kleinen Tessinern, die vor hundert Jahren als Kaminfegerbuben nach Mailand verkauft wurden, wird aus rührseliger Biedermeieratmosphäre an einen harschen Wind versetzt. Wehleidigkeit kennen diese Kinder des Elends nicht; desto schöner blüht die Kameradschaft. Wie mag man es den wackern Knaben gönnen, dass ein grosszügiger Arzt, dem es nicht darauf ankommt, vier Pflöge

97 «Leider haben wir an der Ausführung des gut konzipierten Buches viel zu beanstanden: unverzeihlich oft verstösst die Verfasserin gegen Regeln der Rechtschreibung, der Zeichensetzung, wechselt ohne ersichtlichen Grund oft im selben Satz die Zeitform und vernachlässigt, wie es bei vielen – nicht zu Bereicherung der Sprache – in Mode gekommen ist, den Konjunktiv. – Von den passenden Textstellen gut auswählenden und gelegentlich reizend komponierten Illustrationen in zartliniger Federzeichnung enttäuschen einige wegen der kaum befriedigenden menschlichen Proportionen. Das Buch ist in dieser Form abzulehnen.» (R. F. [Fritz Rutishauser?]: Beurteilung von Jugend- und Volksschriften. In: Das Jugendbuch. Mitteilungen über Jugend- und Volksschriften 4/3 [1936], S. 638 f., hier S. 639.)

98 Kath. Jugendschriften-Kommission der Schweiz: Buchbesprechung. Jugendschriften. In: Schweizer Schule. Halbmonatsschrift für Erziehung und Unterricht 29/16 (1942), S. 531–534, hier S. 532: «Die im Tessin niedergelassene deutsche Schriftstellerin Tetzner schreibt eine erlebnisreiche und abenteuerliche Geschichte, die einen Bub betrifft, der vor 100 Jahren von seinen Eltern nach Italien als kleiner Kaminfeger verkauft wurde. Was er da mit Meistersleuten, Kameraden und Strassenbuben erlebt, ist zu einer hübschen Geschichte geworden, die Mädchen und Buben ab 12 Jahren sicher gefallen wird. In einem zweiten Band wird die Heimkehr in den Tessin erzählt.»

99 Karl Lendi: Hinweis auf Bücher. In: Bündner Schulblatt. Bollettino scolastico grigione. Fegl scolastic grischun 2,1 (1943), S. 23–28, hier S. 26: «6. Tetzner Lisa: ›Die schwarzen Brüder.‹ Band I und II. Auch ein Abenteuerbuch, und zwar auf historischem Hintergrund. Es erzählt das wechselvolle Los einiger Tessiner Buben, die von gewissenlosen Leuten nach Mailand verkauft wurden, um dort als Kaminfegerbuben ein trauriges Schicksal zu erleben. Lisa Tetzner wendet vielleicht zu häufig die Schwarzweißmanier in der Charakterisierung an; aber sie erzählt flüssig und spannend, und die Beschreibung des Lebens in einem Tessiner Dorf (im ersten Band) ist ungemein anschaulich und verrät die genaue Kenntnis der Verhältnisse. Wenn es ein Abenteuerbuch sein muß, dann darf es dieses sein.»

100 O. M.: Erfreuliche Jugendbücher. In: Schweizerische Lehrerinnenzeitung 45/4 (1940), S. 60 f., hier S. 60 f.

in sein Haus aufzunehmen, jedem für eine geeignete Lehrstelle sorgt. Lisa Tetzner ist es gelungen, eine historisch gewordene Stoffgruppe, wie sie klassisch Dickens behandelt hat, dem Fühlen der Gegenwart anzupassen, sie mit den heutigen ethischen Werten der mutigen Hilfsbereitschaft und unverbrüchlicher kameradschaftlicher Treue zu erfüllen.¹⁰¹

Weniger diskutiert werden die politischen Tendenzen des Romans. Dieser Aspekt wird erst in späteren Rezeptionszeugnissen thematisiert. Die Verlegerin und Kinderbuchforscherin Bettina Hürlimann erwähnt *Die Schwarzen Brüder* explizit in ihrem Kapitel «Politik und Kinderbuch». Ihr Ausgangspunkt ist die Frage, inwiefern Kinderliteratur beteiligt sein könnte, wenn Kinder Gewalt anwenden (und sei es im Ungarn-Aufstand von 1956).¹⁰² Hürlimanns Argumentation greift die bekannte Differenz zwischen schädlicher Literatur und guter Jugendliteratur auf. Es gibt allerdings Akzentverschiebungen. Als schädliche Beispiele müssen in den 1960er-Jahren nunmehr die «Comic Strips» herhalten, wohingegen gute Jugendliteratur einen politischen Einfluss ausübt, der grundsätzlich ein «ethischer ist».¹⁰³ Die Thematik der sozialen Gerechtigkeit behandelt Hürlimann insbesondere anhand der Literatur über Kaminfeger und erwähnt in diesem Zusammenhang das Buch als eines der «schönsten neueren Jugendbücher».¹⁰⁴

6. Schluss

Mit der JSK hatte die Schweiz im Jugendbuchsegment bereits relativ früh ein gut funktionierendes Sanktionierungssystem etabliert, das auch noch in der Zeit des Zweiten Weltkriegs fortwirkte. Die Interpretation der Anforderungen an Jugendbücher erweist sich dabei in dieser Zeit als gut kompatibel mit allgemeinen Tendenzen der sogenannten «Geistigen Landesverteidigung». Am Beispiel der Publikation der *Schwarzen Brüder* kann zumindest gezeigt werden, dass Exilantinnen und Exilanten zwar beträchtliche Publikationshürden zu überwinden hatten, sich aber im Rahmen eines starken Assimilationsdrucks in dieses System einfügen konnten.

Von einer Integration in die schweizerische Jugendliteratur kann jedoch nicht die Rede sein. Obwohl Tetzner und Kläber die Schweiz nicht mehr verlassen haben, 1948 das Schweizer Bürgerrecht erwarben und Lisa Tetzner 1951 gar in den SSV eintrat, fehlen sie häufig in Literaturgeschichten oder man findet sie dort nur in der Sektion der Exilliteratur.¹⁰⁵ Mitverantwortlich kann die literaturwissenschaftliche Geringschätzung der

101 H. M.-H., Schweizerischer Lehrerverein: Umschau. In: Besprechung von Jugend- und Volksschriften 86 (1940), S. 947–954, hier S. 952. Im selben Band wird die *Rote Zora* besprochen.

102 Vgl. Bettina Hürlimann: Europäische Kinderbücher in drei Jahrhunderten. Zürich 1963, S. 139.

103 Ebd.

104 Ebd., S. 143.

105 Vgl. Stefan Bodo Würffel, Exilliteratur (wie Anm. 39), S. 232–240; ohne Erwähnung dagegen in: Geschichte der deutschsprachigen Schweizer Literatur im 20. Jahrhundert. Von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Klaus Pezold. Berlin 1991.

Kinder- und Jugendliteratur sein.¹⁰⁶ Auch haben sie Zeit ihres Lebens, etwa im Gegensatz zu Josef Reinhart, Olga Meyer oder ihrem Freund Traugott Vogel, nie den schweizerischen Jugendbuch-Preis gewonnen.

Dennoch ist die Haltung der JSK nicht als ausgesprochen borniert zu bezeichnen. Kurz nach der Drucklegung der *Schwarzen Brüder* meldet denn auch Lisa Tetzner an den Verleger, dass ihr Mann «ein sehr reizvolles und gutgelungenes Jugendbuch» fertiggestellt habe, an dem sie «so völlig unbeteiligt» sei, dass sie es keinesfalls unter ihren Namen nehmen könne,¹⁰⁷ nämlich Kläbers grössten Romanerfolg *Die rote Zora*. Die Schwierigkeiten, mit denen dieser Roman etwa bei der Publikation in Österreich konfrontiert war, wo er Mitte der 1950er-Jahre nur gegen die ausdrückliche Empfehlung der Österreichischen Jugendschriftenkommission veröffentlicht werden konnte, sind gut dokumentiert.¹⁰⁸ Im Vergleich erscheint die Zusammenarbeit von Autoren, Verlag und Jugendschriftenkommission in der Schweiz fast schon pragmatisch.

106 Vgl. Dirk Krüger: Kinder- und Jugendliteratur. In: Claus-Dieter Krohn et al. (Hg.): Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933–1945. Darmstadt 1998, S. 984–994, hier Sp. 984.

107 Brief von Tetzner an Sauerländer, 17. 10. 1940, ZWA 2004.0027/0651.

108 Vgl. Carola Leitner: Die Veröffentlichungsgeschichte von Kurt Heldts *Die rote Zora und ihre Bande* bei JUNG-DONAU-LAND. In: Mitteilungen der Gesellschaft für Buchforschung in Österreich 1 (2012), S. 99–113.

Zur Bedeutung der Institutionenfrage für die Konzeption der *Geschichte der deutschsprachigen Schweizer Literatur im 20. Jahrhundert* (Berlin 1991)

KLAUS PEZOLD

Im Mai 1991 widmeten die 13. Solothurner Literaturtage eine von Dominik Müller geleitete Gesprächsrunde der damals gerade im Verlag Volk und Wissen Berlin erschienenen *Geschichte der deutschsprachigen Schweizer Literatur im 20. Jahrhundert*¹ – für die Verfasserinnen und Verfasser sowie den Verlag eine wohl einmalig zu nennende Chance, fand so die Diskussion zu ihrer Arbeit doch Eingang in nahezu alle Berichte von Schweizer Zeitungen über diesen jährlichen Höhepunkt des literarischen Lebens im Lande. Und dies förderte offensichtlich auch die Bereitschaft, anschließend noch ausführlichere Besprechungen des Buches zu veröffentlichen. Trotz berechtigter kritischer Einwände – so hatte Martin Zingg bereits während der Diskussion in Solothurn angemerkt, dass internationale Einflüsse auf die Schweizer Literatur in der Darstellung zu kurz gekommen seien – war der Grundtenor dieser verschiedenen Stellungnahmen durchweg freundlich-empfehlend. Positiv vermerkt wurde nicht zuletzt die Aufmerksamkeit der noch in der DDR erarbeiteten Literaturgeschichte für jenen Problemkomplex, der – wenn auch in Klammern gesetzt – mit zum Thema der Tagung, die der vorliegende Band dokumentiert, bestimmt worden ist: die Literatur und *ihre* Institutionen. So hob Dominik Müller in seiner Besprechung im *St. Galler Tagblatt* das Interesse der behandelten Autorinnen und Autoren auch für die Bedingungen des literarischen Marktes wie Verbände, Verlage, Zeitschriften, Kulturförderung, Radio und Fernsehen hervor und urteilte: «Im konsequenten Einbezug dieser Aspekte liegt – neben der gebotenen Materialfülle – die Attraktivität des Buches auch für Schweizer Leser.»² Elsbeth Pulver, die die «Leipziger Literaturgeschichte» (diesen Begriff hat sie selbst geprägt) im Mai 1992 zusammen mit zwei weiteren, thematisch verwandten Büchern in der *Neuen Zürcher Zeitung* vorstellte, sah ebenfalls hierin einen Vorzug, der andere Schwachpunkte auszugleichen im Stande sei, und verwies zugleich auf den konzeptionellen Hintergrund für diese literarhistorische Vorgehensweise:

1 Klaus Pezold (Hg.): *Geschichte der deutschsprachigen Schweizer Literatur im 20. Jahrhundert*. Berlin 1991.

2 Dominik Müller: *Unsere Literatur aus DDR-Sicht*. In: *St. Galler Tagblatt* vom 19. Juli 1991.

Die Gattung des Essays wird, wie meistens, etwas stiefmütterlich behandelt, umgekehrt der literarischen Infrastruktur (Verlage, Schriftstellervereine, Literaturförderung, Kulturaustausch) große Bedeutung beigemessen: als einer wichtigen Gelenkstelle zwischen Gesellschaft und Literatur, deren Beachtung – die Autoren folgen hier der Theorie von Werner Krauss – eine ‚vulgärmaterialistische Auflösung der Literatur in Soziologie‘ ebenso wie die ‚Souveränitätserklärung der geistigen Schöpfung‘ verhindert.³

Tatsächlich stellten die hier angesprochenen Überlegungen des Romanisten Werner Krauss neben der These des Komparatisten Dyonýz Ďurišin, der in einem Aufsatz von 1981 vorgeschlagen hatte, die zeitgenössische deutschsprachige Literatur als spezifische Form einer ‚interliterarischen Einheit‘ zu betrachten,⁴ für unsere Arbeit den wichtigsten theoretisch-methodologischen Ausgangspunkt dar.

Um dies nachvollziehbar zu machen, ist ein Blick auf Krauss' Wirkungsintention angebracht, wie sie aus der Publikationsgeschichte seines Aufsatzes mit dem Titel *Über den Anteil der Buchgeschichte an der literarischen Entfaltung der Aufklärung* abgelesen werden kann. In Buchform erschien er 1963 im Sammelband *Studien zur deutschen und französischen Aufklärung* innerhalb der von Krauss und Hans Mayer herausgegebenen Reihe *Neue Beiträge zur Literaturwissenschaft* – selbstverständlich der richtige Ort für eine detaillierte fachwissenschaftliche Untersuchung. Zuvor aber war der Aufsatz bereits im ersten und zweiten Heft des Jahrgangs 1960 von *Sinn und Form* abgedruckt worden. Diese von der Akademie der Künste in Berlin herausgegebene und damals von Peter Huchel geleitete Zeitschrift war das anspruchsvollste und auch international am meisten beachtete Literatur- und Kulturperiodikum der DDR. In ihr hatten Schriftsteller und Intellektuelle wie Bertolt Brecht, Ernst Bloch, Hans Mayer, Stephan Hermlin und Peter Hacks veröffentlicht, die als unangepasste Marxisten nicht bereit waren, sich an parteioffizielle Vorgaben zu halten, und die deshalb mit deren Verfechtern in Konflikt gerieten, was letztlich 1962 die Absetzung Huchels als Chefredakteur zur Folge hatte. In den Kontext jener Auseinandersetzungen gehört auch die Veröffentlichung des Aufsatzes von Werner Krauss zu diesem Zeitpunkt an diesem Ort. Während der Hauptteil seiner Abhandlung spezialwissenschaftlichen Charakter trägt, sind die vorangestellten ersten Seiten ihrem Wesen nach ein Pamphlet gegen dogmatische Einengungen und ein Manifest für eine genuin historisch-materialistische Literaturgeschichtsbetrachtung als Alternative zur Tradition der Geistesgeschichte. Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist die These: «Die Literaturgeschichte hat eine materielle Seite, die einer systematischen Bearbeitung bis heute nicht

3 Elsbeth Pulver: Deutschsprachige Schweizer Literatur – von aussen gesehen. Zu drei neuen Werken. In: Neue Zürcher Zeitung vom 9./10. Mai 1992, Literatur und Kunst, S. 67 f., hier S. 68.

4 Dyonýz Ďurišin: Spezifische Formen interliterarischer Gemeinschaften. In: Fridrun Rinner, Klaus Zerinschek (Hg.): Komparatistik. Theoretische Überlegungen und südosteuropäische Wechselseitigkeit. Festschrift für Zoran Konstantinović. Heidelberg 1981, S. 63–70. Vgl. Klaus Pezold: Die deutschsprachigen Literaturen der Gegenwart als Gegenstand vergleichender Untersuchungen. In: Weimarer Beiträge 33 (1987), H. 1, S. 151–158.

gewürdigt wurde: die Geschichte der Buchproduktion und der Organisation des Literarischen Lebens.»⁵ Zwar müsse der Literaturhistoriker gründlich über die allgemeine Gesellschaftsgeschichte unterrichtet sein, dies entbinde ihn aber nicht «von der Erforschung der spezifisch literarischen Umweltverhältnisse». Denn:

Der Versuch, den gesamten Verlauf einer literarischen Epoche durch den fortwährenden Einfluss der ökonomischen Grundverhältnisse zu erklären, würde nicht nur den Sinn der Literaturgeschichte in Frage stellen, sondern überhaupt die Existenz der Literatur als eines innerlich zusammenhängenden Schöpfungsbereiches zunichte machen. Die Literatur wäre nur noch eine unorganische Folge von bloßen Reflexen. Die vulgärmaterialistische Auflösung der Literatur in Soziologie muß ebenso wie die idealistische Souveränitätserklärung der geistigen Schöpfung das wirkliche Wesen der literarischen Phänomene verfehlen.⁶

Gerade eine solche Tendenz, Literatur auf Geschichtsillustration zu reduzieren und dann aus der postulierten historischen Überlegenheit einer entstehenden sozialistischen Gesellschaft die notwendig gegebene Überlegenheit auch ihrer Literatur abzuleiten, war aber das, was die offizielle Kulturpolitik der SED Ende der 1950er-, Anfang der 1960er-Jahre von der Literaturwissenschaft erwartete. Dies war im Herbst 1956 besonders deutlich an den Reaktionen auf den unmittelbar vor der geplanten Sendung abgesetzten, aber danach in der Wochenzeitung *Sonntag* veröffentlichten kritischen Rundfunkvortrag Hans Mayers *Zur Gegenwartslage unserer Literatur* sichtbar geworden. Dass Krauss nun kurz nach dieser Debatte von der Gefahr «vulgärmaterialistischer Auflösung der Literatur in Soziologie»⁷ sprach, bedeutete die schärfst mögliche Abgrenzung von einem verordneten Vulgärmarxismus, der in letzter Konsequenz die Literaturgeschichte als eigenen «Begründungszusammenhang» und damit als eine eigene Wissenschaft infrage zu stellen drohte. Eine solche könne diese nur dann sein, wenn sie «ihre materiellen Voraussetzungen im Aufbau der literarischen Umwelt und in den jeweils herrschenden Formen des literarischen Lebens»⁸ suchen und erkennen würde, anstatt ständig die Systemfrage zu stellen.

Es ist an diesem Ort nicht möglich, den dauerhaften Einfluss von Werner Krauss auf die Literaturwissenschaft in der DDR darzustellen, den dieser vor allem nach seinem Wechsel von der Universität Leipzig an die Berliner Akademie der Wissenschaften insgesamt ausgeübt hat. Auf jeden Fall aber war er ein Orientierungspunkt, an dem niemand vorbeisehen konnte, wenn er in den 1980er-Jahren ein Literaturgeschichtsprojekt in Angriff nehmen wollte und dabei um einen unorthodoxen marxistischen Ansatz bemüht war.

5 Werner Krauss: Über den Anteil der Buchgeschichte an der literarischen Entfaltung der der Aufklärung. In: ders, Hans Mayer (Hg.): Studien zur deutschen und französischen Aufklärung. Neue Beiträge zur Literaturwissenschaft. Bd. 16. Berlin 1963, S. 73–155.

6 Ebd.

7 Ebd., S. 73.

8 Ebd., S. 73 f.

Es ging also bei der Berufung auf seinen spezifischen literaturhistorischen Ansatz um mehr als um den Aspekt einer stofflichen Erweiterung des darzustellenden Gegenstandes. Dass auch dies vor 25 Jahren in der Diskussion mit Schweizer Kolleginnen und Kollegen eine Bestätigung fand, war für die Autorinnen und Autoren der ‹Leipziger Literaturgeschichte› damals eine besondere Genugtuung. So wurde in der Besprechung der *Berner Zeitung* ‹der spezifische (aber nicht dogmatische!) Blick› hervorgehoben, ‹der von einem Literaturverständnis ausgeht, das mit beiden Beinen in der marxistischen Tradition gründet.›⁹

Und Pulver urteilte in ihrem bereits zitierten NZZ-Beitrag:

Auch wenn das Buch auf dem Boden einer marxistischen Literaturauffassung entstand, wird darin keineswegs ein Denksystem über die Wirklichkeit gestülpt und diese, koste es, was es wolle, dem System angepasst. Vor einer solchen Vergewaltigung der Literatur schützt die Verfasser ihre Aufmerksamkeit für das Konkrete sowohl in der Literatur wie in politisch-sozialen Belangen.¹⁰

Die von Krauss postulierte Aufmerksamkeit der Literaturgeschichtsschreibung für die ‹spezifisch literarischen Umweltverhältnisse› war für unsere Arbeit schließlich auch noch unter einem weiteren Aspekt von grundsätzlicher Bedeutung. Das Projekt einer Geschichte der Deutschschweizer Literatur im 20. Jahrhundert verlangte in den 1980er-Jahren eine besondere Rechtfertigung, wieweil dieser Ansatz doch von der vorherrschenden Praxis ab, mit der man damals die zeitgenössische Literatur deutscher Sprache literaturgeschichtlich zu fassen versuchte.¹¹ Wer von einer, und sei es wie wir – im Sinne von Āurišin – relativen Eigenständigkeit der Schweizer Literatur ausging, musste sich die Frage gefallen lassen, was denn das Schweizerische an dieser Literatur nun eigentlich sei. Und er wäre natürlich bei ihrer Beantwortung in Bedrängnis geraten, wenn er diesen Nachweis für einzelne Autorinnen und Autoren oder gar für einzelne Werke erbringen wollen. Der Schlüssel lag in einer komplexeren Betrachtungsweise, die bemüht war, die spezifischen Produktions- und Wirkungsbedingungen der in der Schweiz entstehenden deutschsprachigen Literatur mit in den Blick zu rücken. Und gerade für die Zeit ab etwa 1960 war auf diesem Gebiet nicht wenig Neues zur Kenntnis zu nehmen: die durch die Entstehung der Gruppe Olten veränderte Rolle der Schriftstellervereinigungen, die Aktivitäten kleinerer, die Gegenwartsliteratur unterstützender Verlage, das differenzierte System zentraler, kantonaler und kommunaler Literaturförderung, neue Zeitschriften wie *drehpunkt*, produktive Kontakte zwischen Literatur und Film. Was davon dann in unserer Literaturgeschichte tatsächlich dargestellt worden ist, erscheint im Rückblick, gemessen am konzeptionellen Stellenwert dieser Aspekte, als eher fragmentarisch. Es

9 Josef Bossart: Fremder Blick auf die Deutschschweizer Literatur. In: *Berner Zeitung* vom 25. Mai 1991, S. 21.

10 Pulver, *Deutschsprachige Schweizer Literatur – von aussen gesehen* (wie Anm. 3), S. 67.

11 Vgl. das Vorwort von Peter Rusterholz in: ders., Andreas Solbach (Hg): *Schweizer Literaturgeschichte*. Stuttgart, Weimar 2007, S. IX–XII.

war schwieriger, die Momente dieser «spezifisch literarischen Umweltverhältnisse» aus der Ferne detailliert wahrzunehmen als die publizierten Bücher der Autoren, die gerade in Leipzig durch die Existenz der Deutschen Bücherei relativ leicht zugänglich waren. Eine wichtige erste Hilfestellung gaben uns die damals schon vorliegenden Dokumentationsbände des Basler Germanisten Peter André Bloch, *Der Schriftsteller in unserer Zeit. Schweizer Autoren bestimmen ihre Rolle in der Gesellschaft* (1972) und *Gegenwartsliteratur. Mittel und Bedingungen ihrer Produktion* (1975). Vor allem Letzterer bot für unser spezielles Anliegen aufschlussreiches Material und vielfältige Anregungen. Der am Deutschen Seminar der Universität Basel erarbeitete Band stand in Zusammenhang mit der Tätigkeit einer vom Eidgenössischen Departement des Innern Ende 1969 eingesetzten und von Nationalrat Gaston Clottu präsierten Expertenkommission für Fragen der schweizerischen Kulturpolitik, deren 1975 vorgelegte Untersuchungsergebnisse und Vorschläge unter dem Namen «Clottu-Bericht» bekannt geworden sind. Der Herausgeber Peter André Bloch beschreibt im Vorwort zu *Gegenwartsliteratur. Mittel und Bedingungen ihrer Produktion* die Vorgehensweise, der seine Mitarbeiter und er folgten:

Zu diesem Dokumentationsband wurden wir angeregt durch unsere Mitarbeit an der Expertise über die Voraussetzungen der Literaturproduktion in der deutschsprachigen Schweiz, die 1972–1973 im Auftrag des Departements des Innern durchgeführt wurde und die auch die Grundlagen der öffentlichen Literaturförderung zu untersuchen und entsprechende Vorschläge zuhanden des Bundesrates auszuarbeiten hatte [...]. Im Anschluss daran lud die Philosophisch-Historische Fakultät der Universität Basel auf Vorschlag des Deutschen Seminars – im Einverständnis mit den Professoren Pestalozzi, Stern und Wiesmann – den Schriftsteller und literarischen Leiter des Luchterhand Verlags, Otto F. Walter, ein, einen Vortragszyklus über «Mittel und Bedingungen der gegenwärtigen Literaturproduktion» zu halten. Eine studentische Arbeitsgruppe nahm dessen Ausführungen und auch die Plenumsdiskussionen auf Tonband auf, verschriftlichte sie und arbeitete, um das Diskussionsmaterial zu erweitern, einen Fragebogen für Autoren und Verleger aus, den sie über den gesamten deutschen Sprachbereich hin versandte.¹²

Auch wenn aus allen deutschsprachigen Ländern ausgefüllte Fragebögen eingingen, waren nur diejenigen aus der Schweiz zahlreich genug, dass sich daraus ein annähernd repräsentatives Bild ergab. Sie lieferten aus zwei unterschiedlichen Perspektiven eine Fülle aussagekräftiger Informationen und machten auf spezielle Probleme der schriftstellerischen Arbeit sowie der Buchproduktion in der Schweiz aufmerksam, was durch ebenfalls protokollierte Gespräche des Herausgebers mit Autorinnen und Verlegern noch vertieft wurde. Auf diese Weise erhielten wir für unsere literaturgeschichtliche Außen-sicht eine wichtige Ergänzung aus einer inneren Perspektive – das in dem Band zusammengestellte Material schärfte den Blick für Details der Schweizer Situation. Dies war nicht zuletzt dann von großem Nutzen, wenn sich im Verlauf der Arbeit an unserem

12. Peter André Bloch (Hg.): *Gegenwartsliteratur. Mittel und Bedingungen ihrer Produktion*. Eine Dokumentation über die literarisch-technischen und verlegerisch-ökonomischen Voraussetzungen schriftstellerischer Arbeit. Bern, München 1975, S. 9. Hervorhebungen im Original.

Projekt Möglichkeiten zu kürzeren Studienaufenthalten in der Schweiz ergaben. Persönliche Begegnungen etwa mit Otto Böni vom Schriftstellerverband, Hans Mühlethaler von der Gruppe Olten, dem Verleger Egon Amman, der Verlegerin Renate Nagel, den Kritikerinnen Klara Obermüller und Elsbeth Pulver und dem *drehpunkt*-Mitherausgeber Christoph Geiser konnten – so vorbereitet – zu ergiebigeren Gesprächen genutzt werden. Heute, ein Vierteljahrhundert nach der Gründung des Schweizerischen Literaturarchivs (SLA), bestünden für ein vergleichbares Projekt selbstverständlich noch sehr viel günstigere Voraussetzungen.

Im Schlussteil meines Beitrags möchte ich versuchen, an einer Einzelfrage die Probe aufs Exempel zu machen. Zu den besonders eindrücklichen Erlebnissen während meines ersten Besuches in der Schweiz im Herbst 1981 gehörte eine durch Peter André Bloch vermittelte Begegnung mit Gerhard Meier. Dessen spätes, aber desto glanzvolleres Hervortreten als Autor – als Lyriker in den 1960er-, als Prosaist in den 1970er- und als Romanzier in den 1980er-Jahren – ist auch ein aussagekräftiges Beispiel für die Wirkungsweise der «spezifisch literarischen Umweltverhältnisse» in der Deutschschweiz jener Jahrzehnte. 1998 konnte das SLA durch Ankauf von Gerhard Meier unter anderem ein Konvolut von Zeitungsausschnitten erwerben, laut Bestandsbeschreibung «Rezensionen zu allen Werken Gerhard Meiers sowie allgemeine Portraits des Autors».¹³ Hier findet man Zeugnisse dafür, wer wie und an welchem Ort auf die jeweiligen Publikationen des Schriftstellers reagiert und damit dazu beigetragen hat, sein Werk in der Öffentlichkeit bekannt zu machen. So auch bezogen auf jene Phase der Werkentwicklung Meiers, die als sein Weg zum Roman umschrieben werden könnte: von *Der andere Tag* (1974) über *Der Besuch* (1976) und *Der schnurgerade Kanal* (1977) bis zu *Toteninsel* (1979), dem ersten Teil des Romanzyklus *Baur und Bindschädler*. Der weitaus überwiegende Teil der zu diesen Büchern erschienenen Besprechungen stammt aus Schweizer Zeitungen und Zeitschriften (*Aarauer Tagblatt*, *Bund*, *Neue Zürcher Zeitung*, *Weltwoche*, *Schweizer Monatshefte*), verfasst von bekannten Schweizer Literaturkritikerinnen oder -kritikern wie Elsbeth Pulver, Heinz F. Schafroth, Charles Linsmayer, Anton Krättli oder der Autorin Margrit von Dach. Den meisten stand für ihre Rezensionen relativ viel Raum zur Verfügung, sodass ein gründliches und detailliertes Eingehen auf den besprochenen Text möglich war. Grundton der Beiträge war Bewunderung für den Dichter Gerhard Meier. Deren unverkennbare Wirkungsabsicht war, den Lesenden den Zugang zu dessen ungewöhnlicher Erzählprosa zu erleichtern. Diese Reaktionen der literarischen Öffentlichkeit reihen sich also ein in das, was als – hier auf einen bestimmten Autor bezogene – Literaturförderung angesehen werden kann. Und was im Fall Gerhard Meier mit dem Einsatz Egon Ammans und seines 1966 bis 1971 bestehenden Kandelaber Verlages für den späten Debütanten begonnen hatte und danach von dem anderen, 1965 gegründeten Berner Kleinverlag Zyt-

¹³ Schweizerisches Literaturarchiv Bern, Archiv Gerhard Meier. Abteilung D, Sammlungen, <https://ead.nb.admin.ch/html/meiergerhard.html>, 14. 2. 2020.

glogge weitergeführt worden war. Das Wagnis einer Existenz als freier Schriftsteller wäre für Meier – nicht zuletzt auch finanziell – kaum lebbar gewesen ohne die Literaturförderung der öffentlichen Hand: Förderpreis des Kantons Bern 1964, 1968, 1970 und 1975, Einzelpreise der Schweizerischen Schillerstiftung 1970 und 1976, Literaturpreis der Stadt Bern 1978 und schließlich Grosser Literaturpreis des Kanton Bern 1981.

In diesem Zusammenhang ist es bemerkenswert, was zu den Anfängen Meiers die Dokumentation von Peter André Bloch aus dem Jahr 1975 an Informationen bereits bereitstellt. Meier gehörte zu den Autorinnen und Autoren, die auf die von den Basler Studierenden formulierten Fragen geantwortet hatten. Dabei schildert er, wie es zu seinen ersten Buchpublikationen gekommen war:

Anlässlich einer Lesung sprach mich ein Lektor – wahrscheinlich durch Kollegen aufmerksam gemacht – auf mein erstes Manuskript hin an, welches dann unter dem Titel *Das Gras grünt auch wirklich* in dessen Verlag herauskam. Diesem Lektor wurde nun unglücklicherweise (suchte er doch heute angesehene Deutschschweizer Autoren um sich zu scharen) das Verbleiben in jenem Verlag verunmöglicht. Hierauf nahm sich ein neugegründeter Kleinverlag meiner nächsten zwei Bücher an, was ein dritter Verlag, nach dem Eingehen des Kleinverlags, mit meinem vierten Buch von neuem tat, worauf sich ein weiterer Kleinverlag anbot, eine Auswahl aus vergriffenen Arbeiten herauszubringen, während ich jenen Verlag zu finden versuche, der meiner neuesten, eventuell künftigen Produktion, das gemäße Milieu, quasi den Rückhalt zu geben bereit wäre.¹⁴

Der Verlag, der sich nach dem Scheitern Egon Amanns mit dem Kandelaber Verlag Bern der Bücher Gerhard Meiers annahm, der Berner Zytglogge Verlag, ist in der Dokumentation von Bloch ebenfalls direkt vertreten. Die Antwort des Verlegers Hugo Ramseyer auf die in der Umfrage gestellten Fragen beschreibt in präziser Knappheit die Situation des Unternehmens und lässt so den Einsatz für Meier umso bewundernswerter erscheinen:

Der Zytglogge Buchverlag ist eine Unterabteilung des Zytglogge Schallplattenverlags und wird von ihm finanziert. Wir können also jährlich nur eine beschränkte Anzahl von vier bis fünf Titeln herausgeben. Weil der Verlag sehr jung ist, sind wir nicht einer bestimmten Tradition verpflichtet. Die Konzeption des Programms ergibt sich aus der Auswahl der Texte und der Autoren, mit denen wir arbeiten.¹⁵

Bis zum Zeitpunkt der Verleihung des Literaturpreises der Stadt Bern 1978 vollzogen sich Arbeit und Wirkung des Schriftstellers Gerhard Meier nahezu ausschließlich in innerschweizerischen Koordinaten. Dann, 1979, lenkte *ein* Ereignis das öffentliche Interesse zumindest in den deutschsprachigen Nachbarländern auf den Autor in Niederbipp: Peter Handke gab aus Respekt vor der Sprachkunst Gerhard Meiers die Hälfte des ihm von der Stadt Klosterneuburg verliehenen Franz-Kafka-Preises an ihn weiter und sorgte als Mitglied der Jury des exklusiven Petrarca-Preises dafür, dass dieser 1983 an Meier ver-

¹⁴ Bloch, *Gegenwartsliteratur* (wie Anm. 12), S. 161.

¹⁵ Ebd., S. 379.

geben wurde. Ebenfalls 1979 brachte die *Frankfurter Rundschau* eine Besprechung des Romans *Der schnurgerade Kanal* von Heinz F. Schafroth. Und der auf diesen folgende Roman *Toteninsel* wurde in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* von Ulrich Greiner rezensiert. Ein Jahrzehnt später erschien mit *Land der Winde* erstmals ein Roman Meiers im Suhrkamp Verlag, der danach auch die drei vorher bei Zytglogge erschienen Bände der Romantetralogie *Baur und Blindschädler* in die *Bibliothek Suhrkamp* aufnahm. Zu Schweizer Literaturpreisen wie dem Gottfried-Keller-Preis, der dem Autor 1994 verliehen wurde, kamen mit dem Fontane-Preis (1991) und dem Heinrich-Böll-Preis (1999) wichtige deutsche Literaturpreise hinzu. Dass Gerhard Meier nun als bedeutender Schriftsteller des gesamten deutschen Sprachraums verdiente Anerkennung fand, stellte jedoch nicht seine besondere Bindung an die heimatlichen Institutionen der Deutschschweizer Literatur infrage. Sein Hausverlag blieb Zytglogge und manche Ehrung jenseits der Grenze verdankte er nicht unwesentlich dem Einsatz seiner ihm von den Anfängen an verbundenen Schweizer Unterstützerinnen und Unterstützer. Von Elsbeth Pulver weiß ich, dass dies zumindest beim Heinrich-Böll-Preis der Fall gewesen ist. Und so ist es nur folgerichtig, dass der Nachlass Gerhard Meiers nun vom Schweizerischen Literaturarchiv betreut wird, jener Institution, die sich die Literatur dieses Landes im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts selbst geschaffen hat: vordergründig (und vor allem) durch die Aktion des großen Dramatikers und Prosaisten Friedrich Dürrenmatt,¹⁶ aber auch durch ihre eigene Entwicklung insgesamt, die dafür gesorgt hat, dass viel des Bewahrens Wertes gesammelt werden kann.

¹⁶ Vgl. dazu im vorliegenden Band den Beitrag von Ulrich Weber.

III. Literaturinstitutionen

«Hüterin der nationalen Literatur unter der Aufsicht des Bundes»

Mehrsprachigkeit und Literaturpreise in den Anfängen der Schweizerischen Schillerstiftung

LOUANNE BURKHARDT UND DOMINIK MÜLLER

Die Schweizerische Schillerstiftung, die sich selber als «Hüterin der Literatur»¹ bezeichnet, ist nicht eine Institution, *mit* der sich die Literatur auseinandersetzt, sondern eine Institution *der* Literatur und *für die* Literatur. Und weil sie lange Jahre in der Schweiz die einzige Institution dieser Art war, darf im vorliegenden Band ein Beitrag zur Schweizerischen Schillerstiftung nicht fehlen. Deren Geschichte ist gleichzeitig auch die Geschichte der Institutionalisierung der Literatur in der modernen Schweiz. Während heute fast in jedem Kanton und in allen grösseren Städten der Schweiz innerhalb der öffentlichen Verwaltung eine Kulturabteilung sich auch um Literatur kümmert, betrat die Schillerstiftung bei ihrer Gründung 1905 mit dem Ziel Neuland, die Literaturförderung nicht mehr den zufälligen und punktuellen Initiativen privater Mäzene zu überlassen. Sie vollzog diesen Schritt, der die Literatur des Landes als ganze in den Blick zu nehmen beanspruchte, sogar noch sechs Jahre bevor die Schriftstellerinnen und Schriftsteller des Landes sich in einem eigenen Berufsverband, dem Schweizerischen Schriftstellerverein, zusammenschlossen.

Zwei ältere Institutionen standen der Schweizer Schillerstiftung Pate. Die erste war die 1855 gegründete Deutsche Schillerstiftung. Sie wandte sich mit ihrer Anregung, in der Schweiz aus Anlass von Schillers hundertstem Todestag eine Sektion zu gründen, an Hans Bodmer. Dieser war der Präsident der zweiten dieser Pateninstitutionen, des 1882 von ihm zusammen mit Wilfried Treichler ins Leben gerufenen Lesezirkels Hottingen, einer äusserst aktiven Lesegesellschaft, deren Gewicht sich allein daran ablesen lässt, dass Bodmers Präsidentenamt eine Vollzeitstelle war.² Nicht ganz ohne Ironie bemerkte Bundesrat Louis³ Forrer bei einem Sondierungsgespräch im Januar 1905, Bodmer sehe die zu gründende Schweizerische Schillerstiftung bereits als die «ökonomische Zentralstelle für das litterari-

1 Die im Titel dieses Beitrags zitierte Selbstcharakterisierung der Schweizerischen Schillerstiftung findet sich im vorgedruckten, für Pressevertreter bestimmten und mit dem 1. November 1928 datierten Einladungsschreiben zur Verleihung des Grossen Schillerpreises an Francesco Chiesa. Archiv der Schweizerischen Schillerstiftung, Schweizerisches Literaturarchiv (SLA), Bern, Signatur: SSS-01-a-C-029-b. Auf Bestände dieses Archivs wird künftig mit der Sigle «Archiv Schillerstiftung» und der Signatur verwiesen.

2 Zur Geschichte dieser Vereinigung: Conrad Ulrich: Der Lesezirkel Hottingen. Zürich 1981.

3 Forrer war auf den Namen Ludwig getauft, verwendete aber gerne die französische Form seines Vornamens, die auch der Protokollführer hier verwendet.

sche Leben in der Schweiz».⁴ Dass Bodmer sich grosse Ziele setzte und deshalb schon zu Beginn ein Mitglied der Landesregierung für die Sache einspannte, war ausschlaggebend dafür, dass die neuartige Institution rasch an Bedeutung gewann. Bodmer dürfte sich des Vorhabens auch deshalb so energisch angenommen haben, weil es ihm die Gelegenheit bot, seinen Wirkungskreis weit über Zürich hinaus auszudehnen; bis 1939, also während 35 Jahren, sollte er als Aktuar und Quästor den Kurs der Stiftung denn auch bestimmen. Forrer hatte 1905 noch dazu angehalten, sich zu bescheiden und sich mit der Zielsetzung der 1855 gegründeten Deutschen Schillerstiftung begnügen, in Not geratenen Schriftstellerinnen und Schriftstellern unter die Arme zu greifen. Die ersten Statuten folgten diesem Rat. Doch dauerte es nicht lange, bis die Stiftung ihr Aktionsfeld kräftig erweiterte. Die wichtigste Ausweitung des Tätigkeitsfeldes wurde vollzogen, als die Stiftung durch die Vergabe von Preisen auch die Qualitätszertifizierung zu ihrer Sache machte. Der Grosse Schillerpreis, der zwischen 1920 und 2012 genau zwanzig Mal vergeben wurde, galt im 20. Jahrhundert als die wichtigste literarische Auszeichnung des Landes.

Die Bedeutung der Schillerstiftung dürfte in den 1930er- und frühen 1940er-Jahren, als bestimmte ihrer Ziele im Einklang standen mit denjenigen der Geistigen Landesverteidigung, innerhalb des Schweizerischen Literaturbetriebs ihren Höhepunkt erreicht haben. Nach dem Zweiten Weltkrieg begann die Stiftung einen Teil ihrer Aufgaben an neu geschaffene Institutionen wieder abzugeben, einerseits an die eidgenössische Alters- und Hinterbliebenenversicherung, andererseits an kulturelle Förderungsinstitutionen von Kantonen und Gemeinden.

Die Schillerstiftung kümmerte sich nicht nur um die Schriftstellerinnen und Schriftsteller des Landes, sondern auch um deren Leserinnen und Leser und verstand es, den Kontakt zwischen den beiden Gruppen zu intensivieren. Dahinter standen auch ökonomische Erwägungen. Die Gründungsväter waren sich darüber einig, dass die Stiftung zwar mit den Behörden zusammenarbeiten, aber privat bleiben solle. Die Eidgenossenschaft knüpfte ihren Beitrag von 50 000 Franken zum Gründungskapital an die Bedingung, dass private Geldgeber sowie Kantone und Gemeinden einen mindestens gleich hohen Betrag beisteuern. Dank einer aufwändigen Spendenaktion wurde das Ziel nicht nur übertroffen, sondern es wurde auch Aufmerksamkeit geweckt und für den Gedanken geworben, dass der freie Markt die Entstehung qualitätvoller Literatur nicht sichert. Ab 1908 gab es die Möglichkeit, zahlendes Mitglied der Stiftung zu werden, was später durch ein jährliches Buchgeschenk honoriert wurde. Anfang 1931 war der Höhepunkt mit «gut 8400 Mitgliedern» erreicht.⁵ Die Auswahl der verschenkten Titel gab der Stif-

4 Protokoll der «Sitzung des Vorstandes und der literarischen Kommission des Lesezirkels Hottingen mit Herrn Bundesrat Dr. Louis Forrer zur Beratung des Projekts einer schweizerischen Schillerstiftung» vom 19. Januar 1905. Archiv Schillerstiftung, SSS-02-a-01-a (Gründungsurkunde Beilagen).

5 Estelle Schiltknecht, Ernst Nef. 100 Jahre Schweizerische Schillerstiftung. Ein historischer Abriss. In: Schweizerische Schillerstiftung, Fondation Schiller suisse, Fondazione svizzera Schiller, Fondaziun Schiller svizra, 1905–2005. Bd. 1: Festschrift. O. O., o. J. [2005], S. 8–12, hier S. 11.

tung die Möglichkeit, zusätzliche Autorinnen und Autoren, statt mit Preisen, mit höheren Absatzzahlen zu fördern, was auch die Verlage schätzten. Schon 1906 hatte Heinrich Moser in der *Neuen Schweizer Rundschau* angeregt, dass die neu gegründete Stiftung sich nicht nur als Alters- und Hinterbliebenenversicherung engagiere, sondern auch Bücher von lebenden Autoren ankaufen solle: «Sollten wir nicht vielmehr versuchen, *unserer* Schillerstiftung auch etwas von dem republikanischen Geiste zu geben, der alle unsere öffentlichen Institutionen, unser ganzes nationales Leben durchdringt und ihnen eine prägnante Eigenart gibt?»⁶

Die Stiftung machte schliesslich auch die Pflege des Erbes anerkannter Autoren der Schweiz zu ihrer Aufgabe. Sie übernahm die literarischen Nachlässe von Heinrich Leuthold, Jakob Bosshart sowie von Josef Viktor Widmann, die sie der Zentralbibliothek Zürich und der Berner Burgerbibliothek (Widmann) als Depositum anvertraute. Auch die Arbeit an der von Rudolf Hunziker und Hans Bloesch herausgegebenen grossen Jeremias-Gotthelf-Ausgabe und der Historisch-kritischen Gottfried Keller-Edition wurde von der Schweizerischen Schillerstiftung unterstützt. Dies ist der Grund, weshalb die Stiftung auch bei den Streitigkeiten zwischen dem Eugen Rentsch-Verlag und dem Initianten der Keller-Ausgabe, Jonas Fränkel, eingeschaltet wurde. Zur gleichen Zeit liess sich die Stiftung auch für die antisemitisch motivierte Kampagne einspannen, mit der Fränkel von der Erarbeitung der Biografie und der Werkausgabe Carl Spittlers weggedrängt wurde, die ihm der Autor anvertrauen wollte.

Die Schillerstiftung verstand es, durch die zunehmend mediatisierte Vergabe von Preisen und durch eine Art Buchclub eine Öffentlichkeit für die Literatur zu schaffen. Für Exponenten der Politik, der Wirtschaft und der Wissenschaft war es durchaus imagefördernd, sich für die Schillerstiftung zu engagieren, was im Gegenzug das Ansehen der Stiftung erhöhte und der Präsenz der Literatur in der öffentlichen Wahrnehmung zugutegekommen sein dürfte. Der erste Präsident der Stiftung (bis 1910), Albert Burckhardt-Finsler, war Erziehungsdirektor des Kantons Basel-Stadt. Einer seiner Nachfolger, Fritz Leutwiler, war während seiner Amtszeit 1974–1980 gleichzeitig auch Direktor der Schweizerischen Nationalbank.

Ihr umfangreiches Archiv schenkte die Stiftung 2018 dem Schweizerischen Literaturarchiv in Bern (SLA), wohin es im selben Jahr vom alten Aufbewahrungsort, dem Stadtarchiv Zürich, überführt wurde. Das Herzstück des Archivs bilden die rund 1000 Autorendossiers, die zahlreiche Schriftstellerinnen und Schriftsteller betreffen, deren Nachlässe bereits im SLA aufbewahrt werden. Eine sorgfältige Erschliessung⁷ des schon

6 Heinrich Moser. In: *Neue Schweizer Rundschau*, Monatsschrift für Literatur und Kunst 2 (1906), S. 1–3, hier S. 1. (Archiv Schillerstiftung, SSS-02-a-01-i.), Hervorhebung im Original.

7 Sie wurde dank einer grosszügigen Unterstützung durch die Christoph-Geiser-Stiftung ermöglicht. Das Inventar des Archivs ist abrufbar unter https://ead.nb.admin.ch/html/sss_0.html, 14. 2. 2020.

vorher verhältnismässig gut geordneten Archivs wird es der Forschung und der interessierten Öffentlichkeit erleichtern, die reichen Schätze des Archivs zu nutzen.

Der vorliegende Beitrag, der von der Archivarin, die diese Erschliessung betreute, und vom aktuellen Präsidenten der Schillerstiftung gemeinsam verfasst worden ist, schöpft aus dem Fundus des Archivs. Die Schweizerische Schillerstiftung als literarische Institution soll darin anhand von zwei Fragestellungen exemplarisch beleuchtet werden.

1. Wie konstituierte sich die Schillerstiftung als literarische Stiftung eines viersprachigen Landes?

2. Wie wurde die Schillerstiftung zu einer Institution, die literarische Preise verleiht?

Im ersten und letzten der vier nachfolgenden Kapitel steht die erste, in den beiden mittleren die zweite Frage im Vordergrund.

1. Die Gründung der Schillerstiftung in der viersprachigen Schweiz

Am 19. Januar 1905 führten der Vorstand des Lesezirkels Hottingen und dessen literarische Kommission in Zürich ein Gespräch mit dem Vorsteher des Eidgenössischen Departements des Innern, Bundesrat Louis Forrer. Laut Protokoll umriss dieser den Anlass zu diesem Gespräch ziemlich ungehalten: «Die deutsche Schillerstiftung hat uns zugemutet, eine Zweigstiftung in Zürich zu errichten.»⁸ In der Tat war der Vizepräsident der Deutschen Schillerstiftung und Oberbibliothekar der Anna-Amalia-Bibliothek in Weimar, Paul von Bojanowski (1834–1915), in einem privat gehaltenen Schreiben mit diesem Anliegen an Hans Bodmer, den Präsidenten des Lesezirkels Hottingen, gelangt.⁹ Dass Bodmer sogleich aktiv wurde und der Angelegenheit grosse Wichtigkeit verlieh, indem er sich an ein Mitglied der Landesregierung wandte, zeigt, dass Bojanowski bei der Auswahl seines Adressaten richtig kalkuliert hatte. Dies gilt weniger für den Inhalt seines Vorstosses. Obwohl vor dem Ersten Weltkrieg noch ein kulturelles Zugehörigkeitsgefühl der deutschen Schweiz zum Deutschen Reich bestand, konnte diese Anregung – wie Forrers Wortwahl zeigt – als Zumutung aufgefasst werden: «Wir können uns aber nicht einfach hier anhängen, wegen unserer speziellen Verhältnisse, wegen unserer Dreisprachigkeit. [...] Wir sollten daher selbständig vorgehen und eine der deutschen ähnliche Schillerstiftung ins Leben rufen.»¹⁰ Mit der Mehrsprachigkeit, die der Bundesrat als erstes Argument dagegen ins Feld führte, dass in der Schweiz bloss ein Ableger der Deutschen Schillerstiftung ins Leben gerufen werden sollte, wurde ein Problemkomplex angespro-

8 Protokoll der «Sitzung des Vorstandes und der literarischen Kommission des Lesezirkels Hottingen [...]», 19. I. 1905 (wie Anm. 4).

9 Handschriftlicher Brief von Paul von Bojanowski an Hans Bodmer vom 24. 10. 1904. Archiv Schillerstiftung, SSS-02-a-01-e.

10 Protokoll der «Sitzung des Vorstandes und der literarischen Kommission des Lesezirkels Hottingen [...]», 19. I. 1905 (wie Anm. 4).

chen, dessen Beachtung für die Schweizerische Schillerstiftung als eigenständige Institution zu einer *raison d'être* werden sollte. Bereits 1880 hatte Gottfried Keller auf das Problem der sprachlichen und konfessionellen Uneinheitlichkeit der Schweiz hingewiesen, als die Deutsche Schillerstiftung bei ihm und bei Conrad Ferdinand Meyer sondierte, ob in der Schweiz eine Tochtergesellschaft gegründet werden könnte.¹¹ Was Forrer dann vorschlug, ist genau das, was Bojanowski intendiert haben dürfte, als er sich mit seinem Anliegen an den Präsidenten des Lesezirkels Hottingen gewandt hatte. Es zeigt zudem, dass Forrer auch in Bern Zürcher geblieben ist:

Zunächst fragt es sich, wer vorgehen solle. Nicht die Bundesbehörden, da sonst die Schillerstiftung einen offiziellen Charakter bekäme, sondern Zürich, die intellektuelle und litterarische Zentrale der Schweiz, und hier der Lesezirkel Hottingen, als die bedeutendste litterarische Vereinigung zum mindesten in der deutschen Schweiz.¹²

Aus heutiger Sicht verblüffen das Tempo und die Effizienz, mit denen die Gründung der Schweizerischen Schillerstiftung nach dem ersten offiziellen Sondierungsgespräch im Januar 1905 in die Tat umgesetzt wurde. Bereits Ende des Jahres konnte die Organisation, ausgestattet mit einem Kapital von mehr als 150 000 Franken, ihre Arbeit aufnehmen. Offensichtlich traf der primäre Stiftungszweck, notleidenden Dichtern und Schriftstellern sowie deren Angehörigen unter die Arme zu greifen, auf viel Zustimmung. Die ohnehin geplanten Feiern zum hundertsten Todestag Schillers wurden genutzt, um für das Vorhaben zu werben.

Mit grossem Geschick wurde dabei zwei Forderungen Forrers Rechnung getragen, obwohl diese nicht so leicht unter einen Hut zu bringen waren: eine schweizerische Schillerstiftung müsse in den verschiedenen Sprachregionen verankert werden,¹³ in Zürich, im Lesezirkel Hottingen, aber ihr Zentrum haben. Das Initiativkomitee wurde, wie später der Aufsichtsrat, mit Persönlichkeiten aus der ganzen Schweiz besetzt. Dabei musste über ausreichende Deutschkenntnisse verfügen, wer in einem dieser Gremien mitarbeiten wollte, denn die dominante Zürcher Zentrale formulierte ihre Anfragen und Weisungen immer in der Sprache des Dichters, der der Stiftung seinen Namen gab. Francesco Chiesa, der Tessiner Schriftsteller und spätere Träger des Grossen Schillerpreises, trat 1909 nach nur einem Jahr wegen dieser sprachlichen Barriere schon wieder aus dem

11 Conrad Ferdinand Meyer hingegen befürchtete, dass die Unterstützung notleidender Autoren «den Schriftstellerstand daselbst über das gehörige Mass und Bedürfnis hinaus entwickeln» würde. Schiltknecht, Nef, 100 Jahre Schweizerische Schillerstiftung (wie Anm. 5), S. 11.

12 Protokoll der «Sitzung des Vorstandes und der literarischen Kommission des Lesezirkels Hottingen [...]», 19. I. 1905 (wie Anm. 4).

13 Hans Bodmer resümierte das Argument in seinem Brief an Bojanowski vom 27. Januar 1905: «Die schweizerische Literatur ist aber dreisprachig und da, so sehr der geistige Zusammenhang mit den Stamm- und Nachbarländern immer wieder betont werden muss, die materielle Fürsorge für die Schriftsteller eine nationale Angelegenheit ist, muss auch eine zu diesem Zweck ins Leben tretende Institution nach den politischen Verhältnissen sich einrichten.» (Archiv Schillerstiftung, SSS-02-a-01-e.)

Aufsichtsrat aus.¹⁴ Und ein anderer Träger des Grossen Schillerpreises, Charles Ferdinand Ramuz, berichtete nicht ohne Ironie, dass er sein «allemand très approximatif» hervor holen musste, um sich mit Hans Bodmer unterhalten zu können.¹⁵

Dem erweiterten Gründungskomitee von 1905 gehörten 15 Persönlichkeiten – natürlich ausschliesslich Männer – an. Die deutsche Schweiz war mit elf Vertretern leicht überrepräsentiert. Aus der französischen Schweiz gehörten ihm Philippe Godet (Neuenburg), Gaspard Vallette (Genf), Altbundesrat Eugène Ruffy (ursprünglich aus Lausanne) an und aus dem Tessin Alfredo Pioda (Locarno). Dieses Komitee warb im April 1905 nicht nur mit Aufrufen in den drei offiziellen Landessprachen für ihr Vorhaben, sondern auch noch auf Rätoromanisch.¹⁶

Vor allem anderen, also auch vor der Erläuterung der Ziele, tritt der erste Abschnitt den Bedenken entgegen, dass die neu zu gründende Stiftung den Namen eines deutschen Dichters tragen solle. Dafür steht nur ein einziges Argument zur Verfügung: Schiller ist der Verfasser des *Wilhelm Tell*. Dass man auf die unterschiedlichen Sensibilitäten der Sprachgruppen Rücksicht zu nehmen versuchte, verraten die leicht abweichenden Akzentsetzungen im deutschen und im französischen Wortlaut dieses entscheidenden ersten Abschnitts. Im deutschen Text lesen wir:

In allen Gauen unseres Vaterlandes wird man am 9. Mai dieses Jahres **Friedrich Schillers**, des Dichters der Freiheit, gedenken, an dessen unsterblichen Werken Tausende sich erbaut haben und immer wieder erbauen. Auch da, wo in der Schweiz der Klang seiner Sprache nicht heimisch ist, verehrt man mit gleicher Begeisterung wie auf deutschschweizerischem Boden in ihm **den Sänger Tells**, den Verkünder edelster Vaterlandsliebe.

Der erste Satz fasst sich in der französischen Version etwas kürzer. Er verzichtet darauf, mit dem Hinweis auf die Erbauung, die Schiller Tausenden schon gebracht habe und noch bringe, dessen Status eines hochkanonisierten Dichters herauszustreichen. Danach geht der Text seinen eigenen Weg, indem er in Bezug auf das Tell-Drama und die Mehrsprachigkeit der Schweiz wesentlich expliziter verfährt. Auffallend ist, dass Schillers und Tells Vornamen übersetzt werden, eine Praxis, die im französischen Sprachraum – anders als im deutschen – bis heute toleriert wird¹⁷ und hier anzeigen mag, dass man sich in der Romandie nicht nur den Nationalhelden, sondern auch den Verfasser des Stücks zu eigen gemacht hat.

14 Vgl. Protokoll der Aufsichtsratssitzung vom 14. 6. 1909. Archiv Schillerstiftung, SSS-02-c-01-b-01.

15 Charles Ferdinand Ramuz: *L'écrivain dans son pays*. In: ders.: *Œuvres complètes*. Bd. 14: *Articles et chroniques 1932–1947*. Hg. von Vincent Verselle. Genève 2009, S. 75–87, hier S. 76.

16 Die vier Aufrufe in Form von Flugblättern sind aufbewahrt im Archiv Schillerstiftung, SSS-02-a-01-b.

17 Niemand käme auf die Idee, den klassischen französischen Dramatiker auf Deutsch mit Hans Racine zu bezeichnen, wogegen es auf Französisch durchaus üblich ist, zum Beispiel von Jean Sébastien Bach zu sprechen.

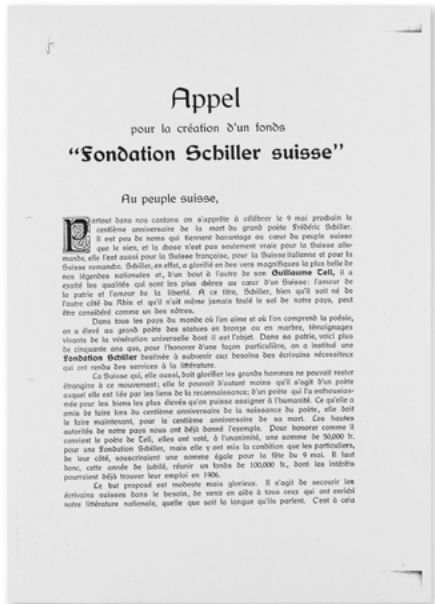


Abb. 1: Spendenaufwurf vom April 1905, Flugblatt, deutsch und französisch, 1. Seite (Archiv Schillerstiftung, SSS-02-a-01-b).

Il est peu de noms qui tiennent davantage au cœur du peuple suisse que le sien, et la chose n'est pas seulement vraie pour la Suisse allemande, elle l'est aussi pour la Suisse française, pour la Suisse italienne et pour la Suisse romanche. Schiller, en effet, a glorifié en des vers magnifiques la plus belle de nos légendes nationales et, d'un bout à l'autre de son **Guillaume Tell**, il a exalté les qualités qui sont les plus chères au cœur d'un Suisse: l'amour de la patrie et l'amour de la liberté.

Die Formel «der Sänger Tells» wird im französischen Text erklärend ausgefaltet. Schillers Drama wird nicht nur mit seinem vollen Titel zitiert, sondern auch als eine künstlerische Leistung («des vers magnifiques») mit dem Hinweis gewürdigt, dass es sich um die Bearbeitung einer nationalen Legende handle, die schon vor Schiller Gemeingut war. Offensichtlich stellte sich der Verfasser des französischen Aufrufs auf einen höheren Erklärungsbedarf ein. Während sich die deutschsprachige Version auf das Versprühen patriotischen Weihrauchs beschränkt, mischt er seiner sachlicheren Argumentation noch eine literarische Komponente bei. Unterschiedlich verfahren die Texte schliesslich auch bei den Hervorhebungen, die in fetten Lettern als Blickfang sehr markant in Erscheinung treten. In der deutschen Fassung werden der Name «Friedrich Schiller» und das Kürzel «Sänger Tells» hervorgehoben, in der französischen dagegen nur «Wilhelm Tell», der Name des Nationalhelden *und* der Titel von Schillers Stück.

Der enorme Erfolg beweist, dass das breit aufgestellte Initiativkomitee gute Arbeit leistete und die Sensibilität der Bevölkerung richtig einzuschätzen wusste. Das Sammelziel, das von den 50 000 Franken ausging, wurde um knapp mehr als das Doppelte übertroffen. Die 101 416.63 Franken, die am 8. November 1905 beisammen waren, setzten sich aus einer grossen Zahl von Einzelspenden zusammen, von denen viele unter zehn Franken lagen. Die Quittungsbücher, die sich im Archiv der Stiftung erhalten haben, zeigen, wie die Sammlungsaktion auch die ländliche Bevölkerung, etwa in den Bündner Tälern, erreichte.¹⁸

Ein eidgenössisches Zusammengehörigkeitsgefühl liess sich auch am Anfang des 20. Jahrhunderts noch am einfachsten durch die Solidarität mit notleidenden Landsleuten mobilisieren, wie sich das im 19. Jahrhundert – angefangen mit dem Bergsturz von Arth-Goldau von 1808 – bei einer Reihe von wirkungsvoll zu «Landesunglücken» erklärten Naturkatastrophen gezeigt hatte.¹⁹ Bei der Koordination von Spende- und Hilfsbereitschaft bewährten sich neu entstandene Institutionen wie die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft und ab 1848 der neue Bundesstaat, unter dessen Aufsicht auch ein Schutzbautenfonds eingerichtet wurde. Vor diesem Hintergrund ist verständlich, dass die Initianten der neu zu gründenden Institution in ihrem Spendenaufruf primär an die Hilfsbereitschaft appellierten:

Wo Not und Sorge an die Tür des schweizerischen Dichters klopft, der unsere heimische Literatur, gleichviel in welcher unserer Nationalsprachen, bereichert hat, da soll die Schillerstiftung schützend und lindernd eintreten und denjenigen in alten und kranken Tagen beistehen, die trotz anerkennenswerter Leistungen nicht im Stande gewesen sind, Schätze zu sammeln und auf das Alter Bedacht zu nehmen.

Die bildhafte Sprache personifiziert die zu gründende Institution zur helfenden Krankenschwester, die weiss, wo Not zu lindern ist. Dabei wird das Qualitätskriterium, das später im Selbstverständnis der Stiftung eine immer wichtigere Rolle spielen und schon bald zur Schaffung von Preisen führen wird, mit dem Hinweis auf die «anerkennenswerten Leistungen» bereits beiläufig ins Spiel gebracht.

Mit der ersten Sitzung des Aufsichtsrates vom 22. Januar 1906 nahm die neu gegründete Stiftung ihre Arbeit offiziell auf. In das Gremium entsandte der Bundesrat fünf Mitglieder: den Basler Regierungsrat Albert Burckhardt-Finsler, den Schriftsteller und Feuilletonchef der Berner Tageszeitung *Der Bund* Josef Viktor Widmann, Philippe Godet, Schriftsteller, Literaturkritiker und Professor an der Universität Neuenburg sowie zwei Nationalräte, einen katholisch-konservativen, Johann Gebhard Lutz-Müller aus

¹⁸ Archiv Schillerstiftung, SSS-02-a-01-j.

¹⁹ Dazu und zum unmittelbar Nachfolgenden: Peter Utz: Kultivierung der Katastrophe. Literarische Untergangsszenarien aus der Schweiz. München 2013, S. 74–77, ferner: Christian Pfister: Naturkatastrophen als nationale Mobilisierungsereignisse in der Schweiz des 19. Jahrhunderts. In: Michael Kempe, Dieter Groh, Franz Muelshagen (Hg.): Naturkatastrophen. Beiträge zu ihrer Deutung, Wahrnehmung und Darstellung in Text und Bild von der Antike bis ins 20. Jahrhundert. Tübingen 2003, S. 283–297.



Abb. 2: Quittungsbüchlein der Privatspenden für das Gründungskapital der Schweizerischen Schillerstiftung, Kanton Graubünden, 1905 (Archiv Schillerstiftung, SSS-02-a-01-j).

St. Gallen, und einen freisinnigen, Alfredo Pioda aus Locarno. Der Lesezirkel Hottingen nominierte ihren Präsidenten, Hans Bodmer, und Carl Spitteler. Landesteile, Sprachen, politische Parteien und Konfessionen waren damit angemessen repräsentiert. Als Vertreter des Literaturbetriebs wurden Persönlichkeiten ausgewählt, die, abgesehen von Hans Bodmer, als Schriftsteller wie als Literaturvermittler wirkten (Spitteler war 1890–1892 Feuilletonredaktor der *Neuen Zürcher Zeitung* gewesen).



Abb. 3: Archivschachtel mit Protokollheften des Aufsichtsrats
(Archiv Schillerstiftung, SSS-02-c-01-b-02).

2. Vom Fürsorgeinstrument zum Kompetenzzentrum für Literatur: die Schaffung von Preisen

Die Stiftung war mit dem Ziel gegründet worden, «verdiente schweizerische Dichter und deren Hinterlassene in Fällen schwerer Lebenssorge» zu unterstützen.²⁰ Wie bei ihrem Vorbild, der Deutschen Schillerstiftung, stand auch für die Schweizerische Schillerstiftung zunächst das fürsorgliche Element im Zentrum. Bereits im Gründungsjahr äusserte der Initiant Hans Bodmer allerdings die Hoffnung, die Aufgaben der Stiftung im Verlauf der Zeit erweitern zu können.²¹ Und tatsächlich führten schon die 1909 vom Bund verabschiedeten neuen Statuten zusätzliche Aufgaben auf: Über den ursprünglichen Stiftungszweck hinaus sollten nicht nur ältere, «verdiente» Autoren mit Beiträgen unterstützt werden, sondern auch jüngere Talente, die sich in finanzieller Not befanden. Daneben wollte sich die Stiftung auch an der Förderung von literarischen Werken beteiligen, sei es, indem sie «gute, aber geringen buchhändlerischen Erfolg versprechende Werke Schweizer Dichtkunst» herausgab, sich am Ankauf und der Verteilung «bemerkenswerter, aber nicht nach Verdienst bekannter Bücher schweizerischer Autoren» beteiligte oder billige Volksausgaben von Klassikern unterstützte.²² Die Stiftung war ausserdem schon früh bemüht, auch den ehrenden Charakter der vergebenen Dotationen geltend zu machen. Bereits 1906 betonte sie in ihrem ersten Jahresbericht nachdrücklich, sie sei mehr als eine «Unterstützungskasse für notleidende Schriftsteller» und vergebe ihre Spenden nur an jene Dichter, die sich durch «Verdienste um die heimische Literatur» ausgezeichnet hatten.²³

Wie sich bald zeigen sollte, brachte die Verschränkung von Unterstützung und Ehrung einiges an Konfliktpotenzial mit sich. Der Aufsichtsrat sah sich mit verschiedenen kniffligen Fragen konfrontiert: Wie sollte er mit jenen Bittstellern umgehen, die zwar mit finanziellen Schwierigkeiten kämpften, deren literarische Erzeugnisse aber wenig überzeugten? Nach welchen Kriterien sollte entschieden werden, ob auch unbekannte jüngere Autoren einen Beitrag verdient hatten? Sollte sich die Stiftung auf jene Schriftsteller konzentrieren, die ihr literarisches Können bereits unter Beweis gestellt hatten, aufgrund von Alter oder Krankheit aber von existentiellen Sorgen geplagt wurden? Und wie berücksichtigte man jene Schriftsteller, von denen man zwar wusste, dass sie in bescheidenen Verhältnissen lebten, die sich aber nicht selbst mit einem Gesuch an die Stiftung wandten? Die Mitglieder des Aufsichtsrates entschieden von Fall zu Fall und machten die Höhe des gesproche-

20 Statuten der Schweizerischen Schillerstiftung 1905, § 2. Archiv Schillerstiftung, SSS-02-a-01-a.

21 Vgl. Die Entstehung der Stiftung im Schillerjahr 1905. In: Schweizerische Schillerstiftung: Bericht über die Schweizerische Schillerstiftung in den Jahren 1905 bis 1908. Zürich 1909, S. 3–9, hier S. 7. (Archiv Schillerstiftung, SSS-02-b-01-b-01.)

22 Statuten der Schweizerischen Schillerstiftung 1909, § 2. In: Schillerstiftung, Bericht 1905 bis 1908 (wie Anm. 21), S. 25–28, hier S. 25. (Archiv Schillerstiftung, SSS-02-b-01-b-01.)

23 Schweizerische Schillerstiftung: Erster Jahresbericht 1906. In: Schillerstiftung, Bericht 1905 bis 1908 (wie Anm. 21), S. 17–20, hier S. 18. (Archiv Schillerstiftung, SSS-02-b-01-01.)

nen Beitrags von der vorhandenen Not oder von der literarischen Qualität abhängig. Die zahlreichen Titel, mit denen die Stiftung ihre Dotationen bezeichnete, zeigen, wie unsystematisch das Vorgehen in jenen ersten Jahren war. So erhielten die deutschsprachigen Schriftsteller wahlweise «Beiträge», «Gaben», «Geschenke», «Ehrengaben», «Ehrengehälter», «Stipendien», «Renten», «Spenden» oder «Ehrenspenden».

Angesichts dieser uneinheitlichen Praxis verwundert es nicht, dass in der Öffentlichkeit Verwirrung bestand. In der französisch- und italienischsprachigen Schweizer Presse kursierten sogar Gerüchte über von der Stiftung verliehene «Schillerpreise».²⁴ Die Stiftung sah sich folglich veranlasst, im Jahresbericht von 1909 zu berichtigen, diese Auffassung sei deshalb falsch, «weil die Gaben nicht allein von künstlerischen Gesichtspunkten aus verliehen werden, sondern weil auch humanitäre Rücksichten dabei mitspielen». Weiter hiess es: «Wollte man daher alle diejenigen, die von der Schillerstiftung mit Spenden bedacht worden sind, als *poetae laureati* betrachten, so läge darin eine Ungerechtigkeit [...]»²⁵ Dann würden nämlich jene Autoren ausgeschlossen, die eine Ehrung zwar verdient hätten, sich aber nicht in finanzieller Not befanden. Die Häufigkeit und der Nachdruck, mit denen die Stiftung ihre Stellungnahmen verfasste, sind Ausdruck einer vorhandenen Erklärungsnot. Die Schillerstiftung war bemüht, ihr Aufgabenfeld immer wieder neu abzustecken. Sie schien sich jedoch oft selbst nicht im Klaren zu sein, worin denn nun ihre Tätigkeit im Wesentlichen bestand. Hatte die Stiftung in einem Jahr ihren wohlthätigen Charakter besonders hervorgestrichen, so störte sich der Aufsichtsrat im nächsten Jahr wieder am verbreiteten «Dilettantismus» bei den Gesuchstellern und betonte verstärkt den Aspekt der Ehrung und des Verdienstes.²⁶

Dass es so nicht weitergehen konnte, war abzusehen. Im Februar 1911 fand Carl Spitteler deutliche Worte: «Ich bin in einer schwierigen Gemütsverfassung. Ich wollte meine Entlassung einreichen, weil ich prinzipiell nicht einverstanden bin mit dem Weg, den wir einschlagen», verkündete er an der Jahresversammlung in Neuenburg.²⁷ Spitteler, seit 1905 Mitglied des Aufsichtsrates und bekannt für seine pointierten Voten, enervierte sich weiter: «Wir hatten uns seiner Zeit gesagt: wir sind kein Unterstützungsverein. Jetzt aber stehen wir da wie auf einer Brücke, wenn wir links und rechts den Möven Brot austeilten.»²⁸ Ihn störte, dass die Stiftung ihre Tätigkeit immer mehr von den an sie herantretenden Gesuchen abhängig machte und nicht selber bestimmen konnte, wen sie für sein literarisches Können auszeichnete: «Wir haben nun in den Statuten den unglücklichen Satz, der uns noch nicht in seiner ganzen verhängnisvollen Folge klar geworden ist,

24 Vgl. Schweizerische Schillerstiftung: *Vierter Jahresbericht der Schweizerischen Schillerstiftung* umfassend das Jahr 1909. Zürich 1910, S. 7. (Archiv Schillerstiftung, SSS-02-b-01-a-01.)

25 Ebd.

26 Ebd., S. 6.

27 Protokoll des Aufsichtsrates der Schweizerischen Schillerstiftung, 8. Sitzung, 13. 2. 1911, S. 6. Archiv Schillerstiftung, SSS-02-c-01-b-01.

28 Ebd.

dass wir nämlich mit der Bedingung des Bedürfnisses das wahre Talent ausschliessen.»²⁹ Das Votum stiess im Aufsichtsrat auf viel Zustimmung. Man war sich einig, dass die aktuelle Praxis nicht zufriedenstellend war und gab Spitteler den Auftrag, eine Motion zur Einführung von Literaturpreisen auszuarbeiten.

An der einige Monate später stattfindenden ausserordentlichen Sitzung sprach sich Spitteler dann allerdings entschieden gegen die Schaffung von Preisen aus. Er sei zum Schluss gekommen, dass eine regelmässige Preisvergabe die Stiftung in eine Zwangslage versetzen würde und sie sogar Gefahr laufen könnte, «damit odios zu werden oder lächerlich».³⁰ Seine Stellungnahme beendete er mit einer Warnung: «[K]eine Versammlung noch so gescheidter Männer ist befugt, über poetische Werke Werturteile zu fällen. Darum noch einmal, ich warne dringend davor, dass wir uns zu einem ästhetischen Tribunal konstituieren.»³¹

Es existierte zu Beginn des 20. Jahrhunderts in der Schweiz noch kein vergleichbares Gremium, das literarisches Schaffen mit Preisen prämierte und der Schillerstiftung als Vorbild hätte dienen können. Spitteler war nicht das einzige Mitglied des Aufsichtsrates, das skeptisch gegenüber der Einführung von Literaturpreisen war; auch der damalige Präsident Gottlieb Ringier oder die Stiftungsräte Adolf Frey und Maurus Carnot äusserten sich kritisch. Sie befürchteten, mit der Schaffung von Preisen das konstitutive «Moment der Bedürftigkeit» auszuschalten.³² Neben grundsätzlichen Vorbehalten stand den Literaturpreisen aber auch ein praktisches Hindernis im Wege: Da der 1905 geschaffene Fonds an den ursprünglichen Stiftungszweck gebunden war, hätten für die Vergabe von periodischen Preisen zusätzliche finanzielle Mittel aufgewendet werden müssen. Die Mitgliedschaft war aber erst 1909 eingeführt worden, weshalb noch nicht absehbar war, wie sich die Einnahmen aus den Mitgliederbeiträgen entwickeln würden. Ausserdem hatte der Bund den Antrag auf jährliche Subventionen abgelehnt.

Der Aufsichtsrat verwarf die Idee der Literaturpreise vorerst wieder. Doch Hans Bodmer, der nicht nur treibende Kraft bei der Gründung gewesen war, sondern als Aktuar und Quästor das Wirken der Stiftung wesentlich bestimmte, blieb hartnäckig und hielt an seinem Vorhaben fest. Er hatte bereits 1905 die Absicht geäussert, die Stiftung zu einer Literaturinstitution von nationaler Bedeutung werden zu lassen, und sah die Verleihung

29 Protokoll 13. 2. 1911 (wie Anm. 27), S. 6. Spitteler verweist hier auf den ersten Satz im § 2 der Statuten von 1909, in welchem die Aspekte der Unterstützung und Ehrung miteinander verbunden werden: «Die Stiftung hat den Zweck, verdiente schweizerische Dichter und deren Hinterlassene in Fällen schwerer Lebenssorge dadurch zu ehren, daß sie ihnen Hilfe und Beistand anbietet, und schweizerischen Dichtern, welche sich durch bemerkenswerte Leistungen hervorgetan haben, aber ökonomisch gehemmt sind, Beiträge zur Ermöglichung einer freieren künstlerischen Tätigkeit oder zu ihrer weiteren Ausbildung zu gewähren.» (Statuten der Schweizerischen Schillerstiftung 1909, § 2. In: Schillerstiftung, Bericht 1905 bis 1908 [wie Anm. 21], S. 25).

30 Protokoll des Aufsichtsrates der Schweizerischen Schillerstiftung, 9. Sitzung, 22. 5. 1911, S. 34. Archiv Schillerstiftung, SSS-02-c-01-b-01.

31 Ebd.

32 Ebd., S. 38.

von Preisen als einen wichtigen Marketingfaktor. Für Bodmer war klar, dass Preise nicht nur den Preisträgerinnen und -trägern zugutekämen, sondern auch ein Aushängeschild für die Stiftung selbst darstellen würden. In den Sitzungen der kommenden Jahre griff Bodmer deshalb das Thema immer wieder auf. Tatsächlich schien die Einführung von Preisen letztlich die beste Lösung für das Dilemma, in dem sich die Stiftung durch die Verschränkung von Ehrung und Subvention befand. Für die zögerliche Umsetzung waren aber nicht nur grundsätzliche Vorbehalte und finanzielle Unsicherheiten verantwortlich; auch die diversen personellen Wechsel im Aufsichtsrat und der Ausbruch des Ersten Weltkrieges verhinderten eine rasche Entscheidungsfindung.

Erst 1916 wurden schliesslich neue Statuten verabschiedet. Diese sahen unter § 2 die Möglichkeit vor, dass die Stiftung, sobald sie «genügend erstarkt» sein würde, «hervorragende Werke der schweizerischen Dichtkunst» mit Preisen auszeichnen könne – und zwar unabhängig von der ökonomischen Situation der Autoren.³³ Damit war die Preisverleihung, die sich in den kommenden Jahrzehnten zur Hauptaufgabe der Stiftung entwickeln sollte, rechtlich verankert. Der Aufsichtsrat hoffte, mit der Abkoppelung der Auszeichnung von den finanziellen Verhältnissen der Autoren die Ungereimtheiten der letzten Jahre aus der Welt geschafft zu haben. «Die Ungerechtigkeit, die unsere bisherige Praxis durch den Zwang der alten Statuten in sich schloss, aber auch die Unklarheit, die unseren Dotationen anhaftete, dürften [...] ein für allemal beseitigt sein», bilanzierte Bodmer im Jahresbericht von 1916.³⁴ Mit den neuen Statuten wurde «die Stiftung ihres zwitterhaften, halb humanitären, halb literarischen Charakters» entkleidet und zu einer «rein literarischen Institution» erhoben.³⁵

Die Frage, *wie* die Preise verliehen werden sollten, war allerdings nach wie vor unbeantwortet und sollte den Aufsichtsrat noch einige Jahre beschäftigen. Die Schillerstiftung vergab zwar bereits 1917 und 1918 erste Preise an Paul Ilg und Josef Reinhart, dennoch konnte von einer einheitlichen Praxis noch länger nicht die Rede sein. Zuerst musste ausgehandelt werden, wer über die Auswahl der Preisträger bestimmte – der Aufsichtsrat oder ein neu gegründetes Fachgremium –, wie hoch die Preissummen waren, wann und wie häufig die Preise verliehen und wie die verschiedenen Landesteile dabei berücksichtigt wurden. Erst ab Ende der 1920er-Jahre begann sich bei der Preisverleihung eine gewisse Routine einzuspielen. Mit der Martin Bodmer-Stiftung, die den Gottfried Keller-Preis verlieh, kam 1921 eine weitere (deutsch)schweizerische Institution hinzu, die im Literaturbetrieb die Bewertung poetischer Werke mehr und mehr zur Normali-

33 Statuten der Schweizerischen Schillerstiftung 1916, § 2. In: Schweizerische Schillerstiftung: Elfter Jahresbericht der Schweizerischen Schillerstiftung umfassend das Jahr 1916. Zürich 1917, S. 21–24, hier S. 21. (Archiv Schweizerische Schillerstiftung, SSS-02-b-01-a-02.)

34 Ebd., S. 9 f.

35 Ebd., S. 8.

tät werden liess.³⁶ Trotz der steigenden Bedeutung der Auszeichnung blieb die Schillerstiftung ihrem ursprünglichen Zweck, der fürsorglichen Unterstützung notleidender Schriftsteller, vorerst weiterhin treu. Sie systematisierte ihre Praxis insofern, als sie zunehmend nur zwischen «Beiträgen», «Ehrengaben» und «Preisen» unterschied. Während die Beiträge (*subsides, sussidi*) Hilfeleistungen waren, die von einem ökonomischen Bedürfnis abhängen, wurden die Ehrengaben (*dons d'honneur, donni d'onorare*) «verdienten Dichtern zugewendet [...] denen das Schweizervolk für hervorragende Schöpfungen auf dem Gebiete der Dichtkunst Dank» schuldete.³⁷

Pro Jahr zeichnete die Stiftung verschiedene Autorinnen und Autoren mit Schillerpreisen aus. Ihren grossen Preis jedoch, der anfänglich mit 5000 Franken dotiert war und der sich in den folgenden Jahrzehnten zur wichtigsten literarischen Auszeichnung des Landes entwickeln sollte, vergab sie nur unregelmässig alle paar Jahre. Er ehrte ein Lebenswerk und wurde in jenen frühen Jahren meist anlässlich einer besonderen Gelegenheit vergeben: 1920 erhielt ihn erstmals Aufsichtsratsmitglied Spitteler zur Feier seines 65. Geburtstages. Auf Anregung des Schweizerischen Schriftstellervereins fand die Preisübergabe ab 1928 in einem öffentlichen und festlichen Rahmen statt. Inzwischen hatte sich auch die Bezeichnung «Grosser Schillerpreis» durchgesetzt. Im Rückblick auf die ersten 25 Jahre ihrer Geschichte bilanzierte die Institution 1930, dass durch die Einführung von Preisen «die literarische Natur der Stiftung noch stärker betont» worden sei.³⁸ Mit den Schillerpreisen wurde daraus – wie von Bodmer prognostiziert – ein «unter der Aufsicht des Bundes stehendes nationales Institut zum Schutz und zur Förderung des Schweizerischen Schrifttums».³⁹

3. Die «Angelegenheit Jakob Schaffner»⁴⁰ als Fallbeispiel

Ebenfalls im Jahr 1930 wurde Jakob Schaffner mit dem fünften Grossen Schillerpreis in der Geschichte der Schweizerischen Schillerstiftung ausgezeichnet. Schaffner, der in der Schweiz aufgrund seiner nationalsozialistischen Gesinnung wenige Jahre später in Verruf

36 Zur Geschichte der Martin Bodmer-Stiftung vgl. www.gottfried-keller-preis.ch/, 2. 5. 2019. Zur Steuerung und Akkumulierung von kulturellem Kapital mit der Förderungspolitik der Martin Bodmer-Stiftung während der Zeit der Geistigen Landesverteidigung vgl. Julian Schütt: Germanistik und Politik. Schweizer Literaturwissenschaft in der Zeit des Nationalsozialismus. Zürich 2006, S. 96 f.

37 Schweizerische Schillerstiftung: Sechzehnter Jahresbericht der Schweizerischen Schillerstiftung umfassend das Jahr 1921. Zürich 1922, S. 7. (Archiv Schillerstiftung, SSS-02-b-01-a-02.)

38 Schweizerische Schillerstiftung: Fünfundzwanzigster Jahresbericht der Schweizerischen Schillerstiftung umfassend das Jahr 1930. Zürich 1931, S. 5. (Archiv Schillerstiftung, SSS-02-b-01-b-14.)

39 Ebd., S. 5 f.

40 Titel einer gebundenen Zusammenstellung aus dem Jahr 1916, die sich im Dossier zu Jakob Schaffner befindet und Abschriften von Briefen aus den Jahren 1914 und 1915 enthält. Archiv Schillerstiftung, SSS-01-a-S-015-a.

geraten sollte,⁴¹ galt 1930 laut Literaturkritiker Eduard Korrodi als «die interessanteste und fruchtbarste Erzählerbegabung unter den schriftdeutsch schreibenden Romanciers der Schweiz».⁴² Die Vorgeschichte zur Auszeichnung Schaffners mit dem Grossen Schillerpreis reicht bis vor den Ersten Weltkrieg zurück und soll im Folgenden genauer betrachtet werden. Die «Angelegenheit Jakob Schaffner» illustriert beispielhaft, wie sich die Schillerstiftung in den 1910er- und 1920er-Jahren von einem Fürsorgeinstrument zur bedeutendsten Institution für die Förderung der Schweizer Literatur wandelte.

Sie veranschaulicht aber ebenso, wie im Tagesgeschäft der Stiftung neben der literarischen Qualität und der ökonomischen Bedürftigkeit auch normative und politische Faktoren eine ausschlaggebende Rolle spielen konnten.

Ihren Anfang nahm die Geschichte 1911, als sich der Basler Professor Albert Gessler mit einer Eingabe an den im Aufsichtsrat sitzenden Josef Viktor Widmann wandte und diesem von der finanziellen Not Schaffners berichtete. Als Widmann kurz darauf verstarb, nahm der in Deutschland lebende Schriftsteller selbst Kontakt auf mit dem Aufsichtsrat. Dieser beschloss an der Jahresversammlung von 1912, dem Autor eine vergleichsweise hohe Ehrengabe von 1500 Franken auszustellen. Besonders Adolf Frey, Referent für die deutsche Schweiz, sprach sich nachdrücklich für eine Gabe an Schaffner aus:

Nach meiner Ansicht liegt hier ein Fall vor, wie ihn die Schweizerische Schillerstiftung noch nicht vor sich gehabt hat, ein Fall, der, wie wahrscheinlich kein zweiter, ihre Existenzberechtigung erhärtet: es gilt, ein echtes und wirkliches Talent zu unterstützen und einem Dichter zu helfen, dem eine freie Entfaltung zu gönnen ist.⁴³

Für die Bezeichnung «Ehrengabe» entschied man sich wohl deshalb, weil man das Talent des Autors, der mit der Veröffentlichung von *Konrad Pilater* auf viel Anerkennung gestossen war, würdigen wollte. Dennoch verzichteten die Mitglieder des Aufsichtsrates bewusst auf eine Zusicherung jährlicher Unterstützungsbeiträge, wie sie andere Autoren erhielten. Spitteler war misstrauisch gegenüber der Konstanz in der Qualität von Schaffners Werk: «Ich bin entschieden gegen eine Gabe für mehrere Jahre. Schaffner macht solche Wandlungen durch, dass er uns vielleicht schon nächstes Jahr unangenehm

41 Zu Biografie und Werk von Jakob Schaffner vgl. Peter Hamm: *Ordnung und Leid ohne Ende*. Nachwort. In: Jakob Schaffner: *Johannes. Roman einer Jugend*. München und Wien 2005, S. 523–556; Charles Linsmayer: Nachwort. In: Jakob Schaffner: *Konrad Pilater*. Zürich 1982, S. 365–416.

42 103. Mitteilung an die Mitglieder des Aufsichtsrates. In: Protokoll des Aufsichtsrates der Schweizerischen Schillerstiftung, Nr. 35, 17./18. 5. 1930, S. 2. Archiv Schillerstiftung, SSS-02-c-01-a-16. Eduard Korrodi verfasste am 13. 10. 1944 einen interessanten Nachruf auf Jakob Schaffner, in dem er die nationalsozialistische Ideologie des Schriftstellers und dessen ambivalente Haltung zur Schweiz thematisierte: Eduard Korrodi: Jakob Schaffner. In: ders.: *Ausgewählte Feuilletons*. Hg. von Helen Münch-Küng. Bern, Stuttgart und Wien 1995 (Schweizer Texte, Neue Folge, Bd. 4), S. 136–138.

43 Protokoll des Aufsichtsrates der Schweizerischen Schillerstiftung, 11. Sitzung, 29. 4. 1912, S. 12 f. Archiv Schillerstiftung, SSS-02-c-01-b-01.

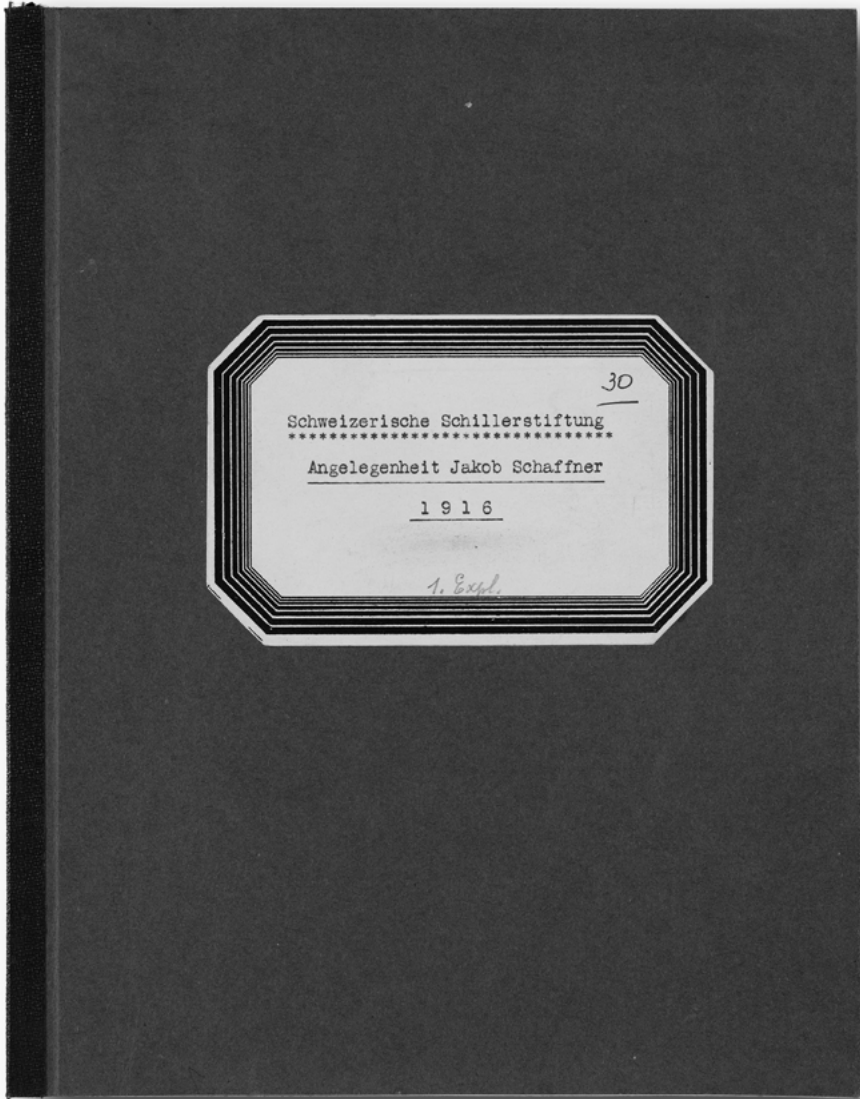


Abb. 4: Hektografiertes Dossier zu Jakob Schaffner (Archiv Schillerstiftung, SSS-01-a-S-015-a).

überraschen wird.»⁴⁴ «Mehr Schweizerart» im Schaffen des Schriftstellers wünschte sich ausserdem der Referent für rätoromanische Literatur, Maurus Carnot.⁴⁵

Als sich der nach wie vor im Ausland lebende Schriftsteller 1914 erneut mit zwei Gesuchen an die Stiftung wandte, stiess er auf deutlich weniger Wohlwollen als noch zwei Jahre zuvor. Das erste Gesuch vom Mai lehnte der Aufsichtsrat ab, nachdem er sich ein Bild über die Lebensverhältnisse des Autors gemacht hatte. Er goutierte nicht, dass Schaffner um Geld bat, nachdem er seine Ehefrau verlassen hatte und mit einer Freundin in Paris lebte.⁴⁶ Kam hinzu, dass die Veröffentlichung des letzten Buches bereits eine Weile zurücklag: «Bei Schaffner nun scheinen die moralischen Verhältnisse ziemlich gleich zu sein wie bei Ilg; aber er kommt nicht mit einem neuen Werk vor uns, und darum schlage ich vor, ihm nichts zu geben», meinte Aufsichtsratsmitglied Paul Seippel.⁴⁷ Dass moralische Beweggründe die Stiftung auf das Sprechen von Beiträgen verzichten liess, war in jenen frühen Jahren, als die Schillerstiftung noch mehr Fürsorgeinstitution denn Preisgremium war, nicht unüblich. So begutachtete der Aufsichtsrat beispielsweise auch die Lebensumstände des aus ärmlichen Verhältnissen stammenden Paul Ilg kritisch. Und auch Carl Albert Loosli oder Friedrich Glauser unterstützte die Stiftung später aufgrund ihres Lebenswandels nur zögerlich.⁴⁸ Der Aufsichtsrat verstand sich als moralische Instanz, der es zustand, über die Lebensverhältnisse der unterstützten Autoren zu urteilen. Indem sie die Schriftsteller beobachtete und sich detaillierte Drittmeinungen einholte, versicherte sich die Stiftung, dass ihre Subventionen sinnvoll investiert waren. Im Dezember 1914 bat Schaffner, der gerade mit dem Schreiben einer Schweizer Geschichte beschäftigt war, die Stiftung erneut um Unterstützung. Im Hinblick auf die angespannte Stimmung während des ersten Kriegsjahres galt es, das Gesuch Schaffners, der sich in verschiedenen Feuilletonbeiträgen politisch geäussert hatte, mit Fingerspitzengefühl zu behandeln. Zwar war der Aufsichtsrat nach wie vor von der literarischen Qualität des Schriftstellers überzeugt, und auch die finanzielle Bedürftigkeit war offensichtlich. Doch Schaffners Euphorie für die deutsche Kriegsführung und seine Kritik an der schweizerischen Neutralitätspolitik waren ausschlaggebende Gründe, sich vom Schriftsteller zu distanzieren.⁴⁹ Dies insbesondere, nachdem die *Basler Nachrichten* Schaffner aufgrund von dessen «unschweizerischen» Äusserungen im September von der Liste der Schweizer Autoren gestrichen hatten und der Autor in Teilen der Schweizer

44 Ebd., S. 16.

45 Ebd.

46 Protokoll des Aufsichtsrates der Schweizerischen Schillerstiftung, Nr. 15, 11. 5. 1914, S. 37 f. Archiv Schillerstiftung, SSS-02-c-01-a-01.

47 Ebd., S. 38.

48 Vgl. Dossiers zu Paul Ilg, Carl Albert Loosli und Friedrich Glauser im Archiv Schillerstiftung, SSS-01-a-I-001, SSS-01-a-L-038 und SSS-01-a-G-023.

49 Zur Bedeutung des Rückzugs der Schweiz auf die Position der Neutralität für den Literaturbetrieb des Landes während des Ersten Weltkrieges vgl. Ursula Amrein: «Los von Berlin!». Die Literatur- und Theaterpolitik der Schweiz und das «Dritte Reich». Zürich 2004, S. 188–197.

Öffentlichkeit zu einer *Persona non grata* geworden war.⁵⁰ In jener Zeit, als die Beziehung zwischen der Romandie und der Deutschschweiz einer ihrer schwersten Belastungsproben unterworfen war, konnte es sich die um den Zusammenhalt der verschiedenen Landesteile bemühte Stiftung nicht leisten, einen derart umstrittenen Autor zu fördern und damit einen Teil ihrer Mitglieder vor den Kopf zu stossen. Es waren vor allem die französischsprachigen Aufsichtsräte, die sich entschieden gegen eine Unterstützung des Autors aussprachen. «Ich glaube nicht, dass man Schaffner seiner Gesinnung nach als einen echten Schweizer betrachten kann», sagte beispielsweise Paul Seippel.⁵¹ Schaffners Aversion gegen die schweizerische Neutralitätspolitik im Ersten Weltkrieg⁵² stand in eklatantem Gegensatz zu der Haltung, die Spitteler in seiner berühmten Rede, *Unser Schweizer Standpunkt*, vom 12. Dezember 1914 seinen Landsleuten ans Herz legte.⁵³ Es ist möglich, dass dies mit ein Grund war, weshalb sich Ende 1914 das Eidgenössische Departement des Innern in unüblicher Weise einschaltete und der Stiftung davon abriet, Schaffners *Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft* (1915) zu unterstützen.⁵⁴ Schliesslich bat die Stiftung Schaffner, sein Gesuch zurückzuziehen. Der Autor tat dies widerwillig, begann sich aber kurz darauf mit zäher Hartnäckigkeit gegen die Verweigerung weiterer Unterstützungsbeiträge vonseiten der Stiftung zu wehren. Die dramatische Zuspitzung des Konflikts zwischen der Schillerstiftung und dem Schriftsteller ab dem Sommer 1915 wurde wohl unter anderem durch den Alleingang Bodmers begünstigt: Als Stiftungssekretär führte dieser mit Schaffner einen ausführlichen Briefwechsel und besuchte den Autor auch persönlich in Berlin. Bodmer schien hin- und hergerissen zwischen der offiziellen Position des Aufsichtsrates und seiner persönlichen Sympathie für Schaffner. Im Gegensatz zu Seippel war er überzeugt vom «Schweiztum» des Autors.⁵⁵ Wiederholt vertröstete Bodmer Schaffner deshalb auf einen späteren, «günstigeren Moment» für eine Unterstützung.⁵⁶ Ausserdem teilte er ihm verschiedene vertrauliche Details aus internen Diskussionen des Aufsichtsrates mit – insbesondere gab er den Hinweis, Seippel halte Schaffner für einen Agenten der deutschen Regierung. Nachdem Schaffner Seippel und dem Aufsichtsrat mit einem Gerichtsprozess drohte, wandte sich

50 Vgl. Jakob Schaffner über die Schweiz. In: Basler Nachrichten 442 (17. 9. 1914), S. 1. Der Artikel endet mit dem Satz: «Man wird Jakob Schaffner aus der Liste der schweizerischen Dichter streichen dürfen.»

51 Protokoll des Aufsichtsrates der Schweizerischen Schillerstiftung, Nr. 16, 20. 5. 1915, S. 10. Archiv Schillerstiftung, SSS-02-c-01-a-02.

52 Vgl. Jakob Schaffner: Der große Austrag. Berlin 1917. Dazu: Christof Wamister: Vorwort. In: «Es ging am Anfang nicht leicht mit uns». Der Briefwechsel Jakob Schaffner – Hermann Hesse. Hg. von Christof Wamister. Zürich 2007 (Schweizer Texte, Neue Folge, Bd. 28), S. 12 f.

53 Vgl. Carl Spitteler: Gesammelte Werke. Bd. 8: Land und Volk. Hg. von Werner Lauer. Zürich 1947, S. 577–594.

54 Vgl. Brief des Eidgenössischen Departements des Innern an die Schweizerische Schillerstiftung vom 15. 1. 1915. Archiv Schillerstiftung, SSS-01-a-S-015-a.

55 Bericht von Herrn Dr. H. Bodmer, Zürich, an Herrn Dr. G. Ringier, Bern, über seinen Besuch bei Jakob Schaffner, Berlin, anfangs Juni 1915. Archiv Schillerstiftung, SSS-01-a-S-015-a.

56 Brief von Hans Bodmer an Jakob Schaffner vom 12. 2. 1915. Archiv Schillerstiftung, SSS-01-a-S-015-a.

schliesslich auch Bodmer von Schaffner ab. Der umstrittene Schriftsteller gab seinen Kampf um eine politische Rehabilitierung schliesslich auf und verstummte vorübergehend.

Ein an die Schillerstiftung adressierter Brief von Felix Moeschlin, Robert Faesi und Eduard Korrodi brachte die Angelegenheit 1920 wieder auf den Tisch. Die Absender sprachen sich in einer Eingabe für eine erneute Unterstützung Schaffners aus. Wie der neue Präsident Heinrich Mousson waren auch die drei Fürsprecher nur oberflächlich über die Affäre während des Krieges informiert. Sie plädierten dafür, Milde walten zu lassen und die literarischen Verdienste des nach wie vor in prekären Verhältnissen lebenden Schriftstellers mit einer Gabe zu würdigen.⁵⁷ Der Aufsichtsrat war allerdings (noch) nicht gewillt, die Angelegenheit zu vergessen. Ein Beitrag könnte höchstens aus Mitleid gesprochen werden, meinten die Vertreter der französischsprachigen Schweiz, Paul Seippel und Philippe Godet. Zudem sollte der Autor eine Stellungnahme zu den Vorkommnissen verfassen. Schaffner kam dieser Aufforderung nach und zeigte sich in seiner Erklärung durchaus einsichtig. Trotzdem betonte er, man dürfe ihm keinen «Mangel an Heimatliebe» vorwerfen.⁵⁸ Gleichzeitig beschuldigte der Schriftsteller die Stiftung, als «unpolitische, unabhängige Einrichtung» bei der Bearbeitung seiner Gesuche politische Motive stärker gewichtet zu haben als literarische und ökonomische.⁵⁹ Die Stiftung spendete ihm schliesslich einen kleinen Beitrag von 500 Franken.

Ob es die personellen Veränderungen im Aufsichtsrat, die beruhigte politische Situation oder schlicht die Anerkennung der literarischen Grösse Schaffners war, die die Schillerstiftung dazu veranlasste, dem Schriftsteller drei Jahre später einen ersten Preis zu verleihen, ist schwer zu beurteilen. Als der neue Referent Jakob Bosshart 1923 vorschlug, Schaffners *Johannes* mit einer Prämie von 1500 Franken auszuzeichnen, stimmte ihm die Mehrheit des Aufsichtsrates zu. Faesi und Spitteler betonten Schaffners ausserordentliches Talent und auch Charly Clerc, der den verstorbenen Godet ersetzt hatte, sprach von «la valeur très rare» des Autors.⁶⁰ Von Seippel, der inzwischen Vize-Präsident der Stiftung war, ist keine Äusserung überliefert.

Sieben Jahre später verlieh die Stiftung Schaffner schliesslich auch den Grossen Schillerpreis für sein Lebenswerk. In der Laudatio wurde Schaffner für seine «liberale Weltanschauung» gelobt, welcher er nie «das Ideal der sittlichen Volksgemeinschaft» geopfert hatte.⁶¹ Darin liesse sich «der echte Schweizergedanke» von Schaffners literarischem

57 Vgl. die an Heinrich Mousson adressierte Eingabe von Felix Moeschlin, Robert Faesi und Eduard Korrodi für eine Unterstützung Jakob Schaffners vom 24. 2. 1920. Archiv Schillerstiftung, SSS-01-a-S-015-a.

58 Brief Jakob Schaffners an die Schweizerische Schillerstiftung vom 1. 8. 1920. Archiv Schillerstiftung, SSS-01-a-S-015-a.

59 Ebd.

60 Protokoll des Aufsichtsrates der Schweizerischen Schillerstiftung, Nr. 27, 13./14. 5. 1923, S. 14. Archiv Schillerstiftung, SSS-02-c-01-a-10.

61 An Jakob Schaffner. An der «Schaffner-Feier» vom 5. 10. 1930 gehaltene Rede. Archiv Schillerstiftung, SSS-01-a-S-015-b.

Werk erkennen.⁶² Hatte die Schillerstiftung während des Ersten Weltkrieges noch an der schweizerischen Gesinnung des Autors gezweifelt, so ordnete sie Schaffners Werk mit diesen Worten und mit der Verleihung des Grossen Schillerpreises eindeutig in den Kanon der «heimischen Literatur» ein. Diesen Sinneswandel in der Bewertung von Schaffners Werk gänzlich losgelöst vom gesellschaftspolitischen Kontext zu betrachten, fällt schwer. Rückblickend lässt sich zudem weder Schaffners späteres leidenschaftliches Bekenntnis zum Nationalsozialismus noch das komplexe Verhältnis des Schweizer Literaturbetriebs zum Deutschen Reich ausblenden.

4. Die Verleihung des Grossen Schillerpreises an Charles Ferdinand Ramuz, 1936

Neben literarischen Kriterien spielten nicht nur die politische Einstellung und die Lebensführung der Kandidatinnen und Kandidaten bei der Vergabe der Schillerpreise eine Rolle, sondern auch die Zugehörigkeit zu den Sprachregionen. Die beiden ersten der insgesamt zwanzig Träger des Grossen Schillerpreises, Carl Spitteler und Jakob Bosshart, waren Deutschschweizer. Der 1923 nur ein Jahr nach Bosshart ausgezeichnete Neuenburger Philippe Godet war der erste Romand. Er wurde posthum geehrt und zwar nicht nur für sein literarisches, sondern auch für sein literaturhistorisches und -kritisches Schaffen. (Es ist auffallend, dass unter den sechs französischsprachigen Preisträgern drei – Godet, Gonzague de Reynold und Denis de Rougemont – in erster Linie als Verfasser von Essays und Sachbüchern hervortraten. Unter den übrigen Trägern des Grossen Schillerpreises gilt das sonst höchstens noch für den aus dem Puschlav stammenden italienischsprachigen Grytzko Mascioni.) Nachdem man um die Verleihung der drei ersten Grossen Schillerpreise noch nicht viel Aufhebens gemacht hatte – möglicherweise auch, weil sich die Stiftung damit etwas über Gebühr selber feierte, waren doch alle Preisträger auch Aufsichtsräte – veranstaltete man eine grosse öffentliche Feier, als man 1928 mit Francesco Chiesa erstmals einen Dichter italienischer Sprache auszeichnete. Dass man diese Feier an der Universität Zürich ausrichtete, brachte zweierlei zum Ausdruck: Zürich war nach wie vor der Sitz der Stiftung, und ein des Grossen Schillerpreises würdiger Autor musste auch über die Sprachregion seiner Herkunft hinauswirken. Die Zeremonie wurde bewusst dreisprachig abgehalten: Heinrich Mousson, der Präsident der Stiftung und als Zürcher Erziehungsdirektor auch oberster Hausherr der Universität, begrüßte die Gäste auf Deutsch, Bernard Bouvier hielt seine Laudatio auf Französisch und der Preisträger bedankte sich schliesslich auf Italienisch.

1936 ging der Grosse Schillerpreis an Charles Ferdinand Ramuz.

62 Ebd.

LA MUETTE
TULLY
7000 - GENEVE

15 juin 36

CHER MONSIEUR BODMER,

Je n'ai pas répondu tout de suite à votre première communication puisqu'elle m'annonçait une lettre qui m'arrive seulement et m'excuse d'avoir tant tardé à vous accuser bonne réception de la nouvelle que j'avais apprise par les journaux et dont vous voulez bien m'apporter confirmation.

Il faut que je vous prie, cher Monsieur Bodmer, de bien vouloir être mon interprète auprès des membres du comité et de leur exprimer mes remerciements pour le grand honneur qu'ils me font (encore que je m'en juge très indigne). Il faut surtout que je vous remercie de toute la peine que va vous donner (comme toujours) l'organisation de la petite cérémonie dont vous voulez bien m'entretenir.

Je ne dois pas vous cacher (et vous vous en doutez un peu) que son "officialité" n'est pas sans m'intimider d'avance ; mais, bien entendu, je suis prêt à faire tout ce que je pourrai pour entrer dans vos vues. Seulement pourquoi retarder jusqu'à l'automne sa réalisation et ne pensez-vous pas comme moi que son actualité sera alors singulièrement défraîchie ?

Quoi qu'il en soit, je suis à votre entière disposition pour toutes les mesures à prendre et, en vous renouvelant encore, pour vous-même et pour Messieurs vos collègues, l'expression de toutes les obligations que je vous ai, je vous prie de trouver ici, cher Monsieur Bodmer, l'assurance de mes sentiments les meilleurs

CF Ramuz

Abb. 5: Brief an Hans Bodmer, worin sich Charles Ferdinand Ramuz am 15. Juni 1936 für die Zuerkennung des Grossen Schillerpreises bedankt (Archiv Schillerstiftung, SSS-01-a-R-003-b).

Der Festredner der Chiesa-Ehrung und Vizepräsident der Stiftung, Bernard Bouvier, plädierte bei der Vorbereitung dafür, dass – um der grossen Ausstrahlung des Preisträgers Ausdruck zu verleihen – die Preisverleihung wieder in Zürich stattfinden und ein Deutschschweizer die Festansprache halten müsse.⁶³ Man entschied sich aber anders und liess den Gedanken Regie führen, dass die Schweiz dem Preisträger in seiner Heimat ihre Aufwartung mache. Der Kanton Waadt empfing die Festgemeinde mit viel Prominenz – darunter die Bundesräte Marcel Pilet-Golaz und Philipp Etter – in seinem Grossratssaal in Lausanne, zu einer Feier, die die bisherigen Preisverleihungen an Opulenz überbot. Das zeigte sich auch an der Liste der Redner: Nach dem Stiftungspräsidenten, der die Gäste auf Deutsch begrüusste, würdigten vier weitere Mitglieder des Aufsichtsrates Ramuz auf Französisch, Deutsch, Italienisch und Rätoromanisch. Der Preisträger bedankte sich mit einer langen, nachdenklichen und persönlichen Rede, in der er die Spezifik seines Werks, dessen Verankerung in den Landschaften des Wallis und der Waadt, aber auch dessen Streben nach Überzeitlichkeit herausarbeitete. Ihren Titel könnte man auch über die Reden setzen, mit denen sich später Friedrich Dürrenmatt⁶⁴ und Max Frisch⁶⁵ für die Verleihung des Grossen Schillerpreises bedanken sollten: *L'écrivain dans son pays*. Ramuz umriss, wie sich die Stiftung die Feier zu seinen Ehren ausgemalt haben muss (Ramuz hatte 1925–1930 selber dem Aufsichtsrat angehört). Dabei ist nicht zu übersehen, dass er dafür den Konditionalis verwendete:

Une fête de famille à laquelle participeraient quatre races, quatre langues, et où trois de ces races et de ces langues seraient envoyées en délégations auprès de la quatrième; où l'allemand, l'italien et le romanche viendraient rendre visite au français; où enfin, si vous voulez bien me passer l'image, on assisterait à une fraternisation des fleuves, car nous abreuvons l'Europe de fleuves, et où le Rhin, l'Inn et le Tessin, pour une fois, rejoindraient le Rhône.⁶⁶

Die Ausarbeitung der Rede fiel im Herbst 1936 mit der Fertigstellung von Ramuz' umfangreichem Essay *Besoin de grandeur* zusammen. Ramuz macht in seiner Rede Gedanken publik, welche man in dem 1937 erscheinenden Essay dann nachlesen konnte.⁶⁷ In der Rede und im Essay wird das «pays» gegen die «nation» ausgespielt und festgestellt, dass Schweizer sich viel stärker mit ihren Kantonen als mit dem ganzen Land identifizierten.

63 Siehe Bouviers Brief an Bodmer vom 12. 8. 1936, Archiv Schillerstiftung, SSS-01-a-R-003-b.

64 Friedrich Dürrenmatt: «Der Rest ist Dank» [1960]. In: ders.: Werkausgabe in siebenunddreißig Bänden. Bd. 32. Zürich 1998, S. 109–112.

65 Max Frisch: Schillerpreisrede [1965]. In: ders.: Gesammelte Werke in zeitlicher Folge. Hg. von Hans Mayer unter Mitwirkung von Walter Schmitz. Bd. 5. 1964–1967. Frankfurt a. M. 1976, S. 362–369.

66 Ramuz, *L'écrivain dans son pays* (wie Anm. 15), S. 76. Ein Abdruck der leicht modifizierten Rede erschien in der Gazette de Lausanne (25. 10. 1936), die von Werner Johannes Guggenheim besorgte deutsche Übersetzung in: Neue Schweizer Rundschau (November 1936), s. die Notiz des Herausgebers Vincent Verselle, ebd., S. 84.

67 Siehe ebd., S. 83 f.

Zu den Feierlichkeiten gehörten zwei Gesten von hoher freundeidgenössischer Symbolik.

Die erste ergänzte die Übergabe des Preises an den Dichter durch eine Gabe (allerdings nur eine Gabe auf Zeit) an dessen Heimatkanton. Die Schillerstiftung überliess dem Kanton Waadt das Manuskript von Ramuz' 1910 publiziertem Roman *Aimé Pache, peintre vaudois* als Legat. Sie hatte Ramuz dieses Manuskript 1920 abgekauft, um ihn zu unterstützen.

Sie wollte es in dem vom Lesezirkel Hottingen geplanten «Gottfried-Keller-Haus» ausstellen. Nachdem sich das ehrgeizige Projekt zur Errichtung dieses Vereinsgebäudes, eines «Hauses der schweizerischen Dichtung» mit grosszügigen Vortrags- und Ausstellungssälen auch nach einer drastischen Redimensionierung zerschlagen hatte,⁶⁸ gab es für das Dokument keine unmittelbare Verwendung mehr. In seiner Ansprache bei der Übergabe machte Hans Bodmer den föderalistischen Charakter des schweizerischen Kulturlebens dafür verantwortlich, dass die Zürcher Pläne eines Dichtermuseums für die ganze Schweiz gescheitert seien. Dem Land sei es gemässer, wenn für die grossen Autoren lokale Erinnerungsstätten eingerichtet würden. Bodmer wies auf Ramuz' Wohnhaus «La Muette» in den Weinbergen von Pully hin und schloss seine Ansprache folgendermassen:

In der Vorschau auf ein fernes Ziel möchten wir denen, die nach uns kommen, nahe legen, dereinst dies Haus von C. F. Ramuz in ihren Schutz zu nehmen und als Wahrzeichen helvetischer Dichterverehrung als öffentliches Eigentum zu erhalten und zu pflegen. Als Grundstock des literarischen Inventars eines solchen Hauses soll das Manuskript an dem heutigen Tag in die Heimat des Dichters zurückkehren.⁶⁹

Ramuz' Haus wurde bis ins 21. Jahrhundert in dem Zustand konserviert, in dem es der Dichter hinterlassen hatte. Lange bestand Hoffnung, dass es der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird. 2018 haben sich diese Hoffnungen aus finanziellen Gründen zerschlagen.

Die zweite Geste war eine Gegengabe der Waadt an die literarische Schweiz. Sie bestand aus 100 Exemplaren von Jean-Paul Zimmermanns französischer Übersetzung von Kellers Roman *Der grüne Heinrich*,⁷⁰ die der Verein «Lettres de Lausanne» der Schillerstiftung überreichte und die diese an mutmasslich Interessierte verteilte.⁷¹ Damit sollte untermauert werden, dass man in den Sprachregionen der Schweiz die grossen Autoren der anderen Regionen zu schätzen wisse.

68 Ulrich, Der Lesezirkel Hottingen (wie Anm. 2), S. 116–127.

69 «Ansprache an der Ramuz-Feier am Sonntag, den 18. Oktober 1936 in Lausanne von Dr. Hans Bodmer», Typoskript. Archiv Schillerstiftung, SSS-01-a-R-003-b.

70 Gottfried Keller: Henri le Vert. Roman. Traduction de Jean-Paul Zimmermann. Préface par Charly Clerc. 2 Bde. Lausanne 1932/33.

71 Im Archiv der Stiftung hat sich die Liste der Beschenkten erhalten. An erster Stelle steht die Familie Ramuz, an zweiter die Aufsichtsräte der Stiftung. Archiv Schillerstiftung, SSS-01-a-R-003-b.

				6,790-	91,057,45
1919	Frau Bruggler, Witwe von Kunzbrugg	Nere	Beitrag	100-	
	Simon Speller	Grünenmatt	Ehrengabe	100-	
	Wolff Ottobrofer	München	Beitrag	50-	
	Rita Hadorn	München	Brief	100-	
	Robert Walter	Kiel	Beitrag	200-	
	Fred Jansen	Olsona	Beitrag	200-	
	Vincent Veiner	Carlans	Beitrag	200-	
	Frau Marthe Meyer	Zürich	Geschenk	50-	10,740-
1920	C. F. Ramuz	Lausanne	Ankauf einer Handschrift	1000-	
	Jules Courquard	Genf	Ehrengabe	1000-	
	Hermann Hone	Montagnola	Ehrengabe	1000-	
	Hermann Fädel	Zürich	Beitrag	500-	
	Hermann Hülthner	Zürich	Beitrag	500-	
	Otto Frenninger	Zürich	Beitrag	500-	
	Alfred Faulkhauser	Wickhaefli Nere	Beitrag	500-	
	Frau Theophil Courant	Nere	Beitrag	500-	
	Fräulein Catharina Fergnauer	Zürich	Geschenk	200-	
	Albert Hof Hardmeyer	Albstetten Zürich	Geschenk	100-	
	Hans Züliger	Hagen Nere	Beitrag	100-	
	Hans Nydegger	Därzgen	Geschenk	100-	
				6,000-	107,797,45

Abb. 6: Verzeichnung der Dotationen mit dem Eintrag «1920 / C. F. Ramuz / Lausanne / Ankauf einer Handschrift / 1000.—» (Archiv Schillerstiftung, SSS-03-a-01-a).

Dem Pathos der Feier und dem Bemühen, die Zusammengehörigkeit der mehrsprachigen Schweiz mit symbolischen Gesten hervorzukehren, ist deutlich anzumerken, dass 1936 Impulse der Geistigen Landesverteidigung wirksam waren. Mit Philipp Etter nahm denn auch deren Vater an der Feier teil.

Der Preisträger dagegen machte nur ein Jahr später trotzig deutlich, dass er sich vom Zeitgeist nicht vereinnahmen lassen wollte. In einem offenen Brief an Denis de Rougemont, der eine der Schweiz gewidmete Nummer der «revue internationale» *Esprit* betreute, stellte Ramuz die politische und erst recht die kulturelle Einheit der Schweiz vehement infrage. Was für einen gewissen äusserlichen Zusammenhalt Sorge, seien höchstens die Insignien zweier Institutionen, der Armee und der Post: «ici, en Suisse, il n'y a que les boîtes aux lettres et l'uniforme de nos milices qui présentent quelque uniformité.»⁷² Für den fehlenden Zusammenhalt der Schweiz machte Ramuz an erster Stelle die Sprachbarrieren verantwortlich, deren Überwindbarkeit die Feier zu seinen Ehren mit viel Aufwand vorzuführen gesucht hatte. Die Intervention entfesselte in der deutschen Schweiz einen «Sturm der Empörung».⁷³ Was man als «Fall Ramuz» skandalisierte, kam in «mehr als 90 Zeitungen» zur Sprache.⁷⁴ Die Aufregung erreichte auch den Aufsichtsrat der Schillerstiftung.⁷⁵ Eduard Korrodi, einflussreicher Feuilletonchef der *Neuen Zürcher Zeitung*, der als Mitglied des Aufsichtsrates dem Preisträger in Lausanne die deutschsprachige Huldigung dargebracht hatte, antwortete – seinerseits mit einem offenen Brief – auf schulmeisterliche und hämische Art:⁷⁶

Frankreich hat Sie jahrzehntelang verkannt, Ihr Französisch bemängelt, Ihre Mystik als schweizerisch, ja deutsch empfunden und Ihren sprachlichen Eigensinn mit dem deutschen Stilisten verglichen. Es mußte Sie stutzig machen, daß Ihr Werk die Liebe der deutschen Schweiz und sogar Deutschlands gefunden hat, ja daß deutsche Kritiker glaubten, sie hätten es mit einem Deutschschweizer, ausgestattet mit allen Merkmalen helvetischer Sonderbündelei, zu tun.⁷⁷

72 Charles Ferdinand Ramuz: Lettre. In: *Esprit*, Revue internationale 6 (1937), H. 61, I. 10. 1937, abgedruckt in: Ramuz, *Articles et chroniques* (wie Anm. 15), S. 139–145, hier S. 141 f.; vgl. auch die deutsche Übersetzung: Gérald Froidevaux: Ich bin Ramuz – nichts weiter. Materialien zu Leben und Werk. Übersetzt von Peter Sidler et al. Zürich 1987, S. 177–185, hier S. 181.

73 Froidevaux, Ich bin Ramuz (wie Anm. 72), S. 165.

74 Ebd.

75 Das Sekretariat sammelte Artikel, die Ramuz entgegneten. So bestellte Hans Bodmer am 13. II. 1937 zwölf Exemplare der Nummer der Berner Tageszeitung *Der Bund*, die eine scharfe Zurechtweisung Ramuz' durch den Chefredaktor Schürch enthielt. Archiv Schillerstiftung, SSS-01-a-R-003-a.

76 Gérald Froidevaux' Feststellung, Korrodi habe seinen Einspruch im Gegensatz zu demjenigen Schürchs im Berner *Bund* «in gemässigtem Ton» verfasst, ist nicht unbedingt zuzustimmen (Froidevaux, Ich bin Ramuz (wie Anm. 72), S. 165): Schürch resümierte Ramuz' Argumente und trat ihnen scharf, aber sachlich entgegen, wogegen Korrodi auf verletzende Art Ramuz persönlich angriff.

77 Eduard Korrodi: An C. F. Ramuz. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 13. II. 1937. Abgedruckt in: Froidevaux, Ich bin Ramuz (wie Anm. 72), S. 191–193, hier S. 192 sowie in Korrodi, *Ausgewählte Feuilletons* (wie Anm. 42), S. 163–165, hier S. 164.

Gerade die Rezeption der Werke von Ramuz im deutschen Sprachraum würde also dessen Argumentation widerlegen. Korrodis Strategie war nicht ohne Risiko, beschwor sie doch den Verdacht herauf, eine narzisstische Kränkung habe auch und vielleicht zuerst den Kritiker beschlichen, der vom Preisträger mehr Dankbarkeit für seine salbungsvolle Gratulationsrede erwartete.

Die Lausanner Ramuz-Feier stand ganz offensichtlich schon im Zeichen der Geistigen Landesverteidigung, mit deren Zielen die Schillerstiftung im Einklang stand. Ramuz' Intervention in seinem offenen Brief lässt sich als Einspruch dagegen interpretieren, aber gleichzeitig auch als eine Manifestation der Geistigen Landesverteidigung, äusserte doch auch Ramuz die Befürchtung, «qu'il n'est pas très sûr qu'une prochaine guerre trouvera unis nos républiques et unis nos concitoyens, maintenant que les guerres tendent de plus en plus à devenir idéologiques (ou religieuses)».⁷⁸

5. Schluss

Mit der Schweizerischen Schillerstiftung und dem Schweizerischen Schriftstellerverein wurden zu Beginn des 20. Jahrhunderts zwei Organe geschaffen, die der Institutionalisierung der Literatur eines Landes, das sich nicht als eine Kulturnation verstand, eine neue, nationale Qualität verliehen. Durch die verbesserte Zugänglichkeit des Archivs der Schweizerischen Schillerstiftung im Schweizerischen Literaturarchiv bietet sich die Möglichkeit, deren aspektreiche Geschichte vertieft zu erforschen.

Zwei Zielsetzungen der Stiftung wurde hier in einem ersten Versuch, dies zu tun, besondere Aufmerksamkeit geschenkt: dem Zusammenführen der Literaturen der vier Landessprachen und der Schaffung allgemein anerkannter literarischer Qualitätszertifikate in Form von Preisen. Diese beiden Zielsetzungen waren mit dem primären Stiftungszweck, der Unterstützung notleidender Schriftstellerinnen und Schriftsteller, nicht so ohne Weiteres zu vereinbaren. Hinter ihnen dürfte der Wunsch gestanden haben, den kulturellen Zusammenhalt des Landes zu festigen und den Nachweis zu erbringen, dass eine Schweizer Literatur mehr als ein «Fantom»⁷⁹ darstelle.

Dass diese neuen, über das Karitative hinausgehenden Zielsetzungen ihre innenpolitischen und kulturpolitischen Implikationen hatten, brachten in politisch angespannten Zeiten die Kontroversen um Jakob Schaffner besonders deutlich ans Licht. Die Behauptung, Preisentscheide erfolgten nach rein literarischen Kriterien, liess sich nicht mehr aufrechterhalten.

Die Äusserungen von Charles Ferdinand Ramuz dürften die mehrheitlich dem rechtsbürgerlichen Mainstream nahestehenden Aufsichtsräte 1937 dann deshalb so aufgebracht

⁷⁸ Ramuz, *Lettre* (wie Anm. 72), S. 142.

⁷⁹ Vgl.: Corina Caduff und Reto Sorg (Hg.): *Nationale Literaturen heute – ein Fantom. Die Imagination und Tradition des Schweizerischen als Problem*. München 2004.

haben, weil sie mit der Negation der kulturellen Einheit der Schweiz genau das infrage stellten, was zu behaupten und zu festigen als die *raison d'être* der Stiftung angesehen wurde.

Die gewonnenen Einblicke in die Geschichte der Schweizerischen Schillerstiftung werfen die Frage auf, in welchem Masse die bei der Förderung der Literatur erworbenen Verdienste der Stiftung durch die Tücken beeinträchtigt wurden, denen sich eine Institution aussetzt, die sich anheischig macht, «Schriftstellerinnen und Schriftsteller in ihrem (vermeintlichen) Freisein zu unterstützen»⁸⁰ und gleichzeitig als «ästhetisches Tribunal»⁸¹ aufzutreten.

80 Vgl. das Vorwort des vorliegenden Bandes, S. 13.

81 Davor warnte Carl Spitteler 1911 in seinem Votum gegen die Schaffung von Literaturpreisen, vgl. Anm. 29.

Das Publikum in die Moderne führen

Carl Spittlers Festspiel zur Eröffnung des neuen Stadttheaters in Zürich und C. F. Meyers Prolog (1891)

STEFANIE LEUENBERGER

Zu den Umständen der Eröffnung des neuen Stadttheaters in Zürich

Am Abend des 1. Januar 1890 betrat während der Vorstellung im Zürcher Aktientheater plötzlich dessen Präsident Sebastian Kisling die Bühne. Er bat die Zuschauer, das Haus unverzüglich zu verlassen.¹ Draussen bemerkten die erschrockenen Besucher, dass das Gebäude brannte. Glücklicherweise gab es keine Toten oder Verletzten, doch der Theaterbau wurde unrettbar zerstört.

Den Ansprüchen des Zürcher Bürgertums hatte das alte Aktientheater schon länger nicht mehr genügt.² Mit dem Gebäude hatte es folgende Bewandtnis: Nach der Französischen Revolution war in Zürich, gegen den «Widerstand der Geistlichkeit», ein Theater errichtet worden, das «Bildungsmittel des Volkes» sein sollte.³ Eine Aktiengesellschaft hatte zu diesem Zweck 1832 die Klosterkirche des ehemaligen Barfüsserklosters beim Zürcher Hirschengraben gekauft und darin das Aktientheater eingebaut.⁴ Den nordwestlichen Flügel hatte der Kanton für das Ober- und Kriminalgericht umgebaut, 1834 waren die Arbeiten abgeschlossen und das Theater mit seinen 800 Plätzen war mit Mozarts *Zauberflöte* feierlich eröffnet worden.⁵ Die darauffolgende Entwicklung stellte die *Festschrift zur Eröffnung des neuen Stadttheaters in Zürich* von 1891 im Rückblick so dar: In den 1830er-Jahren «gährte und brodelte es» überall, und daher «war an eine vernunftgemässe Entwicklung des Theaters nicht zu denken»; einerseits wurden Neuerungen übereilt eingeführt, andererseits die Theaterdirektion teilweise auch «in ihren künstlerischen Bestre-

1 Siehe dazu: *Festschrift zur Eröffnung des neuen Stadttheaters in Zürich*. Nach offiziellen Quellen bearbeitet von Otto Wichers von Gogh. Zürich 1891, unpag. (Kapitel: Der Brand des Theaters).

2 Christoph Kohler: *Durch Bürgergunst geweiht der Kunst*. Vor 125 Jahren öffnete das heutige Opernhaus seine Türen. In: *MAG* 41. Opernhaus Zürich. Zürich 2016, S. 38–42, hier S. 39.

3 Zum Folgenden vgl. *Festschrift zur Eröffnung des neuen Stadttheaters* (wie Anm. 1), unpag. (Kapitel: Das alte Theater).

4 Dölf Wild: *Zur Baugeschichte des Zürcher Barfüsserklosters*. In: Barbara Helbling, Magdalen Bless-Grabher, Ines Buhofer (Hg.): *Bettelorden, Bruderschaften und Beginen in Zürich*. Stadtkultur und Seelenheil im Mittelalter. Zürich 2002, S. 57–68, hier S. 68.

5 *Festschrift zur Eröffnung des neuen Stadttheaters* (wie Anm. 1), unpag. (Kapitel: Das alte Theater).

bungen durch zopfige Vorurteile gehemmt.»⁶ Zwar brachte die Bevölkerung dem Theater Interesse entgegen, doch war es «kaum auf jene Höhe zu bringen, welche einer Stadt wie Zürich angemessen erschien.»⁷ Seine Geschichte war denn auch wechselvoll: Nach der Eröffnung trat bald eine Stagnation ein, denn Publikum, Verwaltung und Direktion fanden «ihren Ansprüchen nicht Genüge geleistet», doch änderte sich die Situation, als die bekannte Theaterdirektorin und Schriftstellerin Charlotte Birch-Pfeiffer 1837 nach Zürich kam: «Mit ihr zog ein fester, zielbewusster Wille in die verödeten Hallen und ihr Temperament, ihre Persönlichkeit und vor allem der Zauber, der von ihrem Renommée als Schriftstellerin ausging, machte das Theater Zürichs zu einem Wallfahrtsorte für Künstler und für das Publikum.»⁸

Von den nachfolgenden Direktoren verfolgten die meisten – so jedenfalls stellt die *Festschrift* es dar – einzig das Ziel, in kurzer Zeit möglichst viel Geld zu verdienen: Auch die besten von ihnen tendierten dazu, «Zürich immer nur nach der Höhe seiner geringen Einwohnerzahl und nach seiner geografischen Lage im Verhältnis zu Berlin abzuschätzen, anstatt der intellektuellen Bildung seiner Bewohner Rechnung zu tragen.»⁹ Ungünstig wirkte sich auch die Entscheidung aus, stets nur im Winterhalbjahr zu spielen, die bereits Charlotte Birch-Pfeiffer erfolglos kritisiert hatte.

In den 1850er-Jahren trat nach einigen Reformen zwar eine Phase des Aufschwungs ein – «die ersten Sterne am deutschen Kunsthimmel liessen während dieser Zeit ihr Licht hier leuchten» –, doch bald begann erneut der Niedergang.¹⁰ Ab 1866 liessen die bedrohlich angespannte politische Situation in Europa und eine Choleraepidemie die Lust der Bevölkerung auf Theaterbesuche schwinden. Als dann aber 1883 Paul Schrötter die Direktion des Aktientheaters übernahm, fand die Bühne zu ihrem Glanz zurück: Es gelang Schrötter, sowohl zu den Theatermitarbeitern und den Aktionären wie auch zum Publikum ein gutes Verhältnis aufzubauen. Die Kapellmeister Friedrich Hegar, Lothar Kempfer und Richard Wagner trugen viel zum Erfolg der Aufführungen in der Sparte Musiktheater bei. Das Ansehen der Bühne stieg auch im Ausland, und Künstler folgten dem Ruf ans Aktientheater gerne. Doch dann ereignete sich der Brand.

Noch im Januar 1890 wurde in der Generalversammlung der Aktionäre auf Antrag des Theater-Comités beschlossen, statt eines Provisoriums möglichst bald ein neues Theater zu errichten. Sonst wäre auch das Tonhalleorchester, dem das Theater eine wichtige Einnahmequelle bot, in Schwierigkeiten geraten. Im März beschlossen die Aktionäre die «Erhöhung des bisherigen Gesellschaftscapitals von Fr. 375 000 auf Fr. 1 500 000 und erteilten dem nun in «Verwaltungsrath» umgetauften Comité gleichzeitig alle erforder-

6 Ebd.

7 Zum Folgenden vlg. ebd.

8 Ebd.

9 Ebd.

10 Zum Folgenden vlg. ebd.

lichen Kompetenzen.»¹¹ Die Öffentlichkeit wurde eingeladen, Aktien im Gesamtwert von über einer Million Franken zu zeichnen. Ende April war die erforderliche Summe erreicht: Die Finanzdirektion des Kantons Zürich etwa kaufte Aktien im Wert von 30 000 Franken und die Stadt Zürich sowie die Gemeinden Riesbach und Enge gewährten später Subventionen. Der Verwaltungsrat stellte die Finanz- und die Baukommission zusammen, in denen die Namen wohlhabender Zürcher Bürgerfamilien vertreten waren, unter anderem Schwarzenbach, Wunderli von Muralt, Bodmer von Muralt, Guyer-Freuler, Pestalozzi. Kontroverse Diskussionen entstanden in den Kommissionen, im Stadtrat und unter den Stimmberechtigten zur Frage des Bauorts: Entschieden wurde schliesslich gegen den Heimplatz beim Pfauen zugunsten des Dufourplatzes am See. Hier musste allerdings zunächst abgeklärt werden, ob der Baugrund, der teils erst vor kurzem «dem Zürichsee durch Auffüllungen abgerungen» worden war, stabil genug sei.¹² Man beschloss, ein «Perron» um das Gebäude herum zu errichten und damit «die Bedingung der Ausgänge des parquets à niveau» zur Sicherheit des Publikums zu erfüllen.¹³ Um die Realisierung des neuen Theaters zu beschleunigen, wurde der Planungs- und Umsetzungsauftrag ohne «öffentliche Concurrenzausschreibung» und ohne «den inländischen Architekten Gelegenheit zur Betheiligung zu bieten» direkt an die bekannten Wiener Theaterarchitekten Fellner & Helmer vergeben, was eine intensive Debatte auslöste.¹⁴ Im Rückblick, heisst es in der *Festschrift*, sei man sich einig, dass «kein Architekt, welcher sich nicht seit Jahren mit Theaterbauten befasst hat, im Stande gewesen wäre, in der kurzen Zeit das Gleiche zu leisten».¹⁵ Die Wiener Architekten hatten europaweit schon 17 Theater- und Opernhäuser errichtet und konnten nun ihr 1889 eigentlich für Krakau vorgesehenes, dort aber abgelehntes Wettbewerbsprojekt mit wenigen Änderungen in Zürich realisieren.¹⁶

Vom 13. Juni 1890 an wurde intensiv gebaut. Dass das Gebäude schliesslich teurer wurde als budgetiert, lag erstens am schwierigen Baugrund – um «eine solide Fundamentierung zu erhalten, mussten im Ganzen 1838 Pfähle von ca. 30 cm Durchmesser und einer Länge von 12 bis 14½ Meter eingetrieben werden» – und zweitens an der Forderung des Stadtrats Zürich nach einer Fassade in Naturstein statt in verputzten Bruchsteinen.¹⁷ Der einsetzende Winter war schwer, die Maurerarbeit musste unterbrochen werden. Dennoch konnte am 31. Dezember 1890 die Aufrichte gefeiert werden. Die Bildhauerarbeiten für den Fassadenschmuck wurden öffentlich ausgeschrieben, eines der Jurymitglieder war

11 Ebd., unpag. (Kapitel: Das Interregnum).

12 Ebd., unpag. (Kapitel: Die Bauperiode).

13 Ebd., unpag. (Kapitel: Das Interregnum).

14 Ebd.

15 Ebd.

16 Kohler, Durch Bürgergunst geweiht der Kunst (wie Anm. 2), S. 41.

17 Festschrift zur Eröffnung des neuen Stadttheaters in Zürich (wie Anm. 1), unpag. (Kapitel: Die Bauperiode).

Arnold Böcklin. Den Zuschlag erhielten drei Wiener, und verschiedene Gönner übernahmen die Kosten für die Ausgestaltung der Figurengruppen.

Beim Bau des Theaters sollte «auf alle Bedürfnisse Rücksicht genommen werden»: Um im Gebäude Platz zu gewinnen, wurde für das Kulissenmagazin ein Bau in unmittelbarer Nähe errichtet, und die «Dampf- und Dynamomaschinen», die die Energie für die modernen Bogen- und Glühlampen lieferten, um das Publikum in «verschwenderische Helle» zu tauchen, wurden im daran angrenzenden «Maschinen- und Kesselhaus» untergebracht.¹⁸ Als Elektrizitätsreserve und für die Notbeleuchtung baute man Akkumulatoren ein. Mittels Ventilatoren konnte die Temperatur im Zuschauerraum reguliert werden, und die «Feueralarm- und Signaleinrichtung, sowie 9 Telephonstationen im Innern des Hauptgebäudes» sollten im Notfall die «schnelle Verständigung» ermöglichen.¹⁹

Am 30. September 1891, 21 Monate nach dem Brand, wurde das neue Theater – das heutige Opernhaus Zürich – feierlich eingeweiht. In den kreisrunden Nischen oberhalb der Foyerfenster prangten die vom Wiener Bildhauer Franz Vogl angefertigten Büsten von Schiller, Goethe, Lessing, Shakespeare, Mozart, Wagner und Weber.²⁰ Mitglieder des Verwaltungsrats hatten selbst viele Aktien übernommen und «durch weitere Schenkungen eine schönere Ausstattung des neuen Theaters» ermöglicht. Robert Schwarzenbach und Johann Rudolf Riedtmann-Näf engagierten sich zudem für «die dekorative Ausstattung mehrerer Opern auf eigene Rechnung».²¹ Die fast zwei Millionen Franken für den Bau waren zu achtzig Prozent von Privatpersonen aufgebracht worden, und es überrascht daher wenig, dass sich an der Südfassade nicht nur das Motto «Das Gute zu lehren, dem Bösen zu wehren», sondern auch die Worte «Durch Bürgergunst geweiht der Kunst» lesen lassen.²²

Wäre das Theater zum grossen Teil über Steuergelder finanziert worden, hätten die Vorstellungen auch für die Bewohner der Arbeiterquartiere erschwinglich sein müssen, was 1891 nicht der Fall war.²³ Christoph Kohler hat darauf hingewiesen, dass das Titelbild der *Festschrift zur Eröffnung des Stadttheaters* «die geistige Entfernung des Stadttheaters zur Kultur der Massen, zu den ersten Massendemonstrationen, zu den überfüllten Arbeiterquartieren, zu den lärmigen Fabriken» augenfällig macht: Das Theater erscheint hier «als ein Ort der Wenigen», alle «Anzeichen von Urbanität» in der Umgebung fehlen.²⁴ Präsentiert wird eine ländliche Idylle mit See und Bergpanorama.

Den wohlhabenden Bürgern, die Geld gespendet hatten, wurde in der Festbroschüre viel und unter namentlicher Erwähnung gedankt. Darin heisst es weiter, der Bau sei in

18 Ebd.

19 Ebd.

20 Festschrift zur Eröffnung des neuen Stadttheaters in Zürich (wie Anm. 1), unpag. (Kapitel: Der Neubau).

21 Ebd. (Kapitel: Der Verwaltungsrath).

22 Vgl. dazu Kohler, *Durch Bürgergunst geweiht der Kunst* (wie Anm. 2), S. 41 f.

23 Ebd., S. 42.

24 Ebd.

«unglaublich kurzer Zeit» entstanden: «Ein Wort herzlicher Anerkennung sei darum auch den Pionieren der Arbeit gewidmet, welche in Sonnenbrand, in Sturm und Kälte unentwegt das Werk fördern halfen. Möge der Musentempel auch ihnen eine Stätte geistigen Genusses werden.»²⁵ Genau dies war aber unwahrscheinlich: Die Eintrittskarte zu einer Opernvorstellung kostete 1891/92 zwischen 1 und 6 Franken, zu einem Theaterstück zwischen 80 Rappen und 5 Franken, und ein Arbeiter hätte somit für einen Besuch im Stadttheater einen Tageslohn ausgeben müssen.²⁶ Den Vorschlag von Gemeinderat Bodmer von 1890, regelmässig Vorstellungen zu reduzierten Preisen anzubieten, da doch eben auch Steuergelder zum Bau beitragen, hatte der Gemeinderat abgelehnt.²⁷

Werkgenese: Warum Spitteler, warum Meyer?

Zur Eröffnung des neuen Theaters bedurfte es eines angemessenen Rahmens. Das Theaterkomitee fragte daher im Juni 1891 bei Conrad Ferdinand Meyer an, ob er bereit sei, ein Festspiel zu verfassen. Doch Theaterdirektor Schrötter hatte diese Aufgabe bereits Carl Spitteler versprochen. Es wurde daraufhin beschlossen, dass Spitteler das Festspiel und Meyer den Prolog dazu schreiben solle. Das Festspiel entstand im August, und danach galt es, beide Texte aufeinander abzustimmen. Der 65-jährige Meyer, der trotz zunehmender Depressionen eben die Novelle *Angela Borgia* fertiggestellt hatte, schrieb am 31. August an den zwanzig Jahre jüngeren Spitteler nach Zürich:

Verehrter Herr, ich lade Sie freundlich ein, mich einen dieser Nachmittage mit dem 3 Zug zu besuchen und stehe in dieser Woche jeden Nachmittag zu Diensten. Wählen Sie nach Ihrem Belieben. Ihr Festspiel bringen Sie ja mit. Ich freue mich darauf und werde dann sehen, in dem Prolog nicht damit zu carambolieren. Wir sind das dem Publikum schuldig.²⁸

Die Idealszenerie der Kulissen war bereits fertig gemalt, was die Freiheit der Autoren einschränkte. Am 30. September wurden Prolog und Festspiel aufgeführt. Den Prolog druckte die *Neue Zürcher Zeitung* am 1. Oktober, das Festspiel am 4. Oktober 1891 ab. Zudem wurde das Festspiel auch separat herausgegeben und später im Jahrbuch des Zürcher Stadttheaters 1924/25 nachgedruckt. In die zwischen 1945 und 1950 erschienenen Textbände der *Gesammelten Werke* Spittelers wurde es jedoch nicht aufgenommen, son-

25 Festschrift zur Eröffnung des neuen Stadttheaters (wie Anm. 1), unpag. (Kapitel: Schlusswort).

26 Kohler, *Durch Bürgergunst geweiht der Kunst* (wie Anm. 2), S. 42.

27 Ebd., S. 40.

28 Brief Conrad Ferdinand Meyers an Carl Spitteler vom 31. 8. 1891. In: Briefe Conrad Ferdinand Meyers. Nebst seinen Rezensionen und Aufsätzen herausgegeben von Adolf Frey. I. Band. Leipzig 1908, S. 431 f.

dern nur im Rahmen des Kommentars im 1958 nachgereichten *Geleitband II* abgedruckt, versehen mit Erläuterungen.²⁹

Warum wurden Spitteler und Meyer als Autoren für die Theatereröffnungswerke angefragt? Beide waren nicht als Dramatiker bekannt. Spitteler hatte nach seiner Rückkehr aus Russland, wo er acht Jahre lang als Hauslehrer gearbeitet hatte, 1880 sein Epos *Prometheus und Epimetheus* veröffentlicht, das zunächst nur wenig Aufmerksamkeit erregte.³⁰ Nach 1900 wurde es jedoch von Exponenten der Jugendbewegung und der Reformpädagogik wie Walter Benjamin und Gustav Wyneken sowie auch etwa von Gustav Landauer und Rainer Maria Rilke sehr geschätzt.³¹ Spitteler hatte ab 1880, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, zunächst in Bern und dann am Gymnasium in La Neuveville unterrichtet. Parallel dazu hatte er in der Berner Tageszeitung *Der Bund*, bei der sein Freund Joseph Victor Widmann als Feuilleton-Redakteur tätig war, zahlreiche Beiträge veröffentlicht. Seine Buchrezensionen und Opernkritiken fanden Anklang, Nietzsche sah im Musikkritiker Spitteler einen Geistesverwandten und schlug ihn 1887 statt seiner selbst als Mitarbeiter für den *Kunstwart* vor.³² Später wurde Spitteler in Basel Mitarbeiter der *Grenzpost* und 1890 Feuilletonredakteur bei der *Neuen Zürcher Zeitung (NZZ)*. Seine Reisebilder und Erzählungen waren seit den 1880er-Jahren unter anderem in der *NZZ*, in der Wiener *Deutschen Zeitung*, in der Berliner Zeitschrift *Romanwelt* und in der in Brunn herausgegebenen Monatsschrift *Moderne Dichtung* erschienen, für die auch Bölsche, Dehmel, Hauptmann, Salten, Schnitzler und Sacher-Masoch schrieben. Er nahm rege teil an den Debatten über die Literatur der Moderne und verfasste neben Buchbesprechungen auch Essays zu ästhetischen Fragen.

Schwierigkeiten hatte Spitteler dagegen von Beginn seines Schaffens an mit dem Drama. Frühe Projekte blieben in der Entwurfsphase stecken. 1889 begann er seine Erzählung *Das Bombardement von Abo* in ein Lustspiel umzuarbeiten: Unter dem Titel *Der Parlamentär* wurde das Stück 1889 am Basler Stadttheater aufgeführt, aber schon nach der ersten Aufführung abgesetzt. Diese Aufführung blieb die einzige eines abendfüllenden Spitteler-Dramas überhaupt.³³

Die Theaterdirektion in Zürich wollte also für den Auftrag, das Festspiel zu schreiben, offensichtlich einen möglichst bekannten Schweizer Autor gewinnen. Dramatiker

29 Carl Spitteler: *Gesammelte Werke*. Hg. im Auftrag der Schweizerischen Eidgenossenschaft von Gottfried Bohnenblust, Wilhelm Altwegg und Robert Faesi. Zürich 1945–1958. Geleitband II. Zürich 1958, S. 632–652.

30 Zu Spittelers Biografie siehe: Werner Stauffacher: *Carl Spitteler*. Biographie. Zürich, München 1973.

31 Ardor (d. i. Walter Benjamin): *Das Dornröschen*. In: *Der Anfang*. Vereinigte Zeitschriften der Jugend 3 (1911), S. 51–54; Gustav Wyneken: *Carl Spitteler*. In: *Die Freie Schulgemeinde*. Organ des Bundes für Freie Schulgemeinden. 5 (1915), 3. Heft, S. 65–93; Gustav Landauer, Fritz Mauthner: *Briefwechsel 1890–1919*. München 1994.

32 Brief Friedrich Nietzsches an Ferdinand Avenarius, Sils-Maria, 10. 9. 1887. In: ders.: *Digitale kritische Gesamtausgabe Werke und Briefe*, 2009–, Brief 904. www.nietzschesource.org/#eKGWB/BVN-1887,904,15.2.2020.

33 Siehe dazu: Spitteler, *Gesammelte Werke* (wie Anm. 29), Geleitband II, S. 87–90.

musste er nicht zwingend sein: Man hätte sonst etwa Arnold Ott anfragen können, der 1889 am Hoftheater in Meiningen mit seinem Drama *Agnes Bernauer* Erfolg hatte und 1895 dann das Festspiel zur Einweihung des Tell-Denkmal in Altdorf schreiben sollte. Wenn es darum gegangen wäre, zu zeigen, dass sich das Stadttheater Zürich in der Sparte Sprechtheater am Puls der Zeit bewege und etwas zu wagen bereit sei, hätte man den in der Schweiz aufgewachsenen Frank Wedekind einladen können, der 1891 eben seine «Kindertragödie» *Frühlings Erwachen* beim Verlag Jean Gross in Zürich veröffentlichte. Weshalb die Theaterdirektion keinen Dramatiker des Naturalismus, keinen der jungen Vertreter der Berliner oder Wiener Moderne anfragte, darüber kann ein Aufsatz Spitteler mit dem Titel *Warum die ‚Zugstücke‘ in der Schweiz nicht ‚ziehen‘* Aufschluss geben.³⁴ Der Aufsatz war 1889 in der deutschen Revue *Unsere Zeit* erschienen. Die für Spitteler charakteristische spöttische Ironie durchzieht den Text, der von der Feststellung ausgeht, dass das deutsche Gegenwartsdrama in der Schweiz wenig beliebt sei, und folgende Gründe dafür nennt: Erstens das «Vorwiegen der musikalischen Bildung vor der literarischen» in der Schweiz, zweitens das «Bestehen unzähliger altererbter Ansätze zum Festspiele, dem feindlichen Konkurrenten des Kunst dramas», drittens die «demokratischen Anschauungen», die verlangen, «daß das Theater dem ‚Volke‘ etwas ‚biete‘, das heißt, dem Volke das Volk vorführe», viertens «der Mangel eines rein ästhetischen Standpunkts, mit anderen Worten die Forderung, daß alle Kunst sich dem Patriotismus unterordne», und schliesslich fünftens die «Scheu vor dem Berufsschauspielertum. Wir sind eingefleischte Anhänger des Dilettantismus in diesem Sinne, dass wir Staatmänner am liebsten von Bundesräten, Kriegshelden von eidgenössischen Obersten möchten dargestellt wissen.»³⁵ Die Schweizer schätzten «die Vorzüge erlernter Kunst [...] geringer als die unmittelbare Begeisterung, deren Echtheit» sie «nun einmal nur dem Bürger, nimmermehr dem Berufsschauspieler» zutrauten: «Darum gewinnen auch die Dilettantenvorstellungen in unserm Volksleben eine so grosse Bedeutung; sie sind Kundgebungen einer zu einem Drittel künstlerischen, zu zwei Dritteln patriotischen Andacht, die sich gleicherweise auf der Bühne wie im Zuschauerraume geltend macht.»³⁶ Die deutschen Bühnenstücke tendierten gegenwärtig immer mehr zum Realismus, die Losung heisse «Aktualität» und «Griff in das vollpulsierende Leben der Gegenwart».³⁷ Dies schneide aber «dem deutschen Schauspiel in der Schweiz [...] den ohnehin äußerst dünnen Lebensfaden ab», und zwar aus zwei Gründen: Zum einen

huldigt der nüchterne Schweizer in Kunstsachen dem ausgesprochensten Idealismus, aus dem einfachen Grunde, weil alle naiven Völker Kunst und Ideal für unzertrennlich halten; es braucht lange Kunsterfahrung und Kunstübersättigung, bis eine Nation beim Realis-

34 Carl Spitteler: *Warum die ‚Zugstücke‘ in der Schweiz nicht ‚ziehen‘*. In: ders., *Gesammelte Werke* (wie Anm. 29), Bd. IX, S. 562–568.

35 Ebd., S. 563.

36 Ebd.

37 Ebd., S. 564.

mus anlangt. Zu dem künstlerischen Idealismus gesellt sich der rhetorische. Wie tief aber die Rhetorik in unserm Nationalcharakter Wurzel gefaßt hat, bezeugt die Erscheinung, daß selbst ländliche Volksschriftsteller unsere Nationalhelden im begeisterten Jambenschwunge verherrlichen. Einen Winkelried im realistischen Stile oder gar im Dialekte zu behandeln, würde als Entweihung empfunden werden; er muß unbedingt in volltönenden Abstraktionen reden; und wo immer ein Anlauf zum Festspiele genommen wird, geschieht das auf dem Kothurn. Im deutschen Schauspieler vermißt daher der Schweizer Zuhörer aufs schmerzlichste den ihm ans Herz gewachsenen Sprachstil, nämlich den schillerschen Redeschwung, in ch gestimmt.³⁸

Das deutsche Gegenwartsdrama biete «Kommerzienratdeutsch statt Gesang, Schnoddrigkeit statt Poesie, Kalauer und Intrigen statt Gedanken», was die Schweizer miss-
trauisch und unbehaglich mache: Die «norddeutsche Gesellschaftssprache» der Berliner Lokalstücke sei für viele unverständlich, denn die Schauspieler weigerten sich, das Sprechtempo anzupassen.³⁹ Zum andern und vor allem aber gehe den Schweizern das «stoffliche Interesse» an den neuen Stücken ab: Die deutschen «Aktualitäten» seien für sie «gar nicht aktuell», man habe hier nicht «den mindesten Begriff» von «Kommerzienrätinnen, Baronen, Komtessen, Gardeleutnants, Assessoren, jüdischen Mäzenen und plattdeutschen Dienstboten».⁴⁰ Tatsächlich müsse man sich auch fragen, ob es «ersprießlich sei, einem befreundeten Nachbarvolke beharrlich die deutschen Gesellschaftsverhältnisse in Zerrbildern vorzuführen», denn die Schweizer hielten «die Zerrbilder der Bühne [...] für photographisch getreue Abbilder» und gewannen dadurch «falsche Begriffe von dem Wesen der lebendigen, wirklichen deutschen Nachbarn».⁴¹ Zwar sei aus «Ehrfurcht vor dem deutschen Geiste und besonders vor der deutschen Literatur» in der Deutschschweiz noch nie ein Theaterstück «ausgezischt» worden, doch wenn sich das deutsche Drama ganz von der «Nachfolge Schillers» verabschiede, werde es in der Schweiz keinen Bestand haben. Man könne «die wachsende Gleichgültigkeit» und die «Theaterflucht» als Warnzeichen hierfür ansehen.⁴²

Spittlers Festspiel

Zwei Jahre nach Erscheinen dieses Aufsatzes sollte Spittler nun das Festspiel zur Eröffnung des neuen Stadttheaters verfassen. Das Bühnenbild war vorgegeben: Dass mythologische Figuren und Allegorien auftreten sollten, neben Apollo und Melpomene besonders Thalia und Turica, war nicht nur durch die Gattungstradition Eröffnungssprolog

³⁸ Ebd.

³⁹ Ebd.

⁴⁰ Ebd., S. 565.

⁴¹ Ebd., S. 566.

⁴² Ebd.

eingeführt,⁴³ sondern wurde auch durch die *Festschrift zur Eröffnung des neuen Stadttheaters in Zürich* nahegelegt, die Spitteler offenbar kannte. Im Schlusswort werden dort die Mitarbeiter des Theaters «Jünger Thaliens»⁴⁴ genannt, und die Schrift schliesst mit einem Gedicht Gottfried Kellers, dem Prolog zur Saisoneroöffnung des alten Theaters im Jahr 1864, auf den Spitteler, nicht zuletzt durch das identische Metrum, den Blankvers, Bezug nimmt, wie deutlich wird, wenn man sich seinen Festspiel-Text genauer ansieht.

Auf die tatsächlichen Ereignisse in Zürich verweisend, berichten in der ersten Szene die Musen Polyhymnia und Euterpe, die in den Ruinen eines Tempels stehen und Trauerschleier tragen, darüber, was im alten Theater geschehen war: Sie schildern den Brand, der das alte Stadttheater vernichtete, das zwar «verspottet oft und viel getadelt» worden war, jedoch «geadelt» war «durch Schillers Wort und Mozarts Zauberklang».⁴⁵ Das alles, so die Musen, lebe weiter in der Erinnerung. Sie lassen die bekannten Schauspieler und die Theaterstücke Revue passieren, die sie gespielt hatten: Dramen von Euripides, Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller und Grillparzer. Erinnert wird auch an die Sänger und an die aufgeführten Opern von Rossini, Donizetti, Verdi, Bellini, Beethoven, Gounod und Meyerbeer, und besonders gewürdigt wird die «weise Doktorin» – Charlotte Birch-Pfeiffer –, «die kluge Frau», die «durch manches harte Muß / Umsichtig lenkt den zahmen Pegasus!»⁴⁶

Was innerhalb dieser Eingangspassage überrascht, ist eine Invektive Euterpes gegen den Komponisten Meyerbeer, die mit acht Versen überproportional viel Platz einnimmt und antisemitische Stereotypen zum Einsatz kommen lässt: Meyerbeer, «Judas' Sohn / In jedem Stil zu Haus, von Bethlehem / Pilgernd nach Rom, Berlin, Jerusalem,» habe vom «Modegötzenthron» aus, «geflickten Purpur prahlerisch entfaltend, / Und sein Vermögen musterhaft verwaltend, / als Herrscher von Paris der Welt» geboten – ein neuer Napoleon also, wird hier suggeriert.⁴⁷ Doch das Zürcher Theaterhaus habe er «unversehrt» gelassen, denn dessen «Dürftigkeit» habe es geschützt und es «der kleinen Perlen Wert gelehrt», so die Muse über das Theater: «Der Mode hinten nach auf steiniger Bahn / So schrittest leis der Zukunft du voran.»⁴⁸

Der Ausfall gegen Meyerbeer aus dem Mund der Muse der Tonkunst wird, blickt man über diesen Theatertext hinaus auf seinen Kontext, konterkariert durch eine Musikkritik Spittelers in den *Basler Nachrichten* von 1889 zu Meyerbeers Oper *Robert der Teufel*. Hier wurde Meyerbeer in Schutz genommen, woran sich aufmerksame Zeitgenossen möglicherweise noch erinnern:

43 Etwa bei Christian Richter und Johann Theile, bei in Gotthold Ephraim Lessings *Hamburgischer Dramaturgie* angeführten Beispielen sowie bei Schikaneder, Tieck und Prätzel.

44 *Festschrift zur Eröffnung des neuen Stadttheaters in Zürich* (wie Anm. 1), unpag. (Kapitel: Schlusswort).

45 Carl Spitteler: *Festschrift zur Eröffnung des neuen Stadttheaters in Zürich*. In: ders.: *Gesammelte Werke*. Geleitband II. Zürich 1958, S. 632–652, hier S. 634.

46 Ebd., S. 635.

47 Ebd., S. 634 f.

48 Ebd., S. 635.

Meyerbeer erduldet, wie ein hervorragender Musikästhetiker mit Recht bemerkt, das eigentümliche Schicksal, daß das nämliche, was die Kritik an andern Meistern preist, bei ihm getadelt wird, ja daß ihm sogar seine leuchtendsten Vorzüge als Laster angeschrieben werden. Die italienische Schulung, welche Händel und Mozart zum Ruhm gereichen, soll Meyerbeer schänden; dass Gluck in und für Paris schrieb, war eine deutsche Kulturmissionsleistung: indem Meyerbeer dasselbe tat, verriet er sein Vaterland; romantischer Spuk gilt für einen herzerquickenden Schönheitstau im «Freischütz», für eine ekelhafte Fratze im «Robert»; geniale Instrumentalkombinationen heißen abscheuliche Raffiniertheiten, wenn Meyerbeer sie erfindet, dagegen künstlerische Großtaten, wenn Wagner sie Meyerbeer abzulesen geruht. Auch uns bedeutet zwar Meyerbeer einen musikalischen Falschmünzer, immerhin jedoch einen solchen, der über beneidenswerte Schätze an Edelmetall verfügt. «Robert» vor allem, dieser Grundstein der modernen großen Oper, verdient die gespannteste Aufmerksamkeit des Hörers, wäre es auch nur aus historischem Interesse, weil hier auf Schritt und Tritt die Erklärung der spätern, berühmten Werke vorliegt. [...] Wenn wir uns vorurteilslos unserm Ohr und unserm Herzen hingeben, so hören wir in «Robert» Schönheiten allerersten Ranges; und wenn wir nachdenken, so müssen wir bewundern, wieviel ein einzelner Mensch mit einem Schlag zu leisten vermochte. «Robert» ist durchaus anders als alles, was vorher komponiert wurde, selbst als der «Freischütz», an welchen er zunächst anknüpfte. Dagegen ist seither nichts erschienen, was nicht mittelbar oder unmittelbar von «Robert» gelernt hätte. Zu solcher Prägung einer ganzen Kunstpoche bedarf es jener Eigenschaft, die man gewöhnlich Größe, aber Meyerbeer gegenüber Effekthascherei nennt.⁴⁹

Man kann sich also fragen, als wessen Sprachrohr Euterpe in Spittlers Festspiel verstanden werden soll: Als das der Zürcher Opernbesucher möglicherweise, die dem Dirigenten und Komponisten Wagner zugejubelt hatten? Die darauffolgende Aussage würde dazu passen: Das Zürcher Theater schritt «der Mode hinten nach» und «der Zukunft [...] voran» – das heisst, es setzte auf Bekanntes, Bewährtes und war insofern zukunftsgerichtet, als es sich von Modeströmungen nicht beeindrucken liess. Damit aber, so könnte man mit Blick auf Spittlers Rezension folgern, verpasste es die Möglichkeit zu erkennen, dass gerade Werke, die in Zürich (vor allem auch aus antisemitischem Ressentiment) als Modewerke verschrien waren, den «Grundstein der modernen großen Oper» legten. Die Voraussetzung für ein angemessenes Urteil auch in ästhetischen Fragen ist nach Spitteler demnach, dass «wir uns vorurteilslos unserm Ohr und unserm Herzen hingeben». Im weiteren Verlauf des Festspiels ruft nun Apollo, der Gott der Künste und des Lichts, dazu auf, die Trauerzeit zu beenden. Er stellt die Allegorie Zürichs vor, Turica, die «Braut vom Albis», deren Stirn ein «Doppellorbeer» krönt, «gepflückt im sonnigen Wald / Sel dwylas und auf Kilchbergs stiller Höhe».⁵⁰ Die folgenden Verse beschreiben Zürichs Verhältnis zu den Künsten und zu seinem Theater: Die Stadt wurde durch bedeutende Gelehrte, Künstler und Dichter wie Bodmer, Salomon Gessner, Keller, Meyer und

49 Carl Spitteler: «Robert der Teufel». In: ders.: Gesammelte Werke. Bd. 9. Zürich 1950, S. 284–286, hier 284 f.

50 Spitteler, Festspiel zur Eröffnung des neuen Stadttheaters in Zürich (wie Anm. 45), S. 636.

Böcklin geprägt. Den Vorwurf Thalias, die Zürcher hätten viel mehr Interesse an der Musik als am Theater, das Drama sei «Helvetiens Aschenbrödel», kontert Melpomene trocken: «Freilich, es war mitunter auch danach.»⁵¹ Thalia führt Gründe an für die fehlende Theaterbegeisterung in Zürich: die «Gleichgültigkeit der Menge», «nüchterner Verstand», die Fixierung auf «Kontobuch» und «Geschäfte» und nicht zuletzt «der Reb- gelände säuerliche Säfte».⁵²

Turica jedoch wehrt sich: Das Theater sei keineswegs ihr «Stiefkind», sondern ihr jüngstes und liebstes; sie habe beim Brand geschworen, sofort ein neues Theater bauen zu lassen und dafür «geizlos zu spenden».⁵³ Auch Athen sei, wie Zürich, eine «Krämerstadt» gewesen: dort, wo eine Bevölkerung «das Leben packt», «von keinem Herrn gezähmt, von keinem Hof / Empfangend Regel und Gebot, vertrauend / Auf das Gesetz in jedes Menschen Brust», an einem solchen Ort fühlten sich die Künste wohl.⁵⁴ Die schlafenden Musen würden jetzt «Schöpferträume keimen» lassen, und bald werde «der junge Morgen» strahlen.⁵⁵

Es folgt auf der Bühne ein Lichtwechsel, Aurora tritt auf, die Musen erwachen. Turicas Page meldet: «Der neue Tempel ist vollendet!»⁵⁶

Das neue Theater wird nun von den Musen beschrieben, und auch hier wird offenbar auf die *Festschrift* referiert: «Der blaue See davor; jenseits der Uto. / Wo ist die Großstadt, da so viel Natur / In ein Theater hell und klar hineinblickt?»⁵⁷ Der implizite Vorwurf des mangelnden Bezugs dieser Kulturinstitution zur «Großstadt» der Moderne, die ja vor allem auch durch das Anwachsen der Arbeiterschaft gekennzeichnet ist, wird von der zweiten Muse ausweichend kommentiert: «Ich nehms als gutes Omen. Alle Kunst / Ist hohl, wenn die Natur dem Werk nicht beistimmt.»⁵⁸

Nun geraten die an der Spitze des Zuges schreitenden Musen Melpomene und Polyhymnia, die das Trauerspiel und die Oper vertreten, in einen Streit um den Vorrang im neuen Haus. Apollo beendet ihn, indem er alle Künste als gleichwertig bezeichnet und daher auch Terpsichore, dem Tanz, das Recht einräumt, in Zürich zu wirken. Früher hätten die «grämlichen Zeloten» den «Bannfluch» über diese «sündge Kunst» ausgesprochen, er kenne das: Man «steinigt Babylon» und «meint Athen» – nämlich die Kunst und die Freiheit im allgemeinen.⁵⁹ Zwar sei der Tanz weltlich und sinnlich, aber die Kunst insgesamt sei eben weltlich und sinnlich: «Das jenseits ist bei Musen nicht erhältlich».⁶⁰

51 Ebd., S. 637.

52 Ebd.

53 Ebd., S. 638.

54 Ebd.

55 Ebd., S. 639.

56 Ebd.

57 Ebd., S. 641.

58 Ebd.

59 Ebd., S. 644.

60 Ebd.

Nun werden von Turica der bisherige und weiterhin amtierende Direktor Paul Schrötter und alle Theatermitarbeiter vor die Rampe geholt und dem Publikum, das sie teils ja schon kennt, bestens empfohlen. Die fiktive Welt des Theaterstücks, in der Musen und antike Götter miteinander umgehen, verwandelt sich in die Realität der Jubiläumsfeier einer Institution, bei der die bisherige Arbeit gewürdigt und das Weiterwirken im selben Geist und im bewährten Stil empfohlen wird. Der Direktor dankt der «wackern Bürgerschaft», die den Bau «mit reichbemeßnen Gaben» ermöglicht hat und die ihm sein Amt weiterhin anvertraut.⁶¹

Zum Schluss wendet sich Turica an die Theaterschaffenden und verweist auf die Nähe des Theaters zum Gericht, auf das «Theater der Gerechtigkeit», wie Keller es in seinem Prolog von 1864 mit Bezug auf die auch räumliche Nähe von Aktientheater und Obergericht in Zürich genannt hatte.⁶² «Das Gute zu lehren, dem Bösen zu wehren», so Turica, laute der Spruch über dem Eingang des neuen Theaters.⁶³ Das «bunte Maskenspiel», das seine Kunst «auf gemalter Weltenbühne» entwickle, sei höchst bedeutsam: Es könne zeigen – und damit durch Beweisführung glauben lehren –, dass Gerechtigkeit existiere, dass auf gutes Handeln Belohnung und auf böses Strafe folge, während man, nur von der Natur ausgehend, meinen müsste, die Welt sei ungerecht und sinnlos.⁶⁴

Es entsteht der Eindruck, dass Spitteler gemäss der Aufgabenstellung der Theaterdirektion die Zürcher, die er als eher aufs Praktische hin orientiert und für Innovationen im Bereich des Ästhetischen wenig offen dargestellt hatte, dauerhaft für das Theater zu gewinnen suchte. Und zwar, indem er durch seinen Verweis auf die hier beliebten klassischen Dramen die Vorstellung Schillers vom Theater als einer moralischen Anstalt stark machte und damit an den nüchternen Verstand der Zürcher appellierte: Durch das Theater würden die Aufrechterhaltung von Recht und Sitten unterstützt und die als bewährt geltenden Werte bekräftigt.

Abschliessend wendet sich Turica an das Publikum: Wenn einmal schwierige Zeiten kämen, könne man zurückschauen zu diesem Anfang und sich erinnern, dass das Jahr, in dem das neue Theater festlich eingeweiht wurde, ein «Jubeljahr der Einigkeit» gewesen sei.⁶⁵ Damit weist Turica auf Meyers Prolog zurück, der auf die 600-Jahrfeier der Eidgenossenschaft Bezug genommen hatte, und schliesst so den Bogen, der im gesamten Bühnengeschehen auszumachen ist.

Es scheint mir deutlich, dass der Ironiker Spitteler, der andernorts das kleinstädtische Bürgertum zuweilen heftig verspottete, sich beim Schreiben des Festspiels die Aufgabe stellte, dieses Stück so bieder und erwartungsgemäss wie möglich zu gestalten, mit nur ganz wenigen, leicht überhörbaren Angriffen auf das Publikum. Und ich möchte die

61 Ebd., S. 647.

62 Festschrift zur Eröffnung des neuen Stadttheaters (wie Anm. 1), unpag. (Kapitel: Schlusswort).

63 Spitteler, Festspiel zur Eröffnung des neuen Stadttheaters in Zürich (wie Anm. 45), S. 649.

64 Ebd.

65 Ebd.

These vertreten, dass sich Spitteler und Meyer beim Treffen in Kilchberg einigten, dass Meyer die Aufgabe übernehmen solle, diese Biederkeit und Harmlosigkeit zu brechen und die satte Wohlgefälligkeit des Bildungsbürgertums zu erschüttern.

Meyers Prolog

Statt dem Bühnenbild zu entsprechen, das vorbereitet war für den Auftritt von Apoll und Musen in der Tempelruine, überraschte Meyer die Zuschauer: Sein Prolog fordert im Paratext eine «Alpenlandschaft». Hier tritt ein «Berggeist»⁶⁶ auf. Dieser entpuppt sich schnell als Muse, und zwar als die «Poesie der Schweiz», ein «wildgewachsenes Mädchen» und «Bauernkind», das «ungebunden» lebt und mit dem Sturmwind um die Wette pfeift.⁶⁷

Im «Jahr der Feste» 1891, in dem am 1. August (dem historisch nicht belegten Tag des Rütlichschwurs) erstmals der Bundesfeiertag begangen wurde, haben Festspiele die Bewahrung der Freiheit der Eidgenossen gefeiert, so berichtet die Muse. Diese Spiele seien mit Begeisterung aufgeführt worden – «ein guter Anfang» –, doch Begeisterung sei nicht alles, die Dichtkunst, zumal das Drama, müsse man lernen.⁶⁸ Daher wolle sie nun im Winter nach Zürich gehen und sich «auf der dem Flammenmeer entstieggen Bühne» die Meister des Dramas anschauen.⁶⁹ Schiller, dessen Porträt die Front des neuen Hauses ziere, sei darin der «Schutzgeist»: Er habe «seines edlen Wortes Rest» verbraucht, um die Heimat der Schweizer «ewig reich zu machen».⁷⁰ Dass die Muse hier die Flammen der Freudenfeuer der 600-Jahrfeier und die freie Natur als Festspielbühne mit den Flammen des Brandes und der Bühne des neuerrichteten Theaters in Zürich parallelführt, dürfte seine unheimliche Wirkung auf das Publikum nicht verfehlt haben.

Die Muse will «als eine Göttin» die Zürcher auch etwas lehren: Diese zögen meist das Lustspiel dem Trauerspiel vor, weil sie «eine feine, silbertön'ge Landschaft» bewohnen und «hellen Wesens» seien.⁷¹ Gerade deshalb möchte die Muse ihnen «das strenge Trauerspiel» ans Herz legen: Sie sollen in der Kunst «des Lebens ganzes Bild» finden, denn – wie der Text der heiteren, wohlbehüteten Existenz der Zürcher Theaterbesucher entgegenhält – «Lose gibt's, / Die tragisch sind».⁷²

66 Conrad Ferdinand Meyer: Prolog zur Weihe des neuen Stadttheaters in Zürich, 30. September 1891. In: Jahrbuch des Zürcher Stadttheaters 1925/26. 4. Jg. Hg. von Paul Trede. Zürich 1926, S. 3–5, hier S. 3. Zu Meyers Prolog vgl. den Beitrag von Rosmarie Zeller in diesem Band, S. 135–137.

67 Ebd., S. 3 f.

68 Ebd., S. 4.

69 Ebd.

70 Ebd.

71 Ebd., S. 4 f.

72 Ebd., S. 5.

Auch das Trauerspiel spende Lust, so die Muse: «Es ist die Lust an der Gerechtigkeit.»⁷³ Und in der darauffolgenden kurzen Passage in Meyers Text scheint mir eine doppelte Verschiebung stattzufinden: Erstens die Verschiebung von dem, was Spitteler und Keller in Prolog und Festspiel mit dem Trauerspiel verbanden, also vom Theater als moralischer Anstalt, in der man erleben kann, dass Strafe für Schuld in der Welt existiert und «Sühne des Gewissens»⁷⁴ stattfindet, zu einer anderen Bedeutung des Worts Gerechtigkeit: Das Trauerspiel macht erkennbar, dass die menschlichen Empfindungen und Leidenschaften universell sind und keine Klassengrenzen kennen. Und zweitens die Verschiebung zu drei Themen, die weder in Spittelers noch in Kellers Beitrag eine Rolle spielen: zum Thema des Vater-Sohn-Konflikts und des Vatermords, das die Dichtergeneration um 1900 intensiv beschäftigen sollte, zum Thema der Verlorenheit des Einzelnen in seiner Einsamkeit, und zum Thema der Schuld. Bei letzterem wird die Frage gestellt, wer die Verantwortung für Verbrechen trägt: Ist es das Ich oder aber der «Himmel», das «Schicksal», das «Verhängnis», – das hier auch als eine andere, dem Ich nicht bewusste Instanz lesbar ist? Der Dichter zeigt uns «Ursprung und Wachstum» der «dunklen Dinge», er kann die Fäden des «wundersam verworrenen Gewebes» erkennbar machen und «den Schein durchdringen».⁷⁵

Unvermutet und nur für sehr aufmerksame Zuschauer bemerkbar, kommen hier Themen und Fragen der Moderne ins Spiel, in der man sich 1891 befand und die Spitteler in seinem Text ausblendete, obwohl er sie kannte und wenig später selbst literarisch bearbeiten sollte: Etwa den Vaterkonflikt und -mord in der Erzählung *Conrad der Leutnant* von 1898 und das Phänomen der «Zerlegung einer Person in mehrere»⁷⁶ bei schizophrenen Patienten im Roman *Imago* von 1906.

Die Dichtung kann dort etwas zeigen, wo die Gelehrten «keine Antwort» wissen, sie kann «Herrschaft lehren über euer Herz».⁷⁷ Und dies ist durchaus im modernen Sinn gemeint. Die Dichter haben die «schwere Pflicht», das Publikum «zu lehren»:⁷⁸ Das Theater ist eine Schule, in die die Erwachsenen gehen, um sich mit den Konflikten und Abgründen des gegenwärtigen Lebens auseinanderzusetzen, nicht mit jenen des 18. Jahrhunderts. Meyer und Spitteler, so scheint mir, haben sich über diesen Punkt besprochen und ihre Arbeit aufgeteilt, um einerseits den Vorstellungen des Zürcher Theaterkomitees zu entsprechen, andererseits aber den Anforderungen der Kunst und der Zeit.

73 Ebd.

74 So in Kellers Prolog in: Festschrift zur Eröffnung des neuen Stadttheaters (wie Anm. 1), unpag. (Kapitel: Schlusswort).

75 Meyer, Prolog zur Weihe des neuen Stadttheaters in Zürich (wie Anm. 66), S. 5.

76 Hanns Sachs: Carl Spitteler. In: *Imago. Zeitschrift für die Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften* 2 (1913), S. 73–77, hier S. 74.

77 Meyer, Prolog zur Weihe des neuen Stadttheaters in Zürich (wie Anm. 66), S. 5.

78 Ebd.

Institution als Traditions- und Erneuerungsfaktor

Zum Innerschweizer Schriftstellerinnen- und Schriftstellerverein ISSV

DANIEL ANNEN

Wie der sich in sein eigenes Gegenteil verkehrt hat! Die 13 ersten Mitglieder, die am 27. Januar 1943 im Bahnhofbuffet Luzern den Innerschweizer Schriftstellerverein ISV gründeten, hatten jedenfalls noch gar nicht den heutigen Innerschweizer Schriftstellerinnen- und Schriftstellerverein ISSV im Sinn. Gewiss, zum Teil gelten die damaligen Zielsetzungen heute noch, zum Beispiel eine bessere Medienpräsenz, die Organisation von Autorenabenden, Treffen «zur vermehrten Fühlungnahme, ohne Zwang»¹ – aber diese Massnahmen wurden damals noch von weltanschaulichen und politischen Geisteshaltungen gelenkt, die wir uns für einen heutigen Schriftstellerinnenverein kaum mehr vorstellen können. Ein kleines Indiz für eine andere Denkart der Gründer ist nicht zuletzt auch der Name des Vereins: Er hiess nach der Gründung noch lange Innerschweizer Schriftstellerverein. Die Frauen fanden erst 1987 mit der Verdoppelung des Buchstabens S (für Schriftstellerinnen und Schriftsteller) Eingang ins Vereinskürzel.²

Fremd geworden sind heute vor allem die politischen und religiösen Akzentuierungen des damaligen Vereins. Bis in die Sechzigerjahre standen die katholische Konfession und der Heimatbezug für viele Autorinnen und Autoren des Vereins im Vordergrund. Diese doppelte und eindeutig bestimmbare *idée directrice* – Katholizismus und geistige Landesverteidigung – hat sich gegen Ende des 20. Jahrhunderts auf einen breiteren Horizont von Leitideen hin geöffnet. Das ist kaum erstaunlich: Nicht nur leben wir in einem ande-

1 Das Archiv des ISSV liegt in der Zentralbibliothek Luzern. Zurzeit sind die Dokumente aus der Gründungszeit entsprechend der Chronologie ihrer Entstehung in Schachteln geordnet. Das Protokoll der Gründungsversammlung ist kurz und allgemein gehalten, gibt darum kaum Auskunft über die Gründungsabsichten. Hingegen ist ein ungezeichneter Brief an einen gewissen Dr. Schwengeler erhalten, der am «15. Jänner 1943», also nur 12 Tage vor der Gründungsversammlung, geschrieben wurde und in dem ein offensichtlich dem Initiativkomitee zugehöriger Korrespondent die bevorstehende Gründung ankündigt. Daraus sind die Absichten der Vereinsgründung ersichtlich und hier findet sich die zitierte Formulierung. Da in diesem Brief der Wunsch geäussert wird, «eine besonders enge Zusammenarbeit mit dem Berner Schriftsteller-Verein» zu pflegen, darf angenommen werden, dass es sich beim Adressaten um Arnold Hans Schwengeler (1906–1981) handelt, der über Heinrich Federer promovierte. Er war Mitgründer und von 1940 bis 1944 Präsident des Berner Schriftsteller-Vereins. Zudem gehörte er 1942 bis 1944 auch dem Vorstand des Schweizerischen Schriftstellervereins an.

2 Der Einfachheit halber beziehungsweise der Einheitlichkeit zuliebe schreibe ich in diesem Aufsatz in der Regel «ISSV», es sei denn, die Abkürzung «ISV» sei als impliziter Hinweis auf eine frühere Phase sinnvoll.

ren historischen Kontext, sondern die ganze Gesellschaft ist pluralistischer geworden. Und so auch der ISSV. Er zeigt seine Meinungsvielfalt heute nicht nur in grundsätzlichen Stellungnahmen und Entschlüssen mit klarer politischer Zielrichtung, sondern auch auf kurzlebigerer Art in kleinen Debatten, Treffen und gemeinsamen Lesungen, in Statements im Mitteilungsblatt oder in den *social media*.³ Nach wie vor geraten im Rahmen solcher Kommunikationen gesellschaftliche Fragen in den Fokus. Aber an den Lesungen und Zusammenkünften werden auch solche der literarischen Produktionsverfahren und des Literaturbetriebs diskutiert.

Der Verein ist nicht mehr derart intensiv an andere Institutionen gebunden wie einst. In den Dreissigerjahren, als der ISSV erst angedacht wurde, genoss vor allem die katholische Kirche grosse Sympathie. Der Bundesstaat schien da vorerst noch ein Gegenspieler zu sein. Wohl auch im Zuge der geistigen Landesverteidigung hatte sich dies allerdings im Gründungsjahr 1943 bereits etwas geändert. Solche Zusammenhänge spiegeln sich auch, wie hier aufgezeigt werden soll, in der Literatur. Vor der Folie der damaligen Situation können heutige Beispiele ein klareres Profil gewinnen.

Freilich lauert die Gefahr in diesem Vorhaben, dass wir die historische Einbettung des einstigen ISV insbesondere in den Milieukatholizismus und die geistige Landesverteidigung einseitig im Geist heutiger Diskurse betrachten – und dabei per Klischerung zu schnell aburteilen.⁴

Deshalb soll hier versucht werden, die Gründungszeit des ISV möglichst aus dem Verständnis damaliger Denkweisen und Geisteshaltungen zu erfassen, also dem damaligen Erwartungshorizont Rechnung zu tragen. Massgeblich ist dafür das katholische Milieu, das stark auf Organisationsstrukturen und ein Gruppendenken setzt und nachgerade eine Frontmentalität entwickelt.⁵

Zusammen mit den religiösen Interessen wurde auch die Region stark betont. Es galt, ein aus der Innerschweiz gewachsenes katholisch-konservatives Gegengewicht zum Schweizerischen Schriftstellerverband unter Felix Moeschlin zu schaffen.⁶ Im Archiv des ISV

3 Vgl. zu den definitorischen Abgrenzungen des Institutionsbegriffs Karl-Heinz Hillmann: Wörterbuch der Soziologie. 5., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart 2007, S. 381 f., s. v. «Institution». Fast wäre man versucht zu sagen, der Institutionscharakter habe im Verlauf der ISSV-Geschichte abgenommen, sofern man «Institution» im Alltagssprachlichen Sinn versteht, eben weil die zentrale Aufgabe, die *idée directrice*, weniger bestimmt sei. Eine Institution bleibt der ISSV aber als eine «Form bewusst gestalteter oder ungeplant entstandener stabiler, dauerhafter Muster menschlicher Beziehungen, die in einer Gesellschaft erzwungen oder durch die allseits als legitim geltenden Ordnungsvorstellungen getragen und tatsächlich «gelebt» werden» (ebd.).

4 Vgl. Peter von Matt: Bilderkult und Bildersturm. Eine Zeitreise durch die literarische und politische Schweiz. In: ders.: Die tintenblauen Eidgenossen. Über die literarische und politische Schweiz. München, Wien 2001, S. 9–78, hier S. 11. Zum Milieukatholizismus vgl. Urs Allematt: Katholizismus und Moderne. Zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte der Schweizer Katholiken im 19. und 20. Jahrhundert. Zürich 1989, S. 159–161.

5 Vgl. Allematt, Katholizismus und Moderne (wie Anm. 4), S. 159.

6 Vgl. Ulrich Niederer: Geschichte des Schweizerischen Schriftsteller-Verbandes. Kulturpolitik und individuelle Förderung. Jakob Bühler als Beispiel. Tübingen, Basel 1994, S. 167, Anm. 452.

beziehungsweise des ISSV, das in der Zentralbibliothek Luzern aufbewahrt ist, liegt zum Beispiel ein auf den 22. Januar 1935 datierter Brief an Bundesrat Philipp Etter; darin gibt Albert A. Müller, Oberbibliothekar der Kantonsbibliothek Luzern, seinem Ärger darüber Ausdruck, dass der katholischen Jugendliteratur zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt werde.⁷ Eine solche Unmutsäusserung setzt stillschweigend voraus, dass die katholische Jugendliteratur nicht die Wirkkraft entfalten kann, die ihr zustünde. Die katholische Literatur hat demzufolge auch zu wenig Gewicht, um ihren mehr oder weniger deutlich vorausgesetzten gesellschaftlichen Interventionsauftrag zu erfüllen. Viele katholische Schriftstellerinnen und Schriftsteller sahen es offenbar als ihr Recht, ja allem Anschein nach sogar als ihre Pflicht an, ihre Intentionen möglichst explizit zu formulieren, auch innerhalb ihrer literarischen Werke. Man sah keine Gefahr für die ästhetische Qualität, wenn die Literatur stellenweise wie ein Statement aus einer politischen Rede oder einer Kirchenpredigt daherkam.

Am 28. März 1936 klagt Müller erneut in einem Brief, diesmal an Nationalrat und Regierungsrat Heinrich Walther.⁸ Er beschwert sich erstens, dass in Sachen Jugendliteratur immer noch nichts geschehen sei, und ereifert sich zweitens über ein Zirkular des Schweizerischen Schriftstellervereins vom März 1936.⁹ Müller befürchtete eine unverhältnismässige Bevorteilung dieser gesamtschweizerischen Vereinigung. Denn im erwähnten Zirkular ist von einer Abmachung mit dem Departement des Innern die Rede: Weil die Wirtschaftskrise auch die akademischen Berufe traf, sollte der Schweizerische Schriftstellerverband einen Teil eines Unterstützungskredits bekommen, um Schreibenden zu helfen, die in Not geraten waren. Konkret werden finanzielle Zuschüsse an Übersetzungsarbeiten ins Auge gefasst, da die «Übertragung in eine der übrigen Landessprachen aus kulturellen Gründen wünschenswert» sei.

Albert A. Müller fährt ziemlich heftig drein. Man hat den Eindruck, neben der sachlichen Beurteilung sei da auch ein gehöriges Stück gefühlsbedingte Antipathie im Spiel. Es gehe nicht an, betont er, «der unappetitlichen Gesellschaft der Moeschline, Bühler, Naef und Konsorten derartige Kompetenzen in die Hand zu geben, da damit doch nur Missbrauch getrieben wird».¹⁰

Im Folgenden kommt er wieder auf sein Hauptanliegen, die Wahrung katholischer Interessen, zurück:

Bei der Lektüre dieses Zirkulars stellt man sich sofort die sehr berechtigte Frage: Wer tritt bei dieser Angelegenheit die Interessen des katholischen Schrifttums? Es gibt sicher

7 Der Briefdurchschlag (Schachtel 1) ist zwar nicht mit einem Namen unterzeichnet, doch steht darunter «Oberbibliothekar der Ktsbibliothek [sic] Luzern»; das weist eindeutig auf Albert A. Müller hin, der in der fraglichen Zeit diese Funktion innehatte. Auch die weiteren hier zitierten Briefe an Bundesrat Philipp Etter und Nationalrat Heinrich Walther stammen von Albert A. Müller.

8 Vgl. Brief von Albert A. Müller an National- und Regierungsrat Dr. Heinrich Walther, Luzern, datiert «Luzern, den 28. III. 1936» (Schachtel 1).

9 Abgeschickt aus «Zürich Wiedikon, März 1936» (Schachtel 1).

10 Brief von Müller an Walther (wie Anm. 8), 28. 3. 1936.

auch katholische Schweizer-Schriftsteller, die in Not sind. Es gibt auch kathol. Romane, deren Uebertragung in eine andere Landessprache «aus kulturellen Gründen wünschenswert erscheint».¹¹

In dem Brief kommt auch eine mögliche Vereinsgründung zur Sprache, äussert doch Müller «den Eindruck, die Schaffung eines schweizer. Katholischen Schriftstellervereins werde immer notwendiger».¹² Denn: «Im Schweizer. Schriftstellerverein Einfluss zu erhalten ist unmöglich, und Herr Bundesrat Etter scheint bereits sehr stark durch den «überkonfessionellen» Bundesgeist eingesponnen zu sein.»¹³ Ein Gespräch mit Bundesrat Etter wird aber dennoch nicht als überflüssig erachtet, schliesst doch der Brief an Nationalrat Walther in konventionell höflichem Ton: «Ich wäre Ihnen, sehr verehrter Herr Nationalrat, zu grossem Dank verpflichtet, wenn Sie die beiden Sachen mit Herrn Bundesrat Etter besprechen und für die Interessen des kathol. Schrifttums eintreten würden.»¹⁴

Offensichtlich meldete sich Nationalrat Walther bei Bundesrat Etter; der aber verteidigte sich, er habe doch schon einiges zugunsten der katholischen Kultur getan.¹⁵ Er liess ausrichten, Müller solle sich doch selbst bei ihm melden. Dies tat Müller denn auch und wiederholte gegenüber dem Chef des Departements des Innern bereits Gesagtes: «Seit jeher betätigte der Schweizer. Schriftsteller Verein gegenüber kathol. Schriftstellern eine ziemlich rücksichtslose Ausschiesslichkeit.»¹⁶ Nicht nur das: Müller spricht auch von der «Diktatur der Moeschline» und vom «Terror des Schriftstellervereins», wobei er offensichtlich den schweizerischen meint. Die politische Stossrichtung wird etwa aus dem Satz ersichtlich: «Gegenüber den virulenten Linkstendenzen im schweizerischen Schrifttum kann nur organisierte Abwehr etwelchen Erfolg sichern.»

Es ist daher kein Wunder, dass Müller «die Schaffung eines schweizerischen katholischen Schriftstellervereins» als «dringend notwendig» erachtet. Zudem will er eine Interessengemeinschaft mit dem Club Hrotsvit eingehen; dieser Club war, wie aus dessen Briefkopf hervorgeht, ein «Schweizerischer Verband katholischer Frauen für Literatur, Journalistik und Kunst». Müller sucht Kontakt mit dessen Präsidentin Agnes Segesser. Diese gibt in ihrem Antwortbrief ihrer Freude Ausdruck, «dass die katholischen Schriftsteller der Schweiz nun ebenfalls beabsichtigen, sich zu einem Verbande zusammenzuschliessen».¹⁷

11 Ebd. Die Orthografie der hier zitierten Dokumente wird zumeist kommentarlos übernommen. Nur in ganz krassen Fällen wird durch ein «[sic]» auf Abweichungen von den heutigen Gepflogenheiten hingewiesen.

12 Ebd. Natürlich darf die Frage gestellt werden, wie weit der ins Auge gefasste Verein als Vorläufer des 1943 gegründeten ISV gesehen werden kann. Mindestens personell gibt es Übereinstimmungen, es sind die gleichen Leute aktiv.

13 Ebd.

14 Ebd.

15 Brief von Bundesrat Philipp Etter vom 5. Mai 1936, vermutlich an National- und Regierungsrat Dr. Heinrich Walther (Schachtel 1). Wahrscheinlich ist dieser Adressat aufgrund des Kontextes; da aber nur noch die Anrede «Lieber Freund!» überliefert ist, kann der Adressat nicht mit Sicherheit bestimmt werden.

16 Brief von Albert A. Müller an Bundesrat Philipp Etter vom 9. Mai 1936 (Schachtel 1).

17 Brief von Agnes Segesser an Albert A. Müller vom 20. Mai 1936 (Schachtel 1).

Als Bedingung «einer freien Zusammenarbeit» verlangt sie «die restlose Selbstständigkeit sowohl Ihres neuen Verbandes, wie auch unseres Club Hrotsvit».

Ein katholischer Zusammenschluss, der als gesamtschweizerischer Verein gegen die bestehende Vereinigung der «Moeschline» opponiert, findet also nicht überall vorbehaltlose Zustimmung. Jedenfalls soll die Autonomie einzelner Vereinigungen, auch wenn sie für die katholische Sache kämpfen wollen, gewahrt bleiben. Es teilen auch nicht alle Müllers Aversion gegen den gesamtschweizerischen Schriftstellerverein, wie sie in den zitierten Briefstellen zum Ausdruck kommt. Das ist vielleicht auch der Grund dafür, dass sich Müller in seiner Oppositionsvehemenz mässigt. Jedenfalls gibt es im ISSV-Archiv einen Brief des Schweizer Schriftstellervereins an Müller vom 6. Dezember 1937, worin dessen Sekretär, Karl Naef, den Luzerner Oberbibliothekar über die Aufnahmebedingungen informiert und betont, man sehe einem Aufnahmegesuch «gerne entgegen».¹⁸ Offenbar bemühte sich Müller also persönlich um eine Aufnahme in jenen Verein, den er noch anderthalb Jahre zuvor, am 28. März 1936, als «unappetitliche Gesellschaft» bezeichnet hatte.

Ist dieser Sinneswandel damit zu erklären, dass sich ein gesamtschweizerischer katholischer Schriftstellerverein inzwischen als unrealistisch erwiesen hat? Das wäre eine mögliche Begründung. Müller jedenfalls engagiert sich, ebenfalls gegen Ende 1937, nicht mehr für einen gesamtschweizerischen katholischen Verein. Er ist nun Protokollführer einer «Arbeitsgruppe für Literatur». Darin engagiert er sich nach wie vor für die katholische Literatur. Denn diese Arbeitsgruppe gehört zu einer bereits bestehenden, nämlich am 9. Juni 1937 gegründeten Arbeitsgemeinschaft für Wissenschaft und Kunst, die gemäss ihren Satzungen wiederum eine Untergruppe des Schweizerischen Katholischen Volksvereins bildet. Müller muss also die Voten der Sitzungsteilnehmer wiedergeben, muss, nicht wie in den Briefen an Bundesrat Etter und Nationalrat Walther, neben seiner eigenen Meinung auch die Intentionen seiner Kollegen in der Arbeitsgruppe möglichst objektiv darstellen. Aber diese Intentionen zielen nach wie vor auf eine Stärkung der katholischen Literatur. Im Protokoll der konstituierenden Sitzung der Arbeitsgemeinschaft vom 13. November 1937 hält Müller fest:

Der Gedanke, die katholischen Schriftsteller der Schweiz in irgend einer Form zu sammeln, ist berechtigt und auch notwendig. Einmal gibt das Verhalten des Schweizer Schriftsteller-Vereins gegenüber katholischen Schriftstellern zu berechtigter Kritik Anlass; das Hintanhalten und das Nichtbeachten kathol. Schriftsteller und deren literar. Produktion ist eine Tatsache, die nicht bestritten werden kann.¹⁹

Dann aber folgt eine Einschränkung: Die Gründung eines gesamtschweizerischen katholischen Schriftstellervereins scheint nicht mehr prioritär. Die Probleme der katho-

¹⁸ Brief des Schweizerischen Schriftstellervereins an Albert A. Müller vom 6. Dezember 1937, sig. Naef (Schachtel 1).

¹⁹ Schweizerischer Katholischer Volksverein. Arbeitsgemeinschaft für Wissenschaft und Kunst. Arbeitsgruppe für Literatur: Protokoll vom 13. November 1937 (Schachtel 1).

lischen Schriftsteller seien ja vor allem «innerhalb des katholischen Raumes» anzutreffen, da müsse zum Beispiel «das Verhältnis zu den katholischen Verlegern, zur katholischen Presse, zur Feuilletonberatungsstelle usw. usw.» optimiert werden. Darum gilt jetzt: Ein Zusammenschluss katholischer Schriftsteller ja, aber gesamtschweizerisch als katholischer Verein nein. Entsprechend klingen auch die Äusserungen zum bestehenden Schweizerischen Schriftstellerverein konzilianter. Zwar sei ein «Zusammenschluss im Interesse katholischer Schriftsteller» nach wie vor gerechtfertigt, aber eine solche Kooperation dürfe keinesfalls «als Organisation gegen den Schweizer. Schriftsteller-Verein aufgezogen werden», vielmehr sei es «im Gegenteil» gerade «Aufgabe unserer Arbeitsgruppe, dafür zu sorgen, dass die kathol. Schriftsteller möglichst zahlreich dem Schriftstellerverein beitreten, um durch treue und loyale Mitarbeit die katholische Position auszubauen und deren Rechte gebührend zu vertreten».²⁰

Auch in den Satzungen dieser Arbeitsgruppe wird in § 2 die «Förderung guten katholischen Schrifttums» als Notwendigkeit betont und eine «klare Stellungnahme gegenüber religiös & sittlich bedenklichen Literaturerzeugnissen» empfohlen. Nicht nur die Religion, sondern auch die Moral oder Sittlichkeit scheinen da also eine wichtige Rolle zu spielen; ohnehin war das Christentum in der innerschweizerischen Kirchenpraxis zu jener Zeit sehr stark auf Moral reduziert, auf relativ blutleere Gebote, wogegen die Erlösungsthematik in den Hintergrund gerückt wurde.²¹ Dieses moralistische Interesse verquickte sich offensichtlich mit dem Impetus der geistigen Landesverteidigung. Denn es gehe, – so wieder § 2 der Satzungen – darum, «vor allem das schweizerische katholische Schrifttum im Sinn des geistigen Heimatschutzes zu unterstützen».²² Im «Sinn des geistigen Heimatschutzes»! Diese Formulierung könnte man fast durch «im Sinn der geistigen Landesverteidigung» ersetzen, wenn man die militärische Konnotation wegdenkt. Wie weit diese beiden Strömungen Hand in Hand gehen, zeigt ein Protokoll der Arbeitsgruppe Literatur des Katholischen Volksvereins vom 27. Januar 1938. Darin wird dem Katholizismus «eine grosse kulturpolitische Mission» zugewiesen; denn die «kathol. Verlagstätigkeit habe im neuen Deutschland mit grossen Schwierigkeiten zu rechnen».²³ Laut Protokoll ist es ein «Dr. Keckeis», der so spricht. Mit grosser Wahrscheinlichkeit handelt es sich dabei um Gustav Keckeis, der ab 1935 den in Einsiedeln, also in der Innerschweiz domizilierten katholischen Benziger Verlag leitete und sich dabei stark auf christlich denkende Autorinnen und Autoren fokussierte. Darum müsse sich – so fährt

20 Ebd.

21 Vgl. hierzu Gion Darms: *Frohes Christsein. Eine Besinnung auf die Grundlage der christlichen Existenz.* Zürich 1967, S. 11–19, hier vor allem S. 11–13.

22 Statuten Schweizerischer Katholischer Volksverein. Arbeitsgemeinschaft für Wissenschaft und Kunst. Satzungen der Arbeitsgruppe für Literatur (Schachtel 1).

23 Schweizerischer Katholischer Volksverein. Arbeitsgemeinschaft für Wissenschaft und Kunst. Arbeitsgruppe für Literatur: Protokoll vom 27. Januar 1938 (Schachtel 1).

er fort – die katholische Schweiz darauf vorbereiten, «die künstlerischen & wissenschaftlichen Aufgaben zu übernehmen».

In dieser Abwehrhaltung gegenüber Deutschland wurde also der katholischen Literatur eine ähnliche Funktion zugewiesen wie der geistigen Landesverteidigung generell. Gewiss geht Bundesrat Philipp Etter in den beiden von ihm verfassten, für die geistige Landesverteidigung wichtigen Dokumenten von 1936 – in seiner Rede zur Eröffnung der Zürcher Hochschulwoche zur Landesverteidigung und in der im *Bundesblatt* veröffentlichten Botschaft des Bundesrats vom 9. Dezember 1938 – über den Katholizismus hinaus.²⁴ Aber auch er erblickte in der «Besinnung auf die geistigen Eigenwerte unseres Landes» und auf «die Eigenart und Grösse des eidgenössischen Staatsgedankens» eine «kulturpolitische Mission», die angesichts der Bedrohung aus Deutschland wichtig sei. Insofern lassen sich katholische Intentionen und allgemein staatspolitische analogisieren. Dazu passt, dass auch die Arbeitsgruppe für Literatur des Schweizerischen katholischen Volksvereins eine, wie es explizit heisst, «lose Vereinigung» katholischer Schriftsteller «spätestens bis zur Eröffnung der Schweizer. Landesausstellung konstituiert» haben wollte.²⁵ Denn diese Ausstellung war ja ein Fanal für die geistigen Landesverteidiger.

Für diese Verfechter schweizerischer Werte war natürlich nicht etwa nur eine Region oder etwas Partikulares wie der Katholizismus der Innerschweiz zu verteidigen. Die Konzeption der geistigen Landesverteidigung hatte sogar einen kosmopolitischen Einschlag; es gehe, sagt Etter 1936 zur Eröffnung der Zürcher Hochschulwoche, in der Schweiz um die «Möglichkeit und Notwendigkeit eines freien, friedlichen Zusammenspiels jener Kulturen, die zusammen die abendländische Geisteswelt tragen».²⁶ Das innerschweizerische Christentum soll insofern also kein Vorrecht haben im Verhältnis zu anderen Kulturen. Es scheint, dass man auch in der Innerschweiz mehr und mehr zur gleichen Erkenntnis gekommen war.

Für «eine ev. Zusammenfassung unserer geistigen Kräfte» sollten jedenfalls, so fasst Pater Leutfried Signer, der Präsident der Arbeitsgruppe für Literatur, in einem Schreiben vom 19. November 1938 die Absicht einer Sitzung zusammen, auch weitere Geistesgrössen miteinbezogen werden, und zwar durchaus aus der ganzen Schweiz.²⁷ Gewiss, dazu gehörten Leute, die den Katholizismus vertraten, kirchliche Würdenträger, Vertreter aus den katholischen Mittelschulen oder Pfarrherren. Einige waren relativ berühmt, zumindest in der Innerschweiz, wie zum Beispiel der aus Deutschland stammende Priester Otto

24 Ich zitiere im Folgenden nach: Beatrice Sandberg: Geistige Landesverteidigung (1933–1945). In: Peter Rusterholz, Andreas Solbach (Hg.): Schweizer Literaturgeschichte. Stuttgart, Weimar 2007, S. 208–240, hier S. 211.

25 Schweizerischer Katholischer Volksverein. Arbeitsgemeinschaft für Wissenschaft und Kunst. Arbeitsgruppe für Literatur: Protokoll, 27. 1. 1938. Das Verb «konstituieren» ist hier, wie aus dem Kontext hervorgeht, offensichtlich nicht in einem engeren vereinsrechtlichen Sinn gemeint.

26 Zitiert nach Sandberg: Geistige Landesverteidigung (wie Anm. 24), S. 211.

27 Vgl. Brief von Leutfried Signer an unbekannt (Schachtel 1). Die dreiseitige Liste mit den Personen, die in diesem Zusammenhang interessant waren, findet sich ebenfalls in der Schachtel 1.

Karrer, Seelsorger an der Pauluskirche in Luzern und ein Vorkämpfer der ökumenischen Bewegung, dessen Schriften im nationalsozialistischen Deutschland verboten waren. Dabei waren aber überdies Personen aus anderen, allgemeineren Kulturbereichen, etwa der Theatermann Oskar Eberle oder der Kunsthistoriker Linus Birchler. Auch Meinrad Inglin sollte angesprochen werden, einer also, der nicht als sehr kirchentreu galt.²⁸

Als 1943 dann der ISV gegründet wurde, waren zum Teil immer noch dieselben «geistigen Kräfte» massgebend. Aus einem von Friedrich Donauer unterschriebenen Gründungsbrief des Initiativkomitees vom 22. Oktober 1942 geht hervor, dass die Gründung des Innerschweizer Schriftstellervereins ISV eine Reaktion darauf ist, dass «ennet dem Gotthard» sowie in Zürich und Bern Sektionen des Schweizerischen Schriftstellervereins ins Leben gerufen worden sind. Der ISV war ein Verein gegen die – um einen Ausdruck aus dem Kontext des Bundesbriefs oder der geistigen Landesverteidigung zu verwenden – allgemeine «Arglist der Zeit», die nun offensichtlich einen föderalistischen Zusammenschluss weit dringlicher erscheinen liess als regionale katholische Interessen: «Der Schriftstellerverein der Innerschweiz soll die Berufskollegen der Kantone Uri, Schwyz, Ob- und Nidwalden, Luzern und Zug einander näher bringen, auf dass wir wenigstens in den dringlichsten Angelegenheiten zusammenstehen und die Existenzsorgen, die der zweite Weltkrieg uns aufbürdet, gemeinsam zu meistern suchen.» Es handle sich dabei «nicht um eine Sonderbestrebung, sondern eher um eine Kriegseinrichtung».²⁹

Was genau an der Gründungsversammlung debattiert wurde, ist heute kaum noch zu eruieren. Das «Protokoll der konstituierenden Sitzung» spricht von einer «allgemeinen Diskussion» und hält nur generell fest, dass am Schluss «einige fachliche Fragen & Probleme erörtert» worden seien «wie das Buchbesprechungswesen, Radio, das Verhältnis zur Presse».³⁰ Dass aber mindestens zwei Personen dem Vorstand des neuen Vereins angehörten, die schon in der Arbeitsgemeinschaft für Wissenschaft und Kunst mitgemacht hatten, nämlich Albert A. Müller, der zum Aktuar und Kassier gewählt wurde, und der Immenseer Pater und Missionar Josef Maria Camenzind, drängt die Vermutung auf, dass im ISV Ideen aus den Dreissigerjahren weiterwirkten. Andere Personen dagegen dürften zuvor keine grosse Rolle gespielt haben. Tagungspräsident zum Beispiel war Friedrich Donauer, der den Einladungsbrief unterschrieben hatte; und zum ersten Präsidenten wurde Otto Helmut Lienert gewählt.

28 Inglin empfiehlt in einem Brief an den Montana-Verlag in Horw am 10. Juni 1933, Oskar Eberle solle ein Rezensionsexemplar seines Buches *Jugend eines Volkes* bekommen, er werde bestimmt dafür Reklame machen, «und zwar in katholischen Kreisen, was in Anbetracht gewisser Stellen in meinem Buch von Wichtigkeit ist». (Dieser Brief ist im Inglin-Nachlass, Kantonsbibliothek Schwyz, unter der Sigle NI K 731.02.04 aufbewahrt.) Es gibt mehrere Dokumente, die zeigen, dass Inglin als Kirchenkritiker galt.

29 Brief vom 22. Oktober 1942, o. O. Adressatin oder Adressat ist nicht genau eruierbar. Die Anrede lautet: «Sehr verehrter Herr Kollege, sehr verehrte Frau Kollegin» (Schachtel 4).

30 Protokoll der konstituierenden Sitzung Luzern, 27. Januar 1943 «im Bahnhofbuffet», unterzeichnet von Albert A. Müller (Schachtel 4).

Was die Zielsetzungen angeht, so scheinen die geistige Landesverteidigung und der Katholizismus an der Gründungsversammlung nicht mehr derart bestimmend zu sein wie noch in den Dreissigerjahren. Das föderalistische Moment des schweizerischen Staatenbundes wird nun anerkannt. Der ISV will auch für «gerechte und loyale Verteilung der moralischen und finanziellen Mittel» des Schweizerischen Schriftstellervereins und der infrage kommenden Stiftungen kämpfen. Dieser Impetus hat, da er sich auf die ganze Schweiz bezieht, ebenfalls einen föderalistischen Aspekt. Da er aber vom ISV, also aus der Innerschweiz kommt, passt er sogar irgendwie zum Reduit-Gedanken. Er steht – was die Symbolkraft betrifft – auch der geistigen Landesverteidigung nicht allzu fern. In dieses Denken passt der Dialekt: «Wir schätzen ja gewiss die Jdiome [sic] von Basel, Zürich und Bern, können aber nicht in den vier Wänden unserer eigenen Stube die fortgesetzte Ausschaltung unserer doch so farbigen Dialekte, Sitten und Bräuche dulden.»³¹ So steht es im ungezeichneten Brief an Dr. Schwengeler, der «am 15. Jänner 1943», also nur 12 Tage vor der «konstituierenden Sitzung», die wichtigsten Intentionen des Zusammenschlusses resümiert. Darin wird auch die Absicht kundgetan, «mit den regionalen Vereinigungen der Schweiz. Schriftsteller» zusammenzuarbeiten. Dieses föderalistische Moment passt zur geistigen Landesverteidigung, aber auch zu der von Etter postulierten «Möglichkeit und Notwendigkeit eines freien, friedlichen Zusammenspiels jener Kulturen, die zusammen die abendländische Geisteswelt tragen».³²

Erzählliteratur scheint besonders geeignet, eine solche Vielfalt der Kulturen – ergo auch den eidgenössischen Föderalismus – zum Ausdruck zu bringen. Tatsächlich kommt diese Vielfalt in den epischen Werken aus dem Umkreis der ISV-Gründer vor. Aber die politisch-katholische Stossrichtung, die sich schon in den Briefen und Protokollen der Dreissigerjahre zeigt, drückt in diesen Werken zum Teil noch sehr einseitig durch. Da der Luzerner Oberbibliothekar Müller namentlich die katholische Jugendliteratur für förderungswürdig hält, sei hier auf die damals und noch lange danach sehr beliebten Trotzli-Bücher Josef Konrad Scheubers, eines frühen ISSV-Mitglieds,³³ verwiesen.

Als typisch für unseren Zusammenhang springt der Roman *Trotzli begegnet dem Bruder Klaus* ins Auge.³⁴ Denn bei Niklaus von der Flüe, dem Eremiten vom Ranft, handelt es sich um eine sowohl für den Milieukatholizismus als auch für die geistige Landesverteidigung wichtige Symbolfigur; und dass der Untertitel *Ein Heimatbuch für junge Schweizer* ankündigt, ist für beide Mentalitäten, für die religiöse wie die staatspolitische, bezeichnend. Es wird nicht verwundern, dass in diesem Kontext die Einsiedler-Gestalt vom Ranft als vorbildhaft vorgeführt wird. Trotzli, 15-jährig, darf zu Verwandten in die

31 Ungezeichneter Brief an Dr. Schwengeler vom «15. Jänner 1943» (vgl. Anm. 1).

32 So Etter schon im Mai 1936 zur Eröffnung der Zürcher Hochschulwoche für Landesverteidigung an der ETH Zürich. Zitiert nach Sandberg: Geistige Landesverteidigung (wie Anm. 24), S. 211.

33 Wie aus einer Liste hervorgeht, vgl. Schachtel 4 im ISSV-Archiv.

34 Josef Konrad Scheuber: *Trotzli begegnet dem Bruder Klaus. Ein Heimatbuch für junge Schweizer*. Einsiedeln, Zürich 1946.

Ferien fahren, und die wohnen dort, wo Bruder Klaus gewirkt hat. Allein schon das gilt im Roman als ein Nonplusultra an Lebenschance, und gerade darum ist ein moralisch-religiöses Handeln vonnöten. Bevor Trotzli Richtung Sachseln aufbricht, ermahnt ihn die Mutter:

Sei anständig zu den Vetterleuten und dienstfertig, wenn sie dir eine Arbeit zuweisen. Vergiss das Danken nicht ... und das Beten! Es ist ein heiliges Land dort oben, Bub. Zehn Wochen darfst du da herumspringen, wo Bruder Klaus gewandelt ist; darfst dort knien, wo er gebetet und geopfert hat; in seinen Häusern, Kirchen, Kapellen und auf seinen Matten darfst du wie daheim sein. Bub, weisst du, was das für eine Gnade ist? Vergiss nicht, was dir der Vater gesagt hat: Hindersi und fürsü, hat er gesagt, sollst du den Bruder Klaus kennenlernen. Ich aber, deine Mutter, sage dir: inwendig und auswendig musst du diesen Mann studieren; innen und aussen sollst du ihn heimbringen zu uns!³⁵

Dazu passt auch der abschliessende Wunsch: «Bhüet dich Gott, Bub!» In der Tat bleibt Niklaus von Flüe während des ganzen scheuberschen Jugendromans ein Vorbild für angemessenes moralisches Handeln. So gibt er zum Beispiel das Mass für die körperliche Anstrengung, die sich ein Bauer zumuten darf.³⁶ Manneskraft ist gefragt, nicht «Gfätterliarbeit».³⁷ Das zum Landgeist und zum Réduit-Gedanken passende bäuerliche Milieu wird atmosphärisch durch viele Motive vergegenwärtigt – etwa durch die zischenenden Sensen,³⁸ den «Duft des Heues»³⁹ oder ein «Länder-Znacht: Kaffee, geschwellte Herdäpfel, Käse, Anken und Brot».⁴⁰ Auch der Betruf⁴¹ oder das Fahnen-schwingen⁴² dürfen nicht fehlen. Viele Dialektausdrücke durchziehen den Roman; und es ist den Sachslerrinnen und Sachslern sehr wichtig, dass der Name des Eremiten ganz dem eigenen Dialekt entsprechend ausgesprochen wird: «Chlois vo Flääl».⁴³

Der aus Gersau stammende, im Dienst der Missionsgesellschaft Immensee tätige Priester Josef Maria Camenzind passt ebenfalls in unseren Zusammenhang, gehörte er doch zum Gründungsvorstand des ISSV und nahm, wie bereits erwähnt, schon vor der ISV-Gründung an vorbereitenden Sitzungen teil. Auch bei diesem Priesterdichter ist beides da: sowohl die Zugehörigkeit zum Katholizismus als auch eine ausgeprägte Heimatliebe. Beides erscheint ganz im Sinne der geistigen Landesverteidigung in einer Schützenfestrede:

Meine lieben Freunde! Heute predigen euch die alten Schweizer, jene starken Männer, die sich vor nichts gefürchtet haben. Sie kommen und rufen euch aus den Gräbern zu und

35 Ebd., S. 9 f.

36 Vgl. ebd., S. 33.

37 Ebd., S. 32.

38 Vgl. ebd., S. 28.

39 Ebd., S. 10.

40 Ebd., S. 16.

41 Vgl. ebd., S. 89.

42 Vgl. ebd., S. 92 f.

43 Ebd., S. 13.

mahnen euch an Gott, zu Gebet und Gottesfurcht. «Im Namen Gottes des Allmächtigen», so schrieben die alten Schweizer zuoberst auf ihre Bundesbriefe. Sie wollen damit sagen: «Der Schweizer Bund wird nur solange bestehen, als der Glaube an Gott in unserem Lande lebt und waltet.» Solange wir, die Enkel unserer Heldenväter, glauben und beten, solange werden wir auch Helden sein. Haltet den Glauben hoch!⁴⁴

Das klingt in heutigen Ohren obsolet, eventuell gar chauvinistisch oder frömmelnd. Aber man muss Camenzind zugutehalten, dass er solches auch relativiert, selbst seine eigene Position leicht ironisiert. Der Priester im Roman sagt zum Beispiel einmal mitten in der Predigt von sich: «Verzeihet, meine lieben Freunde! das Herz ist mir davongelaufen, und ich habe ganz vergessen, dass ich das Kleid des Priesters trage und nicht als Priester zu euch spreche.»⁴⁵ Und trotz aller Heldenverehrung: Der Erzähler will keineswegs dem Krieg das Wort reden.⁴⁶ Laut dem Camenzind-Artikel im *Historischen Lexikon der Schweiz* «verkünden» Camenzinds Bücher «unaufdringlich die christliche Botschaft der Nächstenliebe».⁴⁷ Der Autor sei «einer zwar konservativ geprägten, aber unideologischen Heimatliteratur verpflichtet»,⁴⁸ heisst es anderswo. Seine Nuanciertheit zeigt sich etwa, wenn die Figur des Resli in *Die Stimme des Berges* aus dem Jahre 1936⁴⁹ lernen muss, dass nicht alles Böse aus der Fremde oder aus der Stadt kommt und dass ein Dorf wie das am Vierwaldstättersee gelegene Gersau, wo es ja auch ausbeuterische Fabrikarbeit gibt, nicht einfach als Hort sittlicher Gesundheit zu loben ist.⁵⁰ Camenzinds differenzierende Sicht auf seine Mitwelt und also auch auf seine Heimat lobte der Zürcher Literaturprofessor Karl Fehr einmal in einer Laudatio, in der er Camenzind persönlich anspricht und ihn rühmt, «weil Sie selbst mit einer beispielhaften Güte und Menschlichkeit in der Welt stehen, weil Sie als gläubiger Mensch mit einem feinen Humor über den Dingen stehen, an denen wir im Alltag kleben bleiben».⁵¹

Aber insgesamt offeriert Camenzind doch ein Heimatbild, das Helden hochhält und die Gründerfiguren der politischen oder manchmal auch religiösen Gemeinschaften gern metaphorisch als «Väter» bezeichnet, wie das zur «heroischen Gesellschaft» in der

44 Zitiert nach Josef Maria Camenzind: Vom Rigi in die Mandschurei. Eine Textauswahl. Hg. von Andreas Schenker und Heinrich Geisser. Zürich 2009 (= Schweizer Texte, Neue Folge, Bd. 30), S. 69 f.

45 Ebd., S. 68.

46 Vgl. ebd., S. 70 f.

47 Karin Marti-Weissenbach: Camenzind, Josef Maria. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D11631.php, 3. 2. 2019.

48 So im Vorwort zu Camenzind, Vom Rigi in die Mandschurei (wie Anm. 44), S. 10.

49 Josef Maria Camenzind: Stimme des Berges. Ein Roman vom Rigi und seinen Menschen. Freiburg i. Br. 1936.

50 Das Klischee der bösen Fremde gehört ja sonst zur moralisierenden Heimatliteratur. Vgl. Peter von Matt: Verkommene Söhne, missratene Töchter. Familiendesaster in der Literatur. München, Wien 1995, S. 319 f.

51 Karl Fehr: Zum 70. Geburtstag von Josef Maria Camenzind. Sendung SRDS vom 24. 2. 1974. – Archiv Schweizer Radio DRS: MG 35 988; Transkription Andreas Schenker. Hier zitiert nach: Camenzind, Vom Rigi in die Mandschurei (wie Anm. 44), S. 11.

Schweiz der geistigen Landesverteidigung passt.⁵² Das darf nicht einfach aus einer heutigen Richterpose heraus als Verblendungszusammenhang verurteilt werden. Trotzdem: Aus heutiger Sicht erstaunt, wie lange sich ein konservativ-heroisierendes Schreiben bei Innerschweizer Literatinnen und Literaten halten konnte. Noch 1965 ehrte der ISSV-Präsident Josef Konrad Scheuber⁵³ in seinem «Gedenkwort am Grab» den Gründungspräsidenten Otto Helmut Lienert als «Sänger des Volkes, der auf der Harfe unverfälschter Mundart das Lied der Heimat sang».⁵⁴ Und auch hier war die Heimat wieder mit dem religiösen Glauben verbunden. Denn Lienert, betont Scheuber, «kannte das Bibelwort von «dem, was bleibt»: Er war ein Mann des optimistischen Glaubens, der trotz Enttäuschung immergrünen Hoffnung, vor allem aber ein Mann der Liebe.»⁵⁵ Diese paulinische Charismen-Triade – Glaube, Liebe, Hoffnung – ist im 1. Korinther-Brief (13.13) erwähnt, und zwar wirklich explizit als «das, was bleibt». Aber was gemäss diesem Bibelpassus bleibt, steht unter eschatologischem Vorbehalt: Diese drei Gnadengaben sind nicht zwingend bleibend als das stets Währende im Irdischen. Wir haben sie höchstens partiell. Der dieser Triade-Erwähnung vorangehende Vers ist denn auch derjenige vom Spiegel, der uns Irdischen die Wahrheit nur vermittelt oder verzerrt wiedergibt, demzufolge wir also die Wahrheit nur stückweise erkennen.

Die Einsicht, dass die Wahrheit sich nur stückweise zeigt, ermöglicht nicht zuletzt auch eine Einsicht in moderne Literatur- und Kunstmethoden. Denn diese Verfahren splitten ja nicht zuletzt darum ihre Wahrheiten in verschiedene Perspektiven auf, weil keine Wahrheit definitiv und erschöpfend dargestellt werden kann. Solche Techniken der Perspektivierung kennen Texte aus dem Umkreis der ISSV-Gründer noch nicht, oder jedenfalls kaum. Wohl darum wirken ihre Dichtungen heute obsolet. Die Signale einer heroischen Gesellschaft kommen gar eindeutig daher, und das erst noch mit Pathos.⁵⁶ Die Rede von den (damals bekanntlich oft autoritär auftretenden) Vätern gerät in den Verdacht, patriarchalischem Denken zu entspringen.⁵⁷ Wie sehr dazu noch das übertriebene Moralisieren in einem Jugendbuch spätere Leserinnen und Leser stört, geht etwa aus einem Urteil der deutschen Wochenzeitung *Die Zeit* im Jahre 1960 – also noch 5 Jahre vor Scheubers Trauerrede auf Lienert – über eines der Trotzli-Bücher (*Trotzli der Lausbub*) hervor: «Hier ist die Moral penetrant, die Streiche sind dummerhaft bis grau-

52 Vgl. Peter von Matt: Das nationale Symbol in der postheroischen Gesellschaft. In: ders.: Das Kalb vor der Gotthardpost. Zur Literatur und Politik der Schweiz. München 2012, S. 101–115. Zur Väter-Metaphorik siehe insbesondere S. 101 und 112.

53 Vgl. Julian Dillier: Vom Schriftstellern in der Innerschweiz. Ein Auslotungsversuch. In: Schreiben in der Innerschweiz. Eine Anthologie. Hg. vom ISSV Innerschweizer Schriftstellerinnen- und Schriftstellerverein. Luzern, Stuttgart, o. J. [1993], S. 12–27, hier S. 18–20.

54 In memoriam Otto Helmut Lienert. Separatdruck aus: Luzerner Landbote, Sursee, 15. 6. 1965 (Schachtel 4). Helmut hier, gemäss der Schreibung in vielen ISSV-Dokumenten, mit einem l und ohne h. Es gibt auch die Schreibung «Hellmuth», so zum Beispiel im Historischen Lexikon der Schweiz.

55 Ebd. Auf die Hervorhebungen wird in dieser Zitierung verzichtet.

56 Vgl. von Matt, Das nationale Symbol in der postheroischen Gesellschaft (wie Anm. 52), S. 102.

57 Vgl. ebd., S. 112.

sam (wie die in liebevollem Schweizer Genrestil ausgemalte Todhetzerei eines Hundes), und alles ist mit milder christlicher Tunke übergossen.»⁵⁸ Das Christliche als Tunke, das ist so etwas wie eine Beigabe; die Moral scheint dominanter.

Um ein Gegenbeispiel aus der gleichen Ära zu geben: Eine Aufspaltung in verschiedene Perspektiven ist bei Meinrad Inglin zu beobachten, der aus mehreren Gründen gegenüber dem ISSV ein distanzierteres, jedenfalls nicht sehr emphatisches Verhältnis an den Tag legte. Er notiert schon am 29. 11. 1917 in sein Tagebuch im Hinblick auf ein literarisches Projekt: «Die Gefahr der Tendenz ist sorgfältig zu vermeiden.»⁵⁹ In den Dreissigerjahren, als verschiedene Gruppierungen aus der Innerschweiz auf eine gesamtschweizerische Vereinigung zugunsten katholischer Literatur hinzuwirken suchten, arbeitete Inglin am 1938 erschienenen Roman *Schweizerspiegel*, der heute auch gern der geistigen Landesverteidigung zugerechnet wird, wie ja Inglin überhaupt oft als konservativ gilt. Darin sind verschiedene Figuren, vor allem solche aus der Familie Ammann, «Träger» verschiedener Denkweisen, politischer Einstellungen oder auch Weltanschauungen; und natürlich haben sie auch ihre konkreten Erlebnisse, machen ihre je eigenen Erfahrungen. Indes: All das ist in eine Romanform integriert, die einzelne partikuläre Handlungssequenzen folgerichtig auseinander hervortreten lässt und organisch ins Ganze einfügt. So ist der Roman reich an Spannungen, die insbesondere in den Dialogen unmittelbar fassbar werden. Inglin's Roman, der ja in mancher Hinsicht doch Tendenzliteratur ist, spiegelt nicht nur inhaltlich, sondern auch in seiner Struktur die Schweiz. So wie der *Schweizerspiegel* ein Produkt des formgebenden menschlichen Geistes ist und zugleich von einem vielfältigen menschlichen und naturbedingten Reichtum sowie polaren Spannungen lebt, so erscheint in Inglin's Opus magnum auch der Staat Schweiz.⁶⁰ Der *Schweizerspiegel* redet nicht nur von der wechselwirkenden Spannung zwischen Form und Geist, sondern führt sie durch seine Struktur auch vor.

Nimmt man einen solchen Roman als ästhetischen Massstab, dann wirken die in vereinzeltten Werken aus dem Umkreis der ISSV-Gründer vorhandenen lehrhaften Handlungssequenzen oder Meinungsäusserungen einigermaßen unvermittelt eingeschoben. Die Handlungseinheiten scheinen konstruiert, nicht miteinander verwachsen, als dienten sie lediglich dazu, lehrhaften Interventionen zum politischen oder religiösen Zeitgeschehen als Aufhänger zu dienen. Man merkt Absicht und ist verstimmt.

Heute, das darf man getrost sagen, gibt es bessere Beispiele aus dem Kreis der ISSV-Autorinnen und -Autoren. Dies wird für unseren Zusammenhang gerade dort offensichtlich, wo mit älteren Motiven gespielt wird. Einige wenige Hinweise müssen genügen. Elisa-

58 Ulrich Klever: Das große Schielen. In: Die Zeit (25. 11. 1960), www.zeit.de/1960/48/das-grosse-schielen, 1. 2. 2019.

59 Meinrad Inglin: Tagebuch 1913–1920, S. 37. (Nachlass Meinrad Inglin, Kantonsbibliothek Schwyz, Sigle: NI M 23.0).

60 Eine meiner Ansicht nach vortreffliche Beschreibung dieses Romans bei Sandberg, Geistige Landesverteidigung (wie Anm. 24), S. 217.

beth Wandeler-Deck zum Beispiel zertrümmert die kommunikative Kraft der Sprache auch mit Hinweisen auf religiös vorgeprägte Wörter und Redewendungen (zum Beispiel «homo de homine», oder in einer Alliterationsreihe: «gloria! gloire! glanz! glimmer! glosen! glut! / glühen!»).⁶¹ Dieses Zertrümmern verleiht den Texten ein reiches Potential an Assoziationen und sowohl intratextuellen als auch intertextuellen Verweisen und verstärkt zugleich die Kritik an spätmoderner Phrasenhaftigkeit. Auch Margrit Schriber greift Historisches auf, etwa in *Das Lachen der Hexe* (2006) den Stoff einer Kastenvögtin aus dem Muotatal; da gibt es aber keine Verherrlichung der Vergangenheit, vielmehr zeigt Schriber die unmenschliche Machtwillkür angesehener Potentaten. Thomas Hürlimann schliesslich führt im Roman *Heimkehr* (2016) die Vielschichtigkeit dessen vor, was Heimkehr – mithin auch Heimat – heissen könnte. Nur: So einfach wie in der Zeit der geistigen Landesverteidigung ist das nicht mehr; die Heimatsehnsucht ist da nicht mehr auf die Schweiz oder die Innerschweiz fokussiert. Und Gott gibt es nach wie vor, aber er ist stärker ein *deus absconditus* als im katholischen Milieu.

Man kann feststellen, dass jüngere ISSV-Autorinnen und -Autoren ihre Bücher und Texte bewusst gestalten und so auch zeigen, wie unsere Wirklichkeitsauffassung immer Stückwerk bleibt. Sie lassen ihre Meinungen und Überzeugungen nicht mehr so unvermittelt explizit in ihre Texte einfließen und befolgen Adornos Devise, dass die Autorin oder der Autor «wider die Zudringlichkeit der eigenen Intention»⁶² arbeiten soll. Offensichtlich hat ein neues Literaturverständnis, das sich weit herum breitmachte, auch Änderungen in den Literaturauffassungen der Mitglieder des ISSV bewirkt, wie indirekt auch immer. Tatsächlich scheinen markante Änderungen in deren Ästhetik sich während der letzten Jahrzehnte abzuzeichnen. Schon Julian Dillier, ISSV-Präsident von 1979 bis 1985, wies in den Neunzigerjahren darauf hin, dass das poetische Schaffen der deutschen Literatur «heterogener und regionaler»⁶³ werde und die Mannigfaltigkeit zunehme. Vielleicht retardierten die Absichten der Gründergeneration und der frühen Repräsentanten des Vereins eine Entwicklung hin zu moderneren Schreibweisen. Diese Wirkung mochte auch der Verein mit seiner vereinheitlichenden Organisationsstruktur haben. Er war in seiner traditionellen und bürokratischen Orientierung stark rückwärtsgewandt. Aber ebenso war eine Offenheit für Neues da. So ist zumindest erklärbar, dass ein katholischer schweizerischer Gesamtverein gefordert wurde, und dies mit Hilfe von keinem Geringeren als Bundesrat Etter, der dem Anliegen der Innerschweizer, wie gezeigt, eher zurückhaltend gegenübertrat, weil er verschiedene Anliegen aus der ganzen Schweiz – aus dem Zusammenspiel der Kulturen – im Auge behalten musste.

61 Elisabeth Wandeler-Deck: *arioso – archive des zukommens*. Wien 2016, S. 12 und 14.

62 Vgl. Theodor W. Adorno: *Ästhetische Theorie*. Hg. von Gretel Adorno und Rolf Tiedemann. Frankfurt a. M. 1970, S. 225 f.

63 Dillier, *Vom Schriftstellern in der Innerschweiz* (wie Anm. 53), S. 22.

Eine solche doppelte Entwicklung könnte an charismatischen Bezügen liegen, die sich im Zusammenhang mit den damaligen Literaturgemeinschaften ausbildeten. Zum Charisma-Begriff passen die religiösen Bezüge der ersten ISSV-Absichtserklärungen ebenso wie viele Passagen bei Josef Maria Camenzind oder Josef Konrad Scheuber, zum Beispiel, wenn von Gott als Garanten des Staates die Rede ist oder von der Notwendigkeit des Betens; oder wenn, wie im zitierten Trotzli-Buch, das Stanser Verkommnis als «Wunder von Stans» bezeichnet wird.⁶⁴ Viele können das in dieser Konkretheit heute wohl kaum mehr fraglos goutieren. Aber im Ausseralltäglichen, das der Charisma-Begriff auch oft anvisiert, kann sich zugleich das Neue zeigen, das Heterogene gegenüber dem von bürokratischer oder traditionaler Herrschaft Fixierten. Schon im Vorfeld der ISV-Gründung: In der Arbeitsgruppe Literatur des Katholischen Volksvereins vom 27. Januar 1938 mahnte Dr. Keckeis eine «Einführung in die moderne Literatur durch regelmässige Vorträge und Pflege des Kunstverständnisses» an.⁶⁵ – Dieses Zusammenspiel von Altem und Neuem scheint sich bewährt zu haben.

64 Scheuber, *Trotzli begegnet dem Bruder Klaus* (wie Anm 34), S. 174.

65 Schweizerischer Katholischer Volksverein. Arbeitsgemeinschaft für Wissenschaft und Kunst. Arbeitsgruppe für Literatur: Protokoll, 27. 1. 1938.

» ... dass sie sich trotzdem ihre Einflussräume erkämpfen«

Zur Rede des Schweizer Bundespräsidenten an der Frankfurter Buchmesse 1998

DANIEL ROTHENBÜHLER

«Literatur und Buch sind an der kulturellen Präsenz der Schweiz im Ausland in vielfältiger Weise beteiligt»,¹ hält die Internetplattform *Die Schweiz im Spiegel der Welt* in der Auswertung eines Forschungsprojektes des Schweizerischen Nationalfonds fest, das unter dem Titel *Les relations culturelles internationales de la Suisse (1945–1990)* von 2006 bis 2010 an der Universität Freiburg durchgeführt wurde. «In der Kulturaussenpolitik spielen die lebenden Autoren allerdings erst ab den 1970er-Jahren eine gewisse Rolle»,² und erst ab jenem Jahrzehnt unterstütze die dafür hauptsächlich zuständige Kulturstiftung Pro Helvetia auch «den Export einer kritischen Literatur».³ Die Selbstdarstellung durch «den Export einer kritischen Literatur» ermögliche es der Schweiz, sich international den Ruf eines zur Öffnung und zum Fortschritt bereiten Landes zu verschaffen. Dieses Ziel verfolgen neben den direkt zuständigen Institutionen wie Pro Helvetia oder *Présence suisse* auch die politischen Behörden des Landes. Ein Musterbeispiel dafür ist der Auftritt des Schweizer Bundespräsidenten an der Frankfurter Buchmesse 1998.

Diese Messe, weltweit immer noch der größte Anlass im Buchhandel, hat 1988 den Brauch eingeführt, einem bestimmten Land als Gast des Jahres eine Tribüne für Veranstaltungen aller Art zu bieten. Bei dieser Gelegenheit statten auch die höchsten Vertreter dieses Gastlandes der Messe ihren Besuch ab, um ihre Literaturen als nationale Angelegenheit ersten Ranges zu präsentieren. So wird eine Sichtweise auf die Literatur gepflegt, von der sich die heutige Literaturkritik und -wissenschaft eigentlich verabschiedet hat: jene auf die angeblich besondere Verbindung des literarischen Schaffens eines Landes mit dessen Nationalcharakter. Dieser Verbindung galt auch die Rede, die der damals höchste Repräsentant der Schweiz, Bundespräsident Flavio Cotti, in seiner Rede zur Eröffnung der Buchmesse am 6. Oktober 1998 hielt.

1 Die Schweiz im Spiegel der Welt. Kulturaustausch im Wandel der Zeit. Verfügbar über: www.spiegelderwelt.ch, 6. 5. 2019.

2 Ebd.

3 Ebd.

Unter dem hier gegebenen Gesichtspunkt von «Literatur und (ihren) Institutionen» soll der Blick mit dem Fokus auf diese Rede nun nicht auf jene Institutionen in der Schweiz gerichtet werden, die die Messe im Trägerverein «Die Schweiz – Gast der Frankfurter Buchmesse 1998» vorbereitet haben, also die Verlegerverbände, die Verbände der Schriftstellerinnen und Schriftsteller, das Eidgenössische Departement für auswärtige Angelegenheiten, Pro Helvetia und das Bundesamt für Kultur. Thema soll hier vielmehr sein, wie der Bundespräsident – in der Schweiz der Präsident sowohl der Regierung wie der Nation – das Verhältnis zwischen den Literaturen seines Landes und dem Staat als nationale Frage darstellte und die Gelegenheit zum Versuch benutzte, den Autorinnen und Autoren einerseits und den Vertretern der Staatsgewalt andererseits ihre Rollen im wechselseitigen Umgang miteinander zuzuweisen.

In den Vordergrund tritt bei diesem Versuch eine Instanz, die zwar einen wesentlichen Einfluss auf die literarische und politische Öffentlichkeit und auf Institutionen und Behörden des Landes ausübt, sich aber kaum in den Kategorien einer Soziologie der Institutionen fassen lässt: die Schriftstellerin oder der Schriftsteller als Intellektuelle, die «mit dem Verschwinden eines universellen und verbindlichen Moral- oder Gottesmodells» die Möglichkeit erhielten, «dieses Vakuum zu besetzen und innerhalb der Gesellschaft als die autonomen Wertsphären übergreifende Vertreter universeller und verbindlicher Werte aufzutreten.»⁴ Als «Instanz» lassen sich diese Figuren in der Bedeutung fassen, die der Duden dem Wort im übertragenen Sinne zuschreibt: «das Gewissen ist die oberste Instanz unserer Entscheidungen».⁵ Diese Funktion gegenüber der ganzen Gesellschaft entspringt keiner bestimmten Institution, vielmehr erschaffen die betreffenden Schriftstellerinnen und Schriftsteller sie in den Wechselwirkungen mit der literarischen und politischen Öffentlichkeit sowie den Institutionen und Behörden der jeweiligen Gesellschaft immer wieder neu – oder auch nicht. Eben diese immer wieder zur Diskussion stehende Erfüllung oder Nicht-Erfüllung der Funktion einer Instanz, die politische und soziale Entwicklungen der Gesellschaft dadurch infrage stellt, dass sie an universelle, die autonomen Wertsphären übergreifende Werte erinnert, ist das zentrale Thema der Rede Flavio Cottis in Frankfurt.

Theoretisch lassen sich Genese und Wirkung dieser Instanz nur durch einen soziologischen Ansatz erfassen, der individuelles Handeln und soziale Gegebenheiten nicht voneinander trennt, sondern beobachtet, wie sie wechselseitig auseinander hervorgehen und ineinander enthalten sind. Das ist mit dem feldtheoretischen Ansatz von Pierre Bourdieu möglich.

4 Thomas Ernst: Literatur und Subversion. Politisches Schreiben in der Gegenwart. Bielefeld 2013, S. 21.

5 www.duden.de/rechtsschreibung/Instanz, 6. 5. 2019.

Willkommensgruß an die Unbequemen

Zum besseren Verständnis der Rede des schweizerischen Bundespräsidenten ist es sinnvoll, in Kürze ihre Vorgeschichte in Erinnerung zu rufen. Der Gastauftritt der Schweiz in Frankfurt war am 9. Juni 1998 dadurch zum Politikum geworden, dass Christoph Vitali, der Projektleiter dieses Auftritts, eine als provisorisch deklarierte Liste von 136 Schriftstellerinnen und Schriftstellern und einigen Personen der Literaturvermittlung veröffentlichte, die die offiziellen Veranstaltungen im Gastpavillon der Schweiz an der Buchmesse bestreiten sollten. In einer Einfachen Anfrage wollte ein Parlamentarier vom Bundesrat wissen, warum der streitbare Publizist Jean Ziegler trotz seiner internationalen Ausstrahlung nicht auf dieser figuriere. In seiner Antwort im Parlament hielt der Bundesrat fest, die von einer Expertengruppe erstellte Liste enthalte nur Autorinnen und Autoren literarischer Werke, Jean Ziegler werde aber zu einer Veranstaltung über die jüngste Schweizer Vergangenheit eingeladen.⁶

Die Rede, die der Bundespräsident dann zur Eröffnung des Gastauftritts hielt, kann als indirekte Reaktion auf die Besorgnis verstanden werden, die Schweiz lasse sich nur durch staatskonforme Autorinnen und Autoren vertreten. Denn Flavio Cotti widmete seine Ausführungen fast durchweg der Frage, wie es die offizielle Schweiz mit kritischen Intellektuellen halte, und machte seine Rede zu einem Willkommensgruß an die Unbequemen. Er betonte, angesichts «einer wachsenden Vielfalt letztlich nach rein subjektivem Gutdünken zusammengestellter Wertevorstellungen» sei

gerade dies die Herausforderung und die Bewährung für die Intellektuellen der Gegenwart: dass sie nicht nachgeben und sich schmollend zurückziehen, sondern dass sie im Gegenteil sich einmischen und eingreifen und unbequem sind und das auch bleiben.⁷

Mit deutlicher Zustimmung wurde diese Aufforderung an die Intellektuellen im Jahr darauf von Salman Rushdie kommentiert, dem weltbekannten indisch-britischen Schriftsteller, der damals schon seit zehn Jahren durch eine Fatwa der iranischen Führung zur Ermordung freigegeben worden war. In der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 26. April 1999 lobte Rushdie die Rede Cottis und sagte: «Auf geistreiche und couragierte Weise ermunterte er meine Schweizer Kollegen, sich kritisch mit der Regierung auseinanderzusetzen. Das hat mir sehr imponiert.»⁸

Eine solch wohlwollende Lesart der Cotti-Rede konnte in dieser eine Rückenstärkung nicht nur für Jean Ziegler vermuten, sondern vor allem auch für denjenigen Intellektu-

6 Ebd.

7 Flavio Cotti: Die Schweiz und ihre Kultur, ihre Literatur. In: Peter A. Schmid, Tim Krohn (Red.): Der Stil ist eine Frage der Moral. Essays zur literarischen Gesellschaftskritik der Jahrtausendwende. Zürich 1999, S. 55–65, hier S. 57.

8 Zitiert nach Tim Krohn, Peter A. Schmid: Vorwort. In: Schmid, Krohn (Red.), Der Stil (wie Anm. 7), S. 9–15, hier S. 9.

ellen, der im Vorjahr am schärfsten unter Beschuss geraten war dafür, dass er, wie Cotti es allgemein gutheißend sollte, «den Finger auf wunde Punkte»⁹ der Schweizer Politik gelegt hatte: Adolf Muschg. Von diesem war im Januar 1997 der Essay *Wenn Auschwitz in der Schweiz liegt*¹⁰ im Zürcher *Tages-Anzeiger* abgedruckt worden, eine Antwort auf eine öffentliche Äußerung von Bundesrat Jean-Pascal Delamuraz im Dezember 1996. Als scheidender Bundespräsident hatte Delamuraz in einem Interview mit der *Tribune de Genève* die Forderung jüdischer Organisationen nach Rückzahlung der nachrichtenslosen Vermögen als «Lösegeld-Erpressung» bezeichnet und betont, dass Auschwitz ja schließlich nicht in der Schweiz liege.¹¹ In seinem Essay hielt Muschg Delamuraz und den politischen Behörden des Landes vor, sie wollten nicht wahrhaben, «dass Auschwitz nicht nur überall lag, sondern auch in der Schweiz».¹² Damit setzten sie im Streit um die Entschädigung der Holocaust-Opfer «de[n] organisierte[n] Selbstbetrug der Schweiz in den vergangenen Jahrzehnten»¹³ fort. Christoph Blocher, der Geld- und Ideengeber der rechtspopulistischen Schweizerischen Volkspartei (SVP), verfeimte Muschg daraufhin in Anzeigen und Reden als «landesverräterischen Volksfeind»,¹⁴ was Muschg wiederum dazu veranlasste, im Jahr des Schweizer Auftritts an der Buchmesse den großen historisch-politischen Essay *O mein Heimatland*¹⁵ zu veröffentlichen, die erste umfassende literarische Auseinandersetzung mit dem damals neu aufkommenden Populismus.

Dass Cotti in seiner Rede Muschg nur indirekt in Schutz nahm, mag sich aus der politischen Zurückhaltung erklären, die einem Bundespräsidenten gebührt. Recht seltsam mutet vor dem Hintergrund der Publikationen Muschgs aber die Behauptung Cottis an, in jüngerer Zeit drohe «der Rückzug der Kulturschaffenden aus ihrer traditionellen gesellschaftskritischen Präsenz ins Private».¹⁶ Dieser Diagnose widersprach nicht nur das Beispiel Muschgs, sondern zum Beispiel auch jenes von vier Autorinnen, die mit ihren Büchern in den zwei Jahren vor der Buchmesse deutliche gesellschaftskritische Akzente gesetzt hatten: 1997 Hanna Johansen mit *Universalgeschichte der Monogamie* und Verena Wyss mit *Verdecktes Spiel*, 1998 Mariella Mehr mit *Brandzauber* und Margrit Schriber mit *Schneefessel*.

9 Ebd., S. 58.

10 In Buchform publiziert in: Adolf Muschg: *Wenn Auschwitz in der Schweiz liegt*. Fünf Reden eines Schweizerers an seine und keine Nation. Frankfurt a. M. 1997, S. 7–18.

11 Vgl. *Tribune de Genève* Nr. 304, 31. 12. 1996, S. 3.

12 Muschg, *Wenn Auschwitz* (wie Anm. 10), S. 15.

13 Ebd., S. 13 f.

14 Vgl. Brandstifter als Biedermann. In: *Der Spiegel* 29, 14. 7. 1997. www.spiegel.de/spiegel/print/d-8743171.html, 14. 12. 2018.

15 Adolf Muschg: *O mein Heimatland*. 150 Versuche mit dem berühmten Schweizer Echo. Frankfurt a. M. 1998.

16 Cotti, *Die Schweiz* (wie Anm. 7), S. 57.

Das Politische der Literatur

Der Schweizerische Schriftstellerinnen- und Schriftstellerverband (SSV) sah sich durch Cottis Rede veranlasst, in einer Umfrage unter den Akteuren der Literaturszene «klare Stellungnahmen» zur Rolle der «Literatur in der Gesellschaftskritik»¹⁷ einzufordern. Zwanzig der eingegangenen Antworten veröffentlichten Tim Krohn und Peter Schmid 1999 in der Anthologie *Der Stil ist eine Frage der Moral. Essays zur literarischen Gesellschaftskritik der Jahrtausendwende*. In ihrem Vorwort stellen die beiden Herausgeber die These auf, der literarische Text biete «als Gegenentwurf oder als Idealisierung» immer schon «einen Kommentar zu unserer Gesellschaft» und entwickle damit «ein gesellschaftskritisches Potential, das mit den privat-politischen Ambitionen des Autors/der Autorin alles andere als deckungsgleich sein» müsse.¹⁸ Die Frage sei also: «Was machen wir Schreibende falsch, dass so keiner der Feuilletons-Professionals den politischen Aspekten unserer Texte Beachtung schenkt?»¹⁹ Diese Wirkungslosigkeit beobachtet auch Jean Ziegler zum Abschluss der Anthologie, macht dafür aber die «Mächtigen» der Gesellschaft verantwortlich, die nicht wahrnahmen, was «hervorragende Künstler, Romanciers, Essayisten und Intellektuelle aller Art und beiderlei Geschlechts» der Schweiz vorbrächten; deshalb beeinflusse keiner und keine von diesen «konkret und sichtbar das gesellschaftliche Geschehen und form[e] mit am bisherigen Schicksal unseres Landes.»²⁰

Vor- und Schlusswort des Buches vertraten so die Gegenthese zu Cottis Einschätzung: Zu verschwinden drohe 1998 weder die Bereitschaft der Intellektuellen zum politischen Eingreifen noch das gesellschaftskritische Potential der Literatur, sondern die Bereitschaft der politischen und literarischen Öffentlichkeit, auf beides einzutreten beziehungsweise es überhaupt wahrzunehmen.

Diesen Aspekt hatte Cotti in seiner Rede vernachlässigt, weil er sich in der Frage nach der «Kultur als Kraft, die Gesellschaft vorwärts zu stoßen»²¹ nur auf die gesellschaftspolitische Verantwortung der Kulturschaffenden bezog und nicht auf die Wechselwirkung zwischen deren Werken und Auftritten und der kulturellen und politischen Öffentlichkeit.

Diese Wechselwirkung betonte in der Anthologie Peter von Matt mit dem Hinweis darauf, das Politische der Literatur liege «jenseits der Parolen»,²² weil «allein das jahrelang erarbeitete, das erlittene Kunstwerk die politische Autorität der Autoren begründe».²³

17 Krohn, Schmid, Vorwort (wie Anm. 8), S. 13.

18 Ebd., S. 10.

19 Ebd., S. 12.

20 Jean Ziegler: Die Intellektuellen: Der Atem der Demokratie. In: Schmid, Krohn (Red.), *Der Stil* (wie Anm. 7), S. 233–238, hier S. 234.

21 Cotti, *Die Schweiz* (wie Anm. 7), S. 57.

22 Peter von Matt: Wer zeigt, was es geschlagen hat? In: Schmid, Krohn (Red.), *Der Stil*, (wie Anm. 7), S. 157–165, hier S. 161.

23 Ebd., S. 162.

Um zu erkennen, wie ihre Werke «politisch auf eine andere Weise [...], auf eine wichtigere Weise»²⁴ seien, müsse jenseits der Parolen «am Ganzen gearbeitet werden.»²⁵ Auf diese Mitverantwortung der Lesenden wies auch Zoë Jenny hin mit der Feststellung, etwas zu fordern hätten nicht die Gesellschaft, sondern die literarischen Werke, die «niemals eine Zusage an die Welt machen können, aus der sie kommen», sodass sich seitens der Lesenden «mehr Fragen im Kopf als Antworten»²⁶ ergäben. Das «nach wie vor [...] Ungehörigste, Schwierigste und vielleicht auch Politischste, was SchriftstellerInnen tun» könnten, bestehe darin, «inmitten vorwärts marschierender Ausrufezeichen ein deutliches, ein unverkennbares Fragezeichen zu sein.»²⁷ Dies aber von ihnen zu fordern, sei unstatthaft: «Eine Gesellschaft, die an ihre SchriftstellerInnen offene Forderungen stellt, über was sie wie zu schreiben hätten, begeht einen Korruptionversuch.»²⁸ An diese unabdingbare Autonomie der Künste und der Literatur erinnerten den Bundespräsidenten auch der Verleger Egon Amman mit der Aussage: «Kunst muss nichts müssen. [...] Wer von der Kunst verlangt, wie sie zu sein hat, ist ihr Totengräber»²⁹, und der Autor Dante Andrea Franzetti mit der Feststellung: «Kunst hat sich nicht in den Dienst der Gesellschaft, der Politik, des Fortschritts, der Gerechtigkeit zu stellen.»³⁰ Die Autorinnen und Autoren der Anthologie schienen sich insofern in einen grundsätzlichen Widerspruch zu verfangen, als sie sich einerseits auf die Autonomie der Künste beriefen und jede Aufforderung seitens der Gesellschaft – und vor allem der Repräsentanten des Staates – grundsätzlich zurückwiesen, sich aber einer solchen Aufforderung – gerade vonseiten des höchsten Repräsentanten des Staates – fügten und sich verpflichtet fühlten, das gesellschaftskritische Potential der literarischen Produktion in der Schweiz unter Beweis zu stellen.

Bourdieu's Regeln der Kunst

Dieser Widerspruch erinnert an das Paradox, das der französische Soziologe Pierre Bourdieu bezüglich des politischen Eingreifens von Intellektuellen am Beispiel des berühmt gewordenen öffentlichen Briefes *J'accuse* aufzeigt, den der französische Schrift-

24 Ebd.

25 Ebd., S. 165.

26 Zoë Jenny: Personifizierte Fragezeichen. In: Schmid, Krohn (Red.), *Der Stil* (wie Anm. 7), S. 115–117, hier S. 115.

27 Ebd., S. 116.

28 Ebd., S. 115.

29 Egon Ammann: Forderungen an die Kunst sind deren Tod. In: Schmid, Krohn (Red.), *Der Stil* (wie Anm. 7), S. 47–51, hier S. 47.

30 Dante Andrea Franzetti: Von vorn beginnen – aber wo? In: Schmid, Krohn (Red.), *Der Stil* (wie Anm. 7), S. 85–94, hier S. 87.

steller Émile Zola 1898 – hundert Jahre vor der Cotti-Rede – an Félix Faure, den damaligen Staatspräsidenten Frankreichs, gerichtet hatte:

So ist es paradoxerweise die Autonomie des intellektuellen Feldes, die den Stiftungsakt eines Schriftstellers ermöglicht, der unter Berufung auf genuine Normen des literarischen Feldes in das politische Feld eingreift und sich auf diese Weise zum Intellektuellen konstituiert.«³¹

Zum besseren Verständnis des Paradoxes, das Bourdieu hier darlegt, und auch des Begriffs «Feld», auf den er dabei zurückgreift, sei hier kurz erläutert, auf welchem soziologischen Ansatz seine Ausführungen beruhen. Diese Erläuterung sollte es dann erlauben, wesentliche Aussagen der Cotti-Rede etwas genauer zu prüfen.

Bourdieu stellt die Frage, wie sich in einer gegebenen Gesellschaft Macht- und Herrschaftsverhältnisse konstituieren und entwickeln, und nimmt zu ihrer Beantwortung eine Begriffserweiterung des Terminus «Kapital» vor: Als «Kapital» gilt bei ihm alles, was es Personen beziehungsweise sozialen Schichten ermöglicht, Macht auszuüben, also neben materiellen Gütern (ökonomisches Kapital) auch Beziehungsnetze (soziales Kapital) und Bildung (kulturelles Kapital). Diese drei grundlegenden Kapitalformen wirken auf verschiedene Weise mit- und aufeinander, je nachdem, in welchem der «Felder» sie wirksam werden, in die sich die modernen Gesellschaften seit dem 19. Jahrhundert ausdifferenziert haben. So herrscht im Feld der Ökonomie das ökonomische Kapital gegenüber dem sozialen und kulturellen vor, im Feld der Politik das soziale gegenüber dem ökonomischen und kulturellen und im Feld der Künste das kulturelle gegenüber dem sozialen und ökonomischen.

In jedem Feld kämpfen dessen Akteure um Einfluss und Macht gemäß der darin vorherrschenden Logik. Über den Erfolg in diesem Kampf entscheidet das «symbolische Kapital», das sie besitzen, das heißt die Anerkennung, die sie seitens der anderen Akteure ihres Feldes und jener der anderen Felder erlangen, und die Legitimation, die sie daraus beziehen. Größere Chancen haben dabei jene Akteure, deren «Habitus» – die Gesamtheit ihrer körperlichen und mentalen Dispositionen – möglichst weitgehend mit der Logik ihres Feldes übereinstimmt. Handeln ist für Bourdieu also

weder die Konfrontation eines Subjekts mit der Welt noch die mechanische Determinierung eines Aktes durch ein Milieu. Handeln ist vielmehr die Begegnung von zwei Realisierungen der Geschichte: der in den Dingen objektivierten Geschichte in der Form der Strukturen oder Mechanismen eines *Feldes* und der im Körper inkarnierten Geschichte in der Form des *Habitus*.³²

Als Feld der Künste bestimmt Bourdieu den sozialen Raum, «in den der ›Schöpfer‹ eingefügt ist, in dem er als solcher konstituiert wird und in dem ein ›schöpferischer Ent-

31 Pierre Bourdieu: Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes (1992). Übersetzt von Bernd Schwibs, Achim Russler. Frankfurt a. M. 2001, S. 210.

32 Josef Jurt: Pierre Bourdieu. Stuttgart 2008 (Grundwissen Philosophie), S. 100 f. Hervorhebung im Original.

wurf selbst sich gebildet hat»,³³ als Habitus des Künstlers die «zugleich generellen und spezifischen, gemeinsamen und individuellen Dispositionen, die er in diese Position mitbrachte.»³⁴

In *Die Regeln der Kunst*, seiner großen Untersuchung zur Geschichte der französischen Literatur seit Gustave Flaubert, zeigt Bourdieu auf, wie die französischen Schriftsteller im 19. Jahrhundert mit der «Erfindung der reinen Ästhetik» und jener «des großen berufsmäßigen Künstlers»³⁵ die Autonomie des literarischen Feldes erkämpft haben. Gegenüber den Machtfeldern der Ökonomie und der Politik haben sie so das Ziel «eines von jeder nichtästhetischen Intention gereinigten ästhetischen Akts»³⁶ zum prioritären Gesetz ihres Schaffens erhoben. Im ständigen Kampf darum, welche Formen und Inhalte dieser ästhetische Akt jeweils annehmen soll, ergeben sich immer wieder neu die «von der Logik des Feldes aus gesehen relevanten Unterscheidungen».³⁷ Wie diese ausfallen, hängt ab von «der Gesamtheit der Akteure und Institutionen», die an der «Produktion des Glaubens an den Wert der Kunst im allgemeinen und an den Wert dieses oder jenes Werkes im besonderen»³⁸ mitwirken, im Fall der Literatur also neben den Autorinnen und Autoren und ihren Gruppierungen und Vereinigungen auch die Verlage, die Jurys, die Schulen und Hochschulen und die Literaturarchive, «ferner die Gesamtheit der politischen und administrativen Stellen, die in Kunstfragen mitzureden haben»,³⁹ sei es durch Gesetzgebung und -ausführung oder durch Ankäufe, Stipendien oder steuerliche Vorteile oder durch öffentliche Äußerungen wie die Frankfurter Rede Cottis.

Aus diesem Prozess geht nicht nur immer wieder neu hervor, was «gesellschaftlich als Kunstwerk instituiert wird»,⁴⁰ sondern auch, in welcher Wechselwirkung das literarische Feld zu den Machtfeldern der Ökonomie und der Politik steht, wie dieses also auf jene Einfluss nimmt und wie jene in dieses hereinwirken. Das kann auch als das Hauptthema der SSV-Anthologie im Anschluss an die Frankfurter Rede Cottis betrachtet werden. Debatten wie diejenige, die diese Rede ausgelöst hat, zeigen, dass sich das autonome Feld der Literatur «nicht ein für allemal mit Zola konstituiert»⁴¹ hat, wie Bourdieu zum Schluss der *Regeln der Kunst* ausführt:

Anders als eine naiv hegelianische Sicht der Geistesgeschichte glauben machen könnte, muss die Forderung nach Autonomie, die der Existenz eines kulturellen Produktionsfeldes selbst immanent ist, mit stets erneuten Hindernissen und Gegengewalten rechnen – sei es mit äußeren Gewalten wie denjenigen der Kirche, des Staates oder großer Wirtschafts-

33 Bourdieu, *Die Regeln* (wie Anm. 31), S. 306.

34 Ebd.

35 Ebd., S. 184.

36 Ebd., S. 342.

37 Ebd., S. 360.

38 Ebd., S. 362.

39 Ebd.

40 Ebd.

41 Ebd., S. 528.

ternehmen, sei es mit internen, insbesondere mit der Gewalt, die von der Verfügung über die spezifischen Produktions- und Verbreitungsinstrumente (Presse- und Verlagswesen, Rundfunk und Fernsehen) ausgeht.⁴²

In welchem Maß die Autonomie des kulturellen und damit auch des literarischen Feldes sich entwickeln und erhalten kann, hängt neben den «geschichtlich bedingten Unterschieden» natürlich auch von «den länderspezifisch *variierenden* Beziehungen zwischen intellektuellem Feld und politischer Macht»⁴³ ab. Zugleich betont Bourdieu, dass sich hinter ihnen in beiden Dimensionen, der historischen und der geografischen, «*Invarianten* verbergen, die indes von größerem Gewicht sind und die reale Grundlage für die mögliche Einheit der Intellektuellen aller Länder darstellen.»⁴⁴

«Hoher Himmel, enges Tal»

So können die Kategorien, die Bourdieu aus seiner soziologischen und historischen Untersuchung der französischen Gesellschaft gewonnen hat, trotz der massiven Unterschiede zwischen dem sprachlich homogenen und zentralistischen Frankreich und der mehrsprachigen und föderalistischen Schweiz zur Klärung der Fragen beitragen, die Cotti in seiner Frankfurter Rede bezüglich der Beziehungen der literarischen Produktion und Rezeption seines Landes nicht nur zur Politik, sondern auch zum Staat und letztlich zur Schweiz als Nation aufwarf.

Denn nichts weniger als die Letztere stellt er in seiner Rede zur Diskussion, wenn er zu deren Beginn festhält:

Die Schweiz ist keine Kulturnation, und eigentlich national, in dem Sinn, ist nur die «politische Kultur» in unserem Land. «Unter Kultur», vermerkte Max Frisch kritisch, «verstehen wir wohl in erster Linie die staatsbürgerlichen Leistungen. Mehr die gemeinschaftliche Haltung als das künstlerische Werk des einzelnen.» Tatsächlich wurden direkte Demokratie und ausgeprägter Föderalismus, vor allem nach 1848, zum identitätsstiftenden Leitmotiv unserer politischen Kultur. Und sie sind es bis heute geblieben.⁴⁵

Cotti macht Frisch zum Gewährsmann seiner These, die Autorinnen und Autoren der Schweiz, gleich welcher Sprache, hätten sich immer dadurch ausgezeichnet, dass sie sich mit besonderer Häufigkeit «mit ihrem Land auch politisch auseinandersetzen»,⁴⁶ und dies solle auch künftig ihre Hauptaufgabe sein. Er unterschlägt, dass Frisch an der

42 Ebd.

43 Ebd. Hervorhebung im Original.

44 Ebd. Hervorhebung im Original.

45 Cotti, Die Schweiz (wie Anm. 7), S. 55.

46 Ebd., S. 56.

Stelle aus *Kultur als Alibi* von 1949, die seine Rede, allerdings verkürzt,⁴⁷ zitiert, von den Schweizer Staatsbürgern spricht und gleich im nächsten Satz den «Schweizer Künstler» von ihnen unterscheidet, für den es «oft eine erstickende Luft ist, was ihn in seiner Heimat umgibt», die «Kehrseite einer Haltung, die wir als Ganzes vollauf bejahen.»⁴⁸ Auf ähnliche Weise hatte rund zehn Jahre zuvor schon Frischs französischsprachiger Kollege Charles Ferdinand Ramuz auf die kulturelle Enge der Schweiz hingewiesen. In Briefform hatte er am 1. Oktober 1937 in der französischen Zeitschrift *Esprit* zur Frage Stellung genommen, ob die Schweiz ein Vorbild für Europa sein könne, und dabei festgestellt, die «beunruhigende Kehrseite» der allseits gerühmten Qualitäten der Schweiz sei «auf dem Gebiete der Ausdruckskraft (dem einzigen, das uns beschäftigt, nehme ich an) hauptsächlich negativer Art» und bestehe in «einer gewissen Leere in den hohen Rängen des Fühlens und Denkens»;⁴⁹

Von unten gesehen reich, von oben gesehen arm, wären die Schweizer (wenn es sie gibt) brave Leute, die sich nicht um andere kümmern, einzig um zu vermeiden, dass andere sich um sie kümmern. Nun braucht es keine große Auslegung der Bedeutung dieser Worte, um zu sehen, wohin sie führen und zu welcher einzigartiger Beschränkung seines eigenen Lebens, diese Weigerung, am universalen Drama auch nur gefühlsmäßig teilzunehmen, das Volk verdammt, das sich dazu entschließt.⁵⁰

Im Jahr nach diesen Ausführungen Ramuz' legte Bundesrat Philipp Etter am 14. Dezember 1938 in der *Botschaft des Bundesrates an die Bundesversammlung über die Organisation und die Aufgaben der schweizerischen Kulturwahrung und Kulturwerbung* die Basis zur «geistigen Landesverteidigung», die «diese Weigerung, am universalen Drama auch nur gefühlsmäßig teilzunehmen» für das kulturelle Leben der Schweiz bis in die 1960er-Jahre zum Programm erhob. Mit seinem Brief in der französischen Zeitschrift hatte Ramuz den Widerstand gegen diese kulturelle Einigelung der Schweiz schon vorweggenommen, damit in der ganzen Schweiz aber auch Empörung und eine heftige Debatte ausgelöst. Er hatte antizipiert, was nach dem 2. Weltkrieg zum Anliegen von Frisch und Dürrenmatt und den nachfolgenden Schriftsteller- und Künstlergenerationen werden sollte. Bei diesen fanden seine Ausführungen von 1937 deutliche Echos, vor allem in Paul Nizons *Diskurs in der Enge* von 1970 oder in Ben Vautiers Motto «La Suisse n'existe pas» im Schweizer Pavillon an der Weltausstellung in Sevilla 1992.

Für das Motto zum Schweizer Gastauftritt an der Frankfurter Buchmesse lehnt sich dessen Kurator Christoph Vitali unter einem Wechsel der Perspektive an ein Diktum von

47 Im Original lautet das Zitat: «Unter Kultur zählen wir wohl in erster Linie die staatsbürgerlichen Leistungen, unsere gemeinschaftliche Haltung mehr als das künstlerische oder wissenschaftliche Meisterwerk eines einzelnen Staatsbürgers.» (Max Frisch: *Kultur als Alibi*. In: ders.: *Gesammelte Werke in zeitlicher Folge*. Band II. Frankfurt a. M. 1989, S. 337–342, hier S. 342)

48 Ebd.

49 Zitiert nach Gérald Froidevaux: C. F. Ramuz und die schweizerische Enge. In: *Schweizer Monatshefte. Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur*. Band 69 (1989), Heft 4, S. 309–321, hier S. 312.

50 Zitiert nach ebd.

Charles Ferdinand Ramuz an. Aus «Von unten gesehen reich, von oben gesehen arm» wurde «Hoher Himmel, enges Tal». Inspiriert war er dabei sowohl durch das Vorwort Nizons zur Erstausgabe seines Großessays *Diskurs in der Enge* wie durch Peter Webers Romanerstling *Der Wettermacher*, der 1992 in Deutschland große Beachtung fand. Für Nizons Essay eröffnet «jede Auflehnung gegen die blinde Hinnahme eines Realitätsdikta-tes [...] Lebensaussichten», und es «sind die Horizonte dieser Lebensaussichten, die den Bewusstseinsraum der Kultur erzeugen, die dem finsternen Schlachtfeld des sogenannten realen Lebens etwas wie einen Himmel überspannt.»⁵¹ In Webers Roman findet Nizons Essay ein Echo darin, dass der Erzähler in dem «ins Unermessliche erweiterten Himmel» die Möglichkeit sieht, aus der «Enge des heimatlichen Horizontes» aufzubrechen, um «Welt einzuholen».⁵²

Es ist nicht anzunehmen, dass Vitali mit der Übernahme dieser Metaphorik ins Motto des Schweizer Gastauftritts in Frankfurt die Absicht hatte, Ramuz zu widersprechen. Eher wollte er wohl darauf anspielen, dass die Künste und Literaturen der Schweiz das Land «oben», im «hohen Himmel», reich machen, indem sie in erklärter und gelebter Zugehörigkeit zu den großen Sprach- und Kulturräumen Europas die räumliche und kulturelle Beschränktheit des «engen Tals» zum Thema machen. Dieses Streben der Schweizer Kulturschaffenden nach Zugehörigkeit zu den Feldern der Künste und der Literaturen der Nachbarländer fand Cotti jedoch in seiner Rede nicht einmal einer Erwähnung wert. Stattdessen leitete er die eingeforderte gesellschaftskritische Funktion der Literaturen der Schweiz aus ihrer angeblich genuinen Verbundenheit mit der Schweiz als Nation ab, deren «einzig wirklich nationale Kultur [...] politischer Natur»⁵³ sei.

Das kam, mit Bourdieu gesprochen, einer doppelten Bedrohung der Autonomie des literarischen Feldes der Autorinnen und Autoren in der Schweiz gleich: einmal, weil Cotti ihnen als höchster Repräsentant des Staates vorhielt, was sie zu tun hätten, dann aber auch, weil er das, was sie zu tun hätten, auf den Rahmen der Schweiz einschränkte und so die Distanz ihres Schaffens zu den Machtfeldern des Landes infrage stellte.

51 Paul Nizon: *Diskurs in der Enge*. In: ders.: *Diskurs in der Enge*. Verweigerers Steckbrief. Schweizer Passagen. Hg. und mit einem Vorwort versehen von Peter Henning. Frankfurt a. M. 1990, S. 135–226, hier S. 139.

52 Das in Webers *Wettermacher* oftmals wiederkehrende Motiv des Himmels, als Möglichkeit zur Weitung der Enge in die weite Welt, exemplifiziert der Roman am deutlichsten am Zürcher Reformator Zwingli, dem Landsmann des Erzählers aus dem Toggenburg, der «eines Tages aufbrach, den Gang durch die Welt anzutreten, der Welt auf die Spur zu kommen, der Welt in alle Welt nachlief, so dass er eines Tages die Enge des heimatlichen Horizontes in die Zwinge nahm, aufbrach, Welt einzuholen, in die Knie zu zwingen und auf den Kopf zu stellen.» (Peter Weber: *Der Wettermacher*. Frankfurt a. M. 1992, S. 56.) «Zwischen mörderischer Felswand und mörderischer Felswand muss» er sich dann auf seiner ersten Pfründe im noch engeren Glarus «heimisch gefühlt haben.» (Ebd., S. 57) «Es bleibt im Glarnerland der Menschheit [sic] die Wahl, mit dem Kopf durch die Wand zu gehen, sich mit dem Fels zu reiben, oder im spaltbreiten, von einem gütigen Gott ins Unermessliche erweiterten Himmel Zuflucht zu suchen.» (Ebd.)

53 Cotti, *Die Schweiz* (wie Anm. 7), S. 56.

Distanz zu den Machtfeldern

Eine solche Distanz aber ist die Grundbedingung der Autonomie eines literarischen Produktionsfeldes:

Die Form, welche die Abhängigkeit der Felder der Kulturproduktion von den ökonomischen und politischen Mächten annimmt, dürfte stark an die reale Distanz zwischen diesen Welten gebunden sein [...], aber auch an die Distanz, die sich in den wechselseitigen Vorstellungen voneinander niederschlägt [...].⁵⁴

Eben dieses in der Schweiz immer wieder drohende Fehlen der «Distanz zwischen diesen Welten» hatte Paul Nizon 1970 mit dem *Diskurs in der Enge* im Auge. Im Vorwort zur Erstausgabe dieses Essays nimmt er gar eine der zentralen Kategorien der Soziologie Bourdieus voraus, indem er sagt, die Enge, von der er spreche, betreffe den

Kulturschauplatz Schweiz, oder besser: das kulturelle Feld, und das heißt wiederum nicht das gesetzte Feld als abgeschlossenes Kapitel, sondern das in die Zukunft offene, das kulturelle Spannungsfeld.⁵⁵

Die größtmögliche Autonomie dieses Spannungsfeldes lag und liegt für die Autorinnen und Autoren der drei großen Landessprachen der Schweiz in den benachbarten Kulturräumen ihrer Sprachen. Nizon weist zu Recht darauf hin, dass die «stolze Reihe großer Söhne», die die Schweiz hervorgebracht zu haben sich rühmt, «zu einem guten Teil nicht ihr Land, sondern das Ausland groß gemacht»⁵⁶ habe. Das gelte sogar für Gotthelf, dessen Bücher zwar nicht, wie Nizon meint, «gezwungenermaßen in Deutschland»⁵⁷ erschienen sind, ihn aber dort zum besthonorierten Autor seiner Zeit gemacht haben.

Zuwachs am erhofften symbolischen Kapital suchen die Autorinnen und Autoren aus der Schweiz also seit jeher nicht vor allem im eigenen Land, sondern in den gleichsprachigen Nachbarländern. Nach Bourdieu staffeln sich die «verschiedenen kulturellen Ausdruckssysteme [...] objektiv im Rahmen einer von individuellen Meinungen unabhängigen Hierarchie, die die Skala *kultureller Legitimität* mit deren einzelnen Gradstrichen festlegt.»⁵⁸ Und diese Skalierung beruht auf dem größeren oder kleineren «Anspruch auf allgemeine Anerkennung»⁵⁹ der Kulturschaffenden und ihrer Werke. Die «Legitimitätssphäre mit Anspruch auf universelle Anerkennung»⁶⁰ liegt für die Autorinnen und Autoren der Schweiz im Großraum der jeweiligen Sprache und weder in der Region ihrer jeweiligen Landessprache der Schweiz noch in der Gesamtheit des Landes. Selbst wenn

54 Bourdieu, *Die Regeln*, (wie Anm. 31), S. 349.

55 Nizon, *Diskurs* (wie Anm. 51), S. 139. Hervorhebung im Original.

56 Ebd., S. 217.

57 Ebd.

58 Pierre Bourdieu: *Zur Soziologie der symbolischen Formen*. Frankfurt a. M. 1974, S. 104. Hervorhebung im Original.

59 Ebd., S. 105.

60 Ebd., S. 109.

sie die Übersetzungen ihrer Werke in die anderen Landessprachen als einen gewissen Erfolg im Streben nach «universeller Anerkennung» erleben, bleiben in ihren Augen die eigentlichen Legitimationsinstanzen auf dem Weg zur Letzteren vor allem die Verlage, Rezensionen und Preise in den jeweiligen Nachbarländern und nicht jene in der Schweiz, und dies trotz der Tatsache, dass die Lektorate hier intensiver sind, die Rezensionen ausführlicher und die Preissummen höher.

Wenn zum Habitus der Autorinnen und Autoren der Schweiz von Gottfried Keller über C. F. Ramuz bis zu Giovanni Orelli also die Bekräftigung gehört, man wolle nicht als «Schweizer Autor» bezeichnet werden,⁶¹ dann ging und geht es nicht einfach um größere Markt- und Gewinnchancen, sondern um den «Anspruch auf universelle Anerkennung» im Sinne Bourdieus. So begann Urs Widmer 1998 seinen Essay zum Schweizer Auftritt in Frankfurt mit der an Ben Vautiers Diktum in Sevilla erinnernden Aussage: «Es gibt keine Schweizer Literatur»⁶² und schloss im Namen seiner Kolleginnen und Kollegen: «Wir sind ein kleiner, aber hoffentlich nicht ganz bedeutungsloser Teil der Weltliteratur.»⁶³

Universelle Geltung kann die Literatur, wie Bourdieus Werk zur Geschichte der französischen Literatur zeigt, nur gewinnen, wenn sie gegenüber dem ökonomischen und politischen Machtfeld ihres Landes ein Höchstmaß an Autonomie beansprucht. Die Autorinnen und Autoren der Schweiz fanden diese Autonomie immer eher in den großen Sprach- und Kulturräumen ihrer Nachbarländer als in ihrem Land. Auf die Schweiz beschränkt, fällt es ihnen schwer, die nötige Distanz zu den Machtfeldern zu gewinnen. Denn die Enge dieses Landes erwächst, wie Nizons *Diskurs in der Enge* festhält, auch daraus, dass die Schweiz Kultur als Sache der Gemeinde, dann des Kantons und erst in letzter Linie des Bundes behandelt:

Kultur ist in der Schweiz im wesentlichen Gemeindeangelegenheit, deshalb ist der Schweizer naturgemäß ein Lokalkünstler, der, in Ermangelung eines Zentrums, das den größeren Wettbewerb und den größeren Lorbeer anzubieten hätte, nach lokalen Ehren zu streben gezwungen ist.⁶⁴

Nizons Darlegung lässt vermuten, dass der sehr weitgehende Föderalismus der Schweiz den Bürgerinnen und Bürgern ein Höchstmaß an Autonomie auf dem politischen Feld bietet, ihre Autonomie auf dem kulturellen hingegen eher einzuschränken droht, solange sie sich mit «lokalen Ehren» begnügen und sich nicht in größeren Räumen ausserhalb der Schweiz dem «größeren Wettbewerb» stellen, um «größeren Lorbeer» zu erlangen. Im Unterschied dazu wurde die französische Gesellschaft nach Bourdieu paradoxer-

61 Vgl. dazu Michael Böhler: Paradoxie und Paratopie. Der Ort der Schweizer Literatur. In: Michael Braun, Birgit Lermen (Hg.): Begegnung mit dem Nachbarn (IV): Schweizer Gegenwartsliteratur. Sankt Augustin 2005, S. 31–63, hier S. 36–39.

62 Urs Widmer: Fragmentarisches Alphabet zur Schweizer Literatur. In: Text+Kritik. Sonderband. IX/98. Literatur in der Schweiz. Hg. von Heinz Ludwig Arnold. München 1998, S. 7–12, hier S. 7.

63 Ebd., S. 12.

64 Nizon, *Diskurs* (wie Anm. 51), S. 148.

weise gerade aufgrund ihrer starken politischen und kulturellen Zentralmacht «der günstigste soziohistorische Kontext zur Autonomisierung der Kunst und zum Auftreten von Figuren des Intellektuellen, die die Rolle einer kritischen Gegenmacht in Anspruch nahmen.»⁶⁵

In der Schweiz hat sich eine derartige «Zentralmacht» nie herausgebildet. Verhindert wurde sie in politischer Hinsicht durch den ausgeprägten Föderalismus des Landes, in kultureller Hinsicht durch seine Viersprachigkeit und konfessionelle Spaltung. Zwar gab es im Lauf des 20. Jahrhunderts in mehreren Anläufen Bemühungen auf gesamtschweizerischer Ebene, den vier Literaturen auch innerhalb des Landes eine die Regionen übergreifende Anerkennung zu verschaffen und ihr Zusammenwirken zu fördern: mit der Schweizerischen Schillerstiftung, die ab 1905 Preise und Unterstützungen an Autoren aller vier Landessprachen vergab, mit der eidgenössischen Kulturstiftung Pro Helvetia, die seit 1939 den kulturellen Austausch zwischen den verschiedenen Sprachregionen der Schweiz sowie zwischen der Schweiz und dem Ausland fördert, mit der ch Reihe, die seit 1974 literarische Übersetzungen zwischen den Landessprachen mit Druckkostenzuschüssen an die Verlage unterstützt, mit dem Schweizerischen Literaturarchiv, das seit 1991 literarische Vor- und Nachlässe in den vier Landessprachen sammelt, und mit den Schweizer Literaturpreisen, die seit 2012 – in Fortsetzung der Preise der Schillerstiftung – Werke der vier Landessprachen auszeichnen. Im Kontrast zu diesen fortgesetzten Bemühungen auf institutioneller Ebene sehen viele Autorinnen und Autoren weder in der nationalen Anerkennung noch in der Übersetzung ihrer Bücher in die anderen Landessprachen die wesentliche Voraussetzung zur Erfüllung ihres «Anspruchs auf universelle Anerkennung».

Gemeinsamkeiten mit den Nachbarn

Cotti hält den Kulturschaffenden der Schweiz allgemein und den Autorinnen und Autoren im Besonderen denn auch vor, sie hätten aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu vier verschiedenen Sprachgemeinschaften «bis zur Meisterschaft» eine Fertigkeit darin entwickelt, «unschuldig aneinander vorbeizuschauen, um nicht miteinander sprechen zu müssen.»⁶⁶ Tatsächlich gehört die Versicherung, man habe «kaum persönliche Beziehungen» über die Sprachgrenzen der Schweiz hinweg, «weniger als mit Zeitgenossen fremder Länder»,⁶⁷ ebenso zum Habitus von Autorinnen und Autoren aus der Schweiz wie jene,

65 Anna Boschetti: Sozialwissenschaft, Soziologie der Intellektuellen und Engagement. Die Position Pierre Bourdieus und deren soziale Bedingungen. In: Ingrid Gilcher-Holtey (Hg.): Zwischen den Fronten. Positionskämpfe europäischer Intellektueller im 20. Jahrhundert. Berlin 2006, S. 201–229, hier S. 202.

66 Cotti, Die Schweiz (wie Anm. 7), S. 55.

67 Max Frisch zitiert nach Manfred Gsteiger: Die Beziehungen der deutschsprachigen zu den anderssprachigen Literaturen der Schweiz. In: Klaus Pezold: Geschichte der deutschsprachigen Schweizer Literatur

man sei kein Schweizer Autor. Auch Urs Widmer wiederholt sie 1998 in seinem Essay, fügt aber hinzu:

Die Romands schauen nach Paris, die Tessiner nach Italien. Die Rätoromanen können in keine Ferne schauen und schicken in jeder Generation einen Vertreter in die weite Welt. [...] Wir Deutschsprachigen schauen nach Deutschland und nach Österreich. Wir sind auf den ganzen deutschen Kulturraum angewiesen; wir haben keine Wahl.⁶⁸

Die «Fähigkeit aneinander vorbeizuleben»,⁶⁹ die Cotti ironisch beanstandet, ist also nicht Ausdruck bornierter Ignoranz, sondern der Notwendigkeit, auf dem größtmöglichen literarischen Feld die größtmögliche Autonomie zu finden. Wenn dieses Bestreben nicht als Grundlage des monierten Phänomens anerkannt wird, bringt die Mahnung des Bundespräsidenten, der «Zusammenhalt in unserem Land» sei auf der Grundlage «von soliden Kontakten» und dem «echten gegenseitigen Verständnis unter den verschiedenen Kulturen»⁷⁰ zu entwickeln, das Gegenteil des Erstrebten hervor: dass Verständigungsbe-mühungen als Eingriff der politischen Macht in die Autonomie des literarischen Feldes zurückgewiesen werden.

In den Fällen, in denen es den vier Literaturen der Schweiz nämlich darum ging, ihre Autonomie gegenüber dem Machtfeld zu behaupten, war die Verständigung unter ihnen kein Problem: So zum Beispiel 1969, als Franck Jotterand, französischsprachiger Kulturjournalist, Schriftsteller und Leiter des Centre dramatique in Lausanne, aufdeckte, dass der damalige Präsident des SSV, Maurice Zermatten, der anonyme Übersetzer des staatlich allen Haushalten verordneten *Zivilverteidigungsbuchs* ins Französische war. Jotterand wies nach, dass Zermatten die Tendenz dieser Schrift, alle linken Intellektuellen zu potentiellen Landesverrättern zu erklären, noch verschärft hatte, und bewog neben einer grossen Anzahl von Schriftstellern aus der Westschweiz auch 21 deutschsprachige Kolleginnen und Kollegen zum Austritt aus dem SSV und 1971 zur Gründung der dissidenten Gruppe Olten im zweisprachigen Biel.

Die Gruppe Olten (GO) wurde für Autorinnen und Autoren aller vier Literaturen der Schweiz zu einer jener «Instanzen der Verbreitung und Konsekration», die nach Bourdieu «in der Lage waren, die materielle und intellektuelle Unabhängigkeit der Kulturproduzenten zu stützen».⁷¹ Im Unterschied zum SSV waren in der GO zunächst vor allem Autorinnen und Autoren aktiv, die in den Nachbarländern publizierten oder dort breiter rezipiert wurden, ein Zeichen ihrer Unabhängigkeit gegenüber den Machtinstanzen der Schweiz: so zum Beispiel Peter Bichsel, Nicolas Bouvier, Hanna Johansen, Adolf Muschg, Giovanni Orelli, Erica Pedretti, Jörg Steiner und Otto F. Walter.

im 20. Jahrhundert. Berlin 1991, S. 318–326, hier S. 324.

68 Widmer, Fragmentarisches Alphabet (wie Anm. 62), S. 7. Hervorhebung im Original.

69 Cotti, Die Schweiz (wie Anm. 7), S. 55.

70 Ebd., S. 56.

71 Boschetti, Sozialwissenschaft (wie Anm. 65), S. 203.

Es war ihre übernationale Bedeutung, die es ihnen erlaubte, mit der GO, aber auch individuell, «in das politische Feld [einzugreifen] *im Namen der Autonomie* eines Produktionsfeldes, das zu einem hohen Grad von Unabhängigkeit gegenüber den staatlich-gesellschaftlichen Machtinstanzen gelangt ist». ⁷² Und das gilt auch für die Autoren, die Cotti der jüngeren Generation Schreibender als Vorbilder fürs Intervenieren «mit mutigem, kritischem Geist» ⁷³ hinstellt. Er spielt mit Seldwyla auf Keller an, mit Güllen auf Dürrenmatt und mit Andorra auf Frisch und führt die Namen Lansel, Meyer, Orelli und Ramuz an. Alle hätten sie «immer wieder [...] das Land hinterfragt, und auch seine Politik.» ⁷⁴ Das geschah allerdings auf ganz unterschiedliche Weise. Gemeinsam ist diesen Vorbildern nur eines: Sie erhielten die Möglichkeit zur kritischen Auseinandersetzung mit ihrer Heimat vor allem dadurch, dass sie in ihrem Schaffen und Wirken ganz mit anderen Kulturräumen verbunden blieben. Das gilt selbst für den Rätoromanen Peider Lansel, der von Genf und Italien aus aufs heimatliche Engadin blickte. Ihre gesellschaftskritische Triebkraft ergab sich nicht, wie Cotti behauptet, hauptsächlich daraus, dass aufgrund des Nebeneinanders der vier verschiedenen Sprachen «die einzig wirklich nationale Kultur in der Schweiz politischer Natur» sei und man deshalb «in allen Landesteilen eine besondere Häufigkeit an Autorinnen und Autoren fest[stelle], die sich mit ihrem Land auch politisch auseinandersetzen.» ⁷⁵

Die Behauptung, «dass der Schweizer Schriftsteller ein politischer Schriftsteller sei», ⁷⁶ ist ein «Allgemeinplatz», ⁷⁷ der seit dem 19. Jahrhundert kolportiert wird und die vielfältigen Formen, in denen die Autorinnen und Autoren der Schweiz ihre Rolle als Intellektuelle im Sinne Bourdieus wahrnehmen, eher verdeckt als offenbart. Sie setzen sich je nach Landessprache ganz unterschiedlich mit ihrem Staat auseinander und haben auch hierin mit den Kolleginnen und Kollegen der benachbarten Großräume ihrer Sprache mehr Gemeinsamkeiten als mit jenen in den anderen Sprachen ihres Landes. Als Max Frisch im Dezember 1966 dagegen protestierte, wie Emil Staiger die engagierte Literatur als «Entartung jenes Willens zu Gemeinschaft», bezeichnete, «der Dichter vergangener Tage beseelte», ⁷⁸ waren es neben den Schweizern Bichsel, Marti und Walser die Deutschen Andersch, Böll, Enzensberger, Grass, Johnson, Walser und Weiss, die er als mögliche Zielscheiben des Zürcher Professors nannte. ⁷⁹ Er stellte also für Deutschland, mit

72 Bourdieu, *Die Regeln* (wie Anm. 31), S. 210 f. Hervorhebung im Original.

73 Cotti, *Die Schweiz* (wie Anm. 7), S. 56.

74 Ebd.

75 Ebd.

76 Vgl. Corina Caduff: Zum Diskurs «Schweizer Literatur» in der Gegenwart. In: Braun, Lermen (Hg.), *Begegnung mit dem Nachbarn* (wie Anm. 61), S. 65–96, hier S. 81.

77 Ebd.

78 Emil Staiger: *Literatur und Öffentlichkeit*. In: Walter Höllerer (Hg.): *Der Zürcher Literaturstreit. Eine Dokumentation. Sprache im technischen Zeitalter 22/1967, April–Juni*. Stuttgart 1967, S. 90–97, hier S. 91.

79 Vgl. Max Frisch: *Endlich darf man es wieder sagen*. In: Höllerer (Hg.), *Der Zürcher Literaturstreit* (wie Anm. 77), S. 104–109.

Cotti gesagt, «eine besondere Häufigkeit an Autorinnen und Autoren fest, die sich mit ihrem Land auch politisch auseinandersetzen»,⁸⁰ ohne wie Cotti anzunehmen, das liesse sich darauf zurückführen, dass dort «die einzig wirklich nationale Kultur [...] politischer Natur»⁸¹ wäre. Statt wie Cotti in der Häufigkeit kritisch denkender und eingreifender Autoren ein Alleinstellungsmerkmal der Schweiz zu sehen, ist es wahrscheinlicher anzunehmen, hierin hätten die Schweizer Autoren mit ihren deutschen Kollegen auf dem gemeinsamen literarischen Feld des ganzen deutschen Sprachraums rivalisiert.

Mit ihren Nachbarländern teilt die Schweiz heute auch die Erfahrung, dass sich, wie Cotti sagt, «das Verhältnis zwischen Intellektuellen und dem Staat» im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts insofern geändert hat, als der «querdenkerische Anstoss, der Widerspruch des ›homme de culture‹ [...] weniger deutlich sichtbar»⁸² ist und «die so wesentliche Grundsatzkritik [...] im Lärm des Tagesgeschäfts etwas unterzugehen»⁸³ scheint. Ähnliche Beobachtungen waren sowohl in Deutschland wie in Frankreich schon seit den 1980er-Jahren zu hören gewesen. 1987 stellte Hans Magnus Enzensberger fest, angesichts der einsetzenden Globalisierung der europäischen Gesellschaften hätten intellektuelle Figuren wie Heinrich Böll keine Zukunft mehr. Aufgrund der Vergesellschaftung ihrer Rollen seien sie «in gewisser Weise überflüssig geworden»:⁸⁴ «Wir haben Heinrich Böll verloren. Aber dafür haben wir Amnesty und Greenpeace.»⁸⁵ Zwölf Jahre später stellte Pierre Bourdieu fest, «dass Künstler, Schriftsteller und Wissenschaftler immer vollständiger aus der öffentlichen Diskussion ausgeschlossen»⁸⁶ würden. Ihre Autonomie werde bedroht von «der zunehmenden gegenseitigen Durchdringung der Welt der Kunst und der des Geldes»⁸⁷ und «einer Kommunikationstechnologie, die über die Medien auch im eigentlichen Bereich der Kulturproduktion immer stärker präsent»⁸⁸ sei.

Im Bemühen dieser «Depotenzierung ihrer gesellschaftlichen Rolle»⁸⁹ zu begegnen, sehen sich die Autorinnen und Autoren kaum gestärkt durch den wohlwollenden Zuspruch des höchsten Vertreters des Staates, sie sollten sich nicht «aus ihrer traditionellen gesellschaftskritischen Präsenz ins Private»⁹⁰ zurückziehen. Besser unterstützt sähen sie sich, wenn er sich darauf besänne, was die öffentliche Hand dazu beitragen kann, dass die

80 Cotti, *Die Schweiz* (wie Anm. 7), S. 56

81 Ebd.

82 Ebd., S. 57.

83 Ebd.

84 Hans Magnus Enzensberger: *Das empfindliche Ungeheuer. Eine Wahlkampf-Unterhaltung aus dem Jahre 1987 mit Hellmuth Karasek*. In: ders.: *Mittelmaß und Wahn. Gesammelte Zerstreuungen*. Frankfurt a. M. 1988, S. 227–244, hier S. 239.

85 Ebd.

86 Bourdieu, *Die Regeln* (wie Anm. 31), S. 530.

87 Ebd.

88 Ebd., S. 532.

89 Gerhard Lauer: *Zeit Heimat Schweiz. Über eine ›kleine Literatur‹ in der Wissensgesellschaft Europas*. In: Braun, Lermen (Hg.), *Begegnung mit dem Nachbarn* (wie Anm. 61), S. 97–112, hier S. 109.

90 Cotti, *Die Schweiz* (wie Anm. 7), S. 57.

Autonomie der literarischen Produktion besser geschützt wird und die Autorinnen und Autoren davor bewahrt werden, sich – wie der Verleger Egon Amman sagt – «als Selbstdarstellungskünstler in den immer enger werdenden Medienplätzen tummeln»⁹¹ zu müssen. Dazu müsste überlegt werden, wie man erreicht, dass «der Träger der Literatur», das Buch, als «das demokratischste Transportmittel erbaulicher wie subversiver individueller, intellektueller und emotionaler Freiheit»⁹² jeder und jedem zugänglich bleibt und so allen das zuteil wird, «was als Segen des Buchdrucks unsere Neuzeit und damit die demokratische, gedankenfreiheitliche Gesellschaft bestimmt hat».⁹³

⁹¹ Ammann, Forderungen (wie Anm. 29), S. 50.

⁹² Ebd., S. 51.

⁹³ Ebd.

IV. Literarische Konstruktionen und Kritik von Institutionen

Wie ein weggeworfenes Zündhölzchen

Jeremias Gotthelf über kommunale Institutionen und die Rolle des Pfarrers

PATRICIA ZIHLMANN

Literatur und Institution(en) – auch das Werk des Pfarrerdichters Jeremias Gotthelf bietet für eine Untersuchung hierzu reichlich Anknüpfungspunkte, was nicht zuletzt mit der Bedeutungsvielfalt des Begriffs ‚Institution‘ zusammenhängt. So zeigt *Die Armennoth*, wie Jeremias Gotthelf Literatur für die Propagierung einer Institution, nämlich der von ihm mitinitiierten Armenerziehungsanstalt Trachselwald, einsetzte.¹ Demgegenüber sind etwa der Roman *Anne Bäbi Jowäger* (1843/44) und der *Neue Berner-Kalender*, den Gotthelf für die Jahrgänge 1840 bis 1845 betreute, Beispiele für die gezielte Anregung von Literaturprodukten durch den Staat respektive seine Beamten. Für den *Jowäger*-Roman, der das Vertrauen der Bevölkerung in wissenschaftlich gebildete Mediziner fördern sollte, wurde dem Schriftsteller ein Bündel Akten zu einem der Quacksalberei angeklagten Mann zur Verfügung gestellt.² Wie der Staat aber über seine Beamten die Textproduktion förderte, so griff er bisweilen mittels Zensur auch in diese ein oder störte den Vertrieb von Druckerzeugnissen, in denen die Legitimation der staatlichen Herrschaft angezweifelt wurde. Besonders repressiv agierten die monarchischen deutschen Staaten gegen Oppositionelle, und sogar Gotthelfs sozialpolitische Schrift *Die Armennoth* wurde 1841, ein Jahr nach Erscheinen, wegen einer kritischen Bemerkung zu Bayern von der dortigen Zensur kassiert.³ Die Kritik am Zensursystem war leitendes Thema für den Jahrgang 1843 des *Neuen Berner-Kalenders*, was bereits optisch durch Einfügung von Zensurstrichen in den Text erkennbar war. Dass Gotthelf sich im *Kalender* so ausgiebig mit der Zensur beschäftigte, dürfte kaum nur eine Reaktion auf die Kassation der *Armennoth* gewesen

1 Vgl. etwa Barbara Mahlmann-Bauer, Lukas Künzler: Jeremias Gotthelf und das Armenwesen im Emmental. Eine Quellenschau. In: Jahrbuch Geographische Gesellschaft Bern 65 (2017), S. 37–62; Lukas Künzler: Anerkennung vor Umverteilung. Zur sozialen Frage bei Jeremias Gotthelf. Hildesheim etc. 2020.

2 Vgl. Brief an Joh. Rud. Schneider, 14. 5. 1842. In: Jeremias Gotthelf: Sämtliche Werke in 24 Bänden [SW]. Ergänzungsband [EB] 5: Briefe. Zweiter Teil. Hg. von Kurt Guggisberg und Werner Jucker. Erlenbach-Zürich 1949, S. 218 f.

3 Vgl. hierzu und für das Folgende Jeremias Gotthelf: Neuer Berner-Kalender für das Jahr 1843. In: ders.: Historisch-kritische Gesamtausgabe [HKG]. Bd. D.1: Neuer Berner-Kalender. Drucktext. Spätere Bearbeitungen. Handschriftliche Texte. Hg. von Christian von Zimmermann et al. Hildesheim etc. 2012, S. 245–330 und den Kommentar in: Gotthelf: HKG D.3.2: Neuer Berner-Kalender. Kommentar. Hg. von Christian von Zimmermann. Hildesheim etc. 2012, S. 687–690.

sein: 1842 hatten mehrere Presseprozesse in den Kantonen Bern, Luzern und Aargau eine rege Debatte über Pressefreiheit angeheizt.

In Gotthelfs Werk sind Begriffsbildungen mit dem Stamm «Institut-» eher selten zu finden, die Begriffe «Institut» und «Institution» brauchte er teils als Synonyme. Auch in seiner Verwendungsweise ist die heutige Bedeutungsvielfalt des Begriffs «Institution» erkennbar: Anstalten unterschiedlicher Art (Banken, Bildungsinstitute),⁴ Behörden (zum Beispiel das «Institut der Schulcommissairs»)⁵ und die Ehe als ein (idealerweise dauerhaftes) Beziehungsgefüge mit je eigenen Regeln.⁶ 1833 – also kurz nach dem liberalen Umbruch in mehreren Schweizer Kantonen, darunter auch dem Kanton Bern – betont er in einem Vortrag im Trachselwalder Pfarrverein das christliche Wesen der jüngsten politischen Reform, welche den – in seinen Augen christlichen – Werten der Freiheit und Gleichheit eine zentrale Bedeutung auch für die Gestaltung des politischen Staatswesens und der «menschliche[n] oder gesellschaftliche[n] Institutionen» zuschrieb.⁷ Sogar die politische Verfassung selbst erhält den Status einer staatlichen Institution.⁸ Noch vor einer genaueren Untersuchung des Institutionen-Begriffs bei Gotthelf lässt sich bereits Folgendes festhalten: 1. Institutionen sind nach einem bestimmten Muster und Regelwerk eingerichtet. 2. Sie sind folglich nicht naturgegeben, sondern menschlich respektive von Menschen gemacht. Im vorliegenden Beitrag sollen die Verwaltungsinstitutionen⁹ auf Gemeindeebene und ihre Modellierung in Gotthelfs frühem Werk bis etwa 1840 im Zentrum stehen. Zuerst wird die Beurteilung von Gemeindebehörden und Amtsträgern durch Gotthelf betrachtet und danach gefragt, welchen Handlungsspielraum er ihnen zuschreibt. Neben literarischen Werken des Dichters Gotthelf sollen hierfür auch die jährlichen Visitationsberichte des Pfarrers Albert Bitzius über die sittliche und religiöse Verfassung der Gemeinde und über die Tätigkeit der Gemeindevorsteher sowie ausgewählte amtliche Korrespondenzen beigezogen werden. «Amtliche» Schriftstücke können Realität mitkonstruieren und müssen demzufolge in ihrem Kommunikationskontext verstanden werden. Dieser

4 Vgl. Jeremias Gotthelf: Der Staatsrechnungsbericht vom Jahr 1838. In: ders.: HKG F.1.1: Politische Publizistik 1828–1854. Text. Hg. von Barbara Mahlmann-Bauer et al. Hildesheim etc. 2012, S. 161–172, hier S. 161,16; Jeremias Gotthelf: Fortsetzung der Reisebilder aus den Weltfahrten eines Schneiders. In: ders.: HKG D.1, S. 460–477, hier S. 468,20 und 470,4.

5 Jeremias Gotthelf: Zur Geschichte des Primarschulwesens im regenerierten Canton Bern. In: Gotthelf: HKG F.2.1: Schulpolitische Publizistik 1824–1849. Text. Hg. von Barbara Mahlmann-Bauer et al. Hildesheim etc. 2016, S. 155–209, hier S. 183,10. – Ähnlich die von Bitzius unterschriebene «Eingabe zum Entwurf eines neuen Primarschulgesetzes». In: ebd., S. 115–125, hier S. 120–124.

6 Jeremias Gotthelf: Gedanken eines Einsamen. In: ders.: HKG F.3.1: Vereinsschriften 1827–1850. Die Armennoth. Eines Schweizers Wort. Vereinsreden und Aufrufe. Text. Hg. von Silvio Raciti und Barbara Berger. Hildesheim etc. 2018, S. 280–368, hier S. 338,14 f. – Wird in vorliegendem Beitrag aus handschriftlichen Quellen oder nach der HKG zitiert, so wird die finale Textfassung wiedergegeben; Verschleifungen werden stillschweigend aufgelöst.

7 Gotthelf: EB 12. Hg. von Kurt Guggisberg. Erlenbach-Zürich 1954, S. 193–212, hier S. 197.

8 Vgl. Jeremias Gotthelf: Kuriositäten vom Jahre 1840. In: ders.: HKG D.1, S. 176–199, hier S. 192,36–193,3.

9 Zur Verwaltung als Institution vgl. Wolfgang Seibel: Verwaltung verstehen. Eine theoriegeschichtliche Einführung. Berlin 2016, v. a. S. 31–45.

wird durch das institutionelle Gefüge konstituiert, das ein von sozialen Beziehungen gebildeter Raum ist und in dem Kommunikationsabläufe mehr oder weniger klar geregelt sind.¹⁰

Da Bitzius als Pfarrer vielfältigen Kontakt mit Behörden auf unterschiedlichen Ebenen (Gemeinde, Amtsbezirk, Staat) pflegte, ist auch erhellend, welche Rolle er dem Pfarrer in diesem staatlich-institutionellen Gefüge zu einer Zeit zuschrieb, in der nach dem liberalen Umbruch auch das Verhältnis von Staat und Kirche verhandelt sowie das Staatswesen neu organisiert wurde. Eine historische Kontextualisierung des Begriffs «Pfarramt» kann hier nicht geleistet werden; es muss der Hinweis genügen, dass das Pfarramt nicht nur die konkreten Aufgaben des Pfarrers – im Rahmen der Institution Kirche respektive Staat – einschloss, sondern auch die Berufung als Förderer der christlichen Ordnung. Gerade dem Gemeindepfarrdienst kam auch in zeitgenössischen Schriften – hier ist beispielsweise auf den Theologen Daniel Friedrich Schleiermacher hinzuweisen, auf den sich in Gotthelfs Werken immer wieder Bezüge ausmachen lassen – besondere Bedeutung zu.¹¹ Die hier zitierten Texte werden im Rahmen der *Historisch-kritischen Gesamtausgabe der Werke und Briefe von Jeremias Gotthelf* (HKG, Universität Bern) neu ediert und sollen künftig schrittweise in der digitalen Edition *dHKG* aufgeschaltet werden. Die Besucher und Besucherinnen der *dHKG* werden gerade im Bereich der amtlichen Korrespondenz, die erstmals in ihrer Gesamtheit und über ein einziges Portal zugänglich sein wird, neue Entdeckungen machen können.

Gemeindebeamte zwischen Eigeninteressen und Allgemeinwohl

In den zwischen 1837 und 1840 entstandenen Werken *Der Bauern-Spiegel* (Erstauflage 1837), *Leiden und Freuden eines Schulmeisters* (1838/39) sowie *Die Armennoth* (1840) ist zu beobachten, dass Gemeindebeamte oder die Gemeinde fast ausschliesslich negativ gezeichnet sind. Mit der Gemeinde ist hier wohl grösstenteils die Einwohnergemeinde gemeint, die im Kanton Bern Ende 1833 per Gesetz als eine von drei Gemeindearten neben Bürger- und Kirchgemeinde definiert wurde. Ihr Aufgabenbereich wurde als derjenige deklariert, der «mit der Staatsverwaltung in näherem Zusammenhange» stehe.¹² Die Zuständigkeit für einzelne Gemeindegeschäfte wurde auf die Gemeinde(versammlung) – die Gesamtheit der stimmbfähigen Einwohner, der auch ein Präsident vorstehen konnte –

10 Vgl. Peter Becker, «Das größte Problem ist die Hauptwortsucht.» Zur Geschichte der Verwaltungssprache und ihrer Reformen, 1750–2000. In: ders. (Hg.): Sprachvöllzug im Amt. Kommunikation und Verwaltung im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts. Bielefeld 2011, S. 219–244, hier S. 222 f. und S. 239.

11 Vgl. Martin Fedler-Raupp: Der Gemeindepfarrdienst als Zentrum kirchenleitenden Handelns. Grundlagen des Kirchendienstes bei Schleiermacher. Frankfurt a. M. 2008.

12 Gesetz über die Organisation und die Geschäftsführung der Gemeindebehörden, 20. 12. 1833. In: Gesetze, Dekrete und Verordnungen der Republik Bern 3 (1833), S. 264–283, hier Titel 1, Absatz 1.

und den Gemeinderat verteilt. Die Gemeinden standen unter der Aufsicht der Kantonsregierung, die diese Aufgabe dem Departement des Innern und insbesondere dem Regierungstatthalter des Amtsbezirks, in dem die Gemeinde lag, übertrug. Letzterer sollte auch, sofern notwendig, den Gemeindeversammlungen beiwohnen und «zu Handhabung der Gesetze und der guten Ordnung amtlich ein[]schreiten».¹³ Obschon die Gemeindereglemente bis Ende des Folgejahres vorliegen sollten, wurde das Reglement von der Gemeindeversammlung Lützelflüh, wo Albert Bitzius lebte, erst am 7. Mai 1836 genehmigt und im Oktober vom kantonalen Regierungsrat sanktioniert.¹⁴

Das Vorgehen von Gemeinden in ihrer Funktion als handlungsfähige juristische Personen widerspiegelt beispielsweise die Passage in der *Armennoth*: Die Gemeinden würden aus finanziellen Gründen arme Kinder bei «Diebe[n] und Trunkenbolde[n], [...] Ruchlose[n] und Gottlose[n]» verdingen, obwohl deren Laster bekannt seien.¹⁵ Wenn der Erzähler meint, «Gemeinden [hätten] als Gemeinden [...] kein Herz im Leibe»¹⁶ und sie würden nur widerwillig Gelder für ihre «Liebeswerke[]»¹⁷ eintreiben, so verweist dies auf unterschiedliche, teils einander widersprechende Gedanken: Ein Kollektiv oder eine Behörde ist zunächst ein Gebilde, bei dem eine bestimmte Sache – etwa die Einhaltung eines finanziellen Budgets – im Vordergrund steht. Eine einseitige Gewinnorientierung, wie sie in der *Armennoth* etwa im Falle einer (staatlichen) Zentralisierung im Armenwesen befürchtet wird, leiste einer Entmenschlichung Vorschub. Ausserdem habe gerade eine (vermeintliche) Professionalisierung, die sich in der Entstehung von Ämtern zeige, gemäss der *Armennoth* den gegenteiligen Effekt, dass erstens Eigennutz geschürt und zweitens die Sache selbst vergessen werde: «Wo Staat oder Gemeinden die Hände in etwas haben, erstarret das Leben, und die Liebe flieht. Es entstehen Pöstlein, Stellen, Protektoren und Protegierte, das eigene Ich spielt seine Rolle, und die Sache wird vergessen.»¹⁸ Schliesslich sei die Behörde als Akteur wesentlich von den sie konstituierenden Menschen abhängig, die sich zu oft von ihren Eigeninteressen leiten liessen: Rücksichtslosigkeit, Hochmut, Geiz würden in Gemeinden anstelle des Verstandes regieren:

In jedem Gemeindraht ist eine Minorität, welche das Bessere möchte: aber sie vermag sich selten Bahn zu machen. Es ist merkwürdig, wie der Eigennutz und die Dummheit viel kühner und aufbehrischer sind, als die bessere Einsicht und der bessere Wille. Mit aller möglichen Energie schlägt der Unvernünftige, der seinen Vortheil sucht, oder Vorurtheilen fröhnt, auf den Tisch, donnert, daß die Wände krachen, wenn er Widerstand findet,

13 Ebd., Titel 5, Absatz 62.

14 Gemeindearchiv Lützelflüh [GAL], Vorraum Archiv, rechte Seite, Gemeind-Reglement für die Einwohnergemeind Lützelflühe. Vgl. auch Staatsarchiv des Kantons Bern [StAB], B XIIIb 4010.

15 Jeremias Gotthelf: Die Armennoth. Synoptische Edition der Erstaussgabe 1840 und der zweiten, vermehrten Auflage 1851 [zitiert wird hier und im Folgenden die Ausgabe von 1840]. In: ders.: HKG F.3.1, S. 9–269, hier S. 44,4–31, Zitat S. 44,4.

16 Gotthelf, Armennoth (wie Anm. 15), S. 80,33.

17 Ebd., S. 80,34.

18 Ebd., S. 140,37–39. Ähnlich auch S. 142,12–17.

und intrigürt [...], bis er seinen Willen durchgesetzt, die Mehrheit auf seiner Seite hat. Während der Bessere meint, die gute Sache sollte eigentlich selbst siegen, wenig nachläuft, wenig ansetzt, sich doch am Ende nicht ganz unwerth machen will, sich mit dem Spruche zur Ruhe legt: nun in Gottes Namen, ich habe ihnen meine Meinung gesagt: wenn sie nicht wollen, so können sie es sein lassen; ich kann nicht helfen.¹⁹

Dass ärmeren Schichten eine christliche Erziehung und als Folge ein ökonomischer wie gesellschaftlicher Aufstieg verwehrt werde, gehe auf den Neid zurück, «der keinen Menschen, nicht geistig, nicht ökonomisch, will aus den untern Klassen heraufwachsen lassen[.]»²⁰ Der Erzähler führt dem Lesepublikum in der *Armennoth* die Kurzsichtigkeit einer solchen Haltung vor, da sie mittel- und langfristig neue Bedürftige erzeuge und somit mehr Kosten für das Gemeinwesen aufwerfe. Vernünftig erscheint also nur, wer verantwortungsvoll für sich selbst und die Gemeinschaft handelt sowie seine Eigeninteressen hinter das Allgemeinwohl zu stellen fähig und auch bereit ist. Die Einsicht in den Wert einer solchen Gewichtung unterschiedlicher Interessen darf folglich als Ausdruck einer (politischen, ökonomischen, sozialen, religiösen) Mündigkeit gewertet werden, die sich auch als am klassischen Republikanismus und am Prinzip des Masshaltens orientierende Bürgertugend realisiert findet.²¹ Seine Leserinnen und Leser zu einer solchen Mündigkeit zu erziehen, ihre «Einsicht in die Konturen christlich-sittlichen Handelns» und in die Tragfähigkeit einer christlichen Sozialethik zu befördern, lässt sich als wiederkehrendes Anliegen Gotthelfs in seinem Werk ausmachen.²² Was hier für jeden Menschen als Maxime formuliert ist, nämlich die Reflexion über die Tragweite eigenen Handelns und die Abkehr von für die Gemeinschaft schädlichen Eigeninteressen, muss aufgrund ihrer Funktion besonders für Beamte und Amtsträger gelten, die freilich ebenfalls dual geborene Wesen mit «tierischen» und «göttlichen» Anteilen sind und somit das reibungslose Funktionieren staatlicher Institutionen behindern, wenn sie nicht sachbezogen amten.²³

Die Armennoth weist wegen der thematischen Nähe einige Parallelen zum Romanerstling *Der Bauern-Spiegel* auf: In beiden Fällen liessen sich die Gemeinden nicht durch wahre Anteilnahme bei der Verdingung von Kindern leiten, sondern betrachteten es als ihre einzigen Pflichten, diese zu platzieren und das Kostgeld zu bezahlen. Eine anschliessende regelmässige, sprich: für den Einzelbeamten aufwändige Beaufsichtigung des Verdingver-

19 Ebd., S. 82,4–15.

20 Vgl. ebd., S. 168–170, Zitat S. 168,26 f.

21 Vgl. dazu Künzler, Anerkennung (wie Anm. 3), zum Beispiel S. 220–226 und S. 583–587. – Das Buch ist generell weiterführend zur *Armennoth* und insbesondere auch zu einem «non-egalitäre[n] Gerechtigkeitsmodell» bei Gotthelf, das auf einer gegenseitigen Anerkennung zwischen Wohlhabenden und Bedürftigen basiert und primär auf einen «menschenswürdigen Umgang» mit ärmeren Schichten abzielt, vgl. ebd., zum Beispiel S. 118 (Zitat), S. 541–543 und S. 605–607.

22 Manuela Heiniger: *Der mündige Bürger. Politische Anthropologie in Jeremias Gotthelfs «Bildern und Sagen aus der Schweiz»*. Hildesheim etc. 2015, S. 102. – Zu den Parallelen von Gotthelfs Gedanken und kommunitaristischen Strömungen vgl. Künzler, Anerkennung (wie Anm. 3), insbesondere S. 91–99.

23 Vgl. Künzler, Anerkennung (wie Anm. 3), S. 527 f.; zum menschlichen Dualismus etwa Heiniger, Bürger (wie Anm. 22), S. 60–73.

hältnisses und der Pflegeeltern gehe über ihr Selbstverständnis hinaus.²⁴ Noch eindrücklicher schildert Gotthelf im *Schulmeister*-Roman das Desinteresse am Gemeinwohl: Die Gytwiler (berndeutsch «Gyt» für Geiz) gäben privat viel Geld für Luxusgüter aus, seien aber in Gemeindedingen äusserst geizig und gleichgültig. Den Bau eines zweckmässigen Schulhauses torpedieren sie lange; nur durch eine List des Pfarrers können sie dazu gebracht werden, ein grösseres Schulhaus als eine benachbarte Gemeinde zu errichten und so einen Beweis nicht etwa für ihre Förderung des Schulwesens, sondern für ihren Wohlstand abzugeben. Als das Examen zur Anstellung eines neuen Schulmeisters stattfindet, gehen zwei Gemeindevorsteher ihre landwirtschaftlichen Arbeiten vor; ein dritter vergisst den Termin zunächst und beteiligt sich nachher nicht an der Entscheidung: «Es sei ihm Einer wie der Andere, er wolle die Herren [den Schulkommissär und den Pfarrer] machen lassen. Es werde da kein großer Unterschied sein, ein Schulmeister sei halt ein Schulmeister.»²⁵

Wenn Gemeindevorsteher sich durch Egoismus, Gleichgültigkeit dem Gemeinwohl gegenüber und durch Abschottung gegen sozial schwächere Schichten auszeichnen, so leisten sie wiederum Vorbehalten gegen ihren eigenen Stand Vorschub und tragen aktiv zur Schwächung des Staates wie des gesellschaftlichen Friedens bei: Erstens wird durch eine missbräuchliche oder schlechte Amtsführung das Vertrauen der Bürger in die Beamten und das Gemein- oder Staatswesen («die gute Führung») sowie die Bereitschaft zur Unterwerfung unter die staatliche Ordnung beeinträchtigt.²⁶

Zweitens lässt sich etwa mit dem Erzähler im *Dursli* festhalten, dass eine schlechte Amtsführung und Vetternwirtschaft Misstrauen und Neid der Armen gegenüber Reichen und Mächtigen generell beförderten: «[D]ie ganze mindere Klasse [sieht] die sogenannten Magnaten, welche in den Gemeinden das Zepter führen, mit scheelen Augen an und traut ihnen zu, daß sie sich ob dem Gemeindwesen oder den Armen selbst bereichern.»²⁷ Die Beobachtung einer wechselseitigen Distanzierung der sozialen Schichten und gegenseitigen Misstrauens («eine Gärung»)²⁸ lässt sich an verschiedenen Stellen in Gotthelfs Werk nachweisen. Im *Bauern-Spiegel* profitieren davon letztlich Radikale und religiöse «Sektierer», die sich unter die Leute mischen und deren Ideen die Kluft zwischen sozialen

24 Vgl. Jeremias Gotthelf: *Der Bauern-Spiegel*. In: ders.: SW I. Hg. von Ernst Müller. Erlenbach-Zürich 1921, etwa S. 115.

25 Jeremias Gotthelf: *Leiden und Freuden eines Schulmeisters*. In: ders.: HKG A.2.1.1: *Leiden und Freuden eines Schulmeisters*. Band 1: Drucktexte. Erster Teilbd. Hg. von Eveline Wermelinger und Christian von Zimmermann. Hildesheim etc. 2017, hier Ausgabe von 1838/39, S. 448,17 f.

26 Heiniger, *Bürger* (wie Anm. 22), S. 242; vgl. zur «guten» Führung in Staat und Haus auch ebd., S. 175–182 und S. 281–284.

27 Jeremias Gotthelf: *Dursli der Brantweinsäufer oder Der heilige Weihnachtsabend*. In: ders.: SW 16. Hg. von Rudolf Hunziker. Erlenbach-Zürich 1928, S. 111.

28 Ebd., S. 111.

und religiösen Schichten vergrössern.²⁹ Der Fecker, Mias' väterlicher Freund, kommentiert die Entwicklung besorgt:

Mit Schrecken sehe ich auch mehr und mehr im Volke selbst eine Kluft entstehen. Aus dem Volke erheben sich Beamtete, Gewerbsleute etc., es ist der erwecktere Teil des Volkes, und diese fangen an, die Gaststube zu verlassen, ziehen sich in Leisten, Lesezirkeln, und wie die Dinger alle heißen, zusammen und trennen sich von der Masse [...]. So bildet sich eine neue Klasse, und wer will mir wehren, wenn ich diese Klasse auch eine Aristokratie nenne? Die neue Klasse verliert durch diese Absonderung um so eher das Zutrauen des Volkes, je näher sie ihm früher gestanden.³⁰

Die Absonderung der regierenden Schichten habe neben nachteiligen Auswirkungen auf die sittliche Entwicklung ärmerer Schichten, wie der Fecker weiter konstatiert, also vor allem auch negative Folgen für den gesellschaftlichen Zusammenhalt.

Obschon Gotthelf die «führenden» Schichten – erinnert sei hier auch an die donnernde *Bettagspredigt für die eidgenössischen Regenten, welche weder in den Kirchen noch in den Herzen den eidgenössischen Bettag mit den eidgenössischen Christen feiern* aus dem Jahr 1839 – besonders in die Pflicht nimmt, wird in seinem Werk auch der einzelne Einwohner ohne Amt immer wieder an seine politische Verantwortung erinnert, die in einer vernünftigen Ausübung des Stimm- und Wahlrechts bestehe. Im ersten Kalender (Jahrgang 1840) unter Gotthelfs Redaktion darf das Publikum im Beitrag *Wie man zu Knubelkofen Sittenrichter und Gemeindräthe wählt* ein Gespräch zwischen dem Vieharzt Seppli und dem aufgebracht Hans vor der Gemeindeversammlung nachlesen.³¹ Hans wählt einen Sittenrichter, der für hohen Alkoholkonsum, Schimpftiraden und Schäkereien mit Frauen bekannt ist, und als Gemeinderat wählt er einen Betrüger und Geizhals. Mit seiner Wahl möchte er sich an den beiden rächen. Das bernische Lesepublikum wusste wohl, wie aufwändig ein Gemeindeamt für den Träger war und dass dem Gewählten nur unter besonderen Umständen die Ablehnung eines solchen Amtes erlaubt war.³² Seppli versucht erfolglos Hans umzustimmen, indem er seine Befürchtung nennt, die ganze Gemeinde und ihre Nachfahren könnten wegen schlechter Sittenrichter und Gemeinderäte verachtet werden.³³ «Ins Sittengericht gehören doch die bravsten Leute in der Gemeinde, die vernünftigsten Hausväter, denen es daran gelegen ist, daß es in der Gemeinde verständig und ehrbar zugehe und vor welchen die Hudeln [Lumpen] Respekt haben müssen.»³⁴ Und die Gemeinderäte sollten «wahre Gemeindeväter» sein, die das Allgemeinwohl fördern wollten.³⁵ Indem Seppli zu bedenken gibt, dass schon manche

29 Vgl. Gotthelf, Bauern-Spiegel (wie Anm. 24), S. 357–375.

30 Ebd., S. 292.

31 Vgl. Jeremias Gotthelf: *Wie man zu Knubelkofen Sittenrichter und Gemeindräthe wählt*. In: ders.: HKG D.1, S. 65–67.

32 Vgl. Gemeindegesetz 1833 (wie Anm. 12), Titel I, Absätze 6–8.

33 Vgl. Gotthelf, Knubelkofen (wie Anm. 31), S. 66, 23 f. und S. 67, 3–9.

34 Ebd., S. 66, 20–23.

35 Ebd., S. 67, 1 f.

Vorsteher «durch böses Beispiel böse Sitten eingeführt und Hudeln gepflanzt» hätten, rekurriert er auf die traditionelle Vorbildfunktion von Obrigkeiten.³⁶ Der «Kalendermacher» stützt Seppli und bezeichnet Wähler wie Hans als «vernagelte Tröpfe».³⁷ Bereits im Eröffnungstext *Seltsamer Trost* des gleichen Kalenderbands wird das Thema des schlechten oder guten Rufs gestreift, den alle sich durch ihr Betragen zu Lebzeiten erwürben und der sie sowie alle Angehörigen nach dem Tod begleite.³⁸ Zwar wird auch zum Gedenken an einen Beamten ermuntert, der aus einer verarmten Gemeinde «eine der arbeitsamsten, reichsten im ganzen Kanton» gemacht habe.³⁹ Der Beitrag endet aber mit einem düsteren Bild über das Schicksal eines Gemeindevorstehers, der Zwietracht gesät und «in schnödem Eigennutz allen Fortschritt in einer Gemeinde» gelähmt habe:⁴⁰

Und wie lange wird wohl der Gemeindevorsteher erscheinen müssen, der [...] Prozeß auf Prozeß auf seine Gemeinde häuft, alle Familien hinter einander bringt, jeden Frieden aus jedem Verhältniß treibt, jeder Familie nach und nach das Mark aus den Knochen saugt, wie lange wird der von Mund zu Mund wandern müssen in Flüche eingesalzen, bis sein Name Ruhe in der Vergessenheit findet.⁴¹

Die guten Gemeindeväter – Grenzen ihrer Handlungsspielräume

Während im *Bauern-Spiegel* und im *Schulmeister* das Ideal eines Gemeindevorstehers nur indirekt über die Negativbeispiele erschlossen werden kann, wird es in den beiden Kalendertexten kurz explizit formuliert: Es brauche vernünftige Hausväter, die sich für das Allgemeinwohl einsetzen, für einen sittlichen Umgang in der Gemeinde sorgen und mit ihrem guten Beispiel vorangingen. Hierfür steht etwa der Berner Oberländer Gemeindevorsteher im Roman *Jacobs, des Handwerksgeßellen, Wanderungen durch die Schweiz* (1846/47), der alle bürgerlichen und christlichen Tugenden in sich – als Handwerksmeister, als Familienoberhaupt und als Gemeindevorsteher – vereinigt: Demut, Zuverlässigkeit, Rechtschaffenheit, Sparsamkeit, Fleiss und wahrer christlicher Glaube. Sein Verhalten als Meister und Hausvater ist bereits Leistungsausweis für seine Befähigung zum Gemeinderat und unterscheidet ihn wesentlich von vielen andern Hausvätern insbesondere mit politisch radikaler Gesinnung, die – so zeigt der Roman – keine Verantwortung in Staat oder Gemeinde übernehmen könnten. «Gemeindeväter[n]»⁴² wird in Gotthelfs Werk wie weiteren Mittlerfiguren das Potenzial zugewiesen, die Versittlichung

36 Ebd., S. 67,9. – Vgl. auch Heiniger, Bürger (wie Anm. 22), S. 238.

37 Gotthelf, Knubelkofen (wie Anm. 31), S. 67,15 und 67,17.

38 Vgl. Jeremias Gotthelf: *Seltsamer Trost*. In: ders.: HKG D.1, S. 9–14, hier S. 13,9 f.

39 Vgl. ebd., S. 13,23 f.

40 Ebd., S. 14,25.

41 Ebd., S. 14,27–32.

42 Etwa in: Gotthelf, Dursli (wie Anm. 27), S. 127, und ders.: Käthi die Großmutter. In: ders.: SW 10. Hg. von Gottfried Bohnenblust. Erlenbach-Zürich 1916, S. 259. Vgl. zur Bedeutung des persönlichen Kontakts

der Einzelnen sowie das friedlich-harmonische und erfolgreiche Gedeihen des Gemeinwesens durch ihr gutes Exempel und ihr Handeln als Privat- und Amtsperson zu fördern. Gotthelf als Vertreter eines christlichen Republikanismus⁴³ lässt den Erzähler im *Dursli* auch festhalten, dass der Zweck christlicher (Staats-)Republiken in der «Vervollkommnung» des Einzelnen liege und nicht umgekehrt «die Ausführung einer Staatsidee Zweck des irdischen Lebens» sei.⁴⁴

Die von Gotthelf befürwortete christliche Fundierung des Staatswesens macht es nötig, nochmals auf die Institution der Gemeinden zurückzukommen. Die Äusserung zu den negativen Auswirkungen von Staat und Gemeinden («Wo Staat oder Gemeinden die Hände in etwas haben, erstarret das Leben, und die Liebe flieht»)⁴⁵ bezieht sich auf die Einwohnergemeinden. Dagegen gleiche die christliche Gemeinde einer «großen Familie» und sei von Liebe durchdrungen.⁴⁶ Ihr dürften sich auch arme Kinder als zugehörig empfinden;⁴⁷ und «nur die freie Liebe» könne die Lage der Armen bessern.⁴⁸ Nach dieser Logik ist der Appell des Erzählers der *Armennoth* an die christliche Gemeinde folgerichtig, den dieser mittels einer Analogie zur christlichen Taufe unterstreicht. Dort bilde die ganze anwesende Gemeinde «eigentlich den größern Kreis der Taufzeugen»,⁴⁹ und so solle auch die ganze christliche Gemeinde – explizit wird diese von der bürgerlichen Gemeinde abgehoben –⁵⁰ «Gotte und Götti sein dem kleinen Christenkinde».⁵¹ Damit wird der verbindende Charakter der Religion und besonders der Sakramente Taufe und Abendmahl herausgestrichen.⁵²

Den Zusammenhang zwischen Kirche, Obrigkeit und Staat reflektiert der Protagonist Mias ganz am Ende des *Bauern-Spiegels* wie folgt: Die Kirche sei die äusserliche Gemeinschaft der Christen und umfasse auch die bürgerliche Obrigkeit. Deren Aufgabe sei es, über das Wohl des Staates wie auch der Kirche zu wachen, damit sie beide fortbestehen könnten. Nehme die Obrigkeit diese Aufgabe nicht wahr, könne sich der Glaube ver-

der Gemeinderäte mit Johannes in *Kätbi*, was eine «Erneuerung der Quellen der Gemeinschaft, also des Miteinander[s]» darstellt, auch Künzler, Anerkennung (wie Anm. 3), S. 528 f.

43 Vgl. etwa Christian von Zimmermann: Der Teufel der Unfreien und die der Freien: Gotthelfs paränetische Erzählung «Die schwarze Spinne» (1842) im Kontext eines christlichen Republikanismus. In: Barbara Mahlmann-Bauer et al. (Hg.): Jeremias Gotthelf, der Querdenker und Zeitkritiker. Bern etc. 2006, S. 75–104.

44 Gotthelf, *Dursli* (wie Anm. 27), S. 127 f.

45 Gotthelf, *Armennoth* (wie Anm. 15), S. 140,37 f.

46 Ebd., S. 236,19. – Gotthelf widmete dem zentralen christlichen Grundbegriff der Liebe ein Traktat im Kalenderjahrgang 1842, vgl.: Gotthelf: HKG D.I, S. 199–207.

47 Vgl. Gotthelf, *Armennoth* (wie Anm. 15), S. 236,23.

48 Ebd., S. 142,8.

49 Ebd., S. 106,9 f.

50 Ebd., S. 107,7 f.

51 Ebd., S. 106,8.

52 Vgl. etwa Künzler, Anerkennung (wie Anm. 3), S. 217–219 und S. 528 f.; zum Ideal des christlichen Dorfs und zu den Implikationen für den gesellschaftlichen Zusammenhalt in Gotthelfs Werk vgl. ebd., S. 513–517, 541–543 und 605–607.

breiten, dass sie sich nicht um das Fortbestehen der Kirche kümmere.⁵³ Diese Passage muss vor dem Hintergrund der Diskussionen über das Verhältnis von Staat und Kirche in Bern und anderen Kantonen seit dem liberalen Umschwung zu Beginn der 1830er-Jahre verstanden werden. Eine Parallelstelle findet sich etwa im Visitationsbericht des Pfarrers Albert Bitzios an das Erziehungsdepartement aus dem Jahr 1837, dem Erscheinungsjahr des *Bauern-Spiegels*. Bitzios betont zunächst anerkennend, dass das Vertrauen des Volks in die Obrigkeit zunehme, weil Letztere «die einmal bestehende Staatsform beschütze[]» und «diejenigen bestraf[e], welche ihren Umsturz versuchen».⁵⁴ Dagegen werde aber das religiöse Leben nicht gleichermassen geschützt, denn gegen dessen Form werde «gepredigt, öffentlich und heimlich wird sie untergraben, ihren Sturz vorzubereiten dringen Abgesandte in alle Hütten, an die Totenbette, selbst in der schauerlichen Mitternachtsstunde».⁵⁵ Gemeint sind hier ausserkirchliche reformierte Gruppierungen, durch deren Tolerierung die bernische Staatskirche nach dieser Logik geschwächt werde.⁵⁶ Ausserdem würden Ausschreibungen von Lehrerstellen, weil «das Fach der Religion gleichsam am Schwanz, wie vergessen, angehängt und demgemäss honoriert ist», den Eindruck erwecken, dass das Erziehungsdepartement gleichgültig gegen religiöse Belange sei.⁵⁷ Auch dieser Bericht endet mit dem Hinweis auf eine soziale Kluft; Bitzios bete täglich, dass durch den «im Volke erwachten Sinn für Religion und Sittlichkeit keine Kluft zwischen dem Volke und seinen Regenten entstehen möge».⁵⁸

Mit seinem Vorwurf an die Adresse des Erziehungsdepartements hatte sich Bitzios aus dem Fenster gelehnt, und auch die Tatsache, dass er im Unterschied zu Mias die weltliche Obrigkeit als «Oberhaupt der Kirche» bezeichnete, nützte wenig. Die Kürze seines nächsten Berichts erklärte er mit der Rüge des Erziehungsdepartements, «daß man in einem solchen Bericht nicht mehr zu vernehmen begehre, als was gefragt werde».⁵⁹

Insgesamt zeigt sich in den Visitationsberichten Bitzios' während seiner Amtszeit in Lützelflüh eine zunehmende Positivzeichnung der Gemeindebehörden und der Gemeinde, womit freilich zu einem gewissen Grad auch die Leistungen des Pfarrers selbst implizit in ein positives Licht gerückt werden. Besonders eigennützige Gemeindevorsteher, die sich auf Kosten der Gemeindekassen bereicherten, hatte Bitzios übrigens in Utzenstorf erlebt, wo er Pfarrvikar war.⁶⁰ Und auch die Visitationsberichte aus seiner Zeit

53 Vgl. Gotthelf, *Bauern-Spiegel* (wie Anm. 24), S. 375 f.

54 Jeremias Gotthelf: *Visitations-Bericht des Pfarramtes Lützelflüh 1837*. In: ders.: *EB II: Kirche und Schule*. Hg. von Kurt Guggisberg. Erlenbach-Zürich 1959, S. 65–68, hier S. 66.

55 Ebd.

56 Vgl. etwa Kurt Guggisberg: *Jeremias Gotthelf. Christentum und Leben*. Zürich 1939, S. 202.

57 Gotthelf, *Visitations-Bericht 1837* (wie Anm. 54), S. 67 f.

58 Ebd., S. 68.

59 Jeremias Gotthelf: *Visitations-Bericht des Pfarramtes Lützelflüh pro 1838*. In: ders.: *EB II*, S. 68.

60 Vgl. dazu den wohl nicht abgesandten Bericht: Jeremias Gotthelf: *Bericht über die Gemeinde Utzenstorf*. In: ders.: *EB II*, S. 11–44, v. a. S. 37–44. Im abgeschickten Visitationsbericht wurde dies nicht erwähnt, vgl. ebd., S. 47–49, S. 48 f.

in Herzogenbuchsee zeichnen die Gemeindevorsteher eher als unsittliche und eigennützig-zeitgenossen.⁶¹ Im ersten ausführlicheren Lützelflüher Visitationsbericht aus dem Jahr 1832 merkt Bitzius bloss knapp an, dass die Gemeindevorsteher mit ihm zusammenarbeiten würden, sofern dies keine finanziellen Mehrauslagen zur Folge habe.⁶² Die schärferen Äusserungen der beiden folgenden Berichte über Missbräuche sowie Streitigkeiten zwischen verschiedenen Parteien dürften primär auf die Gemeinde als Ganzes zielen und legen die schwierige Stellung des Pfarrers offen, von dem man sich keine Einmischung wünsche und der, wenn er sich nicht daran halte, sogar beschimpft werde.⁶³ Tatsächlich hatte sich Bitzius kurz nach seinem Amtsantritt im Jahr 1831 schriftlich an die Gemeindevorsteher und die Hausväter der Gemeinde Lützelflüh gerichtet, welche die Gemeindeversammlung konstituierten, und rügte scharf die Vernachlässigung von Kindern, die von der Gemeinde untergebracht wurden, durch deren Verdingväter. Sie würden die Kinder aus egoistischen Motiven nicht zur Schule schicken und sich nicht um ihre sittliche Entwicklung kümmern. Bitzius appelliert auch hier an die christliche Bruderpflicht, bittet die Vorsteher um Unterstützung seines Anliegens und ermahnt zu einer sorgfältigen Überwachung der Verdingverhältnisse.⁶⁴ Jedenfalls lobt er ab 1835 die Vorsteher konstant und bezeichnet sie 1845/47 als christliche Hausväter, die mit gutem Beispiel vorangingen.⁶⁵ Im letzten überlieferten Visitationsbericht von 1853 nennt Bitzius die Vorsteher tüchtige Beamte, die sich auch ausserhalb der Sitzungstage und aus freien Stücken für die Armen und eine Besserung ihrer Lage einsetzen:

Es wäre sehr zu wünschen, es würden alle Beamtete begreifen, daß sie nicht einfältige Tagelöhner seien, welche zu fertigen hätten, was ihnen auf den grünen Tisch getragen wird und vor die Nase gelegt, sondern daß sie mit der ganzen Macht ihres Amtes und ihrer Persönlichkeit Staatszwecke zum Heil des Volkes zu fördern hätten.⁶⁶

Die zunehmende Positivzeichnung der Gemeindebehörden geht jedenfalls mit einer vermehrten Betonung der Grenzen ihrer Handlungsspielräume und der ungenügenden Unterstützung durch übergeordnete Instanzen und Beamte – im Klartext: den Regierungsstatthalter oder kantonale Departemente – einher.⁶⁷ Dieses Bedenken gewinnt

61 Vgl. Jeremias Gotthelf: Visitations-Bericht des Pfarramtes Herzogenbuchsee 1825. In: ders.: EB II, S. 49 f., hier S. 50; ders.: Visitaz-Bericht des Pfarramtes Herzogenbuchsee 1827. In: ders.: EB II, S. 51–53, hier S. 53.

62 Vgl. Jeremias Gotthelf: Visitations-Bericht über die Gemeinde Lützelflüh 1832. In: ders.: EB II, S. 58 f., hier S. 59.

63 Vgl. Jeremias Gotthelf: Pfarramt Lützelflüh. Visitations-Bericht 1833 und Visitations-Bericht vom Pfarramt Lützelflüh 1834. Beide in: ders.: EB II, S. 60 f.

64 Vgl. GAL (wie Anm. 14), Compactus-Anlage, Teil I, Abteilung Ia, Mißiven-Buch für die Verwaltungsbehörde von Lützelflüh. Nr. I., S. 83 f.

65 Vgl. Jeremias Gotthelf: Bericht des Pfarramtes Lützelflüh an der Kirchenvisitation den 28. April 1845. In: ders.: EB II, S. 75 f., hier S. 75; ders.: Visitationsbericht vom Pfarramt Lützelflüh pro 1847. In: ders.: EB II, S. 77 f., hier S. 77.

66 Jeremias Gotthelf: Visitations-Bericht vom Pfarramt Lützelflüh 1853. In: ders.: EB II, S. 80–82, hier S. 81.

67 Vgl. etwa Jeremias Gotthelf: Visitations-Bericht 1835. In: ders.: EB II, S. 61 f.

zunehmend an Schärfe: 1840 heisst es, die Schulkommissionen verlören den Mut, weil sie glauben müssten, «es sei von Oben her mit beßerer Bildung des Volkes nicht Ernst.»⁶⁸ In den Jahren 1842/43 ruft Bitzjus die Leser (also Angehörige des Erziehungsdepartements) auf, dafür zu sorgen, dass die Gemeindevorsteher den Mut nicht verlören.⁶⁹

Die Visitationsberichte mündeten also zunehmend in eine Kritik an den übergeordneten Behörden, insbesondere an Vertretern des Erziehungsdepartements und am Regierungstatthalter, der die Regierung im Amtsbezirk vertrat, als den Vorgesetzten von Pfarrern und Gemeindebehörden.

Die amtliche Korrespondenz des Pfarrers Albert Bitzjus

Die Pflichten des Pfarrers, der Teil der staatlichen Verwaltung war, wurden durch die *Prediger-Ordnung für den Evangelisch-Reformirten Theil des Cantons* von 1824 und durch Gesetze, Verordnungen und Beschlüsse des Kantons Bern geregelt. Zu den Aufgaben des Pfarrers zählten Seelsorge, Predigt und Unterweisung von Kindern sowie Konfirmationsunterricht, Taufe und Trauung. Er führte Tauf-, Toten- und Eherodel und verwaltete das Pfarrhaus mit Garten, Pflanzland und weitere pachtweise übergebene Landstücke. Auch das Schulwesen, das Aktuariat am Sittengericht und die Aufsicht über das Armenwesen samt Korrespondenz und Rechnungsprüfung zählten zu den Pflichten des Pfarrers, wie Gotthelf in einer nur handschriftlich überlieferten, undatierten Abhandlung über Stadt- und Landpfarrer schrieb.⁷⁰ Weitere Aufträge kamen fallweise hinzu: So wurde Pfarrer Bitzjus 1834 mit der Abfassung einer Chronik der Gemeinde betraut⁷¹ und in Kommissionen gewählt, wenn diese seinen Aufgabenkreis berührten, beispielsweise 1849 in eine Kommission zur Ausarbeitung einer Eingabe der Gemeinde Lützelflüh für das bernische Schul- und Strassengesetz.⁷²

Vor diesem Hintergrund erstaunt nicht, dass hunderte von amtlichen Korrespondenzen aus der Hand von Bitzjus überliefert sind, die er in unterschiedlichen Funktionen führte. Als Schulkommissär bemerkte er am 21. November 1836 dem Erziehungsdepartement gegenüber, er habe im laufenden Jahr 459 amtliche Schreiben abgefasst.⁷³ Würde man dies

68 Jeremias Gotthelf: Visitations-Bericht des Pfarramtes Lützelflüh 1840. In: ders.: EB II, S. 69 f., hier S. 70.

69 Vgl. Jeremias Gotthelf: Visitations-Bericht des Pfarramtes Lützelflüh 1842. In: ders.: EB II, S. 71 f., hier S. 72; ders.: Visitations-Bericht des Pfarramtes Lützelflüh pro 1843. In: ders.: EB II, S. 72–74, hier S. 73 f.

70 Vgl. Jeremias Gotthelf: Haben die Stadt- oder Landpfarrer mehr zu tun? In: ders.: EB II, S. 177–188, S. 181 und S. 183.

71 Zumindest geht dies so aus dem Text hervor, vgl. Jeremias Gotthelf: Chronik von Lützelflüh. In: EB 12: Frühschriften. Hg. von Kurt Guggisberg. Erlenbach-Zürich 1954, S. 227–244, hier S. 230.

72 GAL (wie Anm. 14), Compactus-Anlage, Teil 1, Abteilung Ia, Protokoll der Verhandlungen der Einwohnergemeinde Lützelflüh. Bd. III, Sitzung vom 31. 10. 1849, S. 81, Nr. 1.

73 Vgl. in Gotthelf: EB 4: Briefe. Erster Teil. Hg. von Kurt Guggisberg und Werner Jucker. Erlenbach-Zürich 1948, S. 216–218.

auf seine etwas mehr als zwanzig Amtsjahre in Lützelflüh hochrechnen, käme man auf rund 10 000 amtliche Schreiben. Diese Zahl muss aber zweifach relativiert werden: Erstens verringerte sich mit der Absetzung als Schulkommissär im Jahr 1845 die Menge an Schreiben; zweitens dürften darin auch Heimatscheine, Tauf- und Einsegnungsbescheinigungen eingeschlossen sein, die teils mehrfach ausgestellt werden mussten.⁷⁴ Die Adressaten der derzeit bekannten amtlichen Korrespondenzen von Albert Bitzios sind mehrheitlich das Erziehungsdepartement und der Regierungstatthalter des Amtsbezirks Trachselwald. Gegenschreiben an Bitzios sind im Original selten, aber immerhin für bestimmte Ämterstellen über Abschriften in Missivenprotokollen zugänglich.⁷⁵ Diese werden derzeit im Rahmen der *HKG* systematisch recherchiert. In den bisherigen Editionen von Gotthelfs Werken wurde die amtliche Korrespondenz äusserst selektiv abgedruckt. Ein besonderer Fokus lag jeweils auf der schulischen Amtskorrespondenz, die zweifellos gerade für ein besseres Verständnis des *Schulmeister*-Romans äusserst ergiebig ist.⁷⁶

Im Folgenden sollen dagegen bislang eher unbekannte Beispiele präsentiert werden. Erstmals in der *dHKG* ediert wird ein Konvolut von Schriften, in denen Bitzios nach seiner Ernennung zum Pfarrer 1832 als Koordinator von Erneuerungsarbeiten am Pfarrgebäude in Erscheinung tritt. Seine Schreiben werfen ein Licht auf das damalige Zusammenspiel der unterschiedlichen Behörden, das von einer schleppenden Bearbeitung und Missverständnissen geprägt war. Den Regierungstatthalter Samuel Güdel musste Bitzios mehrfach um eine Rücksendung der bewilligten Handwerker-Offerten bitten, damit rechtzeitig mit dem Bau begonnen werden konnte.⁷⁷ Zudem weigerte sich die Gemeinde Lützelflüh, den Transport der Baumaterialien zu übernehmen. Der Gemeindevorsteher leitete Bitzios' Schreiben an den Unterstatthalter Johann Ulrich Wälti weiter und fragte ihn, ob hierfür eine Gemeindeversammlung einzuberufen wäre. Am 24. Juni 1832 informierte Bitzios den Regierungstatthalter, dass man ihn erneut an ihn verwiesen habe und dass die Gemeinde nur auf seinen, des Regierungstatthalters, Befehl hin über die Angelegenheit beraten wolle. Bitzios vermutete, man wolle in der Gemeinde «die Sache in die Länge [...] ziehen»⁷⁸ und empfahl Güdel, dem Unterstatthalter direkt den Transport zu befehlen.⁷⁹ Bitzios schliesst mit einer Entschuldigung für die Umstände und gibt offen zu, dass ihm die Sache «lästig» sei und diese ganz anders und freundschaftlicher hätte geregelt werden können, wenn man ihm «zur rechten Zeit ein Wort gegönt hätte.»⁸⁰ Ob

74 Vgl. etwa Jeremias Gotthelf: «Die Herabsetzung der Gebühren für Heimatscheine». In: *HKG F.1.1*, S. 84.

75 So etwa in den Missivenprotokollen des Erziehungsdepartements, zum Beispiel StAB, BB IIIb 43.

76 Vgl. beispielhaft hierzu etwa Markus Hofer: «Leiden und Freuden eines Schulmeisters»: die historischen Hintergründe der Lehrertaxation. In: Marianne Derron und Christian von Zimmermann (Hg.): Jeremias Gotthelf. Neue Studien. Hildesheim etc. 2014, S. 181–202.

77 Vgl. StAB, Bez Trachselwald B 50, Schreiben an Regierungstatthalter Güdel, 5. 5. 1832, 17. 6. 1832 und 14. 7. 1832.

78 Vgl. StAB, Bez Trachselwald B 50, Schreiben an Regierungstatthalter Güdel, 24. 6. 1832.

79 Vgl. ebd.

80 Vgl. ebd.

die Kritik auf den Regierungstatthalter oder auf die Gemeinde zielt, bleibt unklar, doch um allfällige Kommunikationsschwierigkeiten zu umgehen, erinnerte Bitzius rund zehn Jahre später die Baubehörden aus Anlass einer anstehenden Renovation an den Vorfall und verband damit die Bitte, das Regierungstatthalteramt möge die Gemeinde diesmal rechtzeitig «mit einem Befehl [...] und mit einer zarten Zugemütheführung» zu einer Übernahme der Transporte anweisen.⁸¹

Die Dokumente geben Auskunft über unklare Kompetenzregelungen, Überlastung und Kommunikationsprobleme auf den Ämtern; die Einrichtung einer professionellen Verwaltung mit genügend Beamten wurde in Bern offenbar erst ab den 1830er-Jahren in Angriff genommen.⁸² Diese Schwierigkeiten dürften sich auch daraus ergeben haben, dass sich die schriftlich geführte amtliche Kommunikation auf Gemeindeebene noch nicht konsequent durchgesetzt hatte. Obschon sich Bitzius vom Gemeindevorsteher auf schriftlichem Wege auch eine schriftliche Antwort erbeten hatte, wurde sie ihm nur mündlich gegeben. Eine solche Auskunft musste auf Anhieb verstanden werden, da eine Prüfung durch nochmalige Lektüre nicht möglich war. Dass dadurch möglicherweise Missverständnisse entstanden, zeigt folgende Bemerkung von Bitzius gegenüber Güdel: «[W]eñ ich sie [die Auskunft] recht aufgefaßt habe, da ich sie eben nicht schriftlich habe».⁸³ Freilich lässt sich in den 1830er-Jahren ein wachsendes Bedürfnis nach Regelung des amtlichen Schriftverkehrs nachweisen. So ordnete das Erziehungsdepartement 1836 an, dass Behörden ihre Schreiben künftig mit einem Betreff am oberen Rand auszustatten und pro Brief nur ein Thema zu behandeln hätten. Dies sollte die Behandlung der Geschäfte und die Archivierung («die Classification») der Akten vereinfachen.⁸⁴ Die Archivierung war übrigens auch in Lützelflüh ein Thema: Die Gemeindeversammlung genehmigte am 6. Dezember 1834 einen Antrag der örtlichen Baukommission zur Anlage eines «Schriften Archiv[s] bei der Kirche» für Baugeschäfte.⁸⁵

Dass die Gemeinde den Transport der Baumaterialien für den Pfarrer nicht sofort durchführte, kann unterschiedliche Gründe gehabt haben. Jedenfalls zeigt sich darin auch, dass das Pfarrgebäude Staats- und nicht Gemeindebesitz war und der Pfarrer in der Gemeinde eine ambivalente Position einnahm: Zwar war er mit den örtlichen Behörden und Einwohnern wegen seiner Aufgaben vielfach verflochten, doch war er ebenfalls Staatsbeamter. Diese Ambivalenz vermitteln auch die Erzähltexte: So wettern in einer Vorstufe der *Armennoth* mit dem Titel *Ein Gespräch zwischen Hans Ulli und Resli* die beiden Protagonisten, dass der Pfarrer, der (Unter-)Statthalter «und noch zwei oder drei Großringe

81 StAB, Bez Trachselwald B 60, undatiertes Schreiben an Ludw. Hebler (Poststempel vom 30. 11. 1843).

82 Vgl. Daniel Flückiger: Strassen für alle. Infrastrukturpolitik im Kanton Bern 1790–1850. Baden 2011, S. 75–77.

83 Vgl. StAB, Bez Trachselwald B 50, Schreiben an Regierungstatthalter Güdel, 24. 6. 1832.

84 Vgl. StAB, Bez Trachselwald B 71, Kreisschreiben des Erziehungsdepartements, 7. 4. 1836.

85 GAL (wie Anm. 14), Compactus-Anlage, Teil 1, Abteilung 1a, Protokoll der Verhandlungen der Grossen-od. Hausväter-Gemeinde Lützelflüh. Bd. II, Sitzung vom 6. 12. 1834, S. 116, Nr. 4.

[wörtlich ‚Grossköpfe; Überhebliche]» eine freiwillige Steuer für arme Kinder beschlossen hätten, ohne sich mit der Gemeinde zu besprechen.⁸⁶ Der Dialog legt die Vorbehalte der Sprecher gegen den Pfarrer und den Unterstatthalter offen. Die beiden hätten nichts zu entscheiden, vor allem nicht der Pfarrer, der ja nichts an die Gemeinde zahle und den somit «die Gemeindssachen gar nichts» angingen.⁸⁷ Dagegen ruft Bitzcius 1840 in einem (abgeschickten?) Schreiben die Gemeindevorgesetzten aus Anlass einer Diskussion über die Dauer der Unterweisungen dazu auf, offen mit ihm in einen Dialog zu treten, zumal seine Hausbesuche nicht sehr willkommen seien: «Man rede mit mir, wie zum Bruder der Bruder redet. Ich bin nicht Euer Herr, einer ist unser aller Meister.»⁸⁸ Ein weiteres Anliegen ist, Vorbehalte gegen ihn zu zerstreuen, damit sein Engagement als Einsatz für das Wohl der Gemeinde verstanden werde: Deshalb prüfe er vorgebrachte Wünsche auch kritisch und weise sie allenfalls zurück, statt «blindlings zu gehorchen».⁸⁹

Für die im *Gespräch zwischen Hans Ulli und Resli* angedeutete harmonische Zusammenarbeit zwischen dem Pfarrer und dem Unterstatthalter,⁹⁰ der in der Renovationsgeschichte nicht positiv in Erscheinung getreten war, gibt es dennoch viele Beispiele in der Korrespondenz. Diese Zusammenarbeit findet rein äusserlich ihren Niederschlag in der gemeinsamen Signierung von Schreiben durch Bitzcius und Wälti. Von Amtes wegen waren beide führende Mitglieder des Sittengerichts, der Unterstatthalter als Vorsitzender, der Pfarrer als erstes Mitglied und Aktuar.⁹¹ Bitzcius führte neben der Korrespondenz auch die Protokolle der Sitzungen, die in Lützelflüh einmal monatlich oder alle zwei Monate nach der Morgenpredigt am Sonntag stattfanden, wie dies bereits in der *Prediger-Ordnung* vorgeschrieben war.⁹² Während dort noch der Pfarrer als Instanz genannt ist, dem die Chorrichter über zu untersuchende Vorfälle in ihren Bezirken berichten müssten,⁹³ übernahm mit dem Unterstatthalter ein Beamter den Vorsitz, der den Regierungsstatthalter bei dessen Aufgaben entlastete und das Untergericht präsidierte.⁹⁴ Die übrigen Sittenrichter wurden durch die Versammlung der Einwohnergemeinde gewählt.⁹⁵

Die Sitten- und Untergerichte wurden im kantonalbernischen Gemeindegesetz vom 20. Dezember 1833 als Kirchgemeindebehörden definiert. Bereits 1831 waren Erstere an die Stelle der auf die Reformation zurückgehenden Chorgerichte getreten, allerdings

86 Jeremias Gotthelf: Ein Gespräch zwischen Hans Ulli und Resli. In: ders.: HKG F.3.1., S. 273–280, hier S. 275,6.

87 Ebd., S. 275,7 f.

88 Schreiben an die Vorgesetzten der Gemeinde Lützelflüh 1840 (datiert: 27. 8. 1840). In: Gotthelf: EB II, S. 216–227, hier S. 226.

89 Ebd., S. 216.

90 Vgl. ähnlich auch Jeremias Gotthelf: Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht. Zweiter Teil. In: ders.: SW 6. Hg. von Alfred Ineichen. Erlenbach-Zürich 1921, S. 404.

91 Vgl. Gemeindegesetz 1833 (wie Anm. 12), hier Titel 3, Absätze 29 und 30.

92 Vgl. Prediger-Ordnung für den Evangelisch-Reformirten Theil des Cantons. Bern 1824, § 20.

93 Vgl. ebd.

94 Vgl. Stellenkommentar zu *Das Feuerjahr und seine Warnungen*. In: HKG D.3.2, S. 962–971, hier S. 969 f.

95 Vgl. insgesamt Gemeindegesetz 1833 (wie Anm. 12), Titel 3, Absatz 30.

nannte das Gesetz als Behandlungsgegenstände explizit bloss Ehegerichtssachen und Vaterschaftsklagen, während zum Gegenstandsbereich der Chorgerichte ganz allgemein die Handhabung von Ruhe, Ordnung und Zucht zählte.⁹⁶

Die Umstrukturierung der Gerichtsorganisation in den 1830er-Jahren warf verschiedene Probleme auf, wie Kreisschreiben und Akten erkennen lassen: Offenbar hatten sich bis April 1833 mehrere Sittengerichte beim Regierungsrat nach ihren Pflichten erkundigt, weshalb dieser ihnen über die Regierungsstatthalter mitteilen liess, sie hätten keine Strafbefugnis, doch sollten ihre Vorsteher in ihrer Funktion als Untergerichtspräsidenten strafbare Handlungen ahnden.⁹⁷ Auch in der Kirchensynode wurde die Kompetenzfrage der Sittengerichte in den Jahren 1836 und 1837 behandelt. In einer Eingabe an den Regierungsrat klagte die Synode über die rein vorberatende Funktion der Sittengerichte, die nur noch als Schlichtungsinstanz bei Ehekonflikten und Vaterschaftsklagen agieren könnten. Dagegen schlug die Synode am 7. Juni 1837 vor, dass künftig Fehlbare «von den Repräsentanten, nicht sowohl der bürgerlichen, als vielmehr der christlichen Gemeinde in christlichem Sinne durch Ermahnung und Warnung» zurechtgewiesen würden.⁹⁸ Zwar gab der Regierungsrat den Sittengerichten keine Strafkompetenz, doch waren die Sittengerichte befugt, vorläufige Entscheide zu fassen und Ermahnungen zu erteilen.⁹⁹ Auch der Kreis der Gegenstände wurde nun explizit weiter definiert als im Gesetz von 1831, indem die Sittengerichte Befugnisse «zur Handhabung der Ruhe und Ordnung, Zucht und Ehrbarkeit, und zu Vermeidung jedes öffentlichen Aergernisses» erhielten.¹⁰⁰ Auch durften sie alle, die trotz Aufforderung nicht vor Gericht erschienen und somit die sittengerichtliche Autorität¹⁰¹ untergruben, beim Regierungsstatthalter anzeigen.¹⁰² Auch in Lützelflüh waren sich die Mitglieder des Sittengerichts über ihre Befugnisse unsicher. Am 9. Februar 1835 stellten Wälti und Bitzios im Namen der Behörde einen Entscheid des Regierungsstatthalters infrage. Als Pfarrer hatte Bitzios eine Frau, die ihm eine Misshandlung durch ihren Mann anzeigte, zum Regierungsstatthalter geschickt, der sie wiederum zum Sittengericht sandte. Mit Verweis auf ein Zirkular erinnerten Wälti und

96 Gesetz über die Organisation der Gerichtsbehörden der ersten Instanz, 3. 12. 1831. In: Gesetze, Dekrete und Verordnungen 1 (1831), S. 151–162, § 13.

97 Kreisschreiben des Regierungsrathes an die Regierungsstatthalter über die Amtspflichten der Sittengerichte, 13. 4. 1833. In: Gesetze, Dekrete und Verordnungen 3 (1833), S. 95 f.

98 Bericht über die Verhandlungen der Synode der bernischen Geistlichkeit in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Bern 1838, S. 43–48, hier S. 47.

99 Vgl. ebd., S. 49–51.

100 Kreisschreiben des Regierungsrathes an alle Regierungsstatthalter und Gerichtspräsidenten der protestantischen Amtsbezirke, betreffend die Befugnisse der Sittengerichte in Sittenpolizeisachen, 30. 4. 1838. In: Gesetze, Dekrete und Verordnungen 8 (1833), S. 84 f., Zitat S. 84.

101 Vgl. dazu auch Kreisschreiben des Regierungsrathes an sämtliche Regierungsstatthalter, betreffend die Befugnisse der Sittengerichte, 22. 9. 1834. In: Gesetze, Dekrete und Verordnungen 4 (1834), S. 246 f., hier S. 246.

102 Kreisschreiben des Regierungsrathes an alle Regierungsstatthalter und Gerichtspräsidenten der protestantischen Amtsbezirke, betreffend die Befugnisse der Sittengerichte in Sittenpolizeisachen vom 30. April 1838. In: Gesetze 8, S. 84 f.

Bitzios daran, dass Ehekonflikte ohne Scheidungsbegehren nicht in den Kompetenzbereich der Sittengerichte fielen. Darum baten sie um Aufklärung, wo sie Kinder, Eltern oder Ehegatten hinschicken sollten, die übereinander klagten, ohne einen Prozess anzustreben. Offenbar kamen die Leute mit solchen Klagen «nach alter Gewohnheit» zum Sittengericht.¹⁰³ Als der Regierungsstatthalter an seiner Weisung festhielt, brachten Wälti und Bitzios den Fall am 1. März in einer Sittengerichtssitzung zur Sprache. In der «Kompetenz Streitigkeit» zwischen den beiden Parteien stützte das Gremium den Präsidenten und Aktuar vollständig, erklärte sich allerdings bereit, der Weisung des Regierungsstatthalters Folge zu leisten, sobald dieser explizit das Sittengericht dazu bevollmächtigte.¹⁰⁴

Die Rolle des Pfarrers im Sittengericht beschränkte sich nicht auf die eines Protokollanten. Bitzios brachte Themen vor das Gericht, die ihm wichtig waren. So legte er nach eigenem Vorschlag eine Publikation betreffend Sonntagsruhe zur Genehmigung dem Regierungsstatthalter – natürlich im Namen des Sittengerichts – vor.¹⁰⁵ Auch formulierte er im engen Verbund mit Wälti und teils ausserhalb der ordentlichen Sitzungen eigenständig Schreiben an den Regierungsstatthalter, die er manchmal auch alleine signierte.¹⁰⁶ Diese Beispiele lassen vermuten, dass die Verfässerschaft zuweilen eher bei Bitzios als beim gesamten Gremium lag. Obwohl im amtlichen Kontext «personale Textproduktion und amtliche Textverantwortung» prinzipiell zu unterscheiden sind, ergeben sich bei der konkreten Differenzierung häufig Schwierigkeiten.¹⁰⁷ In der Praxis war ein klares Verständnis von amtlicher Textverantwortung offenbar nicht ohne Weiteres gegeben und musste teils ausdrücklich eingefordert werden. Als das Justizdepartement im Jahr 1836 Bitzios für eine «unziemliche Sprache» in einem sittengerichtlichen Schreiben rügte,¹⁰⁸ gab er in einem Antwortsentwurf seinem Erstaunen Ausdruck:

Jch hätte von dem Justiz Depart der Republik Bern nicht erwartet, daß ich als Aktuar persönlich über eine Sprache zurechtgewiesen werden wurde, die d[ur]ch die Unterschrift des Präs. der Behorde, deren Aktuar ich bin, als Sprache der Behörde zu bezeichnen ist.

Jch glaubte es sei allg. angenömen, daß die Unterschriften von Präs. und Sekret. einer Behörde ein Zeichen seien, daß der Sekretär den Willen und die Ansicht in Form u Inhalt seiner Behorde nieder geschrieben habe.¹⁰⁹

103 StAB, Bez Trachselwald B 52, Schreiben an Regierungsstatthalter Güdel, 9. 2. 1835.

104 Kirchgemeinearchiv Lützelflüh (KgAL), 10g, Sitzung vom 3. 5. 1835, S. 135. – Vgl. StAB, Bez Trachselwald B 52, Schreiben an Regierungsstatthalter Güdel, 3. 3. 1835.

105 Vgl. dazu KgAL (wie Anm. 104), 10g, Sitzungen vom 6. 8. 1843, S. 224 und 2. 6. 1844, S. 234; vgl. dazu StAB, Bez Trachselwald B 56, Schreiben an Regierungsstatthalter Läng, 11. 8. 1843.

106 Vgl. StAB, Bez Trachselwald B 56, Schreiben an Regierungsstatthalter Läng, 11. 8. 1843. In einem andern Schreiben markiert – so eine mögliche Interpretation – ein ungewöhnlicher Leerraum vor der Unterschrift von Bitzios die fehlende Unterschrift des Präsidenten, vgl. StAB, Bez Trachselwald B 52, Schreiben an Regierungsstatthalter Güdel, 3. 12. 1833.

107 Vgl. zu dieser Problematik grundlegend Gerhard Schmid: Autor – Autorisation – Authentizität bei amtlichen Schriftstücken. In: editio 16 (2002), S. 57–69, Zitat zum Beispiel S. 61.

108 Bürgerbibliothek Bern (BBB), N Jeremias Gotthelf 25.4.5.1, Entwurf eines Schreibens an das Justizdepartement, undatiert (nach 4. 1. 1836).

109 Ebd.

Das Sittengericht erlaubte Bitzius, «des unziemlichen Verweises sich zu entledigen»,¹¹⁰ indem es die Argumentation von dessen Briefentwurf stützte, wonach die Verantwortlichkeit durch den Verwaltungskontext geklärt und die Äusserungen entsprechend zu verstehen seien. Diese müssten eigentlich als «strategische und regelgebundene Sprechakte in einem sozialen Raum, in dem Kompetenzen, Autorität und Glaubwürdigkeit klar festgelegt sind», verstanden werden können.¹¹¹ Die Beispiele zeigen jedoch, dass – zumindest was den Wirkungsraum von Bitzius betrifft – in den 1830er-Jahren diese Anforderungen an die Verwaltung nicht erfüllt waren: Unklare Kompetenzregelungen, widersprüchliche Verordnungen und Gesetze waren an der Tagesordnung und erschwerten nicht nur den Amtsvollzug, sondern schmälerten die Glaubwürdigkeit der Behörden und somit auch des Staats insgesamt. Die Darstellung von Gemeindevorstehern als eigennützigen Beamten in Gotthelfs Erzähltexten, die nicht nach einem Amtsethos handelten, wird in den Visitationsberichten ein wenig relativiert, unter anderem indem auch auf ihre Abhängigkeit von übergeordneten Behörden hingewiesen wird.

Die Bedeutung des Schreibens

Die vielfältigen Schreibebeiten, die Albert Bitzius – wie wohl auch seine Pfarrkollegen – wegen seiner Ämter übernahm, waren sehr aufwändig. Das Aktuariat der Schulkommission bezeichnete er 1833 etwa als eine «Beschwerde, deren Grösse man sich unmöglich vorstell[en]» könne, womit er freilich auch begründete, wieso er nicht als Lehrer an den kantonalen Weiterbildungskursen für Primarlehrer unterrichten wollte.¹¹²

Das amtliche Schreiben erschöpfte sich jedoch nicht in Korrespondenzen und Protokollen, der Pfarrer musste vielmehr auch die Kirchenbücher führen. Als der Grosse Rat in Betracht zog, dass die Pfarrer Abschriften der Kirchenbücher für die Gemeinden anfertigten, schimpfte Bitzius in einem Brief an seinen Freund, den Gross- und Regierungsrat Fetscherin, und erinnerte ihn unter anderem an ein Mandat aus den frühen 1820er-Jahren, das den Gemeinden die «Führung von Burgerrödeln» vorschrieb. Ganz zu Beginn schon weist Bitzius auf eine besondere Bedeutung des Pfarrers hin: «Jhr guten Leute im großen Rathe hättet wahrhaftig oft einen Pfarrer nöthig um Euch Auskunft zu geben über Dinge die ihr nicht wißet.» Würden die Grossräte die bestehenden Gesetze kennen, so müssten sie nicht lange umsonst beraten.¹¹³ Der Pfarrer wird als Kenner von Gesetzen und Verordnungen dargestellt, wodurch er – so etwa die Folgerung in der Abhandlung

110 Vgl. KgAL (wie Anm. 104), 10g, Sitzung vom 7. 2. 1836, S. 145.

111 Becker, Hauptwortsucht (wie Anm. 10), S. 223; vgl. auch Seibel, Verwaltung (wie Anm. 9), besonders S. 48.

112 Schreiben an das Erziehungsdepartement, 9. 12. 1833. In: Gotthelf: EB 4, S. 146 f.

113 BBB (wie Anm. 108), N Jeremias Gotthelf 25.3.10.16, Schreiben an Rud. Bernh. Fetscherin, 1. 12. 1833.

über die Privilegien der Stadtpfarrer – auch in seiner Gemeinde nützlich sei.¹¹⁴ Nur mit diesen Kenntnissen konnte der Pfarrer Entscheide einer übergeordneten Behörde erfolgreich infrage stellen, wenn sie im Widerspruch mit den Gesetzen standen.¹¹⁵

Da dem Pfarrer Kreisschreiben, Gesetze und Verordnungen zugeschickt wurden, fungierte das Pfarrhaus auch als Bibliothek und Archiv. So forderte Bitzjus als neuer Pfarrer beim Regierungsstatthalter fehlende Bücher, «Gesetze u. s. w.» ein, die gemäss den Vorgaben eines Kreisschreibens unbedingt in Pfarrhäusern aufbewahrt werden mussten.¹¹⁶ Wahrscheinlich wurden auch Kirchenbücher und Sittengerichtsprotokolle im Pfarrhaus aufbewahrt, was dessen Archivcharakter ebenfalls betont. Je nach Amt, das der Pfarrer zusätzlich innehatte, konnten weitere Unterlagen im Pfarrhaus untergebracht werden, etwa schriftliche Papiere und Kreisschreiben der übergeordneten Behörden, die Bitzjus als Schulkommissär zur Mitteilung an die Gemeindebehörden empfing.¹¹⁷ Oder Klagen und Zeugnisse, die 1833, als Bitzjus Aktuar der örtlichen Schulkommission war, «in das Pfarramt» gelegt und anlässlich eines Verfahrens gegen einen Lehrer später von der Schulkommission als «Akten» dem damaligen Schulkommissär zugestellt wurden.¹¹⁸ Schliesslich darf nicht vergessen werden, dass das Schreiben von amtlichen Korrespondenzen und Protokollen zwar zeitraubend war, aber auch Handlungsspielräume eröffnete¹¹⁹ und dem Schreibenden eine Art Monopol für die Prägung des schriftlich tradierten Gedächtnisses eines Gemeinwesens zusicherte. Freilich wurde die Richtigkeit der Sittengerichtsprotokolle durch die Unterschrift des Präsidenten bestätigt.

Gegenüber Fetscherin macht Bitzjus also geltend, dass der Pfarrer aufgrund seiner vielfältigen Sach- und Gesetzeskenntnis unentbehrlich sei. In der *Armennoth* beispielsweise wird das Lesepublikum auch daran erinnert, dass der Pfarrer die Gemeindeangehörigen genau kenne: «Nun fragt einmal den Pfarrer, wer am häufigsten, am frühesten zur heiligen Ehe bei ihm sich melde! Er wird euch sagen, dass es eben jene Mädchen seien, die [...]».¹²⁰ Die Bedeutung der «vollständige[n] Personal- und Lokalkenntniß» als Voraussetzung für eine korrekte Handhabung der Armengesetze wird etwa in einem Schreiben der örtlichen Armenkommission aus dem Jahr 1852 hervorgehoben, das Bitzjus als Mitglied unterzeichnete.¹²¹ Dies ist ein kräftiges Argument gegen eine staatliche Zentralisierung

114 Vgl. Gotthelf, Stadt- oder Landpfarrer (wie Anm. 70), S. 186.

115 Vgl. etwa StAB, Bez Trachselwald B 49, Schreiben des Sittengerichts an Regierungsstatthalter Läng, 21. 3. 1843 und 7. 4. 1843.

116 StAB, Bez Trachselwald B 50, Schreiben an Regierungsstatthalter Güdel, 23. 4. 1832.

117 Dass dies für das erste Drittel des 19. Jahrhunderts gilt, bestätigt: Christina Rothen: Selbstständige Lehrer, lokale Behörden, kantonale Inspektoren. Verwaltung, Aufsicht und Steuerung in der Primarschule im Kanton Bern, 1832–2008. Zürich 2015, S. 68 f. – Zur Mitteilung von Kreisschreiben durch Schulkommissär Bitzjus siehe etwa StAB, BB IIIb 2576, Schreiben des Gemeinderats Lützelflüh, 13. 6. 1836.

118 StAB, BB IIIb 2576, Schreiben an Schulkommissär Fetscherin, 2. 6. 1833.

119 Vgl. dazu Jeannette Rauschert: Herrschaft und Schrift. Strategien der Inszenierung und Funktionalisierung von Texten in Luzern und Bern am Ende des Mittelalters. Berlin, New York 2006, S. 96.

120 Gotthelf, Armennoth (wie Anm. 15), S. 54,24 f.

121 StAB, BB XII A 128, Schreiben des Armenvereins Lützelflüh an das Regierungsstatthalteramt, 6. 2. 1852.

der Armenfürsorge sowie für «überschaubare Transferprozesse».¹²² Auch wenn die Kenner der örtlichen Verhältnisse im Schreiben nicht expliziert werden, kann die heutige Leserin als einen Lokalkenner neben andern den Pfarrer ausmachen. Die Pfarrer erscheinen in vielen Quellen immer wieder als aktiv Handelnde, die in mehreren Gremien sassen und mit den Gemeindeangehörigen vielfältig in Kontakt standen,¹²³ auch wenn das Amt eine gewisse Distanzierung bewirkte. Bei dieser Aufwertung des Pfarrberufs bleibt aber die Argumentation in der *Armennoth* nicht stehen. Vielmehr habe sich der Staat durch den Pfarrer gerade in der Armenpflege vertreten lassen und über ihn auch an ihr «teilgenommen».¹²⁴ Er nimmt folglich auch die Funktion eines Mittlers zwischen Staat und Armenpflege ein. Der Pfarrer sei überdies der Bewahrer eines «Innerliche[n]», bei dem es nicht nur um die Prüfung von Rechnungen gehe.¹²⁵ Hier ist wohl die Berufung gemeint, die sich im konkreten Zusammenhang in der Rolle des Pfarrers zeigt, das grosse «Liebeswerk» zu aktivieren und als Fundament eines Armenwesens zu erhalten, wodurch die Versittlichung der Armen und die Verbesserung ihrer Lage nachhaltig erreicht werde. Wenn der junge Pfarrvikar Bitzius gemäss einem Bericht aus dem Jahr 1824 die Religiosität der Gemeindeangehörigen durch respektvolle und «belehrende[] Gespräche[]» unter seiner Leitung in einem halb-öffentlichen Raum, dem Gemeindegemach im neuen Schulhaus, heben möchte,¹²⁶ so lässt sich darin ein Instrument zur Versittlichung erkennen, und der Pfarrvikar rückt sich in die Rolle der Mittlergestalt, indem er «die besonnene[] Leitung» des Austauschs verkörpert.¹²⁷ Gleichzeitig wird so auch ein mögliches Gegenmittel gegen eine drohende Zersplitterung der Gesellschaft in unterschiedliche (religiöse, politische, soziale) Gruppierungen propagiert, wie sie in Gotthelfs Werk häufig angedeutet wird. Ähnlich sinniert Gotthelf in einem Vortrag von 1829/30, dass gemeinnützige Ideen durch offene und zwanglose Gespräche belebt würden. Dann werde über sie nachgedacht und jeder spüre «s[eine] Pflicht [...] mitzuwirken, einer starkte iñer mehr den andern, so gienge ein reges beß[eres] Leben hervor in Bezieh[ung] auf die Gemeinschaftlichen Sachen».¹²⁸

Insgesamt wird der Pfarrer so auch als Initiator einer gemeinnützigen Geselligkeit und als Integrationsfigur zur Überwindung sozialer Konflikte präsentiert. Aufgrund seiner Aufgaben war der Pfarrer ohnehin zum Vermittler verschiedener Interessen und Instanzen (Bevölkerung, Sittengericht, Regierungsstatthalter, lokale Schule, Erziehungsdeparte-

122 Künzler, Anerkennung (wie Anm. 3), S. 246–248, Zitat S. 247.

123 Vgl. auch Birgit Stalder: «Vor uns sind heüte erschienen die streitigen eheleüte ...». Die Machtverteilung im Dreieck Mann – Frau – Obrigkeit und die Konstruktion der Geschlechterordnung in den Ehekonflikt- und Scheidungsverfahren vor den Sittengerichten Worb und Lauperswil von 1700 bis 1876. Liz. masch. Universität Bern 2002, S. 45.

124 Gotthelf, Armennoth (wie Anm. 15), S. 84,13 f.

125 Ebd., S. 84,15.

126 Gotthelf, Bericht Utzenstorf (wie Anm. 60), S. 20.

127 Ebd., S. 21. – Vgl. Heiniger, Bürger (wie Anm. 22), S. 73–80 und S. 102–117.

128 Jeremias Gotthelf: «Vortrag über Gemeinnützigkeit». In: ders.: HKG F3.1, S. 628–632, hier S. 632,20–26.

ment, Kirche) prädestiniert.¹²⁹ Diese wichtige Rolle des Pfarrers steht freilich im Gegensatz zur Behandlung, die Bitzios durch Behörden und Beamte erfuhr, etwa wenn er wegen einer auffälligen Pfarscheune mehrfach vergeblich an das Finanz- und Baudepartement gelangte, ohne je eine schriftliche Antwort zu erhalten. Die tatsächliche Ursache hierfür mag eine Überlastung der Verwaltung gewesen sein, doch empfand Bitzios das Vorgehen nicht nur als ungünstig im Hinblick auf den Ruf des Staats, sondern als Kränkung der Geistlichen.¹³⁰ Eine Enttäuschung über Angriffe, welche die Pfarrer wegen ihrer wohlthätigen Bestrebungen häufig erleben mussten, wird auch in den Worten des Erzählers eines Textes aus dem Umkreis der *Armennoth* spürbar (1848):

Warum sollte ein Pfarrer, dem man seine verfassungsmäßige Stellung vor enthält [...], nicht mißtrauisch sein, nicht denken, wenn die Sache ein mal im Gange sei, mache man es ihm, wie im Schulwesen, wie ein Zündhölzchen, mit welchem man ein Feuer angezündet, werfe man ihn weg.¹³¹

129 Vgl. auch Rothen, Lehrer (wie Anm. 116), S. 69 und S. 110 (hier ist die Rede von Schulkommissären und -kommissionen); Stalder, Machtverteilung (wie Anm. 123), S. 45.

130 Vgl. etwa das Schreiben an den Präsidenten des Baudepartements, 22. 8. 1840. In: Gotthelf: EB 5, S. 74–77, hier S. 75. Er führe alle Besucher und Besucherinnen rasch an der Scheuer vorbei, «damit ja keinem einfallt, eine Vergleichung zu ziehen zwischen diesem Staatseigentum und dem Staatsgebäude selbst» (S. 76).

131 Jeremias Gotthelf: Gottselige Gedanken über das Armen und anderes -Wesen von Hans Stöffel. In: ders.: HKG F.3.1, S. 372–407, hier S. 394 f.

«Denn das Leben ist keine Anstalt»

Carl Albert Loosli Institutionskritik und ihre Grenzen

HUBERT THÜRING

Wohl kaum ein Werk der neueren Literatur, verstanden im umfassenden Sinn von Belletristik, Kultur- und Sozialwissenschaft beziehungsweise -kritik, ist dermassen dicht und vielgestaltig durchdrungen von der Institutionsproblematik wie dasjenige des Schweizer Schriftstellers Carl Albert Loosli (1877–1959). Institutionen sind sein Lebensthema im doppelten Sinn: Sie haben sein Leben existenziell geprägt und er hat sie lebenslang soziologisch, philosophisch und literarisch thematisiert, analysiert und auch reflektiert.¹ Das einschränkende «auch» betrifft den Umstand, dass Loosli bei aller Breite, Dichte und Vielfalt seiner Institutionskritik (soweit ich sehe) keine zusammenhängende Theorie oder Philosophie der Institution formuliert hat, wie das um die Mitte des 20. Jahrhunderts die philosophische Anthropologie, namentlich Arnold Gehlen, geleistet hat. Gehlen hat die Notwendigkeit von Institutionen für soziale und politische Gemeinwesen aus dem Instinktman gel des Menschen hergeleitet und ihre Funktion entsprechend als kompensatorische Stabilisierung und Entlastung bestimmt.² Eine Bedingung dafür ist die Entkopplung der institutionellen Mittel von einem ursprünglichen (individuellen, subjektiven) Zweck und damit die Möglichkeit des Umfunktionierens zu neuen Zwecken beziehungsweise der Zweckentfremdung und -entleerung.

Hier setzt Loosli mit seiner Kritik an. Sie entzündet sich an strukturellen und praktischen Missständen und -bräuchen von sozialwirksamen Institutionen (Anstalten) und Mechanismen (fürsorgliche Massnahmen) und befragt deren politische, soziale und pädagogische Zwecke (Absichten) und Praktiken der Um- und Durchsetzung, insbesondere unter dem Aspekt der Ausübung von Macht. Looslis Institutionskritik soll hier entlang von vier Basisoppositionen entwickelt werden, welche die Institutionen als Spannungslinien durchziehen: 1. Die strikte Trennung zwischen *Innen* und *Aussen* führt zur Isolation der Anstaltsinsassen von der Umwelt. 2. Die Entindividualisierung durch eine rigide Gleichbehandlung verstärkt die Kluft zwischen *Individuum* und *Kollektiv*. 3. Das Gefälle zwischen der *Allmacht* des Anstaltspersonals und der *Ohnmacht* der Insassen fördert den Missbrauch der Macht und mindert das Selbstwertgefühl der Insassen. 4. Die Anstalten stehen in einem Spannungsverhältnis zum Leben, das sich zu einem fundamentalen Antagonismus zwischen *Leben* und *Recht* vertiefen lässt. Dieser kann seinerseits als Akzentu-

1 Vgl. Erwin Marti: Carl Albert Loosli 1877–1959. 4 Bde. Zürich 1996–2018.

2 Vgl. Arnold Gehlen: Der Mensch, seine Natur und seine Stellung in der Welt. Berlin 1940; ders.: Urmensch und Spätkultur. Philosophische Ergebnisse und Aussagen. Bonn 1956.

ierung des allgemeineren Spannungsverhältnisses zwischen *Natur* und *Kultur* betrachtet werden, das Looslis gesamte Institutionskritik durchzieht.

Statt von einer allgemeinen Definition von Institution auszugehen und sie mit Looslis Verständnis und der Art und Weise seiner Kritik abzugleichen, möchte ich das theoretische Verständnis, die historische Erscheinung und das praktische Funktionieren von Institutionen aus Looslis Darstellungen und Kritiken ableiten. Geduldig und hartnäckig deckt er Missstände auf, beobachtet Fehlentwicklungen und benennt Widersprüche. Immer wieder gelangt er damit in die Nähe, an die Grenze der Aporie von Leben und Recht, ohne sie allerdings auf den Begriff zu bringen, weil sein Denken und Wirken dem Glauben an die Möglichkeit des demokratischen Rechtsstaates und der kritisch-pragmatischen Verbesserung seiner Institutionen verpflichtet bleibt.

Jenseits seiner direkten Interventionen bei konkreten sozialdisziplinierenden und -regulierenden Institutionen wie Erziehungsanstalten, Vormundschaftsbehörden oder Psychiatrien beziehungsweise Irrenanstalten in eigener Sache oder für andere erstreckt sich Looslis Institutionskritik im Wesentlichen auf vier Gebiete: die Erziehungsanstalten, das Verdingwesen, die Administrativjustiz und das Recht selbst, genauer gesagt bestimmte Rechtsfiktionen und -praktiken. Darüber hinaus beziehen sich wohl die meisten seiner zahllosen kritischen Beiträge mehr oder weniger direkt auf Institutionen. Auch sein satirischer Artikel zum *Gottbelfhandel* (1913) – um ein extremes, aber auch für die Beziehung zur Literatur relevantes Beispiel zu nennen – zielt auf Phänomene und Prozeduren der latenten Institutionalisierung, in diesem Fall der Monumentalisierung von Autorschaft und Werk, die sich der Sache bemächtigen und sie, je nach politisch-ideologischem Zweck, transformieren.

Zunächst möchte ich anhand einer Analyse der 1924 erschienenen Streitschrift *Anstaltsleben* die genannten Spannungslinien herausarbeiten und dabei besonders beobachten, wie sich Leben und Recht zueinander verhalten (I). Ihr Spannungsverhältnis lässt sich zu einer Aporie zuspitzen, die den Institutionen wesentlich ist, wie ein diskurshistorisch-philosophischer Exkurs darlegt (II). Wie sich die Entwicklung von Looslis Institutionskritik vor dem Hintergrund dieser Aporetik ausnimmt, werde ich schrittweise anhand der beiden Schriften *Verdingkinder* (1945) (III) und *«Administrativjustiz»* (1939) (IV) untersuchen. In *Vom Recht* (1941) gelangt Loosli schliesslich an einen Punkt, an dem sich der reformerische Optimismus der praktischen Kritik und die philosophische Einsicht in die Fatalität der rechtsbegründenden Instituierung des Lebens gegenüberstehen (V). Während er sich hier für den Optimismus entscheidet, hat der Kriminalroman *Die Schattmattbauern* (1926/1929–30) die ‹fatale› Wahrheit der Institution im narrativen Modus der Literatur bereits offenbart. Hier zeigt sich auch, dass Narrative selbst ‹institutionell› gedacht werden können und wie ihre literarische Entfaltung philosophische Erkenntnis befördern kann (VI).

I. Anstaltsleben (1924)

Seine 1924 veröffentlichte Streitschrift *Anstaltsleben* motiviert Loosli zum einen persönlich mit der Erleichterung seines Gewissens aufgrund der eigenen biografischen Erfahrung, zum anderen mit der moralischen und bürgerlichen Pflicht in Bezug auf die Menschenrechte und die öffentliche Wohlfahrt.³ Loosli fährt hier eine Strategie des doppelten Angriffs, die er mehr oder weniger ausgeprägt schon vorher und auch nachher in seiner Kritik der «in unserer Gesellschaftsordnung organisierte[n] Übelstände» anwendet (AL, 103). Einerseits greift er die Erziehungspraktiken fundamental an: Die moralisch-menschenrechtliche Verfehlung der Anstaltspraxis vergleicht er mit «dem Krieg, dem Blutgerüst, der Prostitution, der Folter und der Sklaverei» (AL, 104) und unterstreicht die Drastik dieses Vergleichs explizit. Das vielfach wiederholte Hauptargument liegt indes in dem für die Erziehungsanstalten konstitutiven Konstruktionsfehler: «Die Anstaltserziehung ist [...] immer eine Zwangserziehung, eine Konfektionserziehung», während die Erziehung im eigentlichen Sinn «vor allen Dingen darin besteht, die Natur nicht zu vergewaltigen», welche die «Veranlagung und die Wesensart jedes Einzelnen bis ins Unendliche verschieden» gestaltet (AL, 136–138).⁴ Die Missstände rührten nicht von «einzelne[n] Organe[n]» her, «sofern diese anständige, gewissenhafte Menschen» seien, sondern gründeten in der «Einrichtung» selbst. Deshalb sei diese «Einrichtung als solche [...] von Grund auf verfehlt, unzweckmässig, schädlich» (AL, 177). Loosli fordert daher die «[b]edingungslose Abschaffung der Erziehungs-, Rettungs-, Zwangserziehungsanstalten und Waisenhäuser vermittelt fortgesetzter Aufteilung und ihre möglichst beschleunigte Überführung ins Verdingwesen» (AL, 249; vgl. ebd. 250), «für alle Fälle, wo sich die Familienerziehung unter keinen Umständen durchführen läßt» (AL, 247).

Gegenüber dieser fundamentalen Kritik und Forderung schildert er andererseits ausführlich und nachdrücklich die effektiv sich ausprägenden Missstände teils in ihrer prototypischen Form, teils exemplarisch (besonders anschaulich fallen dabei die «Verbote und Strafen» aus) und formuliert Reformvorschläge (vgl. AL, 213–222). Neben der Alternative des Verdingwesens, das er selbst für reformbedürftig erklärt und später auch gesondert traktieren wird, skizziert er Übergangsformen für die Anstalten. Sie sollten «in ihren Erziehungsweisen denen der Familien ähnlich» gestaltet werden, indem kleinere personelle und räumliche Einheiten geschaffen und die Zöglinge in den «öffentlichen Ortsschulen» unterrichtet werden (AL, 251).

Das Buch *Anstaltsleben* umfasst neunzehn Kapitel, die neben der einleitenden Rechtfertigung und den schliessenden Ausblicken einesteils deskriptiv oder narrativ Momente,

3 Vgl. Carl Albert Loosli: *Anstaltsleben. Betrachtungen und Gedanken eines ehemaligen Anstaltszöglings* (1924). In: ders.: *Werke*. 7 Bde. Hg. von Fredi Lerch und Erwin Marti. Bd. 1: *Anstaltsleben. Verdingkinder und Jugendrecht*. Zürich 2006, S. 103–254, S. 103 und S. 247 (im Folgenden als AL mit Seitenzahl direkt im Text zitiert).

4 Vgl. auch Loosli: *Anstaltserziehung* (1905). In: ders.: *Werke* (wie Anm. 3). Bd. 1, S. 97–102, S. 97.

Phasen, Szenarien des Anstaltslebens und einer exemplarischen Zöglingsexistenz darbieten, grösserenteils aber die Strukturen und Organisation untersuchen und die daraus erwachsenen Missstände und -bräuche kritisieren. Daraus möchte ich vier – eingangs bereits als Spannungslinien exponierte – Aspekte herausarbeiten, die für die Struktur und Funktionsweise von Institutionen, wie Loosli sie versteht und kritisiert, wesentlich sind.

1. Die Abgrenzung von äusserer Umgebung und Alltagsleben sondert die Anstalt als abgetrennte, künstliche Nebenwelt aus und zerteilt die Welt der Zöglinge in ein Innen und ein Aussen.⁵ Dieses institutionelle Grundmerkmal interessiert Loosli weniger als solches, sondern vielmehr in Bezug auf die zahlreichen Implikationen und Konsequenzen für das Anstaltsleben sowie das aktuelle und spätere Leben der Zöglinge: Die zunehmende Verarmung des äusseren und inneren Lebens, die selbst schon einen Missstand darstellt, führt auch zu Weltfremdheit, sodass sich die Zöglinge später draussen nicht zurechtfinden.

2. Zur Schwierigkeit der gesellschaftlichen Reintegration trägt neben der Innen/Aussen-Trennung ebenso die rigide Gleichbehandlung bei, die unter den Bedingungen der relativen Geschlossenheit und der hohen Bewohnerdichte auch engmaschigere Ordnungen und deren umso schärfere Durchsetzung erfordert. Entsprechend werden die natürlichen Anlagen, Eigenschaften und Fähigkeiten der einzelnen Individuen eingeschränkt und unterdrückt. Die dazu angewandten Mittel wie der Gemeinschaftsunterricht aller Schulstufen (vgl. AL, 185 f.), die fehlende Rücksicht auf Herkunft und Alter, die Arbeit ohne Lohn, zum Teil mit Ausbeutung und Schinderei (vgl. AL, 180 f.), der Mangel an Freizeit, das Strafsystem ohne Erziehungswert (vgl. AL, 214) usw. führen neben der sinnlichen und geistigen Verarmung zur Schwächung und Verkümmern des Eigenantriebs, des Willens und der Selbstverantwortung. Gerade eine Erziehungsanstalt kann als exemplarisch gelten für die gelingende oder scheiternde Vermittlung zwischen Individuum und Kollektiv, die eine republikanische Grundleistung darstellt.

3. Zur Innen/Aussen-Opposition und derjenigen von Individuum und Kollektiv hinzukommend, kann als dritte Opposition diejenige zwischen Allmacht des Anstaltspersonals und Ohnmacht der Zöglinge genannt werden. Die «Vorgesetzten» betrachten sich «von ihrem Herrschaftsstandpunkt» aus «gegenüber dem Zögling im Besitze unbeschränkter Macht». «Der Vorsteher ist gegenüber dem Zögling allmächtig, der Zögling gegenüber dem Vorgesetzten ohnmächtig». Loosli zeigt weiter, dass die Macht nicht nur den Körper und die äussere Existenz des Zöglings betrifft, sondern sich «auf das Innigste» auf «sein Seelen-, auf sein Geistesleben sogar» «erstreckt». Noch «grausamer» als «offener Ungehorsam» werde das «wirkliche oder gemutmaaste Meinungsvergehen» bestraft. Die ganze innere Ordnung sei von der «polizeilichen» Verfügungsgewalt durchdrungen und darauf ausgerichtet, den «Sklavensinn des Zöglings» zu vertiefen, der sich wiederum in jenen schlechten «Eigenschaften» verfestigt, die Nietzsche in *Zur Genealogie der Moral* (1887)

5 «Die Anstalt ist eine Welt für sich, von der Außenwelt abgeschlossen.» (AL, 114) Vgl. auch ebd. S. 139 f.

als der Sklavenmoral und dem Geist des Ressentiments eigentümliche anführt: «Verlogenheit, Verschlagenheit, Mangel an sittlichem Mut» und «tief eingewurzelte[r] Haß» (AL, 168 f.). Auf der Seite der Vorgesetzten entsteht ein Grundgefühl der «Allmacht» (AL, 168) mit willkürlichen Befehlen (vgl. AL, 192) bis zum «Machtkoller» und weiter zum «Sadismus» (AL, 217). Loosli offenbart sich hier als Nietzsche-Leser. Neben der Depravation der individuellen Persönlichkeit gleich beim Eintritt in die Anstalt, die bis zur Umbenennung reicht (vgl. AL, 126), führt er als Beispiel für die Durchsetzung des «Kastengeistes» (AL, 169) die Tischordnung an: Vorgesetzte und Zöglinge essen an verschiedenen Tischen oder gar in verschiedenen Räumen, die Vorgesetzten essen aus «Tongeschirr», die Zöglinge aus «Blechgamellen» (AL, 172f.).

4. Im zweitletzten Kapitel fasst Loosli unter der Überschrift *Ergebnisse* die Auswirkungen der Erziehungsanstalten auf die spätere Existenz der Zöglinge zusammen. Generell «untergräbt» die «Anstaltserziehung» die «Lebenskraft und Lebenstüchtigkeit», sodass der «Durchschnitt», zu dem die «meisten» als Produkt der Gleichmacherei gehörten, «in der allgemeinen, namenlosen Masse der willenslosen, ausgebeuteten Besitzlosen» «verschwindet». «Was unter dem Durchschnitt steht, fällt dem Verbrechen oder der widerstandslosen Verarmung anheim [...]. Was über dem Durchschnitt steht, besteht aus Leuten [...], die sich ihr [der Anstaltserziehung] wenigstens innerlich [...] nicht fügten», aber dennoch «in mancher Beziehung zeitlebens» «leiden». Solche seien «für die Anstalt eigentliche Fehlexemplare» (AL, 239–247). Danach stellt Loosli die Anstalt in einer Serie von Situationen, Lagen und Erfahrungen dem Leben nach der Anstalt gegenüber, wobei das Leben als Begriff jeweils explizit vorkommt und entsprechend pathetisch aufgeladen wird. Der Leitsatz lautet: «[D]as Leben ist keine Anstalt, es kennt eine andere als die von oben vorgeschriebene Ordnung, nämlich die organische» (AL, 240). Loosli vertieft damit die strukturelle und praktische Kritik an einer spezifischen Institution zu einem fundamentalen Antagonismus zwischen Leben und Recht, der auch die in den anderen Spannungslinien mitlaufende Basisopposition von Natur und Kultur konkretisiert.

II. Leben und Recht

Die vier Antagonismen, welche die Spannungslinien von Looslis Kritik der Erziehungsanstalten bilden, sind also Innen und Aussen, Individuum und Kollektiv, Ohnmacht und Allmacht sowie Leben und Recht, wobei der Letztere die Vertiefung der anderen ins Fundamentale enthält. Es ist die politische Grundfunktion, insbesondere von Sozialinstitutionen, zwischen den Polen zu vermitteln und die darin wirkenden Kräfte zu regulieren. Institutionen trennen und verbinden, sie regulieren den materiellen, energetischen und kommunikativen Transfer und damit die Kräfte- und Machtverhältnisse. Von der Rechtsdogmatik aus betrachtet gibt es, wie der französische Rechtshistoriker Pierre Legendre in Auslegung der römischen Formel *vitam instituere* argumentiert, keine

menschliche Existenz ohne die Instituierung des Lebens, sie ist die humanisierende und politisierende Basisformel.⁶

Der italienische Philosoph Giorgio Agamben hat seinerseits im Traktat *Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben* (1995) dargelegt, dass die Politisierung des Lebens, wie sie das Abendland seit Aristoteles denkt und betreibt, auf einer Aufspaltung des Lebens in *bios* und *zoe* basiert, dem rechtlich und sozial verankerten Leben und dem Leben, das ohne rechtliche Voraussetzungen und Folgen benutzt, verwertet, das heißt letztlich auch getötet werden kann.⁷ Die Antike und Alteuropa verliehen in ihren politischen und rechtlichen Ordnungen dieser Unterscheidung in der Figur des *homo sacer* eine theoretische Gestalt. Er verkörperte das nackte Leben (*zoe*) zum Beispiel des Verbannten, des aus dem Recht Ausgeschlossenen, der strafflos getötet werden konnte. Der *homo sacer* fungierte als Gegenfigur des Souveräns, der das Recht als Raum der geschützten Existenz (*bios*) durch den Ausschluss des im *homo sacer* verkörperten nackten Lebens (*zoe*) überhaupt erst begründete. Praktisch erschien diese Gründungsfiktion von Recht und Politik im Sklaventum, später der Leibeigenschaft, in der *patria potestas* als Recht des Familienvaters über Leben und Tod oder in den Rechtsformen der Verbannung.⁸ Die moderne Humanisierung des Rechts seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, die einhergeht mit einer Biologisierung in Form einer ständigen Anpassung an die wechselnden wissenschaftlichen Erkenntnisse, sozialen Lebensformen und politischen Verhältnisse, läuft Agamben zufolge Gefahr, zu übersehen, dass auch in den ausdifferenzierten Institutionen der Moderne noch ‚soveräne‘ Unterscheidungen von und Entscheidungen über Ein- und Ausschluss von Leben getroffen werden, die Menschen entrechteten, der Willkür preisgeben bis hin zur Verfügungsgewalt über Leben und Tod. Provokanterweise hat Agamben das Konzentrationslager als «Paradigma» der modernen Politisierung des Lebens, der modernen Biopolitik (Foucault) bezeichnet, welche die Grenzen zwischen dem, was rechtlich geschützt leben soll, und dem, was verwertet werden darf, unablässig neu bestimmt. Die fundamentale Entscheidung über Leben und Tod wird überlagert von einem sich ständig verändernden Netz von Mikrobeschlüssen und einer Rhetorik des Humanismus und des Fortschritts.⁹

6 Vgl. Pierre Legendre: *Les enfants du texte. Étude sur la fonction parentale des États. Leçon VI.* Paris 1992, S. 27 und 87–90.

7 Vgl. Giorgio Agamben: *Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben* (1995). Übersetzt von Hubert Thüring. Frankfurt a. M. 2002, S. 11–22.

8 Vgl. Michel Foucault: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1* (1976). Übersetzt von Ulrich Raulff und Walter Seitter. Frankfurt a. M. 1977, S. 161–166.

9 Es versteht sich, dass es nicht darum geht, eine idealisierte ältere Gesetzgebung gegen die moderne Gesetzgebung im Zeichen der Biopolitik auszuspielen, sondern nur darum, dass der moderne Modus der Entscheidung in kleinen Schritten, flankiert von einer entsprechenden Fortschritts- oder Sachzwangsrhetorik, die Tiefendimension verdeckt, in der es immer noch um fundamentale Veränderungen gehen kann.

Es ist erstaunlich, mit welchem Gespür Loosli in einer Institution wie der Erziehungsanstalt nicht nur die Missbräuche der expliziten und impliziten Ordnungen und die Perversionen der allgemeinen Menschlichkeit ausmacht, sondern auch diese fundamentalen Probleme umkreist, ohne sie allerdings als solche zu analysieren und begrifflich zu heben. Deutlich markiert er, dass eine Institution gegenüber dem Rechtsraum, der sie umgibt und zu dessen rechtlicher Regelung und Regulierung sie da ist, einen relativen Ausnahmeraum bildet, in dem auch die Geltung der Rechtsnormen relativiert oder gar suspendiert sein kann. Entsprechend tendieren solche Institutionen dazu, das Leben beziehungsweise die Menschen, die in sie hineingeraten, erst recht zu Ausnahmen zu machen, obwohl der Wirkzweck der Institutionen eigentlich in der «Normalisierung» und sozialen Integration besteht. Dass dieses latente Paradox sich in den Erziehungsanstalten manifestiert, artikuliert Loosli in der Formel, dass die Anstalt und ihre Ordnung um ihrer selbst willen da seien und nicht um der Zöglinge willen (vgl. AL, 167), und mit der Feststellung, dass die Anstalten grösstenteils untaugliche Menschen hervorbrächten und nur im Ausnahmefall, sozusagen als Ausnahme der Ausnahme, nicht gebrochene. Anstalten dieses Typs sind für Loosli *failed institutions*, für die es, zumal sie jüngere Erscheinungen seien, konsequenterweise nur die «bedingungslose Abschaffung» gebe und ihre «Überführung ins Verdingwesen» (AL, 249). Dass die Auflösung der Anstalten und die Einrichtung des Verdingwesens mit einem funktionierenden Pflegefamilensystem nicht nur in praktischer Hinsicht der politischen, ökonomischen und organisatorischen Durch- und Umsetzung idealistisch ist, wie Loosli hier einräumt, sondern eben auch in anthropologischer und rechtspolitischer Hinsicht, zeigt sich einige Jahre später: Loosli wird einsehen müssen, dass auch das Verdingwesen höchst anfällig für Missbräuche ist (Ausbeutung als Arbeitskraft, sexueller Missbrauch, Misshandlung, Vernachlässigung usw.) und dass die Problematik tiefer gründet.

III. Verdingkinder (1945)

1945 verfasst Loosli die Schrift *Verdingkinder* als Artikelfolge anlässlich von mehreren «aufsehenerregenden gerichtlichen Erledigungen der Kindermißhandlungs- und Perversionsfälle» in Pflegefamilien, aber auch in «natürlichen Familien».¹⁰ Zur Vorbeugung, Unterbindung und Ahndung der Missbrauchsfälle selbst und der auch gutgläubigen Anzeigen, die sich als schwer oder nicht beweisbar herausstellen können und am Ende den Opfern schaden (vgl. VK, 327 f.), schlägt er zum einen die Schaffung eines «zuverlässige[n] Informations- und Meldedienst[s]» vor (VK, 326), zum anderen die «Aufklärung» durch die Medien und, gezielter, «die ständige, aufklärende Erziehungsberatung des ganzen Volkes»

¹⁰ Carl Albert Loosli: *Verdingkinder* (1945). In: ders., *Werke* (wie Anm. 3). Bd. 1, S. 299–378, S. 325 (im Folgenden als VK mit Seitenzahl direkt im Text zitiert).

(VK, 378). Die laute öffentliche «Klage» «über die Verwahrlosung und die Nöte der Jugend» sei nicht durchweg berechtigt, auch wenn die «Hauptsache noch zu tun bleibt». Wohl sei «unmerklichen, organischen Wachstums viel Dauerbeständiges, Positives» in der Jugenderziehung entstanden (VK, 375), diesem «Positiven» aber wirke entgegen, «daß sich in Staat, Gemeinde, Schule und Haus die Erziehung der Jugend weitgehend mechanisiert, bürokratisiert». Sie «funktioniert zwar, aber sie lebt nicht», «wird je länger desto bedenklicher von schablonisierender Vermassung beeinträchtigt, die dem individuellen Organismus der Kinder und Jugendlichen nichts überzeugend Lebendiges, innerlich Förderndes, Festigendes zu bieten vermag» (VK, 376).

In *Anstaltsleben*, seiner Streitschrift von 1924, hat Loosli der Anstalt die «natürliche» Familie als Modell einer «organischen» Erziehung noch schroff entgegengesetzt. Inzwischen, 1945, scheint auch die Familie für Loosli von der sozialen und rechtlichen Problematik eingeholt worden zu sein. Dabei wird deutlich, dass die Missbrauchsfälle gerade dadurch begünstigt worden sind, dass die Familie einen relativ rechtsarmen, von der patriarchalen Verfügungsgewalt, der *patria potestas*, dominierten Bereich bildet. Looslis Reformargumentation mündet in einen Widerspruch: Die organische Erziehung fördert den Missbrauch, der nur durch soziale und rechtliche «Mechanismen» bekämpft werden kann, die ihrerseits das Organische zum Verschwinden bringen. Doch Loosli treibt diesen Widerspruch nicht in die offene Aporie von Leben und Recht und erhält sich seinen institutionsreformerischen Optimismus. Diesem liegt die idealistische Vorstellung zugrunde, dass das Leben selbst schon quasi-institutionell organisiert sei und dass die Familie gleichsam organisch daraus herauswachse, dass sich das Leben selbst familial instituiere. Umgekehrt müssten Institutionen in ihrer idealen Gestalt die organische Fortsetzung des Lebens sein.

Diesen vitalistischen Idealismus hat Carl Spitteler wahrgenommen und im Dankesbrief für die Sendung von *Anstaltsleben* nach der Lektüre moniert: Zwar sei er, so schreibt Spitteler im Oktober 1924, vom Inhalt angenehm überrascht gewesen; er habe einen «leidenschaftlichen Angriff befürchtet und habe eine ernste, sachliche, wohlüberlegte Abhandlung gefunden». Dem «letzten Kapitel» – Spitteler meint hier aber eher das zweitletzte – mangle es jedoch an der «Überzeugungskraft der früheren, weil ihm die Beispiele und damit die Anschaulichkeit fehlen. Das «Leben», so schliesst er, «ist eine metaphysische Macht, die ich nicht kenne und nicht anerkenne. Doch das ist Nebensache.»¹¹

Spitteler schränkt den Begriff der Metaphysik ein auf einen religiösen oder parareligiösen Glauben an eine immaterielle, quasireligiöse Macht namens «Leben», und das trifft wohl auch auf einen Teil von Looslis Auffassung zu. Metaphysik ist aber auch jener Teil der Philosophie, der sich mit Begründungsfragen beschäftigt. Und die Frage nach der Begründung des Rechts im Leben und/oder des Lebens im Recht, ist es, die Looslis Engagement an- und umtreibt, auch wenn dieses hauptsächlich pragmatisch ausgerich-

¹¹ Carl Spitteler: Brief an Loosli. 12. Oktober 1924. In: Loosli, Werke (wie Anm. 3). Bd. 1, S. 255.

tet ist und bleibt. Loosli steuert die Aporetik von Leben und Recht nicht direkt an, spürt sie aber in den praktischen Missständen auf und kommt ihr immer ziemlich nahe, wie ich nun weiter anhand von «*Administrativjustiz*» (1939) und *Vom Recht* (1941) darlegen möchte, bevor ich dann mit einer These zur Literatur schliesse.

IV. «Administrativjustiz» (1939)

In der 1939 im Selbstverlag herausgegebenen Streitschrift «*Administrativjustiz*» und *Schweizerische Konzentrationslager* verschärft und vertieft sich Looslis Institutionskritik zu einer Rechtskritik, die durchaus metaphysische Züge im Sinn der politisch-philosophischen Begründungsproblematik annimmt.¹² Mit dem Begriff des Konzentrationslagers kann sich Loosli noch nicht auf die nationalsozialistischen Vernichtungslager beziehen, wohl aber auf deren vom rechtlichen Status her gleichen Vorgängereinrichtungen der Arbeitslager «im diktatorisch regierten Ausland», wie Loosli in einem zuvor erschienenen Artikel schreibt, über welche sich die «öffentliche Meinung unseres Landes mit voller sittlicher Berechtigung» «entrüstet»:¹³

Die «Administrativjustiz» in Gänsefüßchen [...] fußt nicht auf dem Verwaltungsrecht, sondern auf der Willkür des Staates, der Gemeinden und der Gesellschaft, die sich anmaßen, den einzelnen Staatsbürger seinem natürlichen Richter zu entziehen, ihn der ihm ebenfalls verfassungsmäßig zustehenden Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze und dem Rechte zu berauben, über seine Person, sein Eigentum willkürlich, unter Ausschluß jeglichen öffentlichen Verfahrens, unter Vergewaltigung und Verneinung seiner Menschen- und Bürgerrechte, zu verfügen.¹⁴

Wiederum über Buchlänge dekliniert er die Kritik durch alle Voraussetzungen, Praktiken und effektiven oder möglichen Folgen: politisch-verfassungsrechtlich, zivil- und strafrechtlich, kriminalistisch und strafpflegerisch, auf die Landesverteidigung bezogen, allgemein sozial, sozialpädagogisch und volkshygienisch. Neben den in den einleitenden «Begriffsbestimmungen» gedrängt monierten Grundmissständen, die eben zitiert worden sind, können folgende fünf Umstände besonders hervorgehoben werden: 1. «Subjekt» – im Sinn von Unterworfenem – der Administrativjustiz werden grösstenteils sozial Benachteiligte, Arbeits-, Mittellose und sozial oder sittlich Auffällige. 2. Arretiert

12 Vgl. Carl Albert Loosli: «Administrativjustiz» und Schweizerische Konzentrationslager. In: ders., Werke (wie Anm. 3). Bd. 2: Administrativjustiz. Strafrecht und Strafvollzug. Zürich 2007, S. 102–284.

13 Carl Albert Loosli: Schweizerische Konzentrationslager und «Administrativjustiz». In: ders., Werke (wie Anm. 3). Bd. 2, S. 98–101, S. 98; zu Looslis Wissen von den nationalsozialistischen Lagern und der Vergleichbarkeit mit den schweizerischen «Zucht-, Korrekptions- und Arbeitshäusern» vgl. Loosli, «Administrativjustiz» (wie Anm. 12), S. 246–248 sowie die Einführung dazu (ebd. S. 5–15), wo die Herausgeber auf Wolfgang Langhoffs 1935 erschienene *Moorsoldaten* verweisen, ohne Looslis Kenntnis zu belegen (S. 9 f.).

14 Loosli, «Administrativjustiz» (wie Anm. 12), S. 104.

werden solche Subjekte aufgrund nicht tatbestandsfähiger Phänomene wie Arbeitslosigkeit, Armut, Sucht, Ausschweifungen und anderer Auffälligkeiten und dies oft aufgrund von Beschwerden, Denunziationen, Anschwärzungen durch Dritte. 3. Die Versorgung erfolgt durch eine Verfügung der Exekutive ohne gerichtliches Vorverfahren, Strafverfahren und Berufungsmöglichkeit. 4. Die Subjekte werden in Haftanstalten oder Irrenanstalten zusammen mit ordentlich verurteilten Verbrechern oder Kranken verbracht, auf diese Weise kriminalisiert oder pathologisiert und verbleiben da für unbestimmte Zeit, oft lebenslänglich. 5. Sie werden zum betrieblichen Unterhalt der Haftanstalten oder zu ökonomisch produktiven Arbeiten missbraucht.

Loosli bezeichnet die «administrativ Justifizierten» – was er ebenfalls in Gänsefüßchen setzt, weil es sich um ein Oxymoron handelt, denn eine eigentliche Rechtshandlung liegt eben nicht vor – als einerseits «entrechtet und vogelfrei», aber weil sie ja nicht effektiv Verbannte sind, sondern als Rechtlose eingeschlossen und zu Arbeit gezwungen werden, andererseits auch als «Staatsklaven».¹⁵ Mit solchen Begriffen, neben vielen weiteren scharfen Worten und Wendungen, beabsichtigt Loosli gewiss eine skandalisierende Wirkung, die er damit auch erzielt. Doch bezeichnet er mit dem Verbannten und dem Sklaven wiederum jene Figur des *homo sacer*, die von alters her zusammen mit dem Souverän die Doppelfigur der Rechtsbegründung bildet. Souverän ist nach Carl Schmitt, wer über den Ausnahmezustand entscheidet.¹⁶ Agamben hat die formale Bestimmung von Schmitt kritisiert und gezeigt, dass sich diese Entscheidung stets in der Verfügung über das Leben vollzieht: Der Souverän setzt sich ins Recht, indem er den Verbannten ausschliesst, das heißt das Recht für ihn aussetzt und ihn so zum nackten Leben erklärt, das ohne weitere Folgen verwertet oder getötet werden kann.¹⁷

Es ist immerhin möglich, dass Loosli Carl Schmitt gelesen hat, der sich 1933 als rechtskonservativer katholischer Jurist unter anderem mit seinem berühmten Artikel *Führertum als Grundbegriff des nationalsozialistischen Rechts*¹⁸ einen Namen machte und die willkürlichen Rechtsetzungen mit der unmittelbar gesetzgebenden Wirkung des Lebens des Führers, der das Volk und das Gesetz verkörpert, begründete.¹⁹ Damit wird die Ausnahme zur Regel und dies gerade im Namen des Lebens des Führers und des Volkes.

Looslis Interesse gilt auch hier nicht direkt den Fragen der Rechtsbegründung und dem Fundamentalverhältnis von Leben und Recht, sondern den konkreten Missständen und -bräuchen der Gesetzgebung und der Rechtspflege. Dennoch erkennt er, dass es sich bei der Administrativjustiz nicht um einen einfach zu korrigierenden Irrtum oder einen

¹⁵ Loosli: «Administrativjustiz», S. 110.

¹⁶ Vgl. Carl Schmitt: *Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre der Souveränität*. Berlin 1993, S. 13.

¹⁷ Vgl. Agamben: *Homo sacer* (wie Anm. 7), S. 36–39.

¹⁸ Carl Schmitt: *Führertum als Grundbegriff des nationalsozialistischen Rechts*. In: *Europäische Revue* 9 (1933), H. 11, S. 676–679.

¹⁹ Vgl. Carl Schmitt: *Der Führer schützt das Recht*. In: *Deutsche Juristen Zeitung* 39 (1934), H. 15, Sp. 945–950.

sekundären Konstruktionsfehler handelt, sondern um eine veritable ‹Ausnahmejustiz›, bei der sich die Exekutive die Möglichkeit des souveränen Durchgriffs bewahrt, das heißt die Möglichkeit, das Recht als solches auszusetzen und über das Leben beliebig zu verfügen. Er erkennt, dass sich hier die Machtgewalt als solche manifestiert, dass das Recht als solches auf dem Spiel steht beziehungsweise dass es auf diese Weise stets zu einem Instrument der willkürlichen Herrschaft zu werden droht. Merkwürdig bleibt dabei allerdings, dass Loosli seine Rechtskritik immer wieder im Namen des organischen Lebens führt, dem sich das Recht anpassen soll, ohne zu bestimmen, was darunter zu verstehen ist. Anscheinend zögert er hier – wie auch in der späteren Schrift *Verdingkinder* –, dem Paradox auf den Grund zu gehen, dass die Instituierung des Rechts notwendigerweise mit einer ‹Arretierung› des Lebens beziehungsweise seiner Äusserungen einhergeht, dass das ‹Vergehen am Leben› das Wesen des Rechts als Basisinstitution der menschlichen Existenz in der Gemeinschaft darstellt. Denn die Begründung des Rechts, so die bereits mit Agamben ausgeführte Paradoxie, vollzieht sich gerade durch die souveräne Entscheidung über die Ausnahme, die das nackte Leben in Differenz zur geschützten Existenz aussetzt.

V. Vom Recht (1941)

Man könnte denken, dass Loosli sich, indem er die Begründungsfragen meidet, seinen reformerischen Optimismus aufrecht zu erhalten sucht. Umso gespannter beobachtet man, wie es sich damit in der Schrift *Vom Recht* von 1941 verhält, wo Looslis kritischer Blick sich auf die Basisinstitution des Politischen selbst richtet. Er verfasste sie als zwanzigteilige Artikelserie und bot diese der Wochenzeitschrift *Die Nation* an, die den Abdruck jedoch ablehnte.²⁰ Anlässlich der Inkraftsetzung des eidgenössischen Strafgesetzbuchs zum Jahresbeginn 1942 benennt Loosli einige der immer noch bestehenden Rechtsgebreden, kritisiert sie von ihren korrumpierenden Folgen her aufs Schärfste und sieht durch ihr Fortwirken die demokratische Gesellschaft dem Untergang geweiht. Die von ihm in den Blick genommenen Rechtsgebreden umfassen neben der Gesetzesflut Rechtsfiktionen wie diejenige, dass Unkenntnis des Gesetzes nicht vor dessen Folgen schützt, die (Missbräuche fördernde) erhöhte Glaubwürdigkeit von Behörden, den Einfluss von Experten-Gutachten (besonders der Psychiatrie), das Scheidungsrecht, die Vormundschaft, die Strafmandate, die Abschaffung des Schwurgerichts, die Untersuchungshaft, das Gesinnungsdelikt und andere mehr.²¹

Hier nun, wo er mit dem Recht die Basisinstitution selbst in den Blick nimmt, kommt Loosli nicht umhin, die mehrfache Forderung einer organischen Gestaltung der Institutionen zumindest im Ansatz zu begründen. In Abschnitt XIV traktiert er die Tradition

20 Carl Albert Loosli: *Vom Recht* (1941). In: ders.: *Werke* (wie Anm. 3), Bd. 2 (wie Anm. 12), S. 333–418 (im Folgenden als VR mit Seitenzahl direkt im Text zitiert).

21 Vgl. Editorial zu Loosli: *Vom Recht* (1941). In: ders.: *Werke* (wie Anm. 3), Bd. 2 (wie Anm. 12), S. 331 f.

der Kasuistik: Zwar erlaube sie es, «die besonderen gesellschaftlichen oder persönlichen Gegebenheiten eines bestimmten Rechtsfalles legislatorisch und prozessual zu berücksichtigen», was auch eine gewisse «naturrechtliche» Berechtigung habe. Doch werde die Kasuistik «systematisch», wirke sie «gefährlich und ungerecht», «weil sie dann der baren Willkür freien Spielraum erschliesst und den ehernen Grundsatz der Gleichheit aller vor dem Gesetz durchbricht» (VR, 383). Das Recht werde «zum Gegenstand der politischen oder sozialen Machtfrage und des Parteihaders erniedrigt», und es entstünden «Sonder-, Kasten- und Klassengesetze», welche die «Oberschicht» privilegierten. Die Handhabung des Gesetzes verliere sich in «Interpretationsfragen», sodass sich «Gerechtigkeit anzustreben» für die Bürger nicht mehr lohne und diese deswegen versuchten, die eigenen «höchstmöglichen Vorteile abzuleiten» (VR, 383 f.).

Diese Kritik an einer am dekontextualisierten Kasus orientierten Gesetzgebung ist argumentativ nachvollziehbar und (sozial)politisch plausibel. Schwieriger wird es, die Bedingungen und Folgen einer Gesetzgebung abzusehen, die sich stattdessen an den «unabänderlichen biologischen Gesetzen» orientiert:

Ein derartiges [kasuistisches, die Gleichheit untergrabendes] Recht hat außerdem den Nachteil, durchaus unorganisch, lebenswidrig zu wirken. Schon aus dem einleuchtenden Grunde, weil alle Menschen denselben unabänderlichen biologischen Gesetzen unterstellt sind, um die keine Gesetzgebung, keine Rechtspflege je herumzukommen vermögen. Diese biologischen, kosmisch bedingten Gesetze sind nämlich für alle Menschen, und zwar gerade in ihren wesentlichsten Daseinsbedingungen, dieselben. Alle unterstehen denselben Trieben, denselben Leidenschaften, derselben Bestimmung. Sie sind unter sich bei der Geburt wie im Tode gleich; sie unterstehen unterschiedslos der Art- und der Selbsterhaltung, der Liebe und dem Hunger, dem Genuß, der Freude, dem Leid, der Krankheit und dem Tod. [...] Ein Recht, das darüber hinwegschreitet, bedeutet nichts anderes als eine Empörung gegen das Leben und die Naturgesetze selbst. Es mündet infolgedessen logischerweise in einer allgemeinen Lebentwertung und -verminderung aus, und zwar zum Schaden aller, da sich mit den biologischen Gesetzen weder rechten läßt, noch mit ihnen Sonderübereinkünfte vereinbaren lassen. (VR, 384 f.)

Diese Kritik der zeitgenössischen Rechtspraxis von einem naturrechtlichen Standpunkt aus entspricht dem auch hier noch zu rettenden reformerischen Optimismus, dass es möglich sei, auf den «Trümmern» (VR, 337) der gegenwärtigen «blutigen, alle Werte zerstörenden oder umgestaltenden Liquidation» (VR, 387) – gemeint ist offenbar die nationalsozialistische Herrschaft – «ein neues, organisches, ein vernünftig natürliches, ein menschliches Recht aufzubauen» (VR, 337). Dieser Optimismus hat seinen argumentativen Preis: Dass eine menschliche Gesetzgebung, welche die Naturgesetze nicht berücksichtigt, verfehlt ist, versteht sich, zumal sie die Naturgesetze als solche nicht zu ändern vermag, wenn es denn Naturgesetze als solche gäbe, das heisst, wenn deren Erkenntnis nicht dem jeweils historischen Wissensstand unterläge. Doch abgesehen davon bedürfte es gar keiner menschlichen Gesetze, wenn die Menschen noch im Naturzustand lebten, den Jean-Jacques Rousseau im *Diskurs über die Ungleichheit* (1755) eingrenzt. Hier aber

ist es Rousseau zufolge gerade die Natur, deren Kontingenz Ungleichheiten schafft, die durch soziale Vereinbarungen ausgeglichen werden sollen. Gäbe es diese Ungleichheit nicht, so würden die menschlichen (sozialen) Gesetze die Naturgesetze verdoppeln, das heisst die Naturgesetze würden ausreichen.

Loosli will keine Differenz zwischen den kosmischen Gesetzen, das heisst den physikalischen Gesetzen, und den biologischen Gesetzen erkennen, obwohl das vegetative und animalische Leben (als Teil des Naturganzen) doch selbst schon in einer relativ widerständigen Entwicklung zur physikalischen Natur und in gewissem Sinn als Ausnahme betrachtet werden muss. Gerade die biologischen Bestimmungen des (menschlichen) Lebens sind seit dem 18. Jahrhundert und besonders seit Charles Darwins *Entstehung der Arten* (1859) einem ständigen Wandel unterworfen durch neue wissenschaftliche Forschungen und durch verschiedene soziologisch und politisch inspirierte oder motivierte Interpretationen wie den Vererbungs- und Rassenlehren und einer generellen normativistisch flexiblen Wertung. Die «Liquidation» der «Werte» durch die rassistische und eugenische Gesetzgebung des Naziregimes, von der Loosli an der genannten Stelle spricht, ist eben nicht vor allem der Kasuistik geschuldet, sondern gerade der Möglichkeit, sich auf das «Leben» als eine scheinbar absolute Referenz zu berufen, während das «Leben» doch gleichzeitig einer flexiblen Wertung seiner biologischen Bestimmungen unterliegt. Eine Gesetzgebung, die wie die nationalsozialistische auf beliebigen Bestimmungen des «Lebens» basiert, so könnte man das Argument mit der Kasuistikkritik einführen, wird schon mit den ständig erlassenen Not- und Schutzhaftrechten selbst kasuistisch.

Looslis Berufung auf ein ewiges organisches Gesetz der Natur und des Lebens als Referenz für die menschliche Gesetzgebung läuft auf das Ideal eines Rechts hinaus, das sich ganz an das Leben anschmiegen oder ganz in diesem aufgehen würde. Auch hier scheint Loosli sich damit den Optimismus bezüglich Reformierbarkeit der Institutionen zu bewahren, doch am begründungsphilosophischen und zugleich zeitdiagnostischen Punkt, an den er mit *Vom Recht* gelangt, könnte er die fundamentale Fatalität des Rechts anerkennen: dass Leben und Recht zwei vollkommen differente Sphären sind, deren Vermittlung die Institutionen leisten, und dass das Recht notwendigerweise in das Leben eingreifen muss, wenn es den interindividuellen Beziehungen kollektive Stabilität verleihen soll. In diesem elementaren Sinn ist die Formel *vitam instituere* zu verstehen, und ebenso der Begriff der Fatalität, der, vom Begriff des *Fatum*s (lat. *fari*: sprechen) her gedacht, die elementare sprachliche Vermittlung zwischen Leben und Recht vollzieht.²² Dass sich das Recht im Rahmen der Grundrechte den jeweiligen Lebensverhältnissen anpassen soll, ist unbestreitbar.

22 Vgl. Legendre, *Les enfants du Texte* (wie Anm. 6), S. 161. Legendre zufolge ist «das *Fatum* der normative Diskurs, der in einer Gesellschaft den Bezug zum Gesetzesprinzip aufgreift, sowie das Recht im Zeichen der Gründungsreferenz verhandelt, um sie auf das vom Recht verschiedene Niveau zu heben, wo sich in einer Gesellschaft die Begegnung des Subjekts (als sich Unterwerfendes) mit der Notwendigkeit [des *vitam instituere*] organisiert» (Übersetzung H. Th.).

Eine solche erklärte Einsicht in das fundamentale Verhältnis von Leben und Recht erübrigt natürlich keineswegs eine Institutionskritik, wie sie Loosli geführt hat, die in Bezug auf die Sozialinstitutionen in ihrer Durchdringungskraft und Hartnäckigkeit in der Schweiz singulär ist und deren sachliche Berechtigung ausser Frage steht. Doch hätte Loosli die Aporie von Leben und Recht erkannt und akzeptiert, fielen seine argumentativen Strategien wohl anders aus, was hier nur noch an zwei Punkten aus dem Gesagten herausgestrichen werden soll: Erstens muss der Vorschlag, die Institution des Verdingens als einfacher reformierbare Alternative zu den Erziehungsanstalten und Waisenhäusern auszubauen, wohl auch damals als unrealistisch erschienen sein, wie sich vielleicht an den heftigen Reaktionen auf das Buch *Anstaltsleben* zeigen liesse. Tatsächlich hat Loosli diese Institution wegen ihrer grossen Missbrauchsanfälligkeit unter den damals gegebenen Rechtsbedingungen später selbst einer heftigen Kritik unterzogen, wie hier auch dargelegt worden ist. Zweitens hätte er mit der besagten Einsicht wohl darauf verzichtet, sich in dieser Weise auf die metaphysikträchtige und zugleich so unterschiedlichen biologischen beziehungsweise biologischen Interpretationen unterliegenden Referenz des ›Lebens‹ zu berufen. Den Idealismus hat ihm bereits Spitteler entgegengehalten, und die biopolitische Verfügblichkeit hätte ihm angesichts der nationalsozialistischen Gesetzgebung wohl nicht erst 1939 im Vergleich der «Administrativjustiz» mit den deutschen Konzentrationslagern aufgehen können.

VI. Institutionskritik der Literatur

Während in den Schriften, die exklusiv der Institutionskritik gewidmet sind, der reformerische Optimismus die philosophische Ergründung des Verhältnisses von Leben und Recht zu blockieren scheint, hat Loosli in seinem belletristischen Werk die Fatalität des Rechts in gewisser Weise bereits offenbart. Im Kriminalroman *Die Schattmattbauern* (1929–30/1932) gerät der Protagonist Fritz Grädel in Verdacht, seinen Schwiegervater Res Röschi, der ihn aus Neid bis aufs Blut geplagt hat, umgebracht zu haben, weil er diesem im Furor einmal mit dem Tod gedroht hat.²³ Erst lange nach Grädels Tod in einer «Nervenheilanstalt»²⁴ kommt die Wahrheit ans Licht, nämlich dass der todkranke Röschi mit seiner «Teufelssucht» (SB, 117) seine Selbsttötung als Mord mit entsprechenden Indizien inszeniert hat. Grädel ist zwar freigesprochen worden, aber nur rechtlich, nicht moralisch: Die mehreren Monate Untersuchungshaft haben den Angeschuldigten

23 Vgl. Hubert Thüring: Loosli, Walser, Glauser. Drei Beziehungen der Literatur des Verbrechens zur Wirklichkeit. Ein erkenntnispoetischer Vergleich. In: Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs 28 (2009), S. 76–87.

24 Carl Albert Loosli: *Die Schattmattbauern*. Roman (1926/1929–30). In: ders., *Werke* (wie Anm. 3), Bd. 3: *Die Schattmattbauern*. Kriminalliteratur. Zürich 2006, S. 21–314, S. 305 (im Folgenden als SB mit Seitenzahl direkt im Text zitiert).

gebrochen, indem er zur Erkenntnis gelangt ist, dass er sich nie mehr vom einmal ausgesprochenen Verdacht und der Anschuldigung wird reinwaschen können:

[B]eweisen, so beweisen, daß kein Schatten auf mir zurückbleibt, daß ich nach wie rein in der Sonne stehe, könnt ihr meine Unschuld nicht. Das werdet ihr nie können, und so lange ist Fritz Grädel in den Augen der meisten Menschen eben doch ein Gerichteter. (SB, 235)

Der Text schildert die Ermittlungen und das Verfahren breit und sehr detailliert, um zu unterstreichen, dass weder bei den Ermittlungen noch im Verfahren Schlampereien oder Irrtümer unterlaufen sind. Der Erzähler scheint der «nihilistischen» Einsicht in die Unbeweisbarkeit der Unschuld als Motivation für den fatalistischen Rückzug Grädels in «die Taumelfühllosigkeit entsagender, willenloser Ergebung» (SB, 249) und die schliessliche psychophysische Vernichtung nicht zu trauen. Jedenfalls meldet er sich, was im Text sonst wenig der Fall ist, in dieser Sache kommentierend zu Wort: Grädel habe sich «über seinen Zustand nicht getäuscht», er sei «ein gebrochener Mann, erdrückt von dem entsetzlichen Verdacht, zermürbt von der langen, verblödenden, unwürdigen Untersuchungshaft» (SB, 238). In einem gewissen Widerspruch dazu stehen die ausführlichen Schilderungen des Gefängnisalltags Grädels und seiner dabei gewonnenen philosophischen Einsichten in die Relativität des Rechts, die auf das Grundproblem hindeuten:

Er erahnte, dass das Urteil auch des gewissenhaftesten Richters stets ein Fehlspruch sein müsse; nicht weil der Richter bestechlich, gewissenlos oder dumm sein kann, sondern weil die Absicht des Rechts nicht auf Gerechtigkeit, sondern allein auf die Wahrung des gesellschaftlichen Nutzens ausgehe. Es dämmerte in seinem Unterbewußtsein die Ahnung auf, das Recht sei nicht allein biege- und schmiegsam, sondern je nach Zeit, Ort und Gelegenheit wandelbar [...].

Je eindringlicher er über sein, dann aber auch über das Geschick seiner Mitgefangenen nachsann [...], desto klarer ward ihm die Einsicht [...], daß, was den Gesetzesübertreter vom Gerechten unterscheidet, nicht von des Einzelnen Verdienst, nicht vom Wollen oder Können der Gesellschaft, sondern lediglich von etwas abhängt, das, bei Licht besehen, eine verwünschte, täuschende Ähnlichkeit mit blindem, rohem Zufall aufweist. Eine Entdeckung, die ihn ebenso bestürzte als beunruhigte, die ihn aus allen Geleisen seiner bisherigen Lebensauffassung warf. Fritz Grädel verzweifelte am Recht. (SB, 245 f.)

Mit Grädel ist der Erzähler nur noch einen Schritt entfernt von der Einsicht in die juristische Fatalität des *vitam instituere*, der Loosli in seinen explizit institutionskritischen Schriften weder vor noch nach dem Roman so nahekommt.

Narrative funktionieren in Bezug auf die vorstellbaren Möglichkeiten von «Welt» in einer gewissen Analogie zu den Institutionen, welche die Möglichkeiten des Handelns einschränken, Ereignisse verarbeiten und damit eine kollektiv geteilte Realität herstel-

len.²⁵ Anders als Institutionen und ihre semantisch stabilisierenden Texte können literarische (fiktive) Narrative bis zu einem gewissen Grad gefahrlos die Grenzzonen der Legalität und Legitimität individuellen und kollektiven Handelns auskundschaften und überschreiten. In den «semiotisch ›heiße[n]‹ Zone[n]»,²⁶ wo die Legalität von Regeln, die Legitimität von Ansprüchen, die politischen und sozialen Strukturen und Positionen unsicher werden, entfalten Narrative ihr Vermögen, Widersprüche zu entdecken, Abgründe zu erforschen, Wahrheiten auszusprechen und wunderbare Lösungen zu erfinden. Dort, wo Narrative mit politischen oder religiösen Institutionen zusammenfallen, bei den heiligen Texten der monotheistischen Konfessionen oder den Nationalepen wie dem eidgenössischen Tell-Mythos, und ihnen selbst hohe legitimatorische oder gar legalistische Bedeutung zukommt, ist der semantische Spielraum begrenzt.

Als Modellgenre für ein relativ stark konventionalisiertes Verhältnis zwischen den narrativ entfaltenen Strukturen und Verfahren und denjenigen der Referenzinstitutionen kann die Kriminalstory gelten.²⁷ Sie vermag in der Nach- und Neugestaltung der Strukturen und Verfahren die politisch und sozial umkämpften Grenzzonen der Institutionen selbst oder deren politische und soziale Voraussetzungen und Wirkungen anzusteuern und affirmativ oder kritisch alternativ durchzuspielen. Dabei kann die Narration eine Eigendynamik entwickeln, welche die konventionelle Lösungsorientiertheit des Kriminalplots oder die Intention des Autors konterkariert. So lässt es sich erklären, dass Looslis Roman bezüglich Wesen der Institution zu jenem Grund vorstossen kann, den die praktische Kritik in reformatorischer Absicht nicht erreicht, auch wenn sie ihm in *Vom Recht* nahekommt. Die Literatur muss die Fatalität des *vitam instituere* denn auch nicht analytisch ergründen und begrifflich bezeichnen, sondern offenbart sie in der narrativen Thematisierung und Performierung. Allerdings gelangen die *Schattmattbauern* in der Figur Grädels und der Erzählerstimme auch zu einer gewissen reflexiven Explizitheit.

Natürlich hatte Loosli ein Bewusstsein von den verschiedenen Vermögen der Textgenres und von den unterschiedlichen Rezeptionsweisen. Als Hans Huber vom Bircher-Verlag zum Buch *Anstaltsleben* kritisch meinte, er solle dieses am besten zu einem Roman umformen, antwortete Loosli 1925 mit der Schrift *Ich schweige nicht!*, in der er sich gegen die Angriffe auf *Anstaltsleben* verteidigt:

Man hat mir nahegelegt, dass es in meiner Macht gestanden hätte, den Stoff künstlerisch zu gestalten. Gewiss, ich hätte das tun können. Allein um diesen Einwand gleich vorweg zu nehmen – gerade das wollte ich nicht. Ein Anstaltsjugendroman wäre von vorneherein,

25 Vgl. Albrecht Koschorke: Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer allgemeinen Erzähltheorie. Frankfurt a. M. 2012, S. 287–328.

26 Ebd., S. 312, im Weiteren vgl. ebd. S. 316 f.

27 Vgl. Hubert Thüring: Friedrich Glausers Poetik der (Kriminal-)Literatur. Die Diskursivierung von Literatur und Wirklichkeit durch Verhör und Protokoll. In: Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs 21/22 (2006), S. 61–79.

übrigens mit Recht, als Dichtung gewertet, als Phantasieerzeugnis beurteilt worden; ich aber hatte es mit Thatsachen zu tun.²⁸

Tatsächlich aber greift Loosli auch in *Anstaltsleben* zum literarischen Narrativ, indem er die Einweisung, die Einführung und gewisse markante Momente der Erziehungsanstalt in der exemplarischen Geschichte von Ernstli aus dessen personaler Perspektive erzählt, ein Mittel, das er dann wieder fallen lässt. Er scheint weder dem Vermögen der Literatur, sozialkritische, diskursanalytische philosophische Erkenntnisse zu vermitteln, noch den Rezeptionsweisen von fiktionalen Texten so richtig zu trauen. Doch das gelingt mit den *Schattmattbauern* in der dargelegten Hinsicht und bis zu einem gewissen Grad, und auch in anderen Erzählungen wie zum Beispiel dem *Gäng-Hü-Schlosser* (1943) und *Es Müschterli vom Laschihäwm* (1910), in denen die Protagonisten nicht untergehen, bleiben sie gezeichnet vom Recht, mit dem sie in Berührung kommen, und leben ein Leben als Aussenseiter.²⁹ Hier gälte es nun weiter nach expliziten und impliziten Erwägungen in Looslis kritischen und literarischen Schriften und in seinen Briefen zu forschen.

28 Carl Albert Loosli: *Ich schweige nicht!* (1925), zitiert nach Erwin Marti: *Carl Albert Loosli 1877–1959*. Bd. 3: *Im eignen Land verbannt (1914–1959)*. Erster Teil. Zürich 2009, S. 169.

29 Vgl. Lea Schibli: *Zwischen sozialer Ausgrenzung und institutioneller Überwachung: Der Aussenseiter im Zentrum* von C. A. Looslis Gesellschaftskritik. Ein Vergleich zwischen Literatur und Publizistik. Masterarbeit Neuere Deutsche Literaturwissenschaft, Universität Basel 2016.

Nonkonformisten und literarische Gartenzwerge

Walter Matthias Diggelmann und die Zertrümmerung erstarrter Institutionen

MARGIT GIGERL

Was wird jemand mit diesem Lebenslauf: 1927 als außereheliches Kind einer Magd in Mönchaldorf bei Zürich geboren, aufgewachsen in Rhäzüns im Graubündnerland, Hilfsarbeiter, Uhrmacherlehrling, nach einem Griff – aus Not – in die Geldkasse des Onkels 1944 Flucht nach Italien, von dort als ‚Fremdarbeiter‘ nach Dresden verfrachtet, Flucht, in Nürnberg verhaftet, bis Kriegsende in Nazi-Gefängnissen, Auslieferung an die Schweiz, wieder Gefängnis, dann sechs Monate Irrenanstalt, Bauarbeiter, Hotelportier, Journalist, Redakteur, Regieassistent, Dramaturg, Werbetexter?¹

Diesem Verzeichnis, das die deutsche Wochenzeitung *Die Zeit* in ihrem kurzen Nekrolog auf den in der Nacht zum 29. November 1979 verstorbenen Walter Matthias Diggelmann erstellte, hätte er selbst wohl noch einige Stationen und soziale Rollen hinzuzufügen gewusst: Heim- und Pflegekind etwa, Holzfäller, Kuhhirte, ein Vaterloser, unter amtliche Vormundschaft gestellt, einer, über den man ‚verfügte‘. Aber auch Gymnasiast und verhandelter Wissenschaftler, Bundesbeamter bei der Schweizer Luftwaffe, Public-Relations-Officer und zuallererst und -letzt: freier Schriftsteller und Geschichtenerzähler.² Es waren diese frühen Verletzungen, die «Wunden, die ihm [...] nicht zuletzt von seinen eidgenössischen Mitbürgern geschlagen wurden» – so nochmals der Nachruf in der *Zeit* –, die aus «diese[m] Autor ein[en] scharfe[n] Kritiker der Schweiz» werden liessen.³ Auf die erfahrenen – richtiger wohl: erlittenen – sozialen Praktiken der Marginalisierung antwortete Diggelmann bis zu seinem frühen Tod im Alter von 52 Jahren mit dem Streben nach Integration und Reputation, sodass er 1953 für kurze Zeit sogar Mitglied der Stadtzürcher FDP wurde, was bei dem angeblich notorischen Kommunisten doch einigermassen überrascht.⁴

Die Kehrseite waren Auseinandersetzungen mit zahlreichen gesellschaftlichen, staatlichen oder kirchlichen Einrichtungen und Zerwürfnisse mit Freundinnen und Freunden, mit Förderern und Gönnern als Konstante seiner Biografie. In seinem Nachlass

1 Red.: Walter Matthias Diggelmann. Zeitmosaik. In: *Die Zeit* 50, 7. 12. 1979.

2 Walter Matthias Diggelmann an Werner Oehlschläger, 7. 2. 1962. In: ders.: *Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe*. Werkausgabe Bd. 6. Hg. und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich 2006, S. 132 (zitiert als WA 6).

3 Red., Diggelmann (wie Anm. 1).

4 Vgl. Briefwechsel mit der Freisinnigen Partei der Stadt Zürich 1953/54; SLA-WMD-B-1-FREI und SLA-WMD-B-2-FREIS.

im Schweizerischen Literaturarchiv finden sich diverse Briefkonvolute, welche die Konflikte mit literarischen Institutionen vom Benziger-⁵ und Piper-Verlag⁶ über Zeitungen und Zeitschriften bis zum Schweizerischen Schriftstellerverein⁷ und der Gruppe Olten⁸ schriftlich dokumentieren.

Im Unterschied zu Friedrich Glauser oder C. A. Loosli hat Walter Matthias Diggelmann nie den «grossen» Anstaltsroman geschrieben, wie etwa die vom 26-Jährigen noch geplante Metanarration über die Polizei: «Nicht etwa die Geschichte eines Polizisten. Vielmehr die Geschichte *aller* Henker. Die es *je* gegeben hat.»⁹ Von seinen literarischen Anfängen Ende der Vierzigerjahre bis zu den letzten, postum publizierten Texten erzählte er seinen Lesern wie sich selbst «Geschichten» zu seinen persönlichen Erfahrungen in immer neuen Variationen.¹⁰ Dabei konnte es für ihn «zwischen staatsbürgerlichem Engagement und dem schriftstellerischen in Wirklichkeit keine Kluft geben».¹¹ Die Evidenz dieser kompromisslosen Positionierung liess ihn im literarischen Feld der Schweizer Nachkriegsmoderne zu einem der prononciertesten Vertreter einer «Littérature engagée» und des sogenannten «Nonkonformismus» werden – und den Autor selbst zu einer Institution.

Diesem Prozess soll im Folgenden an einigen Schnittstellen exemplarisch nachgegangen werden, wobei Institutionen nicht nur als formalisierte Einrichtungen, sondern in einem weiteren Sinn als informelle, mehr oder weniger «gesellschaftlich-etablierte, also intersubjektiv geteilte normative, kognitive und evaluative Orientierungen des Handelns» verstanden werden.¹²

5 Vgl. SLA-WMD-B-1-BENZ, SLA-WMD-B-2-BENZ, SLA-WMD-B-3-BENZ.

6 Vgl. SLA-WMD-B-4-06-a.

7 Vgl. SLA-WMD-B-4-04.

8 Vgl. SLA-GO-1-b.

9 Brief an Lukas Ammann, 20. 3. 1953. WA 6, S. 84. Hervorhebung im Original. Vgl. auch die Korrespondenz mit Walter Früh, Staatsanwalt und späterer illustrierter Kommandant der Kantonspolizei Zürich, SLA-WMD-B-1-FRUEH und SLA-WMD-B-2-FRUEH.

10 Diese wiederholt verwendete Phrase referiert unmittelbar auf *Mein Name sei Gantenbein* von Max Frisch, dessen Bedeutung im Werk Diggelmanns nicht zu unterschätzen ist.

11 Peter André Bloch, Edwin Hubacher: Der Autor und sein Engagement. Mündliche und schriftliche Antworten auf eine Umfrage. Walter Matthias Diggelmann. In: dies. (Hg.): *Der Schriftsteller in unserer Zeit*. Schweizer Autoren bestimmen ihre Rolle in der Gesellschaft. Bern 1972, S. 100–103, hier S. 103.

12 Uwe Schimank: *Handeln in Institutionen und handelnde Institutionen*. In: Friedrich Jaeger, Jürg Straub (Hg.): *Handbuch der Kulturwissenschaften*. Bd. 2: Paradigmen und Disziplinen. Stuttgart, Weimar 2004, S. 293–307, hier S. 293.

Die Geburt des Schriftstellers

Es gehört zu den essenziellen autofiktionalen Topoi von Diggelmanns Werk wie auch seiner Rezeption, Autorschaft als «Notlösung»¹³ und Literatur als «Waffe»¹⁴ zu insinuierten. Schreiben sei für ihn, abgesehen vom ordnungsstiftenden und kathartischen Potenzial, vor allem die «Möglichkeit, innerhalb der Gesellschaft, ohne allzu starken Friktionen ausgesetzt zu werden, bestehen zu können», wie er 1959 in der *Weltwoche* freimütig bekannte.¹⁵ Noch in dem wenige Monate vor seinem Tod entstandenen Prosatext *Spaziergänge auf der Margareteninsel* lautete seine Lebensbilanz: «Nein, ich hatte nicht Schriftsteller werden wollen, ich hatte nur ein geachteter Bürger meines Landes werden wollen. Das war meine einzige Sehnsucht gewesen und mein einziger Ehrgeiz.»¹⁶

In diesem narrativen Zusammenhang rekurriert der Ich-Erzähler auch auf die paradigmatische Erzählung von der «Geburt» des Schriftstellers Diggelmann als einem Akt sozialer Bezugnahme. Zu Kriegsende aus Deutschland in die Schweiz abgeschoben und unter Vormundschaft gestellt, habe er in Zürich einen entfernten Bekannten getroffen und eine Nacht lang von seinen Erlebnissen berichtet. Am Ende habe dieser dem Achtzehnjährigen erklärt, er sei ein «geborener» Schriftsteller und solle alles aufschreiben.¹⁷ Daraufhin sei er in das Quartierbüro in der Zürcher Enge gegangen und habe die Identitätskarte zur Änderung seines Berufes vorgelegt. Der Beamte auf der Einwohnerkontrolle «nahm seinen Federhalter und sein Lineal, strich das Uhrmacherlehrling durch und setzte Schriftsteller hinzu».¹⁸

Indem er die Praxis der amtlichen Identitätskonstitution durch die Feststellung des Berufs eines Staatsbürgers imitiert, instituiert er sich in einem performativen Akt selbst als Autor:

Und so war ich, so bin ich Schriftsteller geworden, ohne eine Ahnung zu haben, wie man auch nur eine kleine Geschichte erfindet oder schreibt. Aber ich baute darauf, daß meine Geschichte, so wie ich sie in der Nacht erzählt hatte, stark genug sein würde, daß ich damit auskommen würde, ein Leben lang.¹⁹

Seine «Geschichte[n]» reichten – mindestens für ein Leben. In einer Engführung von Biografie und Narration modellieren sie eine Schreibweise, die zwischen den Polen von autofiktionaler Camouflage einerseits und sozialkritischer Dokumentarliteratur andererseits changiert. Zugleich stellt die instrumentelle Logik, derzufolge Literatur lediglich als technisches Mittel zum sozialen Zweck dient, einen radikalen Angriff auf idealisierte

13 Walter Matthias Diggelmann: *Spaziergänge auf der Margareteninsel*. Zürich, Köln 1981, S. 20.

14 Ebd., S. 53.

15 Walter Matthias Diggelmann: *Auskunft eines jungen Schriftstellers*. In: *Die Weltwoche*, 18. 9. 1959.

16 Diggelmann, *Spaziergänge* (wie Anm. 13), S. 20.

17 Ebd., S. 31 f.

18 Ebd., S. 33.

19 Ebd.

Paradigmen des ‚Guten‘, ‚Wahren‘ und ‚Schönen‘ und jedwede bürgerliche Autonomieästhetik dar – und nicht den ersten oder letzten Verstoss Walter Matthias Diggelmanns gegen konventionalisierte gesellschaftliche und literarische Spielregeln.

Das ‚helvetische Malaise‘ wird zur narrativ umkämpften Zone

Die Schweiz kannte nach 1945 keine unmittelbaren gesellschafts- und kulturpolitischen Verwerfungen rund um eine wie immer angesetzte ‚Stunde Null‘. Selbst- wie Fremdbilder bestätigten die ‚verschonte‘ Schweiz als «Antithese zum kriegszerstörten Europa»²⁰ und verfestigten den helvetischen ‚Sonderfall‘ im Reduit-Mythos und der Igel-Metapher. Die nach Kriegsende weiterwirkenden traditionellen Interpretationsmuster und Konfliktachsen wurden – so Jakob Tanner in seiner *Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert* – erst unter dem Druck der gesellschaftlichen Veränderungsdynamik der Nachkriegsjahrzehnte verschoben.²¹ Die Historiografie spricht in diesem Zusammenhang auch von den ‚langen fünfziger Jahren‘,²² einem vom deutschen Wirtschaftshistoriker Werner Abelshauer eingebrachten Konzept zur Beschreibung jener nach Kriegsende einsetzenden und bis weit in die Sechzigerjahre dauernden Phase ungebremsten ökonomischen Wachstums. Steigende Reallöhne und eine expansive Konsumgüterindustrie liessen eine zunehmend ‚nivellierte Mittelstandsgesellschaft‘ entstehen, wie sie der Soziologe Helmut Schelsky bereits 1953 für Deutschland beschrieben hatte.²³

Diese lange Nachkriegszeit wird jedoch nur sehr verkürzt als linearer und progressiver Modernisierungsschub dargestellt,²⁴ da die rasante wirtschaftliche und soziale Dynamik in einem immer deutlicher zu Tage tretenden Gegensatz zur relativen Trägheit der politischen und gesellschaftlichen Institutionen der Schweiz stand. Sie verursachte jenes vom Basler Staatsrechtsprofessor und freisinnigen Politiker Max Imboden wirkungsmächtig in den Diskurs eingebrachte *Helvetische Malaise* (1964): das Zerschneiden des «selbstverständliche[n] Einvernehmens mit der politischen Umwelt und ihrer Form, der Demokratie»²⁵ und der sich breitmachende Ruf nach einer Reform der politischen Institutionen. Ähnlich lautete der Befund von Jean Rudolf von Salis, Professor für Geschichte

20 Jakob Tanner: *Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert*. München 2015, S. 293.

21 Vgl. ebd.

22 Werner Abelshauer: *Die langen Fünfziger Jahre. Wirtschaft und Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland 1949–1966*. Serie: Historisches Seminar, Bd. 5. Düsseldorf 1987.

23 Hans Braun: Helmut Schelskys Konzept der «nivellistischen Mittelstandsgesellschaft» und die Bundesrepublik der 50er Jahre. In: *Archiv für Sozialgeschichte*, Bd. 29 (1989), S. 199–223.

24 Vgl. Koni Weber: *Umstrittene Repräsentation der Schweiz. Soziologie, Politik und Kunst bei der Landesausstellung 1964*. Tübingen 2014, S. 10.

25 Das gemäss Christoph Wehrli «viel zitierte und wenig gelesene Werk» wurde vom Historiker Georg Kreis 2011 kommentiert neu herausgegeben. Vgl. Christoph Wehrli: *Kritisches Staatsvertrauen*. In: *NZZ*, 18. 10. 2011.

an der ETH Zürich von 1935 bis 1968 und eine der wichtigsten Stimmen der politischen Schweiz. «Den Institutionen mangelt es aber in einer Zeit, die ab und zu neue politische Entschlüsse fordern würde, an Geschmeidigkeit, an Anpassungsfähigkeit an die neuen Verhältnisse», konstatierte er pointiert in seinem Beitrag *Die Schweiz und Europa* (1964). «Wir können die Schweiz fast nur noch verwalten – und sie wird zugegebenermaßen vorzüglich verwaltet –, aber wir sind nicht überzeugt, ob sie im politischen Sinne noch regiert werden kann.»²⁶

Die voranschreitende europäische Integration unter Ausschluss der Schweiz generierte ein *Unbehagen im Kleinstaat* (1963) – ein weiteres Schibboleth des zeitgenössischen Diskurses –, das von Karl Schmid, Professor für deutsche Sprache und Literatur an der ETH Zürich, formuliert und von der Angst vor einem Bedeutungsverlust der kleinen Schweiz angesichts eines sich einenden Europas genährt wurde.²⁷ Des Weiteren implizierte der Kalte Krieg und der Züge eines helvetischen McCarthyismus annehmende Antikommunismus die Reaktivierung beziehungsweise Kontinuität von Wahrnehmungs- und Deutungsmustern der «Geistigen Landesverteidigung», deren Kritiker weit bis in bürgerliche Lager zu finden waren. So stellte einmal mehr Jean Rudolf von Salis in seinem Vortrag *Die Schweiz im Kalten Krieg* im Philipp-Albert-Stapfer-Haus in Lenzburg 1961 die mittlerweile legendär zu nennende Diagnose:

Es gibt Leute, die in einer harmlosen Konsumgenossenschaft ein bolschewistisches Verschwörernest wittern. Denn es gibt eine antikommunistische Angstpsychose, Menschen mit Verfolgungswahn, die einen Kommunisten an jeder Straßenecke und abends unter ihrem Bett oder im Kleiderschrank vermuten, richtige Biedermänner, die ständig von Brandstiftern reden.²⁸

Es waren diese Verwerfungslinien und Ambivalenzen, wo institutionelle Regeln nicht (mehr) existierten oder wirkten, die nach Albrecht Koschorke zu «semiotisch heißen» Zonen wurden.²⁹ In seiner erzähltheoretischen Studie *Wahrheit und Erfindung* entwickelt er, ausgehend von soziologischen und neueren institutionsökonomischen Ansätzen, eine funktionale Analogie von Institutionen und Narrationen: So wie Institutionen dazu dienten, «soziale Erwartungen und Erwartungshaltungen zu stabilisieren», bestehe eine Funktion von Erzählmustern darin, diese zu konsolidieren und «entsprechend den Regeln der Gattung und des jeweiligen Narrativs [...] Wahlmöglichkeiten

26 Jean Rudolf von Salis: *Die Schweiz und Europa*. In: ders.: *Schwierige Schweiz. Beiträge zu einigen Gegenwartsfragen*. Zürich 1968, S. 205–225, hier S. 219 f.

27 Karl Schmid: *Unbehagen im Kleinstaat. Untersuchungen über Conrad Ferdinand Meyer, Henri-Frédéric Amiel, Jakob Schaffner, Max Frisch, Jacob Burckhardt*. Zürich 1963.

28 Jean Rudolf von Salis: *Die Schweiz im kalten Krieg. Referat an einer Tagung des Philipp-Albert-Stapfer-Hauses in Lenzburg (1961)*. In: ders.: *Schwierige Schweiz. Beiträge zu einigen Gegenwartsfragen*. Zürich 1968, S. 187–205, hier S. 197.

29 Albrecht Koschorke: *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer allgemeinen Erzähltheorie*. Frankfurt a. M. 2012, S. 312.

einzu-schränken».³⁰ Zugleich werde an diesen «narrativ umkämpften» inneren und äusseren Peripherien eine dem Erzählen genuin eingeschriebene «Lizenz zur Grenzüberschreitung» produktiv.³¹ Je höher das Niveau sei, auf oder bis zu dem der Streit um Bedeutungen eskaliere, umso «größer» sei die Erzählung, die aufgeboten werde. «Während «kleine» Erzählungen sich im Wesentlichen innerhalb der Dialektik von allgemeiner Norm und individueller Abweichung bewegen, sind Narrative mittlerer Reichweite auf Transformationen im Stil von Reformbewegungen bezogen.»³²

Die Auseinandersetzungen um die «wahren» und «richtigen» Erzählungen über die Schweiz wurden während der langen Nachkriegsjahre mit zunehmender Vehemenz und Schärfe geführt. An den zahlreichen kulturpolitischen Debatten, die in den führenden Meinungsblättern beider Pole – wie *Neue Zürcher Zeitung* und *Basler Nachrichten* auf der einen, *Weltwoche* und *National-Zeitung* auf der anderen Seite – ausgetragen wurden, beteiligte sich auch Walter Matthias Diggelmann. In einem ab den 1960er-Jahren exponentiell ansteigenden Mass publizierte er in gut eineinhalb Jahrzehnten bis zu seinem Tod Hunderte von faktualen Texten in diversen Zeitungen und Zeitschriften, Reportagen und Artikelserien, Porträts und Berichte aus dem Gerichtssaal bis hin zu Glossen und satirischen Kolumnen.

Geistige Landesverknechtung

Exemplarisch soll im Folgenden auf eine Polemik rund um das «grosse» Narrativ der «Geistigen Landesverteidigung» eingegangen werden – im Wissen darum, dass an dieser Stelle keine diskurshistorische Übersichtsdarstellung vorgenommen werden kann, zumal die komplexen Transformationen des Konzepts der «Geistigen Landesverteidigung» für die Literaturen der Schweiz in der Nachkriegszeit nicht annähernd so intensiv wie für die Vorkriegs- und Kriegsjahre erforscht wurden und nach wie vor ein literarhistorisches Desiderat darstellen.³³

Unbestritten handelt es sich bei diesem Schlüsselbegriff der Schweizer Politik- wie Mentalitätsgeschichte um eines jener «kulturprägende[n] Narrative», die mit Koschorke

³⁰ Ebd., S. 300.

³¹ Ebd., S. 316.

³² Ebd., S. 313.

³³ Vgl. Thomas Färber: Protest mit der Schreibmaschine. «Splitter der Erinnerung» zu Walter Matthias Diggelmann. Walter Matthias Diggelmann in den öffentlichen Debatten der 1960er- und 1970er-Jahre. Zürich 2021. Daneben liegen vor allem historiografische Studien vor: Roger Sidler: Arnold Künzli, Kalter Krieg und «geistige Landesverteidigung». Zürich 2006; Thomas Buomberger: Die Schweiz im Kalten Krieg 1945–1990. Baden 2017 oder etwa die militärhistorischen Arbeiten von Titus J. Meier: Widerstandsvorbereitungen für den Besetzungsfall. Die Schweiz im Kalten Krieg. Zürich 2018 sowie Fritz Kälin: Die schweizerische «Gesamtverteidigung». Totale Landesverteidigung im Kalten Krieg als kleinstaatliche Selbstbehauptungsstrategie im 20. Jahrhundert. Bern 2018.

als «Institutionen im Reich der Semantik» verstanden werden können.³⁴ Eine der zentralen Bedingungen ihrer Stabilität sei die Option «gestufte[r] Foren der Konfliktaustragung»,³⁵ um Dissonanzen integrieren zu können. Wo, wie dies für die Schweiz skizziert wurde, «die Starrheit oder Unzeitgemäßheit der bestehenden gesellschaftlichen Einrichtungen» diese blockiere, könne es zu «eruptiven Entladungen» kommen.³⁶

Im Frühling 1964 schreckten nicht nur der Mirage-Skandal und die Verschleuderung von über einer halben Milliarde Franken für letztlich sehr bedingt taugliche Kampfflugzeuge die Schweizer Öffentlichkeit auf, sondern auch die publik gewordenen *Thesen des Landesverteidigungsrates über Inhalt, Ziel und Methoden der geistigen Landesverteidigung*, die eine eigens dafür eingesetzte Kommission formuliert und am 2. April 1964 im grossen Konferenzsaal des Bernerhofs mit verschiedenen Dachorganisationen diskutiert hatte. Das Papier definierte «Geistige Landesverteidigung» als «Aktion auf dem Gebiete der Aufklärung», vor allem «über die Wirksamkeit jener Einflüsse, die unsere moralische Widerstandskraft gefährden». ³⁷ Es handle sich um eine «Aufgabe der Abwehr, [die] alle für die Zukunft des Landes gefährlichen Vorgänge und Strömungen zu bekämpfen» habe, und zwar «gegen den Einfluss einer gewissen Literatur und eines gewissen Intellektualismus, die in Skeptizismus, Nihilismus und Defaitismus hineinführen» wie auch «gegen den Einfluss kollektivistischer und totalitärer Ideologien kommunistischer und faschistischer Herkunft». ³⁸

Eine von zahlreichen Repliken verfasste Walter Matthias Diggelmann in der *Zürcher Woche* vom 22. Mai 1964. Unter dem Titel *Geistige Landesverknechtung* plädierte er dafür, die Forderungen bei aller «Phraseologie» in ihrer Gefährlichkeit ernst zu nehmen, nicht zuletzt in der undifferenzierten Diffamierung jeglicher literarischen und intellektuellen Kritik als kommunistisch oder faschistisch totalitär. Sarkastisch fragte er schliesslich: «Wann findet auf dem Platz vor dem Bundeshaus in Bern die erste Bücherverbrennung statt? Vielleicht am kommenden 1. August, als Fanal der Freiheit? Sollen wir besser heute schon ins Exil?» ³⁹ In diesem Kontext muss daran erinnert werden, dass Bücherverbrennungen nicht nur in den Vereinigten Staaten auf Initiative Joseph McCarthys stattfanden, sondern beispielsweise auch im Gefolge antikommunistischer Agitationen nach der Niederschlagung des Ungarnaufstands vor dem Sekretariat der Partei der Arbeit 1956 in Zürich. ⁴⁰

34 Koschorke, *Erzähltheorie* (wie Anm. 29), S. 293.

35 Ebd., S. 315.

36 Ebd., S. 314.

37 *Inhalt, Ziel und Methoden der geistigen Landesverteidigung*. *Thesen des Landesverteidigungsrates* vom 4. Juli 1962, S. 1. Nachlass Jean Rudolf von Salis, SLA-JRS-C-2-a/12.3 sowie Sitzungsprotokolle auf <http://dodis.ch>, 28. 1. 2019.

38 Ebd., S. 3 f.

39 Walter Matthias Diggelmann: *Geistige Landesverknechtung*. In: *Zürcher Woche*, 22. 5. 1964, S. 5.

40 Lucien Scherrer: *Stalins Jünger und der Pogrom*. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 8. 11. 2016.

Den Rekurs auf traditionelle, konservativ codierte Begriffe wie «Schweizer Eigenart» in den *Thesen* konterte Diggelmann, indem er diese auf ihre genuine Bedeutung respektive den Mangel eben einer solchen «abklopfte».

Leider sagt der Verteidigungsrat nicht, welches unsere Eigenart ist. Spiegelt der Schweizer Pavillon an der New-Yorker Weltausstellung unsere Eigenart wider: Chalets, Trachtenmeitschi, Kuhglocken, Uhren und Käse? Oder spiegeln die «Thesen» des Landesverteidigungsrates unsere Eigenart wider?⁴¹

Eine Woche später, am 29. Mai 1964, glossierte er als «seinen» *Beitrag zur geistigen Landesverteidigung* in der sozialdemokratischen Zürcher Tageszeitung *Volksrecht* den Vortrag eines gewissen Ernst Cincera, den die *Neue Zürcher Zeitung* reportiert hatte.⁴² An der Generalversammlung der Zürcher Sektion des Schweizerischen Feldweibelverbandes hatte Hauptmann Cincera, der Mitte der 1970er-Jahre als sogenannter «Subversivenjäger» enttarnt und aufgrund der hochgradig unprofessionellen Methoden seiner privaten Staatsschutzaktivitäten zum öffentlichen Gespött werden sollte, unter dem Titel *Fall Schweiz im Zweiten Weltkrieg* aus der Sicht eines kommunistischen Funktionärs das Potenzial für «Infiltration» und «Zersetzungsarbeit» in der Schweiz analysiert. Dank der Schweizer Pressefreiheit würden – so Cincera – kommunistisches Ideengut verbreitet und «wie in anderen westeuropäischen Staaten in hohem Ansehen stehende Intellektuelle durch Unterstützung kryptokommunistischer Organisationen mit angeblich moralischer Zielsetzung für die Zwecke des Ostens eingespannt».⁴³

Beschränkte sich Diggelmann im *Volksrecht* noch auf die entlarvende Montage ausführlicher Zitate aus der Berichterstattung der *Neuen Zürcher Zeitung* mit einem Kommentar Arnold Künzlis in der Zeitschrift *Neutralität*, so konkretisierte er seine Position in der *Zürcher Woche* vom 26. Juni 1964 unter dem Titel *Fall Schweiz im Zweiten Weltkrieg*. Cinceras Vortrag erschien ihm gerade im Rahmen der aktuellen Diskussion als gutes Beispiel dafür, wie «Geistige Landesverteidigung» nicht betrieben werden sollte: «Aus solcher antikommunistischer Saat ist noch immer der Faschismus aufgeblüht», warnte er unter Verwendung eines Zitats von Arnold Künzli.

Wie er in einem Interview in der *Neutralität* im September 1965 darlegte, habe die «Geistige Landesverteidigung» der Nachkriegszeit die Feindbilder wie das Personal nur bedingt ausgewechselt:

41 Diggelmann, *Geistige Landesverknechtung* (wie Anm. 39).

42 Walter Matthias Diggelmann: *Mein Beitrag zur geistigen Landesverteidigung. Rettet die Freiheit ...* In: *Volksrecht*, 29. 5. 1964. Auf den NZZ-Bericht vom 16. 3. 1963 bezog sich wiederum Arnold Künzli in einem Beitrag in der Zeitschrift *Neutralität* im Dezember 1963. Dass Diggelmann den Vortrag nach über einem Jahr aufgriff, dürfte massgeblich mit einem Leserbrief Cinceras zur *Geistigen Landesverknechtung* zu tun haben. Vgl. SLA-WMD-B-2-CINCE.

43 Ebd.

Die antikommunistischen Brandstifter von heute sind weitgehend identisch mit den faschistischen Brandstiftern des Antisemitismus der dreissiger Jahre und den sogenannten «Vaterländischen» (lies Anpasser) der vierziger Jahre.⁴⁴

Zur politischen wie zur poetologischen Strategie Diggelmanns gehört es, auf Schlüsselbegriffe des Hegemonialdiskurses repetitiv zurückzukommen und sie parallel zur rhetorischen Dekonstruktion neu aufzuladen wie in der prägnanten Formulierung der «Geistigen Landesvernechtung» oder wenn die antikommunistischen Biedermänner zu den eigentlichen Brandstiftern werden.

Es sind fein nuancierte oder auch eklatante semantische Verschiebungen, die beim diskursiven Transfer in einem labyrinthisch verästelten Netz intertextueller Bezüge in unterschiedlichen medialen Zusammenhängen stattfinden.

Windgeschichten

Den ersten grösseren Erfolg als Autor literarischer Texte hatte Diggelmann 1962 mit seinem vierten Roman *Das Verhör des Harry Wind*.⁴⁵ In seiner am Paradigma der Intellektuellengeschichte orientierten, umfangreichen Detailstudie *Protest mit der Schreibmaschine* legt Thomas Färber überzeugend dar, wie der Autor das mit dieser Publikation im literarischen Feld errungene symbolische Kapital im Sinne von Pierre Bourdieu spätestens mit der ab 1963 regelmässigen publizistischen Tätigkeit in der einflussreichen *Zürcher Woche* einsetzte, um im Kampf «um die Fremd- und Eigenbilder und um die Leitbilder der Schweiz zu bestehen»,⁴⁶ und zum politischen Autor wurde, dessen Stimme in den Kontroversen zunehmend gehört wurde.

Auch seine Staatsschutzakte,⁴⁷ die sich bis 1979 zu einem ansehnlichen Dossier auswuchs, setzte zu diesem Zeitpunkt ein. Nach wenigen kurzen Einträgen anlässlich seiner Abschiebung aus Deutschland 1945 wurde am 26. November 1962 «eine Besprechung über das Buch des D. *Das Verhör des Harry Wind*» angezeigt; am 8. Januar 1963 folgte die «Entwarnung»: der Roman gebe «zu keinerlei Beanstandungen Anlass».⁴⁸

Die Vermutung liegt nahe, dass der zuständige Beamte seine Hausaufgaben nicht gemacht und diesen Text schlichtweg nicht gelesen hat. Denn der Protagonist Harry Wind, des Verrats militärischer Geheimnisse der Schweiz an Moskau beschuldigt, ist

44 Walter Matthias Diggelmann: Die Hinterlassenschaft. Gespräch mit Paul Ignaz Vogel. In: Neutralität 9 (1965).

45 Zuvor waren der «Flieger-Roman» ... *Mit F51 überfällig* (1955), das Jugendbuch *Die Jungen von Grande Dixence* (1959) sowie *Geschichten um Abel* (1960) erschienen. Nach eigener Auskunft hatte er bis 1953 rund 18 Romane und 12 Theaterstücke wieder vernichtet, WA 6, S. 280.

46 Färber, *Protest mit der Schreibmaschine* (wie Anm. 33), S. 124.

47 Sie kam wenig überraschend postum im Zuge der Fichenaffäre 1989 zum Vorschein und befindet sich als Teil des Nachlasses Diggelmanns im Schweizerischen Literaturarchiv, vgl. SLA-WMD-C-1-1-d.

48 Staatsschutzfiche, Eintrag «26. 11. 62».

nicht nur Sekretär der (real existierenden) Schweizer Wehrgesellschaft, die die bedeutendsten Repräsentanten des staatlich-administrativen und militärisch-industriellen Komplexes hinter sich weiss. Als Public-Relations-Spezialist ist er vor allem ein versierter Manipulator der öffentlichen Meinung, ein «Drahtzieher»,⁴⁹ wie er sich selbst nennt, der «Gartenzweige genauso gut an den Mann bringen [kann] wie zum Beispiel einen Weltkrieg».⁵⁰ Das Büro Harry Wind ist ein «ziviles Generalstabsbüro für politische Aktionen»,⁵¹ das die Vox populi – und damit die der Schweizer Zivilgesellschaft heilige direkte Demokratie im Sinne der Geistigen Landesverteidiger und Kalten Krieger – in Abstimmungskämpfen indoktriniert, wie beispielsweise gegen die (auch real 1956) lancierte Volksinitiative zur Begrenzung der Militärausgaben oder gegen das Volksbegehren für ein Verbot von Atomwaffen (1959).

Dem Staatsschutz entging somit im Unterschied zur äusserst kontroversen Rezeption der «Windgeschichten» auch die Referenz auf die PR-Agentur Rudolf Farners, die als Geschäftsstelle des 1956 gegründeten Vereins zur Förderung des Wehrwillens und der Wehrwissenschaft fungierte⁵² und in der Diggelmann von 1959 bis 1962 als Werbetexter beschäftigt war. Zur semi-dokumentarischen Darstellung Rudolf Farners und seiner Werbeagentur kommen autofiktionale Elemente wie die Geschichte Vitals, des Cousins von Harry Wind, der – wie der Autor selbst – als «Außerehelicher» der Amtsvormundschaft unterstellt und bei Winds Vater als Uhrmacherlehrling zum Dieb wird.

Es ist diese narratologische Gemengelage von Autobiografie, Fiktionalität und Faktizität, welche die Rezeption wiederholt und bis in die Gegenwart irritierte. So moniert Walter Schmitz in seinem Essay über Walter Matthias Diggelmann im *Kritischen Lexikon der Gegenwartsliteratur* (2006):

[D]a bei ihm die zeitgeschichtliche Faktentreue ja nur ein Sonderfall der autobiographischen Beglaubigung ist[,] wird [...] der kategoriale Unterschied zwischen dem erzählenden Ich als Teil des Textes und dem empirischen Ich des Schriftstellers schlicht ignoriert; der «geborene Fabulierer» mißachtet die Literatur als Tradition. [...] Analog, aus dem autobiographisch-dokumentaristischen Ansatz, ist das Dilemma seiner Gesellschaftskritik begründet. Der «geborene Sozialist» [...] mißachtet die Literatur als Institution.⁵³

Es scheint sich hier um einen der seltenen Fälle zu handeln, wo nicht der Literaturkritik oder den Leserinnen und Lesern, sondern dem Schriftsteller die fehlende Differenzierung

49 Walter Matthias Diggelmann: Das Verhör des Harry Wind. Werkausgabe Bd. 3. Hg. und mit einem Nachwort von Klara Obermüller. Zürich 2002, S. 97 (zitiert als WA 3).

50 Ebd., S. 96.

51 Ebd., S. 104.

52 Das Archiv der Nachfolgeinstitution «Verein Sicherheitspolitik und Wehrwissenschaft» befindet sich zusammen mit dem «Farners Consulting Archiv» im Archiv für Zeitgeschichte der ETH Zürich (siehe AfZ: IB VSWW-ARCHIV und IB Farners Consulting Archiv).

53 Walter Schmitz: Walter Matthias Diggelmann. In: Munzinger Online / KLG – Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur (Stand: 01. 3. 2006). www.munzinger.de/document/16000000102, 28. 1. 2019.

von realem Autor und Erzählinstanz vorgeworfen wird. Davon einmal abgesehen, stellt sich die Frage nach der Implikation der Behauptung, Diggelmann missachte Literatur als Tradition und Institution. Diese wird diskret als Norm gesetzt, gegen die zu verstossen dem Autor nicht gestattet ist. Von welchem Ort im literarischen Feld aus spricht hier die institutionalisierte Literaturwissenschaft im 21. Jahrhundert (noch immer)? Diggelmanns Schreibweise scheint mit der Subversion von Genrekonventionen und konsolidierten Erzählmustern nicht nur ästhetische Normen, sondern – nach Koschorke – auch prästabilisierte Regeln des politischen Diskurses und soziale Erwartungshaltungen zu unterlaufen, was nicht nur im geistigen Klima der Schweiz der 1960er-Jahre als veritabler Angriff auf institutionelle Logiken dementsprechend sanktioniert wurde.

Zertrümmerer oder literarischer Gartenzweig?

Einen wichtigen Kristallisationspunkt in der bereits seit den 1950er-Jahren neu lancierten Diskussion um Rolle und Funktion von Literatur markierte der ‹Tag der Schriftsteller› an der Schweizer Landesausstellung am 12. September 1964 in Lausanne. Dessen Eklat sollte die ideologischen Positionen und das Argumentarium des Zürcher Literaturstreits von 1966/67 und auch die in der Bundesrepublik Deutschland 1965 entbrannte Kontroverse um ‹literarische Pinscher› (Ludwig Erhard) antizipieren.

Während der Literatur an der ‹Landi› 1939 noch ein ‹Weiheraum der Dichtung› zuge-dacht war, wurde sie 1964 gerade noch an einem ‹Tag der Schweizer Schriftsteller› eingeplant und somit a priori – wie Fredi Lerch es formulierte – in die ‹Zwergenecke› gestellt.⁵⁴ Die nicht sehr einfallsreiche Dramaturgie sah eine Dichterlesung in den vier Landessprachen vor sowie eine nachmittägliche Diskussionsrunde zum Thema *Schweizerische Schriftsteller denken über die Zukunft unseres Landes nach*, die den eigentlichen Höhepunkt darstellen sollte. Für den Abend war noch die Aufführung zweier Einakter vorgesehen, darunter das Stück *Der Pilot*, das Diggelmann eigens für die ‹Expo 64› verfasst hatte. Aufs Podium wurde er kurzfristig gebeten, als einer der zehn eingeladenen Autoren ausfiel. Bis die Reihe an ihn kam, waren bereits zu viele ‹Bekennniss[e] zur Idee der Schweiz, zum eidgenössischen Gedanken, [...] zum Vaterland› mit entsprechendem Pathos abgegeben worden.⁵⁵ Diggelmanns Stellungnahme war dementsprechend provokativ und plakativ, der sprichwörtliche Funke im Pulverfass, und sollte in diversen Zeitungsbeiträgen und Podien über Wochen diskutiert werden.⁵⁶

54 Fredi Lerch: *Muellers Weg ins Paradies. Nonkonformismus im Bern der sechziger Jahre*. Zürich 2001, S. 249.

55 Zitiert nach ebd., S. 251.

56 Vgl. zu den folgenden Ausführungen auch Färber, *Protest mit der Schreibmaschine* (wie Anm. 33), S. 54–79.

Als einer der Ersten referierte der Podiumsteilnehmer Paul Eggenberg, Direktor der Schilthornbahn in Mürren und Präsident des Berner Schriftsteller-Vereins, am 17. September 1964 im Berner *Bund* die Ereignisse. «Statt einer anregenden Diskussion» sei «kübelweise ätzende Kritik ausgeleert [worden]. Vom allgemeinen Malaise und Vertrauensschwund war die Rede.» Diggelmann titulierte er – ohne seinen Namen explizit zu nennen – als «einen dieser Zertrümmerer», die «restlos tabula rasa zu schaffen» versuchten, und der «sein abgedroschenes ›Nullpunkt-Geschrei als Idee und Aufgabe der Schriftsteller schlechthin darstelle», sodass sich das Publikum «besorgt-nachdenklich» fragen musste, «ob diese jungen Diskussionsredner wirklich ›schweizerische‹ Schriftsteller sind oder bloss Schweizer Schriftsteller auf Grund ihres Heimatscheins».⁵⁷

In seiner regelmässigen Kolumne *Feststellungen* in der *Zürcher Woche* vom 16. Oktober 1964 rekonstruierte Walter Matthias Diggelmann den Skandal in Lausanne aus seiner Sicht. Aus «einem grundsätzlichen Ärger heraus» habe er es «Verhältniswahnsinn» genannt, dass die Schweiz an die 300 Millionen Franken für einen solchen «Bruch» – sprich die Landesausstellung – ausgab, aber den Autoren und Autorinnen für ihre literarische Produktion keinen Rappen bezahlte. Er habe erklärt, «der Schriftsteller sei nicht beauftragt, das Bewährte, das Bestehende zu besingen» und das Wort «zertrümmern» gebraucht. Es seien «die erstarrten Institutionen zu zertrümmern, es sei der Urwald der erstarrten und darum lebensfeindlichen Gewohnheiten zu urbanisieren».⁵⁸ Der reaktionären Forderung, der Schweizerische Schriftsteller-Verein solle den «aufmüpfigen Jungen» gegenüber die notwendigen Konsequenzen ziehen und «die Spreu vom Weizen trennen», hielt Diggelmann entgegen:

Von mir aus, aber man sei wirklich konsequent, man mache aus dem Schriftstellerverein eine Art Reichsschrifttumskammer, man unterstelle sie dem Eidgenössischen Militärdepartement, man übertrage die Führung des Sekretariates einer bekannten Werbeagentur, damit wir endlich eine totale Landesverteidigung haben.⁵⁹

Einmal mehr manifestiert sich Diggelmanns dekuvierendes Verfahren, das die nationalsozialistische Reichsschrifttumskammer in die Nähe der «totalen Landesverteidigung» rückt. Bei dieser handelt es sich um einen vorgeblichen Terminus technicus, der trotz der Allusion auf den «totalen Krieg» Hitlers im Jargon des Schweizer Militärs bedenkenlos und positiv konnotiert verwendet wurde und den der Autor gleichsam zur Kenntlichkeit entstellte.⁶⁰

57 Paul Eggenberg: Die Zertrümmerer. In: Der Bund, 17. 9. 1964.

58 Walter Matthias Diggelmann: Feststellungen. In: Zürcher Woche, 16. 10. 1964.

59 Ebd. Zur Kenntnis genommen werden sollte auch die genüssliche Anspielung auf Rudolf Farners PR-Agentur.

60 Fritz Kälin spricht noch 2018 in seiner erwähnten Monografie bereits im Titel von der «Totalen Landesverteidigung im Kalten Krieg als kleinstaatliche Selbstbehauptungsstrategie im 20. Jahrhundert» (wie Anm. 33), ohne Anführungszeichen notabene.

Die mit allen rhetorischen Mitteln gewaschene Polemik seitens Diggelmanns forderte jenen Gegenschlag geradezu heraus, der von Walther Hofer, Ordinarius für neuere Geschichte an der Universität Bern und Nationalrat der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei, mit einem «Frontalangriff auf gewisse Nonkonformisten» geführt wurde.⁶¹ In seinem Referat zu *Parteien und Parlament in der modernen Demokratie* übte der Historiker Kritik an allen seiner Meinung nach «demokratiefeindlichen Strömungen» und der ausserparlamentarischen Opposition, wobei er «insbesondere an gewisse publizistische und literarische Kreise» dachte, die «böswillig, destruktiv, manchmal auch direkt verleumderisch, überheblich, unbelastet von Sachkenntnis» seien.⁶² «Sie nennen sich Nonkonformisten», so Hofer, «und bemühen sich, in jedem Fall das Gegenteil von dem zu vertreten, was vorherrschende Meinung ist.» Auch wenn Hofer die von ihm als «literarische Gartenzwerge» diffamierten Autoren nicht beim Namen nannte, wusste gemäss *Tages-Nachrichten* «jedermann [...], wer gemeint war: Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt, Walter Matthias Diggelmann».⁶³

Diggelmann kam wiederholt auf Hofers Rede zurück und montierte sie gar expressis verbis in den im Jahr darauf publizierten Roman *Die Hinterlassenschaft*.⁶⁴ Auch in einem Vortrag, den er auf Einladung der bürgerlichen Parteien im Sternen Oerlikon im Spätherbst 1965 hielt, referierte er unter dem Titel *Literarische Gartenzwerge* eingehend Walther Hofers Kritik in der Höhle des konservativen Löwen. Dass Hofers Attacke nach wie vor gerne zitiert werde, rekurriere letztlich auf den Vorwurf der Negativität und der Destruktivität: «Ich weiss, ein Ja zur Schweiz und zu ihren Institutionen wird überall und immer gerne angenommen. Ein Ja ist Bestätigung. [...] Ein Ja ist wie ein Wiegenlied für Erwachsene.»⁶⁵ Diesen an die Literatur herangetragenen Ansprüchen hielt er entgegen, der Schriftsteller sei «kein Maskenbildner» und nicht dazu da, «seinem Land das Make-up» aufzulegen. Die verlangte Affirmation sei der *eigentliche* Versuch der Fremdbestimmung von Literatur und nicht die im offiziellen Diskurs anzutreffende Behauptung, der engagierte Schriftsteller sei kein freier Schriftsteller.⁶⁶

Es ist nur auf den ersten Blick ein Paradox, dass gerade diese Autorschaftsinszenierung einer permanenten und scharfen Dissidenz Diggelmann seine spezifische «Posture» im literarischen Feld generieren liess. Indem er zentrale politische und kulturhistorische Narrative literarisch und journalistisch immer wieder von Neuem arrangierte und so die Beziehung des Autors zur Gesellschaft und ihren Institutionen neu vermass, wurde er zu

61 Leporello: «Literarische Gartenzwerge». In: *Tages-Nachrichten*, 5. II. 1964.

62 Ebd.

63 Ebd.

64 Walter Matthias Diggelmann: *Die Hinterlassenschaft*. München 1965, S. 285 f.

65 Walter Matthias Diggelmann: *Literarische Gartenzwerge*. In: ders.: *Feststellungen*. Ein Lesebuch. Zürich 1978, S. 29–32.

66 Diggelmann über Diggelmann. WA 6, S. 17.

einem zentralen Akteur in den Kontroversen um die «Gültigkeit konkurrierender Repräsentationsweisen» und zu einer öffentlichen Person.⁶⁷ In diesem Sinne ist dem Schriftsteller Walter Vogt zuzustimmen, der bereits 1967 in seiner Rezension von Diggelmanns Roman *Freispruch für Isidor Ruge* ironisch feststellte: «Diggelmann (40) ist der dritterfolgreichste und, grob geschätzt, achtanerkannteste Deutschschweizer Schriftsteller, also so etwas wie eine Institution».⁶⁸

Der Autor war sich nicht nur dieses Vorgangs, sondern auch seiner Ambivalenz und Reziprozität bewusst. In einem Interview, das er gemeinsam mit seiner Ehefrau Klara Obermüller der Zeitschrift *Elle* gab, reklamierte er zunächst die Deutungs- und Handlungshoheit für sich, darauf bestehend, er habe sich selbst «den Walter Matthias Diggelmann, den WMD, aufgebaut». Auf die Nachfrage, wer denn dann er selbst sei und wie er «den WMD» sehe, räumte er nach langem Nachdenken ein:

Der WMD ist etwas Öffentliches. Ich bin heute so weit, dass ich selber sage: der WMD hat geschrieben, der WMD hat gesagt. Aber hier in diesen vier Wänden ist der WMD nicht vorhanden. Den gibt es nicht. Den habe nicht ich gemacht. Den haben die anderen gemacht. [...] Aber ich habe mich jetzt mit ihm ausgesöhnt, weil ich ja an seiner Geburt beteiligt war.⁶⁹

67 Weber, Umstrittene Repräsentation (wie Anm. 24), S. 11.

68 Walter Vogt: Der Arzt stellt fest. In: Zürcher Woche, 28. 4. 1967.

69 Ruth Schmid, Max Lüscher: Ich liebe Dich! Gespräch mit Walter Matthias Diggelmann und Klara Obermüller. In: *Elle*, 15. 2. 1976, S. 46–49, hier S. 47.

Hermann Burgers Nachtwachen im Panzer

Der bürgerliche Schriftsteller und die Schweizer Armee, 1968–1989

ELIAS ZIMMERMANN

Hermann Burger, der lebenslange Pazifist und Kriegshasser, der engagierte Armee- und vielleicht sogar Systemkritiker. So empfiehlt sich der Autor 1983 in seinem Essay *Keine Kadettenübungen bitte!* Den Titel der Rahmenpublikation *Warum ich Pazifist wurde* beantwortet Burger mit einer für ihn typischen, prahlerisch-schalkhaften Selbstbeschreibung: Als Pazifist sei er sozusagen geboren worden, bereits als Fünfjähriger hätte er den anderen Kindern entgegenschreien mögen: «Lasst mich in Ruhe, ich bin Pazifist!»¹ Doch selbst wenn er das hätte verbalisieren können, hätten die Peiniger kaum von ihm abgelassen. Ihre Aggression zielte gerade auf seine «Andersartigkeit», sein friedliebendes Naturell ab.² Später, im «Kadettenunterricht», einem Vorbereitungskurs zur Rekrutenschule, habe er sich den offiziellen Kriegsspielen seiner Kameraden verweigert, indem er sich von vornherein für besiegt erklärte: «Ich desertierte, indem ich zu den Toten überlief.»³ Zwar sei er in der Armeeausbildung, die damals jeder Schweizer zu absolvieren hatte, doch noch der «Romantik der Verblendung» erlegen.⁴ Er meldete sich freiwillig zur Unteroffiziersschule. Dort aber «fiel es mir wie Schuppen von den Augen. [...] Wo war mein Widerstandsgeist?»⁵ Er schmiss die Ausbildung und blieb ein einfacher Soldat, der nur den rechtlich «geforderten Dienst» leistete.⁶ Gleichsam zur Rache dafür habe er 1970 die Kurzgeschichte *Nachtwache im Panzer* veröffentlicht, in der ein Soldat seinen eigenen Panzer zerlegt und damit ein ganz privates «Abrüsten» praktiziert.⁷ Die Geschichte soll Wirkung gezeitigt haben, denn am nächsten militärischen Wiederholungskurs (WK) habe ihm ein «Hauptmann» gestanden, «ihm sei nach der Lektüre die Absurdität des ganzen Systems bewusst geworden.»⁸ Ein System, so resümiert Burger, das sich im Wett-rüsten befinde, laufe gezwungenermaßen auf Kriege hinaus. Es «gibt hüben und drüben

1 Hermann Burger: *Keine Kadettenübungen bitte! Warum ich Pazifist wurde* [1983]. In: ders.: *Werke* in acht Bänden. Bd. 7: *Sammelbände*. Hg. von Simon Zumsteg. München 2014, S. 309–319, hier S. 309. Erstdruck: Hermann Burger: *Keine Kadettenübung bitte!* In: Heinrich Albertz (Hg.): *Warum ich Pazifist wurde*. München 1983, S. 93–100. Im Folgenden wird aus der Werkausgabe zitiert.

2 Burger, *Keine Kadettenübungen bitte!* (wie Anm. 1), S. 309.

3 Ebd., S. 313.

4 Ebd., S. 314.

5 Ebd., S. 316.

6 Ebd.

7 Vgl. Hermann Burger: *Nachtwache im Panzer* [1970]. In: ders.: *Werke* in acht Bänden. Bd. 2: *Erzählungen I*. Hg. von Simon Zumsteg. München 2014, S. 145–160.

8 Burger, *Keine Kadettenübung bitte!* (wie Anm. 1), S. 317.

mehr Militaristen als Pazifisten»,⁹ obschon sich doch gerade Erstere und nicht Letztere zu rechtfertigen hätten.

Nun aber hat sich der Pazifist Hermann Burger erklärt und damit seinen politisch engagiertesten Text, genau genommen seinen *einzigsten* engagierten Text mit Anleihen an die linksintellektuelle *littérature engagée* verfasst – und zwar ausgerechnet zum gesellschaftspolitisch meistumkämpften Thema der Schweiz von den späten 1960er bis zu den späten 1980er-Jahren. Kaum ein anderes Politikum ließ die Wogen derart kontinuierlich höherschlagen, von der frühen Kritik im Zuge der Anti-Vietnamkriegs-Demonstrationen 1968¹⁰ über breit diskutierte Rüstungsskandale 1979¹¹ bis zum Achtungserfolg der ersten Armeebeschaffungsinitiative 1989,¹² dem als verheerender Epilog die Aufdeckung der militärischen Geheimorganisation P-26 folgte.¹³ Entlang der Armeefrage schieden sich rechtskonservative und linksprogressive Gesinnungen. Eine Letztere scheint darum *prima vista* auch Hermann Burger gehabt zu haben, zumal sich seine Argumente aus *Keine Kadettenübungen bitte!* an Wortmeldungen Linksintellektueller seiner Zeit anlehnen. Sehr ähnlich prangert Otto F. Walter die Militarisierung der Gesellschaft in seinem Essay *Theater als militärische Anstalt* (1979) an. Wie Burger später die «Kadettenübungen», kritisiert Walter hier ein «Kriegsspiel», die «Wehrvorführung 79 in Zürich».¹⁴ Wie Burger seine «Verblendung» als Rekrut, so gesteht auch Walter, dass das Militär sein eigenständiges Denken zeitweise behinderte.¹⁵ Und wie Burger beschreibt auch Walter die Militärfrage als eine Gretchenfrage zivilgesellschaftlicher «Humanität».¹⁶

Hermann Burger hatte Walters Zeitungsartikel zeitlebens aufbewahrt und wahrscheinlich als Vorlage für seine eigene Armeekritik genutzt.¹⁷ Diese bewusst gesuchte Nähe zu Walter muss auf den zweiten Blick erstaunen.¹⁸ Denn die engagierte Literatur, die sich primär in den Dienst einer politischen Sache stellt, war Burger trotz seines Vorbilds Max

9 Ebd.

10 Zum Beispiel anlässlich des «nationalen Vietnamtag[s]» am 22. Juni 1968. www.bgbern.ch/service/medaillon-online/1968schweiz, 14. 3. 2018. Vgl. Marc Andrew Lutz, Christoph Rainer Wyniger: Der Kampf um die Schweizer Armee 1966–2003. Hg. von Philipp Müller. Bern 2017. (Bibliothek am Guisanplatz Nr. 71), S. 41–44.

11 Vgl. Anonym: Schwarzbuch EMD. Notizen zur «Panzerschlacht» 68. Hg. von der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz. Bern 1979. Hermann Burger war im Besitz dieser Streitschrift, vgl. Nachlass Hermann Burger im Schweizerischen Literaturarchiv SLA, Bern. Signatur D-3-d-20.

12 Rund ein Drittel der Abstimmenden sprach sich für die Abschaffung der Armee aus, vgl. Lutz, Wyniger, Der Kampf um die Schweizer Armee (wie Anm. 10), S. 144 f.

13 Die Gefährlichkeit dieser «Geheimarmee» wurde 1990 freilich stark überschätzt, ihre Entdeckung legte trotzdem problematische Tendenzen innerhalb des Militärs offen, vgl. Titus J. Meier: Widerstandsvorbereitungen für den Besetzungsfall: Die Schweiz im Kalten Krieg. Zürich 2018.

14 Otto F. Walter: Theater als militärische Anstalt. Tagesanzeiger 24. 2. 1979, S. 47 f., hier S. 47.

15 Ebd.

16 Ebd., S. 48.

17 Vgl. Nachlass Burger SLA. Signatur D2-a-2.

18 Burgers Bewertung von Walters Büchern fällt zwar grundsätzlich positiv aus. Er lobt jedoch, dass Walter Ende der 70er-Jahre die politische «Funktionalität» des Erzählens zugunsten von mehr «Sinnlichkeit des Schilderns» zurücknimmt – diese Dezenz habe seiner politischen Botschaft nicht geschadet, sondern ihr

Frisch als poetische Position suspekt. Er verstand sich lieber als «unideologischer» Sprachkünstler denn als gesellschaftlicher Kommentator und Fürsprecher von Veränderungen, welche «die Soziologen, die Bildungswissenschaftler, die Theoretiker eines optimierten Sozialstaates verlangten».¹⁹ Indem er sich in *Keine Kadettenübungen bitte!* von «hüben und drüben» abgrenzt, markiert er bei aller ostentativen Nähe zur linken Friedensbewegung auch eine verklausulierte Abgrenzung von sozialdemokratischen Exponenten. Dass Burger gleich zu Beginn seines Essays betont, «auf die großen Worte», die «auf Plakaten [...] durch die Stadt getragen werden», also implizit auf die «Schlagworte» der politischen Linken zu verzichten,²⁰ kann nur in Unkenntnis seines Gesamtwerkes als Neutralitätsgeste verstanden werden. Hermann Burger war sein Leben lang ein dezidiert bürgerlicher Autor.²¹

1. Eine Kadettenübung, bitte?

Wenn man das Verhältnis Hermann Burgers zur Schweizer Armee mit Blick auf sein Werk und seinen Nachlass weiter untersucht, erscheint der Antikriegsessay als haarsträubend irreführendes Selbstlob. So schön sich die Geschichte des «in den Tod desertierenden» Kadetten ausnimmt, so straft eine «Ehrenmeldung», die Burger 1960 «für gute Leistungen im Vorunterricht» zur Rekrutenschule erhielt, dessen Pazifismus Lüge.²² Burgers Jugendfreund Kurt Oehler erinnert sich: «Anlässlich des Jugendfestes in Aarau marschierten wir jedes Jahr als grünuniformierte Kadetten mit geschultertem Karabiner und einer Granatapfelblüte an der Mütze dem Festumzug stolz voran.»²³ Verhaltene Kritik am Kadettenunterricht taucht erst 1970 in seinem posthum veröffentlichten Romanentwurf *Lokalbericht* auf.²⁴ Noch größere Kritik aber übt Burger dort an den Armeekritikern,

genutzt, vgl. Hermann Burger: Zur Poetik der Montage bei Otto F. Walter [1981]. In: ders.: Werke in acht Bänden. Bd. 7, S. 220–228, hier S. 227 f.

19 Hermann Burger: Schweizer Literatur nach 1968. In: ders., Werke in acht Bänden (wie Anm. 18), Bd. 7, S. 450–474, hier S. 472.

20 Burger, *Keine Kadettenübungen bitte!* (wie Anm. 1), S. 309.

21 Vgl. Monika Großpietsch: Zwischen Arena und Totenacker. Kunst und Selbstverlust im Leben und Werk Hermann Burgers. Würzburg 1994, S. 11.

22 Nachlass Burger SLA. Signatur C-7-a-02. Dabei handelt es sich wahrscheinlich nicht um die geschilderte Kadettenübung, sondern eine etwas spätere, ähnliche Vorbereitungsübung. Den Kadettenunterricht besuchte Burger zwischen seinem 12. und 15. Lebensjahr, also bis 1957. Ich danke Herrn Kurt Oehler herzlich für diese Auskunft in einer persönlichen E-Mail vom 14. 3. 2019.

23 Auch hier mein herzlicher Dank an Kurt Oehler für diese Auskunft in einer persönlichen E-Mail vom 14. 3. 2019. Damit ist auch Burgers Behauptung, im Kadettenunterricht kein Gewehr getragen zu haben, in Zweifel zu ziehen, vgl. Burger: *Keine Kadettenübungen bitte!*, S. 312.

24 Vgl. Hermann Burger: *Lokalbericht*. Hg. von Simon Zumsteg. Zürich 2016, S. 171–181, insbesondere S. 175. Auch die Kriegsspiele, in denen sich die Jugendlichen «das Leben in Form eines roten Bindfadens vom Oberarm» reißen, tauchen im *Lokalbericht* erstmals auf, jedoch nicht als Vorunterricht zum Militärdienst, sondern allgemeiner als Kinderspiel, dem sich der Protagonist nicht aus Pazifismus entzieht,

welche – wie Burger zwölf Jahre später selbst! – die ‚Militarisierung der Jugend‘ anprangern. Letztlich steigert sich die Abneigung gegen die Friedensbewegung zur Gleichsetzung von Kritik und Kritisiertem:

Der Krieg der Vietnamkriegsgegner gegen die Vietnamkriegsbefürworter ist mindestens so schlimm wie der Krieg selbst, [...] er beweist, dass es keine Information, sondern nur Interpretation gibt [...]. Wie [sic] wissen nicht einmal mit tödlicher Sicherheit, ob dieser Krieg überhaupt stattfindet.²⁵

Dieser apologetische Zweifel, ja diese Realitätsleugnung angesichts des ersten massenmedial verhandelten Kriegs ist auch schon 1970 starker Tobak. Womöglich hätte Burger, der sich auf dem Weg zum Schriftsteller zusehends in politischer Zurückhaltung übte,²⁶ die Textpassage in dieser Form nie veröffentlicht, hätte er den *Lokalbericht* fertiggestellt. In einer stark redigierten Auskopplung aus dem Roman, die Burger 1977 in den *Aarauer Neujahrsblättern* veröffentlicht, taucht die Passage denn auch ohne Kritik am Kadettenwesen, sehr wohl aber voller sarkastischer Spitzen gegen die «Mao-Partisanen» auf.²⁷ Bereits 1968 hat Burger sein streitlustiges Gedicht *An alle Linksextremisten* veröffentlicht, das ganz auf einer Linie mit der konservativen geistigen Landesverteidigung im Kalten Krieg steht:

demonstriert im fünften Semester gegen eure Väter / die ein Konto eröffnen, damit eure Dummheit / durch eure systematische Einschränkung zu akademischer Würde reift, / tut das besser hier, denn drüben / würde euch das Echo der leeren Strassen erschlagen. / Ihr Mensa-Chinesen, / ihr Ho-Tschi-minh-Nieser, / ihr Pubertätsmarxisten, / ihr Vogelscheuchen der Demokratie [...]!²⁸

Hier also noch kein Wort von ‚hüben und drüben‘, sondern jene aggressive Schützengrabenmentalität, die er 1983 bei den Armeebefürwortern auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs ausmacht. Das im Gedicht bekundete Engagement von rechts taucht auch andernorts auf. Im Briefverkehr mit dem Jugendfreund Kurt Oehler, der zu dieser Zeit in der deutschen Studentenbewegung aktiv wird, bestreitet Burger 1969 vehement die Schuld Amerikas am Vietnamkrieg: Nord-Vietnam hätte den Krieg selber «angefangen»,

sondern «um im Jenseits beim Ententeich im Glasperlenspiel weiterlesen zu können». (Ebd., S. 152) In der zeitlich parallel dazu entstandenen *Nachtwache im Panzer* äußert sich auch eine Figur kritisch über den Kadettenunterricht, geht dabei aber nicht so detailliert darauf ein wie der *Lokalbericht*. Siehe unten.

25 Burger, *Lokalbericht* (wie Anm. 24), S. 183.

26 Beispielsweise auch bezüglich kulturpolitischer Fragen wie des Zürcher Literaturstreits, vgl. Elias Zimmermann: Unharmonisches im Zeitungsspiegel. Hermann Burgers *Schiltten* und der Zürcher Literaturstreit. In: Stefanie Leuenberger et al. (Hg.): *Literatur und Zeitung*. Zürich 2016, S. 237–254.

27 Hermann Burger: «Skizzen zu einer Kleinstadt-Fest-Prosa.» In: *Aarauer Neujahrsblätter* 51 (1977), S. 10–17, hier S. 12. Wiederabdruck: Hermann Burger: *Skizzen zu einer Kleinstadt-Fest-Prosa* [1977]. In: ders.: *Werke* in acht Bänden. Bd. 2: *Erzählungen I*. Hg. von Simon Zumsteg. München 2014, S. 47–58.

28 Hermann Burger: *An alle Linksextremisten* [1968]. In: ders.: *Werke* in acht Bänden. Bd. 1: *Gedichte*. Hg. von Simon Zumsteg. München 2014, S. 149 f., hier S. 149.

die Verteidigung der freien Welt sei den USA gleichsam aufgezwungen worden.²⁹ Die Militarisierung erscheint dabei als zugegeben unschöner, aber notwendiger Nebeneffekt. Und noch 1974 und 1976 lässt sich wenig Abneigung gegenüber der Armee konstatieren, für die Burger doch nur den «geforderten Dienst» geleistet haben will. Wie später detaillierter gezeigt wird, organisiert er in diesen Jahren federführend je eine Kadertagung für höhere Offiziere, die sich der Friedensbewegung und der Armeekritik annehmen. Dies tut Burger zumindest partiell auferdienstlich; die Dienstage, welche er für die «Spezialaufgabe» anrechnen darf,³⁰ decken den tatsächlichen Aufwand kaum.³¹ Dass er zudem für die Arbeit nicht alleine über den Erwerbssersatz, sondern auch als Privatmann bezahlt wird,³² unterstreicht seine Doppelfunktion als Soldat und intellektueller Schriftsteller, der sich in den ideologischen Dienst der Armee stellt.

Diese Doppelfunktion zählte zum Selbstverständnis auch liberaler Schweizer Gelehrter der Aktivdienst-Generation; Hermann Burgers Mentor, der ETH-Germanistikprofessor Karl Schmid ist dafür das schlagendste Beispiel und Vorbild, wie wir sehen werden. Doch der geistige Dienst für militärische Anliegen wird ab den 60er-Jahren und zumal für die nachrückende Generation Burgers immer problematischer. Die Armee wird von ihr nicht länger als Verteidigerin der Freiheit und als Rückgrat der Gesellschaft, sondern immer mehr als Repressionsinstrument wahrgenommen. 1970 provoziert der Generationenkonflikt die Entstehung der Gruppe Olten: Als 1969 bekannt wurde, dass der Präsident des Schweizerischen Schriftsteller-Vereins, der Autor Maurice Zermatten, am rechtskonservativen, antikommunistischen *Zivilverteidigungsbuch* mitgearbeitet hatte, sagten sich zweiundzwanzig linke, armeekritische Schriftsteller, darunter Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt, vom Verein los.³³ Hermann Burger war keiner von ihnen. Erst 1979 trat auch er der Gruppe Olten bei, soll dabei aber – so berichtet rückblickend sein Schriftstellerkollege Klaus Merz – in einem beispiellosen Spagat als erster und einziger Autor zugleich Mitglied des Schweizerischen Schriftsteller-Vereins geblieben sein.³⁴

29 Hermann Burger in einem Brief an Kurt Oehler vom 17. 1. 1969, Aarau. Nachlass Burger SLA. Signatur B-1-OEHL. Ähnlich fällt auch die Meinung eines Professors aus im *Lokalbericht*, vgl. Burger, *Lokalbericht* (wie Anm. 24), S. 179.

30 So bezeichnet diese Tätigkeit der Hauptmann H. R. Wehrli in einem Brief an Burger vom 14. 5. 1978, Basel. Nachlass Burger SLA. Signatur B-2-SCWZA.

31 Im Militärdienstbüchlein Hermann Burgers sind nur 6 beziehungsweise 8 Dienstage für die jeweilige Tagung verzeichnet, die zudem auf S. 22 als «diverses» verklausuliert sind. Nachlass Burger SLA. Signatur C-7-a-05. Das Dienstbüchlein ist online einsehbar: www.lokalbericht.ch/LD.DIENSTBUECHLEIN.0000_0470/pdf, 14. 3. 2019.

32 Burger bedankt sich in einem Brief vom 8. 3. 1974 bei Oberstdivisionär Hans Trautweiler «für das Honorar, das ich als freischaffender Schriftsteller sehr zu schätzen weiss.» Nachlass Burger SLA. Signatur B-1-TRAU.

33 Vgl. Hans Mühlthaler: *Die Gruppe Olten. Das Erbe einer rebellierenden Schriftstellergeneration*. Aarau 1989, S. 9–15.

34 So Klaus Merz in einem Telefonat vom 18. 2. 2019. Ich danke Herrn Merz herzlich für die Auskunft. Der Briefverkehr mit dem Schweizer Schriftsteller-Verein (SSV) und der Gruppe Olten unterstützt seine Beobachtung einer «Doppelzugehörigkeit» ohne Engagement für auch nur einen der beiden Vereine. Vgl. Nachlass Hermann Burger SLA. Signaturen B-2-SCWZVE (SSV) und B-2-SCWA (Gruppe Olten).

Hermann Burger, der konservative Ideologe, der Kalte Krieger, der seine späten Hundertachtziggradwendungen in *Keine Kadettenübung bitte!* dreist klittert? Der sich politisch dort anbietet, wo es angesichts des sich wandelnden Zeitgeistes gerade opportun ist, sei es in der Armee, im Schweizerischen Schriftsteller-Verein, in der Gruppe Olten oder in der Friedensbewegung? – Ganz so einfach ist es nicht. Auch wenn dem Selbstbild eines «geborenen Pazifisten» zu misstrauen ist, enthält es ein Quäntchen Wahrheit; seine Beziehung zur Armee war tatsächlich zwiespältig. Denn immerhin hat Burger mit der *Nachtwache im Panzer* schon 1970 einen armeekritischen Text verfasst und immerhin schien es ihm Anfang der 80er-Jahre damit ernst, seinen Dienst so an den Nagel zu hängen, wie es die meisten seiner linken Kollegen schon früher getan hatten: Er ließ sich krankheits halber als dienstuntauglich entlassen (ein Schritt, der ihm schon ab seiner ersten großen Depression Anfang der 70er-Jahre offen gestanden wäre).³⁵

Die Ambivalenz zwischen konservativen und progressiven Positionen in Burgers Leben hat sich in literarischen Zeugnissen niedergeschlagen, in denen (Zwischen-)Lösungen und Auswege aus den Antagonismen erprobt wurden. Es sind Texte, die entgegen Burgers eigenem «unideologischen» Gestus poetisch *und* gesellschaftspolitisch relevant sind, wie eine ideologiekritische Untersuchung rekonstruieren kann: von der ersten, an eine literarische Figur ausgelagerten Armeekritik in *Nachtwache im Panzer* über den unveröffentlichten Plan, den großen, kritischen Schweizer «Militärroman» zu schreiben bis hin zu dessen partieller Umsetzung in *Die Künstliche Mutter* 1982. Burgers persönliche und poetische Auseinandersetzung mit der Armee bildet ein Fallbeispiel für eine widersprüchliche Intellektuellen- und Schriftstellerkarriere von 1968 bis 1989, welche die intellektuelle Widersprüchlichkeit dieser Zeit überhaupt verständlicher macht. Darin erscheint der Autor gerade nicht als jener Avantgardist, nicht als *qua natura* «Friedensbewegeter», als der er sich inszeniert hat, sondern als Hohlspiegel, in dem sich gesellschaftspolitische Ambivalenzen zusammenziehen und literarisch reflektieren.

Simon Zumsteg geht hingegen davon aus, dass Burger nie Mitglied des SSV war, vgl. Simon Zumsteg: Nachwort. In: Burger, Lokalbericht (wie Anm. 24), S. 297. Auch dafür gibt es gute Gründe, da Burgers Name in der Mitgliederliste des SSV nicht auftaucht, vgl. Archiv des Schweizerischen Schriftstellerinnen- und Schriftstellerverbands SLA. Signatur 01-b-01-B (dort kein Eintrag zu Burger). Der Ex-Ehefrau Hermann Burgers, Anne Marie Carrel, ist ebenfalls keine Mitgliedschaft im SSV bekannt, er habe aber mit dem Verein «anfänglich sicher sympathisiert» (ich danke Anne Marie Carrel ganz herzlich für diese Auskunft in einer persönlichen E-Mail vom 19. 3. 2019). Womöglich war Burger also nur freundschaftlich-informell dem SSV verbunden, aber im Gegensatz zu seinen «Oltener» Kollegen – und das ist für Klaus Merz' Erinnerung von Wichtigkeit – trotz allem verbunden.

- 35 Die von Depressionen begleitete «Unterleibsmigräne» taucht ab 1971 auf und scheint Burger schon zu dieser Zeit maßgeblich bei seiner literarischen und akademischen Arbeit behindert zu haben, vgl. Christian Schön: Hermann Burger: Schreiben als Therapie. Eine Studie zu Leben und Werk. Stuttgart 1997, S. 19. Großpietsch, Zwischen Arena und Totenacker (wie Anm. 21), S. 45 f.

2. Abrüstung als moralische Aufrüstung

Diese Ambivalenz beruht auch auf den widersprüchlichen sozial- und mentalitätsgeschichtlichen Kontexten, die seinen Lebenslauf mitbestimmt haben. Aufgewachsen ist Hermann Burger in einer mittel- bis kleinbürgerlichen Familie, die ihrer großbürgerlichen Vergangenheit als Fabrikbesitzer nachtrauerte. Allerdings wäre Burgers Vater beinahe aus seiner bürgerlichen Existenz ausgebrochen. Dass dieser verehrte Vater seine Künstlerkarriere zugunsten der Familiengründung und des steten Lebens als Versicherungsvertreter aufgab, war für Burger prägend. Das väterliche ›Opfer‹ zeichnet einen Konflikt zwischen (Bildungs-)Bürgertum und ansatzweise subversivem, aber immer bürgerlich bleibendem Künstlertum vor, der in seinem gesamten Werk virulent ist.³⁶

Die künstlerischen Bestrebungen und Interessen des Vaters gingen wohl teilweise in einem ganz andersartigen Engagement auf, demjenigen für die moralische Aufrüstung beziehungsweise das *Moral Re-Armement* (MRA). Die 1938 gegründete, zuvor als Oxford Gruppe bekannte evangelisch-pazifistische Bewegung des amerikanischen Predigers Frank Buchman wollte der militärischen Aufrüstung mit einer moralischen begegnen, wobei sie primär Agitation gegen den Kommunismus betrieb, aber vor dem Krieg nicht vor einer möglichen Zusammenarbeit mit Nazi-Deutschland zurückschreckte.³⁷ Nachdem sich das MRA 1946 in der Schweiz etablierte, schlossen sich Burgers Eltern der Gruppe bereits 1947 an. Die in *Keine Kadettenübungen bitte!* erwähnten Misshandlungen von anderen Kindern sind ausgerechnet in einem Kinder-Ferienheim geschehen, in das der fünfjährige Hermann Burger ›gesteckt‹ wurde, damit seine Eltern an einer Veranstaltung des MRA teilnehmen konnten. Diese beteten also just in jenem Moment für den Weltfrieden, da dem kleinen Hermann laut eigener Aussage der persönliche «Krieg [...] erklärt» wurde.³⁸ Nicht nur deshalb sollte Burger später einen tiefen Groll gegen das MRA hegen. Besonders prägend scheint dessen rigide Sexualmoral gewesen zu sein: Ein striktes Masturbationsverbot und das Gebot, keinen Sex vor der Ehe zu praktizieren, jene körperfeindlichen Erziehungsleitlinien, die in der *Künstlichen Mutter* der Protagonist Schöllkopf seiner Mutter zum Vorwurf macht.³⁹

Trotz der späteren Ablehnung des MRA stand Burger in seiner Jugend der Bewegung keineswegs ablehnend gegenüber. So setzte er sich etwa auf Anregung des Vaters (und nicht, wie man meinen könnte, aus Zwang seitens der Mutter) um 1960 intensiv mit einem Film des MRA auseinander und fand dafür lobende Worte.⁴⁰ Hier stand weniger

36 Großpietsch, *Zwischen Arena und Totenacker* (wie Anm. 21), S. 11–13.

37 Vgl. Robert A. Rosenbaum: *Waking to Danger: Americans and Nazi Germany, 1933–1941*. Santa Barbara CA 2010, S. 106.

38 Burger, *Kadettenübung* (wie Anm. 1), S. 309. Vgl. auch Hermann Burger: *Die Künstliche Mutter*. Werke in acht Bänden. Bd. 5. Hg. von Simon Zumsteg. Zürich 2014, S. 151.

39 Vgl. zum Beispiel ebd., S. 145.

40 Zu Burgers Reaktion auf den MRA-Film *Die Krönung des Lebens* vgl. Nachlass Burger SLA. Signatur. U-A-6.

die Frage der Sexualität als diejenige des antikommunistischen Pazifismus im Vordergrund. Mit diesem anscheinend vereinbar war die «wehrhafte Neutralität» einer Schweizer Armee, die sich primär als «friedenssicherndes» Bollwerk gegen den Kommunismus verstand; der Rekrutenschule stand zumindest nichts im Weg. Dass Burger euphorisch auch die Unteroffiziersausbildung antrat, lag zudem an einer gewissen *peer pressure*: Zwei seiner besten Freunde aus dem Gymnasium, der spätere FDP-Bundesrat Kaspar Villiger und der bereits erwähnte spätere Linksaktivist und Psychologe Kurt Oehler absolvierten ihre Offizierslaufbahn erfolgreich. Oehler konstatiert darum im Rückblick auf Burgers Abbruch der Unteroffiziersschulung weniger ein «Aufbegehren» von Burgers vermeintlichem, zu dieser Zeit christlich geprägtem «Widerstandsgeist» denn ein psychophysisches Scheitern am Erwartungsdruck seiner Vorgesetzten und seines persönlichen Umfelds.⁴¹ Als Burger 1974 und 1976 das Angebot, Kadertagungen für Offiziere zu organisieren, annahm, mag er damit jene Anerkennung erlangt haben, die ihm nach seinem schmachvollen Abbruch der Unteroffiziersschule verwehrt blieb.

Vor dem Hintergrund einer armeefreundlichen Umgebung und einer christlich-konservativen Moral wird verständlicher, warum Burger noch Ende der 60er-Jahre vehement gegen armeekritische «Linksextremisten», aber zugleich für eine internationale Abrüstung und den Weltfrieden eintreten konnte. Zugleich scheint sich in acht WKs bis 1970 (insgesamt sollten es zehn werden) eine Armeemüdigkeit eingestellt zu haben, die nicht mit einer genuin linken Haltung verwechselt werden darf. So ist denn die Erzählung *Nachtwache im Panzer* (1970) bei genauerem Hinsehen immer noch von christlichen und antikommunistischen Abrüstungsidealen geprägt.

Die Erzählung beschreibt ein WK-Panzermanöver in einer kalten Novembernacht. Der namenlose Ich-Erzähler bewacht in seinem Schützenpanzer eine Straßenkreuzung, neben ihm sitzt der «zukünftige Gefreite» Thomas, ein «Intellektueller» und «Journalist[] mit schwarzer Hornbrille», «stolzer Träger zweier Schützenabzeichen, Elitesoldat einer Spezialtruppe»,⁴² der jedoch seine Unteroffiziersschulung abgebrochen hat.⁴³ In dieser Figur, mehr als im äußerlich unterdeterminierten Erzähler, lässt sich mühelos ein Alter Ego des Autors ausmachen. Burger war bereits in dieser Zeit journalistisch tätig,⁴⁴ sollte immer wieder als ausgezeichnete Schütze hervortreten,⁴⁵ trug in den 60er-Jahren eine

41 Kurt Oehler in einer persönlichen E-Mail vom 11. 2. 2019. Ich danke Herrn Oehler herzlich für seine hilfreiche Auskunft.

42 Burger, *Nachtwache im Panzer* (wie Anm. 7), S. 150.

43 Vgl. ebd., S. 156–159.

44 Ab 1969 gestaltete er als freier Mitarbeiter mit Anton Krättli die Literaturseite des *Aargauer Tagblatts*, vgl. Schön, *Schreiben als Therapie* (wie Anm. 35), S. 19.

45 So finden sich in seinem Schießbüchlein sehr gute Leistungen. Nachlass Burger SLA. Signatur C-7-a-06. Diese werden noch von drei «Anerkennungskarten» anlässlich des obligatorischen Schießens von 1969, 1973 und 1974 unterstrichen (Signatur C-7-a-17).

schwarze Hornbrille⁴⁶ und war – auch dies bleibt 1983 unerwähnt! – 1969 zum Gefreiten aufgestiegen.⁴⁷ Thomas nun redet sich angesichts des unangenehmen Dienstes zusehends in Rage gegen den sinnlosen Wachbefehl, die Offiziere, die ihn ausgegeben haben («Dummköpfe!», «Indianerhäuptlinge»),⁴⁸ und alsbald gegen das Militär und seine tödlichen «Indianerspiele»⁴⁹ insgesamt. Der Ich-Erzähler ist nicht weniger von der Sinnlosigkeit dieses spezifischen Dienstes wie des Krieges als Ganzem überzeugt, bleibt aber pragmatisch: «Ich gab zu, dass jeder Krieg eine Verrücktheit war, wusste aber, wie wenig damit erreicht wurde, wenn man die Armee aufgab. Um den Satz ›Du sollst nicht töten‹ zu verteidigen, gab es paradoxerweise kein anderes Mittel, als möglichst perfekt töten zu lernen.»⁵⁰ Auch wer im Notfall getötet werden sollte, macht der Ich-Erzähler klar: «Ich brauche dir nicht zu erklären, Thomas [...], weshalb wir, die sogenannte freie Welt, nicht abrüsten können. Du weißt genauso gut wie ich, dass wir mit einer Clique im gleichen Boot sitzen, die nicht mit sich spaßen lässt.»⁵¹

Wir kennen die Position aus Burgers Streitgedicht und seinen Ausführungen zum Vietnamkrieg gegenüber Kurt Oehler. Die Figur des Thomas teilt mit Oehler das Ziel der radikalen Abrüstung, lässt neben seinem Pazifismus jedoch keine weitergehenden linken Positionen erkennen: «Ich bin fertig mit dem Militär, mit dem Leben, das eine grüne Schlange am Busen nährt.»⁵² Dies ist wohl nicht zufällig eine – freilich popularisierte – biblische Metapher. Bereits der Name Thomas spielt auf den sprichwörtlichen «Ungläubigen» und «Zweifler» an, obschon hier gerade das Zweifeln zu einer quasi-christlichen Position führt. Die Handlung der *Nachtwache im Panzer* nämlich lehnt sich an eine Anekdote im Buch *Weltbewältigung* (1959) des Psychologen Hans Müller-Eckhard an, welcher ein dem MRA verwandtes christlich-konservatives Weltbild predigt.⁵³ Müller-Eckhard schildert, wie ein deutscher Offizier an der Ostfront als Artillerieleiter zufällig eine ausgezeichnete Sicht auf die gegnerischen Stellungen erhält und diese sogleich fachmännisch unter verheerenden Beschuss nimmt. In diesem Moment habe der Mann ein Erweckungserlebnis gehabt, seinen Feldstecher zu Boden gelegt und den Gefechtsstand verlassen. «Hätte der Leutnant an jenem Vormittag weiter vernichtet, getötet und zer-

46 So etwa auf einer Fotografie um 1967, vgl. Burger, Gedichte. Werkausgabe in Acht Bänden (wie Anm. 28). Bd. 1, S. 4.

47 Vgl. Hermann Burgers Militärdienstbüchlein, S. 9. Nachlass Burger SLA. Signatur C-7-a-05.

48 Burger, *Nachtwache im Panzer* (wie Anm. 7), S. 149.

49 Ebd., S. 152.

50 Ebd., S. 151.

51 Ebd., S. 152.

52 Ebd., S. 154.

53 Besagte Anekdote findet sich als Abschrift im Nachlass Hermann Burgers. Sie taucht dort in einer Textsammlung anlässlich einer Armee-Kadertagung auf, die Burger 1974 in Morschach organisierte (siehe nächstes Unterkapitel). Zusammen mit weiteren literarischen Auszügen schlug Burger den Text anwesenden Offizieren als Diskussionsgrundlage vor. Nachlass Burger SLA. Signatur C-7-b-1.

stört, dann gälte er weiterhin als ‚normal‘, ja sogar als tapfer und als gut.»⁵⁴ Er bemerkte aber, dass die vermeintlich normale Situation völlig verrückt war, auch wenn seine Dienstverweigerung als «Geistesstörung»⁵⁵ ausgelegt würde. Im selben Sinne wird auch Thomas' Verweigerung bewertet: «Thomas, sagte ich fast gutmütig, ‚ich gebe zu, wir alle sind verrückt. Die Menschheit lebt im Park eines Irrenhauses, ohne es zu merken. Wenn du nun ausbrichst aus diesem Irrenhausgarten, stecken sie dich paradoxerweise in ein Irrenhaus.»⁵⁶ Müller-Eckhards Offizier hätte freilich das Erschießungskommando gedroht, wäre der «wertvolle[] Mensch[]»⁵⁷ nicht in einem Militärprozess freigesprochen worden (was die Anekdote einigermaßen zweifelhaft macht).⁵⁸ Die Tat des Offiziers erscheint im Text keinesfalls als politisch vorbildhaft, sondern lediglich christlich und individualpsychologisch herausragend.

In *Nachtwache im Panzer* stehen sich zwei Soldaten gegenüber, welche dieselbe quasi-christliche Grundhaltung teilen, aus dieser aber unterschiedliche Schlüsse ziehen. Während der Ich-Erzähler das mosaische Gebot («du sollst nicht töten») als Grund zum (widerwilligen) Wehrdienst anführt, resultiert Thomas' Erweckungserlebnis nach dem Vorbild Müller-Eckhards zum konkreten, aber eigentlich apolitischen ‚Widerstand‘: «Und nun demontierte er den Panzer, in dem ich stand wie ein Kommandant, auf dem Drehstuhl, frierend, übernachtigt und doch hellwach. Thomas riss alles weg, was nicht niet- und nagelfest war».⁵⁹ Der Text endet damit, dass sich Thomas einem heiligen Verrückten gleich auch die Uniform vom Leib reisst: «Splitternackt stellte er sich vor die Mündung der Kanone, die über die Straßenkreuzung hinaus ins offene Feld zeigte. Und er schrie in die Nacht: ‚So kommt doch endlich ihr Feinde.»⁶⁰

Die Straßenkreuzung versinnbildlicht eine Gabelung der politischen Person Hermann Burger in einen Idealisten und einen Pragmatiker. Inszeniert sich der reale Autor später selbst als ‚militanter‘ Pazifist, so lagert er diese Haltung hier auf eine Figur aus und zieht (noch lange) keine realweltlichen Konsequenzen. Es ist Thomas, der erstmals das später angeblich autobiografische Motiv des Kadettenunterrichts ins Feld führt: «Schon bei den Kadetten fängt der Unsinn an.»⁶¹ Und auch Thomas soll seine Ausbildung zum Unteroffizier nicht etwa alleine aufgrund eines psycho-physischen Versagens abgebrochen haben, sondern aus Widerwille gegenüber einem sadistischen Vorgesetzten. Vordergründig sei er aber mithilfe einer körperlichen Unpässlichkeit aus der Unteroffiziersschule ausgetre-

54 Hans Müller-Eckhard: *Weltbewältigung. Vom entseelten und vom eigentlichen Leben.* Stuttgart 1959, S. 78.

55 Ebd., S. 79.

56 Burger, *Nachtwache im Panzer* (wie Anm. 7), S. 153.

57 Ebd.

58 Sogenannte Defätisten wurden gerade an der Ostfront meist ohne Prozess hingerichtet. Vgl. zum Beispiel Joachim Wieder: *Stalingrad und die Verantwortung des Soldaten.* München 1997, S. 287–293.

59 Burger, *Nachtwache im Panzer* (wie Anm. 7), S. 159.

60 Ebd., S. 160.

61 Ebd., S. 151.

ten – das Narrativ, welches Burger später zur Erklärung *seines* Austritts aus der Ausbildung nutzt.

Die Fiktion dient als Vorlage für die pazifistische Selbstinszenierung. Doch die fiktionale Dienstverweigerung ist hier noch nicht so heroisch, wie sie Burger später für seine eigene Person reklamiert. Thomas' Tat gegen das sinnlose Militär, so sehr sie vom Ich-Erzähler nachvollzogen werden kann, wirkt selbst sinnlos. Sie wäre nur mitleiderregend und pathologisch «verrückt» (so «verrückt» auch das «Normale» vorgeblich sei), wäre das Schlussbild des nackten Soldaten nicht in erster Linie komisch. Hierin folgt Burgers Text der Anekdote Müller-Eckhards nicht. Zwar ist Thomas ebenso ein «guter», ja herausragender Soldat wie der Ostfront-Offizier und dadurch wie dieser vom Vorwurf der Feigheit oder der «ideologischen Voreingenommenheit» von Beginn an befreit; die bürgerlich-pflichtbewusste Haltung der Figuren verschiebt die politische Frage in den Bereich der persönlichen Moral. Nur rettet Thomas' moralische Tat kein Leben, sie ist letztlich lächerlich und selbstzerstörerisch; dem Leser wird nahegelegt, dass die abwartend-ausharrende Haltung des Ich-Erzählers die einzig vernünftige ist: «Es gibt kein Ausbrechen, es gibt nur ein Sichtotstellen, einen Winterschlaf, bis der Unsinn vorbei ist.»⁶²

Auf ganz andere Weise als in Burgers später Selbststilisierung zum Pazifisten wird die Fiktion der *Nachtwache* Realität. Analog zum Ich-Erzähler, der erleben muss, wie der Panzer um ihn herum abgebaut wird, wird um Burger herum die Armee zusehends demontiert. Peter Bichsel charakterisiert sie in *Des Schweizers Schweiz* 1969 als aufgeblasene «Folklore» und «Volksgut», das nicht nüchtern dem politisch-demokratischen Willen gehorcht, sondern sich als «erzieherisch wertvolle Organisation» geriert.⁶³ 1974 rechnet Max Frisch in seinem *Dienstbüchlein* mit der Zeit im Aktivdienst ab und stellt die bisherige Glorifizierung der Schweizer Armee als demokratisches Bollwerk gegen die Tyrannei infrage. Peter Lehnerts Gedichtband *wehrmännchens abschied* von 1973 greift den Kadavergehorsam in Wirtschaft und Armee frontal an: «friede in gnägiland / der lehrling ist ein braver rekrut der industrie / der rekrut ist ein braver lehrling der armee».⁶⁴ Und Franz Hohler singt im selben Jahr das Lied vom *Dienschtverweigerer*, der schlicht keinen Sinn mehr in seinem Dienst sieht: «Herr Oberschtdivisionär / I wirde nid Soldat / Vollbring ke Heldetat / I eusem Militär».⁶⁵ Hermann Burger dagegen sitzt in den 70er-Jahren weiterhin im «Panzer Armee» und harrt der Dinge, die da kommen.

62 Ebd., S. 153.

63 Peter Bichsel: *Des Schweizers Schweiz*. Zürich 1969, S. 19.

64 Peter Lehner: *Wehrmännchens Abschied*. Basel 1973, S. 28.

65 Hohler überträgt damit Boris Vians Anti-Vietnamkriegslied *Le déserteur* (1954) auf die Situation in der Schweizer Armee. Franz Hohler (Text und Gesang): *Der Dienschtverweigerer (Le déserteur)*. In: ders.: *I glaub jetz hock i ab* [Schallplatte]. Holland 1973. Seite B.

3. Offizierstagungen zwischen Vermittlung und Landesverteidigung

Diese sinnbildliche Panzerübung führt ihn vorerst in eine ganz andere Richtung als diejenige, die er mit der zaghaften Militarismus-Kritik in *Nachtwache* und *Lokalbericht* eingeschlagen hat. Nachdem er des tatsächlichen, körperlich und psychisch zermürbenden Panzerfahrens in regelmäßigen WKs überdrüssig geworden ist, lässt er sich 1969 innerhalb seines Panzerbataillons einer anderen Gruppengattung zuteilen.⁶⁶ Burger wird Büroordnanz und damit Sekretär und Schriftführer des militärischen Verwaltungsapparats. Er lernt Offiziere und innere Abläufe aus einer Nähe kennen, die ihm durch den Abbruch der Unteroffiziersschule verwehrt blieb.

Vollends, wenn auch nur temporär, steigt Burger in die ‹Teppich-Etage› der Schweizer Armee auf, als er wie erwähnt Anfang der 70er-Jahre eingeladen wird, eine Kadertagung in Morschach (Kanton Schwyz) für ungefähr 40 ranghohe Offiziere zu organisieren. Unter dem Titel ‹Geistige Strömungen der Gegenwart› soll sich die Veranstaltung mit jenen gesellschaftspolitischen Veränderungen befassen, welche die Armee in die oben umrissene, öffentlich-literarische Kritik rückt. Spezifische Kritikpunkte bezüglich Demokratie, Landesverteidigung und autoritärer Kommunikation aber sollen ausgespart bleiben: ‹Subsidiär sind die Missverständnisse und die Lügen unserer Zeit, während die Probleme der schweigenden Mehrheiten, der Information über die Landesverteidigung und der Gesprächstechnik eher nicht zu behandeln sind.›⁶⁷ Das wird nur bedingt gelingen.

Wie der Kontakt zum offiziellen Leiter der Tagung, dem Oberstdivisionär Hans Trautweiler, zustande kommt, bleibt unklar.⁶⁸ Offensichtlich erhält Burger von ihm die Freiheit, sein Interesse an Schweizer Gegenwartsliteratur stark einfließen zu lassen. In Zusammenarbeit mit seinem journalistischen Ziehvater Anton Krättli gestaltet er gewissermaßen ein Literaturkolloquium: Er schlägt neben der Offiziers-Anekdote von Müller-Eckhard und den oben erwähnten armeekritischen Stellungnahmen von Bichsel, Frisch, Lehner und Hohler auch Texte von Carl Gustav Jung, Friedrich Traugott Wahlen, Stefan Zweig, Erich Fromm, Adolf Muschg, Ernst Eggimann, Otto F. Walter, E. Y. Meyer und Karl Schmid vor – sein eigener Text *Nachtwache im Panzer* befindet sich hingegen nicht darunter. Gelesen und diskutiert werden an der zweitägigen Veranstaltung primär Aus-

66 Burgers Militärdienstbüchlein, S. 9. Nachlass Burger SLA. Signatur C-7-a-05. Auch die Einführung neuer Panzer, in denen der hünenhafte Hermann Burger noch weniger Platz hatte, dürfte den Gattungswechsel motiviert haben. Ich danke Anne Marie Carrel ganz herzlich für diese Informationen in einer persönlichen E-Mail vom 19. 3. 2019.

67 Nachlass Burger SLA. Signatur C-7-b-1.

68 Ein Einladungsbrief hat sich leider in der ansonsten breiten Dokumentation der beiden Morschach-Treffen in Burgers Nachlass nicht erhalten. Oberstdivisionär Trautweiler war jedoch im Aarau der 70er-Jahre eine politisch einflussreiche und gut vernetzte Figur, die sich insbesondere für die Kulturförderung engagierte. Er pflegte engen Kontakt zu Anton Krättli, der ebenfalls in Morschach als Organisator auftrat. Ich danke Anne Marie Carrel ganz herzlich für diese Informationen in einer persönlichen E-Mail vom 19. 3. 2019.

schnitte aus Bichsels *Des Schweizerers Schweiz* (1969) und Schmid's *Schweizerisches Selbstverständnis heute* (1973), die einander als konträre Positionen gegenübergestellt werden. Angesichts von Burgers Nähe zu Karl Schmid ist es nicht weiter verwunderlich, dass in den Tagungsprotokollen dessen väterliche, um Verstehen bemühte Kritik an der engagierten Jugend zustimmend hervorgehoben wird. Schmid's Frage, wie mit dem zuweilen berechtigten, zuweilen «irrational engagiert[en]»⁶⁹ Veränderungs- und Abgrenzungswillen der «Jungen» – für den Bürger und Krättli stellvertretend Bichsel herbeiziehen – umgegangen werden soll, wird als die eigentliche Kernfrage der Tagung herausgearbeitet. So kann man in einem von Bürger verfassten Diskussionsprotokoll unmittelbar Schmid's liberale, staatstragende Linie heraushören:

Der Dialog ist deshalb so schwierig, weil die junge Generation nicht nur neue Aufgaben und Ziele, sondern auch eine neue Sprache sucht. Die ideologischen Fremdanleihen sind oft Ausdruck einer fundamentalen Unsicherheit, der die «Väter» mit repressiver Toleranz begegnen; ein Symptom dafür, dass sie ihrer Sache keineswegs so sicher sind, wie es ihre gesellschaftliche Position von ihnen verlangt. Die Verunsicherung in Bezug auf das Geleistete und die vernachlässigten Probleme (Umweltschutz, usw.). Die daraus resultierende schöpferische Energie muss für unser Staatswesen nutzbar gemacht werden.⁷⁰

Und im Protokoll von Krättli ist zu lesen:

Es ist festzustellen, dass unsere Ordnung und unsere Institutionen nicht Selbstzweck haben. Sie sind Instrumente, und sie sollen gebraucht werden, um zu verwirklichen, was die Schweiz sein soll (oder «werden» soll). Doch wollen wir die von uns anerkannten Grundwerte nicht über Bord werfen, bevor tragfähige Alternativen gefunden sind.⁷¹

Das Finden einer Bestimmung, «was die Schweiz sein soll», oder gar von «tragfähigen Alternativen» ist freilich weder das Ziel der Tagungsorganisatoren noch des versammelten Offizierskorps. In der offenen Diskussionsrunde, an der zum Schluss «weitere Anregungen» gemacht werden dürfen, tauchen aber reaktionäre und progressive Positionen auf, die sich nun direkt auf die Themen beziehen, die anfänglich ausgespart wurden. Einerseits wird von einem Tagungsteilnehmer darauf hingewiesen, dass kürzlich «wegen Flugblattverteilung auf öffentlichem Grund» vor einer Kaserne eine widerrechtliche «Verhaftung» erfolgt sei: «das alles wirkt autoritär – ängstlich. Vertrauen gibt aber nur eine kraftvoll-gelassene Armee. Muss diese Anti-Image-Kampagne sein?»⁷²

Andererseits wird von Tagungsteilnehmern vor dem «Schlafzustand breiter Kreise gegenüber östlichen Einflüssen» gewarnt und daran anschließend gefragt: «Wann wird ein

69 Karl Schmid: *Schweizerisches Selbstverständnis heute*. In: ders.: *Standortmeldungen. Über schweizerische Fragen*. Zürich 1973, S. 5–34, hier S. 29.

70 Nachlass Bürger SLA. Signatur C-7-b-1.

71 Ebd.

72 Ebd. Solche Flugblattaktionen gingen meist von sogenannten Soldatenkomitees aus, einer Protestbewegung, die ab 1970 «sowohl inner- als auch außerhalb der Armee aktiv war». Lutz, Wyniger, *Der Kampf um die Schweizer Armee 1966–2003* (wie Anm. 10), S. 121.

Bürger ein «innerer Feind?» Die Landesverteidigung ergänzende «Propaganda»-Maßnahmen werden vorgeschlagen: «Besonders der Fall Solschenizin [sic] gäbe uns allen Gelegenheit, wieder einmal ganz aktiv Propaganda zu machen für unsere Freiheit, speziell auch bei der jungen Generation.» Dieser Vorschlag wird noch überboten durch die Bitte um «[g]eeignete Massnahmen zur Verhinderung einer weiteren Ausbreitung der Militärfeindlichkeit an den (aargauischen) Mittelschulen.»⁷³

Der an Burger beobachtete Zwiespalt, nämlich die pazifistische Empörung über eine zusehends sinnlose Armee bei zeitgleicher antikommunistischer Verteidigung militärischer Zwecke, zieht sich unübersehbar durch das Teilnehmerfeld der Kadertagung. Auf der progressiven Seite steht einer, dessen Anwesenheit in Offiziersuniform heute überrascht: der Schriftsteller Klaus Merz. Er, der die Offiziersschule mehr noch als Burger aufgrund einer, hier primär familiären, *peer pressure* angetreten war, stand zu dieser Zeit dem «Ausstieg» aus der Armee schon näher⁷⁴ und fühlte sich dementsprechend unwohl unter den anderen Offizieren. Bereits bei seiner Ankunft am Tagungsort sei er kritisch über sein Auto befragt worden, an dem ein «verräterischer» WWF-Kleber klebte.⁷⁵ Die Veranstaltung selbst habe er zumindest teilweise als Versuch in Erinnerung, «eine Art Widerstands-Zelle gegen mögliche links-rote Bedrohungen zu bilden.»⁷⁶ Der leitende Oberstdivisionär Trautweiler habe diesen Tendenzen entgegenzuwirken und die antikommunistischen Heißsporne zurückzuhalten versucht («wir müssen aufpassen, dass wir den Bogen nicht überspannen»).⁷⁷ Die Befürchtung eines schlechten Images der Armee durch solche halboffiziellen Tätigkeiten war nicht unbegründet, wie die 1976 aufgedeckte, von Armee und Polizei protegierte Bespitzelung linker Intellektueller durch den FDP-Politiker Ernst Cincera zeigt.⁷⁸

Noch bevor diese Verquickung einer antikommunistischen Privatinitiative mit Militär und Politik öffentlich wurde, findet in Morschach 1976 eine zweite und – wohl aufgrund der späteren heiklen politischen Lage – letzte Kadertagung statt, nun unter der alleinigen Leitung Burgers, der im selben Jahr mit *Schilten* einen Achtungserfolg feiert. Austausch und Diskussion über kritische Texte sind jetzt unerwünscht, ideologische Zurückhaltung wird ausdrücklich verlangt.⁷⁹ Darum halten sechs Tagungsteilnehmer je einen Vortrag zum

73 Nachlass Burger SLA. Signatur C-7-b-1.

74 Merz sollte sich später um eine Beendigung seines Dienstes in einer waffenlosen Tätigkeit – vorzugsweise in der Flüchtlingsbetreuung – bemühen. Ihm wird dann aber wohlwollend eine Demissionierung aus Krankheitsgründen nahegelegt und er tritt 1979 aus der Armee aus. Klaus Merz in einem persönlichen Telefongespräch vom 18. 2. 2019. Ich danke Herrn Merz herzlich für seine Auskünfte.

75 Vgl. ebd.

76 Ebd.

77 Ebd., Aussage von Hans Trautweiler aus dem Gedächtnis von Klaus Merz.

78 Demokratisches Manifest (Hg.): Dossier Cincera. Dokumente und Materialien. Zürich 1977. Online verfügbar: www.tablar.ch/Texte/Dossier_Cincera_Demokratisches_Manifest_1977.pdf, 15. 3. 2019.

79 Burger lädt ausdrücklich «6 geeignete und nicht ideologisch verbohnte Vertreter» verschiedener Fächer (Biologie, Wirtschaft, Psychologie, Soziologie, Kunst und Literatur) ein, für letztere Disziplin natürlich sich selbst. Nachlass Burger SLA. Signatur C-7-b-2.

Thema «Das Bild des Menschen von morgen». Einer der Vortragenden ist Burgers Jugendfreund Kurt Oehler, der als Psychologe und nicht als längst der Armee entfremdeter Offizier⁸⁰ über Probleme autoritärer Erziehung spricht. In seiner Erinnerung findet darüber keine «kompetente offene Diskussion» statt, sein potenziell provozierender Vortrag

fand in der Zuhörerschaft kaum Beachtung. Im Gegensatz dazu wurde der Vortrag von Hermann Burger sehr beklatscht. Aber wohl eher wegen seines spektakulären beziehungsweise kreativen Schreibstils als wegen seines Inhalts. Seine kritischen Schriften über das Militär [gemeint ist Nachtwache im Panzer] waren vermutlich gar nicht bekannt.⁸¹

Die zweite Tagung dient Burger nicht mehr primär dazu, eine Vermittlung zwischen Jung und Alt beziehungsweise Progressiven und Konservativen im Sinne Karl Schmidts anzuregen – auch wenn er dessen Texte für seinen Vortrag geradezu ausschachtet –,⁸² sondern dazu, als Schriftsteller «bekannter zu werden».⁸³ Die Armee ist Burger zu diesem Zeitpunkt vorrangig noch ein Vehikel seiner Schriftstellerkarriere; so wie das Militär seine intellektuellen Fähigkeiten nutzte, benutzt er die Armee nun für seine eigenen Interessen.

4. Das existentielle Modell:

Der Schweizerische Militärroman und Die Künstliche Mutter

Vom leidenden «Insassen» einer zuerst bereit-, dann widerwillig mitgetragenen Institution zu ihrem halb verständnisvollen, halb kritischen Manipulator und Zweckentfremder: Diesen Rollenwechsel durchlaufen auch Hermann Burgers literarische Figuren nach 1970. Sie fragen nicht mehr wie der Panzersoldat Thomas nach dem Zweck der Armee, sondern nehmen deren Zwecklosigkeit vorweg. So wird einerseits die Absurdität einer Institution ausgestellt, die nur mehr ihren Besitzstand verteidigt (und damit genau Krättlis Mahnung, «nicht Selbstzweck» zu werden, zuwiderläuft), andererseits wird die sich so öffnende Inhaltsleere literarisch mit anderen, armeefremden Konzepten gefüllt.

Diese Tendenz wird bereits 1971 in Burgers unveröffentlichtem, satirischem Text *WK-Bericht 1971 und Qualifikationen der Offiziere] des Stabes* erkennbar. Dabei handelt es sich

80 Oehler war zu dieser Zeit durch seinen Wohnsitz in München vom Armeedienst befreit und wurde 1984 wegen Erreichung der Altersgrenze aus der Armee ausgemustert. Seine Tätigkeit in der linken Studentenbewegung Deutschlands war dem Schweizer Armee- und Polizeiapparat unbekannt, wodurch er auch der Fichierung entging (und eine Einladung nach Morschach wohl überhaupt möglich wurde). So Kurt Oehler in einer persönlichen E-Mail vom 11. 2. 2019. Ich danke Herrn Oehler herzlich für seine Auskünfte.

81 Ebd.

82 Burger arbeitet in diesem unveröffentlichten Vortrag mit einer Vielzahl expliziter und impliziter Karl Schmid-Zitate, im Zentrum steht Schmidts Frage nach der Rolle des Schriftstellers in der modernen Schweiz. Burger präsentiert sich so als modellhaft staatstragender Autor im Sinne Schmidts. Nachlass Burger SLA. Signatur C-7-b-2.

83 So Kurt Oehler in einer persönlichen E-Mail vom 11. 2. 2019. Ich danke Herrn Oehler herzlich für seine Auskünfte.

um einen gleichsam institutionalisierten ›Streich‹, eine sogenannte ›WK-Zeitung‹, die Eingeweihten zum Abschluss des Wiederholungskurses einen kathartisch-karnevalesken Rückblick bietet. In diesem Fall jedoch hat das Dokument auch unerwartet intellektuelle Dimensionen, die auf eine tiefergehende Armeekritik schließen lassen. Die unterzeichnende «Büroord[onnanz] Burger» rügt im ironisch übertriebenen Ton eines Lehrers die Fehler seiner Vorgesetzten bezüglich

Orthographie, Abkürzungs- und Bedeutungslehre [...]. Das Passiv-Deutsch kann geradezu als subversive Tätigkeit auf stilistischer Ebene interpretiert werden, denn es bringt eine Verweichlichung und anonyme Verantwortungslosigkeit in die Armee. [...] Nur Major Salvisberg versteht es, selbst in WK-Berichten kunstvolle Perioden zu bauen. Man merkt, dass er viel Thomas Mann gelesen hat.⁸⁴

Jedoch lasse der bildungsbürgerliche Major allzu oft das Licht brennen. «Das kostet Strom und vor allem Nerven seitens der Büroord[onnanz], die, wenn sie durchs Schlüsselloch gucken, glauben, er sei auf dem KP und vergeblich an der Türe horchen, um Neuigkeiten zu erfahren.»⁸⁵ Dass diese Anspielung auf Kafka wohl von den wenigsten seiner Mitsoldaten verstanden wurde, dürfte kein unerwünschter Effekt gewesen sein; die Gleichsetzung des Armeeparats mit dem bürokratischen Apparat des Schlosses⁸⁶ ist boshafter, als die Passage auf den ersten Blick suggeriert.

Gänzlich kafkaesk ist die vermutlich aus demselben Zeitraum stammende⁸⁷ literarische Skizze *Ein Bewerbungsschreiben*, in der eine Postordonnanz ihren Offizieren vorschlägt, eine neue Truppengattung zu schaffen und sie gleich selbst in diese zu befördern: die «Beförderungsordonnanz».⁸⁸ Dieser neue Ordonnanztyp hätte von Amtes wegen eine fetischistische Beziehung zu militärischen Graden und Abzeichen vorzuweisen, sie zu ehren und huldigen, da sich seine ganze Tätigkeit im Aufbewahren und Überreichen derselben erschöpfte. Selbst aber fehlt der Beförderungsordonnanz ein militärischer Grad und sie kann nicht weiter befördert werden: «Sie verkörpert das Beförderungswesen, und ein Wesen braucht nicht durch einen Grad hervorzustechen.»⁸⁹ Ihre «Bewaffnung»

84 Hermann Burger: WK-Bericht 1971 und Qualifikationen der Of des Stabes. Nachlass Hermann Burger SLA. Signatur A-1-a-107-f-1, S. 1.

85 Ebd., S. 2.

86 Bei Kafka wird in ähnlicher Weise versucht, die Anwesenheit des Beamten Klamm durchs Schlüsselloch zu erspähen, vgl. Franz Kafka: Das Schloß [1926]. Schriften – Tagebücher – Briefe. Kritische Ausgabe. Hg. von Malcolm Pasley. Frankfurt a. M. 1982, S. 171 f.

87 Der erste WK als Büroordnanzgefreiter 1970 stellt wohl den *terminus post quem* dar; dass die Skizze lange nach dem nächsten vergleichbaren WK 1972 erfolgte, ist zu bezweifeln, da Burger danach in Morschach wie gesehen eine andere Funktion innehatte. Nach 1976 wiederum hatte er nur sehr kurze, alibihaft Einsätze als Büroordnanz zu absolvieren, bis er sich mehrfach krankmeldete und 1983 als untauglich demissioniert wurde. Dies wird aus dem bereits erwähnten Militärdienstbüchlein sowie dem Briefverkehr mit dem Schweizer Militär ersichtlich, vgl. Nachlass Burger SLA. Signaturen B-1-SCWZA und B-2-SCWZA.

88 Hermann Burger: Ein Bewerbungsschreiben. Nachlass Hermann Burger SLA. Signatur A-1-a-107-f-3, S. 1.

89 Ebd.

besteht aus «Nadel und Zwirn» sowie «natürlich auch Schere und Fingerhut» zum Annähen oder Abtrennen von Gradzeichen.⁹⁰ Die «Beford»⁹¹ (so ihre Abkürzung) wandle die meiste Zeit nur zu repräsentativen Zwecken durch die Gruppengattungen, als lebende Allegorie. Sie müsse darum gar nicht um die einzelnen Qualifikationen derer wissen, die sie zu befördern angewiesen wird. «Man erlaube den philosophischen Zwischenruf: Kann die Verkörperung eines Wesens sich mit Namen abgeben, die von diesem Wesen betroffen werden? Die Rechte weiss in diesem feierlichen Augenblick nicht, was die Linke getan hat.»⁹² Diese «Unwissenheit» beziehungsweise dieses «höhere[] Wissen», das die kantianische Leere des Gesetzes *ad absurdum* führt, «erlaubt ihr anstelle von blosser Pflichterfüllung Pflicht zu sein.»⁹³ Gehorsam, Pflicht und Dekoramen dienen nur noch sich selbst, die Armee erscheint als ein Fetisch erwachsener Männer, die sich am Glänzen ihrer Abzeichen und an der vermeintlichen Perfektion ihrer Organisation erfreuen. Dieselbe Idee taucht auch auf im Text *Interview mit einem Gefreiten*, «einem militanten Vorkämpfer für die Einführung einer sogenannten Beförderungsordonnanz».⁹⁴ Der Interviewte mit Namen Kern fungiert vorerst aber noch als «Stabschriftsteller» und gemahnt dadurch an Burgers Funktion als Tagungsleiter.⁹⁵ Den Namen Kern wird später in der *Künstlichen Mutter* eine Figur tragen, die an Karl Schmid erinnert,⁹⁶ dieser war seinerseits im Aktivdienst eine Art «Stabsintellektueller».⁹⁷ Der Kreis schließt sich: In leiser Selbstironie zeichnet Burger seine eigene Imitation Karl Schmidts nach.

Der fiktionale Gefreite Kern nun geht mehr noch als alle anderen Figuren Burgers in der Absurdität des Militärapparats auf:

Das schöne [sic] an meinem Dienst ist ja gerade die Verfilzung relativer Befehlsgewalten. Wenn sich zum Beispiel ein ausrangierter Oberstleutnant der zweiten Kompanie darüber beschweren will, dass ich ihm im Dienstraum der Dienstchefs keinen Stuhl angeboten habe, weil das Anbieten eines Stuhles zu einem Kommafehler in der Abschrift des Verschiebungsbefehls führen könnte, und ein Kommafehler in der Abschrift des Verschiebungsbefehls, wenn es der Zufall wollte, zur Folge haben könnte, dass just jener ausrangierte Oberstleutnant als Befehlsverweigerer dastehen würde, muss er die Beschwerde paradoxerweise über den Kadi der Stabskompanie, die als solche mit dem Fall überhaupt nichts zu tun hat, an den Major richten, und der Major überlässt dann die Entscheidung, ob die Heerespolizei gerufen werden solle oder nicht, dem Adjutanten, der Adjutant dem Wachtmeister, der die Funktion des Kanzlei-Stellvertreters innehat, der Wachtmeister schlussendlich mir.⁹⁸

90 Ebd., S. 2.

91 Ebd., S. 4.

92 Ebd.

93 Ebd.

94 Hermann Burger: *Interview mit einem Gefreiten*. Nachlass Burger SLA. Signatur A-I-a-107-f-5, S. 1.

95 Ebd.

96 Vgl. Burger, *Die Künstliche Mutter* (wie Anm. 38), S. 11: «Professor Walter Kern, der gute Gott der ETU genannt».

97 Vgl. Thomas Sprecher: *Karl Schmid (1907–1974). Ein Schweizer Citoyen*. Zürich 2013, S. 106–123.

98 Burger, *Interview mit einem Gefreiten* (wie Anm. 94), S. 1 f.

»Befehlsverweigerung« taucht hier nur noch als unpolitisches, größtmögliches bürokratisches Missverständnis auf. Der Stabsschriftsteller wiederum fungiert als ein Richter Adam, der über seinen eigenen Fall zu urteilen hat – nicht weil er sich wie Kleists Adam buchstäblich aus der Affäre zu schleichen versucht, sondern weil das Befehls- und Zuständigkeitsystem der Armee derart von Lücken und Zirkularitäten durchsetzt ist, dass es sich seine Probleme und die passenden Lösungen beständig selbst schafft. Das Militär erscheint als ein autopoietisches System, Kunstsystemen nicht unähnlich,⁹⁹ und wirkt auf den Stabsschriftsteller darum gleichsam als Gesamtkunstwerk der «Verfilzung» «schön[]».

Die Nähe zu Kafka und Kleist, in die Burger die Armee rückt, unterstreicht diese neue Bedeutungsebene des «vorbildlich» Grotesken; das Militär wird hier im Gegensatz zu *Nachtwache im Panzer* nicht als konkrete Institution, sondern als institutionelles Modell existenzieller Absurdität beschrieben. Ein Gedanke, den Burger abschließend in einem wiederum bislang völlig unbekanntem Text, dem Entwurf zu einem so nie weiterverfolgten Romanprojekt expliziert:¹⁰⁰

Der Schweizerische Militärroman [I] wäre von mir aus gesehen die Schilderung der totalen Absurdität auf Grund des durchorganisierten Lebensmodells. Ein Spiel, das mit tödlichem Ernst betrieben wird, wie man ja auch, da man nur ein Leben zu leben hat, dieses mit tödlichem Ernst verspielt. Der supponierte Feind, der nie kommt, wird eben dadurch verharmlost. Man bildet sich aus für den Ernstfall, ohne ihn zu kennen.¹⁰¹

Der «supponierte Feind» der Armee, die kommunistische Bedrohung, tritt erneut nicht als politisches Problem auf, aber auch nicht länger als moralisches, sondern als metonymisches, das auf die *eigentliche* Bedrohung des Lebens hinweist. In der Analogie zwischen Lebens- und Militärorganisation ist der «Ernstfall» nicht der Kriegsfall, sondern der Todesfall, auf den sich vorzubereiten beziehungsweise zu bilden in der Armee wie im Leben nur absurd sein kann. Man kennt seinen eigenen Tod nicht und wenn er sich abzeichnet, könnte sich herausstellen, «dass die Ausbildung nicht nur unnützlich, sondern sogar schädlich wäre».¹⁰²

In dieser existenziellen Problematik ist die realpolitische Ambivalenz (im von Burger so gerne anzitierten dreifachen Hegel'schen Wortsinn)¹⁰³ poetisch aufgehoben, nämlich

99 Vgl. Niklas Luhmann: Die Ausdifferenzierung des Kunstsystems. Salenstein 1994, S. 13. Zur Frage der Autopoiesis bei Burger vgl. auch Elias Zimmermann: Die allmähliche Verfertigung der Beobachtung zweiter Ordnung. Über Grundprinzipien intellektueller Produktion: Kleist, Luhmann und die Romantik. In: Expositionen 3 (2011), S. 17–20.

100 Dem Werkkomplex des so nicht weiterverfolgten *Schweizerischen Militärromans* gehören neben den drei oben erwähnten noch zwei weitere Texte des Burger-Nachlasses im SLA an, die hier aus Platzgründen nicht weiter analysiert wurden: *Inspektion* (Signatur A-1-a-107-f-4) und *Rede zur Eröffnung der ersten Tagung der Schweizerischen Büroordnungsengesellschaft* (Signatur A-1-a-107-f-6).

101 Hermann Burger: Der Schweizerische Militärroman. Nachlass Burger SLA. Signatur A-1-a-107-f-2, S. 1.

102 Ebd.

103 Vgl. zum Beispiel Burger, Lokalbericht (wie Anm. 24), S. 58. Dort bleibt der Protagonist jedoch «nur im doppelten hegelianischen Sinn des Wortes» «hart».

zugleich enthalten, getilgt und auf eine andere Ebene befördert. Die Frage, ob das militärische Töten mit einer bestimmten Lebenshaltung vereinbar ist, lässt die Omnipräsenz des Todes selbst erkennen und fordert nun eine neue Lebenshaltung, für die das Gesinnungspolitische unerheblich bleibt.

Damit ist Burger bei einem grundlegenden Gedanken seiner beiden Romane *Schilten* und *Die Künstliche Mutter* angelangt, wo individuelle, aber politisch potenziell relevante Schicksale einen existentiellen Modellcharakter erhalten. Ob Burger diese Form der «Aufhebung» und «Lösung» des Politischen, die bereits im *Lokalbericht* auftaucht,¹⁰⁴ am Beispiel des Militärs weiterentwickelt, oder sich seine Überlegungen zum modellhaften *Schweizerischen Militärroman* parallel zur Konzeption von *Schilten* entfalten, kann aufgrund der fehlenden Datierung seiner unveröffentlichten Militärtexte nicht festgestellt werden. Offensichtlich ist Burgers Entscheid, das Thema Militär in *Schilten* nicht weiterzuverfolgen.¹⁰⁵ Existentiell absurd ist dort nicht das militärische System und seine Vorbereitung auf den «Ernstfall», sondern das Schulsystem und die humanistische Bildung, die mit dem Tod nicht fertig wird.¹⁰⁶ Was Burger jedoch über das Militär schreibt, lässt sich mit wenigen Änderungen auf seinen Protagonisten Schildknecht übertragen: «Doch hinzukommt, dass jedes uniformierte Individuum komisch, lächerlich und letztlich absurd wirkt, da es kraft seiner individuellen Prägung dauernd aus dem Rahmen des Systems fällt.»¹⁰⁷ Der Lehrer Schildknecht sieht sich angesichts seiner Wohn- und Lehrsituation – er wohnt in einem Schulhaus, das sich inmitten eines Friedhofs befindet – vom Tod bedroht. Diese beständige (individuelle) Konfrontation mit dem Tod lässt ihn notgedrungen am Schulsystem zweifeln, bis er für dieses nicht länger tragbar ist. Wie die phantastische Idee der «Beförderungsdonnanz» eine absurde, aber gerade dadurch treffende Verkörperung des Militärs darstellt, so entwirft Schildknecht seine groteske und deshalb authentischere Form der Bildung: den Todesunterricht.

Erst in *Die Künstliche Mutter* nimmt das Militär wieder die zentrale Rolle ein, die ihr in *Schilten* nicht zukommen sollte (Burgers Aufstieg zum Kader-Bildner 1974 hat sich womöglich nicht mit der Entwicklung eines «Schweizerische[n] Militärroman[s]» vertragen, auch wenn seine Tätigkeit als «Stabsschriftsteller» hierzu Anregungen gab). In der *Künstlichen Mutter* also, die notabene 1982 erscheint, als sich Burger innerlich bereits

104 Insbesondere gegen Ende des Romans wird am Beispiel des Illusionstheaters die Modellhaftigkeit des individuellen Erlebens erarbeitet, vgl. ebd., S. 216–223.

105 Das Militär taucht hier seinerseits als Metapher für bestimmte Praktiken des Schul- beziehungsweise Todesunterrichts auf («Überraschungsangriff» auf den Friedhof mit einem «Spezialdetachment» und «einem ausgedienten Armee-Nebelgenerator»), rückt aber nie selbst ins Zentrum der Narration. Hermann Burger: *Schilten. Schulbericht zuhanden der Inspektorenkonferenz*. Roman. Werke in acht Bänden. Bd. 4. Hg. von Simon Zumsteg. München 2014, S. 158.

106 Vgl. Patrick Bühler: Die «Todesdidaktik» in Hermann Burgers «Schilten». In: Monatshefte 98/4 (2006), S. 539–551.

107 Burger, *Der Schweizerische Militärroman* (wie Anm. 101), S. 1.

vom Militärdienst verabschiedet hat,¹⁰⁸ tritt die Armee als jener absurde Verein auf, den er in seinen Schriften der 70er-Jahre vorgezeichnet hatte.

Folgt Burgers zweiter veröffentlichter Roman dem Strukturschema von Dantes *Divina Commedia*, so stellt die Armee darin die Hölle dar: Vom dunklen Wald der Eidgenössischen Technischen Universität, von deren Intrigen sich der Privatdozent Wolfram Schöllkopf verfolgt sieht, gelangt er ins Zentrum der militärischen Höllenkreise, ins Reduit im Gotthard, um von dort durch das Fegefeuer eines phantastischen Heilstollen-Sanatoriums in seinen privaten Himmel im Tessin aufzusteigen. Ohne näher auf die hier wirkmächtige wissenssoziologische Abfolge von (universitärem) Bildungs-, (militärischem) Herrschafts- und (quasi-religiösem psychiatrischem) Erlösungswissen einzugehen,¹⁰⁹ lässt sich feststellen, dass dem Militär eine zwiespältig-vermittelnde Funktion zukommt. Es gibt dem Protagonisten Halt und Perspektive und verzögert zugleich seine «Erlösung». Die Armee stellt Schöllkopf einerseits die Heilung seines Gebrechens in Aussicht, weil sie den einzigen Zugang zum Sanatorium im Gotthard bereithält (so wie der einzige Zugang zum Himmel für Dante durch die Hölle führt), und seine Selbstermächtigung durch einen Adjutanten unterstützt.¹¹⁰ Andererseits verzögert das Militär die Heilung und sträubt sich offiziell gegen das Betreten des Reduits.¹¹¹ Erst indem Schöllkopf sich in einer Köpenickiade¹¹² als Offizier verkleidet, also wie einst der «Stabsschriftsteller» ganz im militärischen Dekor aufgeht, wird ein Sieg greifbar. Und erst jetzt kann Schöllkopf seine ganze Verachtung für die inhumane Haltung des Militärs zum Ausdruck bringen: «Das Verrückte am Réduit-Konzept war ja, dass General Guisan im [...] herbeigesehnten Ernstfall das Flachland kampfflos preisgegeben und die Armee in den Gotthardkasematten in Sicherheit gebracht, also letztlich des Schweizers liebstes und teuersten Spielzeug gerettet hätte.»¹¹³ Nun aber dient es *seiner*, Schöllkopfs, Rettung.

Das Militärische erweist sich dort als nützlich, wo sein absurder Selbstzweck einer Zweckentfremdung weicht, sei es als Anschauungsmodell einer existentiell-bedrohlichen Lebensorganisation oder als Steigbügelhalter, diese Lebensform zu überwinden. Letzteres zeigt sich nirgends offener als an jenem Ort, wo die «Aushöhlung» der bereits inhaltlich leeren Armee symbolisch und praktisch vor Augen tritt: im Höhlensystem des Reduits.

108 Seit Februar 1980 tat er keinen Dienst mehr, 1983 wurde er als untauglich demissioniert. Militärdienstbüchlein, S. 9. Nachlass Burger SLA. Signatur C-7-a-05.

109 Vgl. Max Scheler: Probleme einer Soziologie des Wissens [1924]. In: ders.: Gesammelte Werke. Bd. 8: Die Wissensformen und die Gesellschaft. Bern 1980, S. 15–190. Insbesondere S. 60–69.

110 Die genaue Zugehörigkeit dieses perversen Cicerones, des «Sanitätsgefreiten Abgottspönn», der in sich alle militärischen Tugenden (Loyalität, genaues Wissen, Pflichtbewusstsein) und Untugenden (Chauvinismus, Notgeilheit, lächerliche Unterwürfigkeit) vereint, bleibt ungeklärt. Burger, Die Künstliche Mutter (wie Anm. 38), S. 49.

111 Vgl. ebd., S. 99–101.

112 Eine ähnliche Anspielung auf den *Hauptmann von Köpenick* macht außerdem eine späte Kurzgeschichte. Hermann Burger: Dichterin vertreibt Panzerkompanie [1987]. In: ders.: Werke in acht Bänden. Bd. 3: Erzählungen II. Hg. von Simon Zumsteg. Zürich 2014, S. 183–185.

113 Burger, Die Künstliche Mutter (wie Anm. 38), S. 133.

5. Die Nachtwachen des Hermann Burger

Am 16. 2. 1989, zwei Wochen vor Hermann Burgers Tod, erhält dieser einen Brief von Major Ruedi Baumann. Der ehemalige Kamerad und Offizier ist noch im Dienst und bittet Burger, *Nachtwache im Panzer* in einer Jubiläumsbroschüre ihres Panzerbataillons abdrucken zu dürfen: «Ich würde mich persönlich sehr freuen, wenn Du zu diesem damaligen Ulk heute noch stehst und nichts gegen einen Wiederabdruck hättest.»¹¹⁴ Baumann hatte bereits anfangs der 70er-Jahre in einem WK mit Burger über den Text diskutiert.¹¹⁵ Womöglich war sogar er es, der in *Keine Kadettenübungen bitte!* als jener Offizier auftaucht, dem die Erzählung «die Absurdität des ganzen Systems bewusst» gemacht haben soll. Falls dem so ist, war sein Gesinnungswandel nur bedingt nachhaltig oder zumindest ähnlich ambivalent wie im Falle Burgers: Baumann ist danach einerseits die militärische Karriereleiter hochgestiegen, hat sich aber andererseits als Sozialdemokrat in «unzähligen Ämtern» und «gewerkschaftsnahen Organisationen» engagiert.¹¹⁶ Er hat eine kritische Haltung gegenüber der Armee vertreten, ohne dabei aufzuhören, ihr selbst beziehungsweise «der Sache zu dienen».¹¹⁷ Gut möglich also, dass Baumann schon als junger Leutnant 1971 *Nachtwache* als anregenden, aber unproblematischen «Ulk» verstanden hatte; denn die Erzählung ruft zu einem kritischen «Ausharren» auf – im Militärdienst. Nicht Verweigerung, wie in Hohlers Chanson *Dienschtverweigerer*, sondern «Aussitzen» lautet die Losung.

Dass Baumann als offizieller Vertreter der Armee neun Monate vor der Abstimmung über die Armeeabschaffungsinitiative einen offiziellen Wiederabdruck des Textes erwägt,¹¹⁸ ist trotz oder gerade aufgrund seines persönlichen «Spagat[s]»,¹¹⁹ der paradigmatisch für eine ganze Generation von Intellektuellen ist, bezeichnend. Dass dieser Spagat für die folgende Generation hinfällig wird, ist der Armee zu diesem Zeitpunkt noch nicht klar, wird mit der Abstimmung am 26. 11. 1989 aber überdeutlich. Der zuvor zwanzig Jahre lang erbittert geführte Kampf um die gesellschaftliche Rolle der Armee entwickelt sich ab jetzt zum Rückzugsgefecht; die Relevanz des Militärs für das bürgerliche Selbstverständnis nimmt sukzessive ab.

114 Brief von Ruedi Baumann an Hermann Burger vom 16. 2. 1989, Lenzburg, Nachlass Burger SLA. Signatur B-2-SCWZA.

115 Vgl. ebd. Das Treffen, nicht jedoch die Auseinandersetzung über beziehungsweise mit *Nachtwache im Panzer* bestätigt Baumann in einem autobiografischen Buch über seine Zeit im Armeedienst. Vgl. Ruedi Baumann: *Panzerblut in meinen Adern. Mein Militärleben 1970–2000*. Zug 2018, S. 29–32, hier insbesondere S. 31 f. Auch persönlich darauf angesprochen kann sich Ruedi Baumann nicht an die genauen Diskussionsthemen erinnern. Ich danke Herrn Baumann herzlich für seine Auskünfte in einer persönlichen E-Mail vom 14. 3. 2019.

116 Baumann, *Panzerblut* (wie Anm. 115), S. 14.

117 Ebd.

118 Der Text wird nicht abgedruckt, da Burger den Brief wohl – wie die meiste Korrespondenz der letzten Lebensmonate – nicht mehr beantwortet hat.

119 Baumann, *Panzerblut* (wie Anm. 115), S. 14.

Hermann Burger, der diese Entwicklung nicht mehr miterlebt, hat in den vorangehenden Auseinandersetzungen selten konsequent Stellung bezogen. Stattdessen kann man nachverfolgen, wie er ausgehend von einer antikommunistisch-christlichen Position langsam eine kritischere, deshalb aber noch lange nicht linke, Haltung entwickelt hat. Diese Bewegung resultierte weniger aus heftigen inneren Auseinandersetzungen; sie stellt keinen bewussten Seitenwechsel dar, deshalb ist der Vorwurf des Opportunismus oder der Vergangenheitsklitterung an *Keine Kadettenübung bitte!* verfehlt. Vielmehr hat sich der bürgerlich-intellektuelle Diskurs zusammen mit Hermann Burger verschoben: Wenn sich ein bürgerlicher Autor Ende der 60er-Jahre nur mit Vorbehalten einen Pazifisten nennen kann, so schmückt ihn diese Bezeichnung anfangs der 80er-Jahre – freilich unter der Voraussetzung, sich von «hüben und drüben» abzugrenzen.

Navigiert Burger also auf dem Mainstream des Diskurses, so darf nicht übersehen werden, dass er gleichzeitig immer tiefer in die Untiefen der Armee als literarischem Anschauungsobjekt taucht. Analog zu seiner eigenen Militärlaufbahn, die ihn mit den institutionellen und ideologischen Fragen der Führungszirkel vertraut macht, stellen narrenhafte Figuren in seinen unveröffentlichten Armee-Texten die Frage nach institutionellen Leerläufen und ideologischen Fetischen. Damit erlangt die sinnbildliche Nachtwache im Panzer neben der politischen auch eine poetologische Bedeutungsdimension: Burgers literarische Versuche werden zu phantastischen Nachtwachen im Sinne der romantischen *Nachtwachen von Bonaventura*,¹²⁰ wo die seriöse Funktion des polizeilichen Nachtwächters von seinen humoristisch-philosophischen Eskapaden *ad absurdum* geführt wird. Der Nachtwächter Bonaventura bewacht nicht die Bevölkerung, sondern entlarvt ihre Träume – freilich ohne sich politisch eindeutig einer Partei zuzuschlagen. Auch in diesem Sinne sind Burgers Auseinandersetzungen mit der Armee als Nachtwachen zu verstehen. Seine Weigerung, den ideologisch zusehends demontierten Panzer namens Militär ganz zu verlassen, geht mit der Möglichkeit einher, ihn wie ein monströses Narrenkostüm für eine existentielle Suchfahrt zu entwenden, bis er ihn in der *Künstlichen Mutter* endgültig in die Felswände des Gotthards rammt.

120 August Klingemann: *Nachtwachen von Bonaventura*. *Freimüthigkeiten*. Hg. von Jost Schillemeit. Göttingen 2012.

Beiträgerinnen und Beiträger

Daniel Annen

Dr., Gymnasiallehrer i. R., Präsident des Innerschweizer Schriftstellerinnen- und Schriftstellervereins (ISSV). Email: danieljbannen@bluewin.ch

David-Christopher Assmann

PD Dr., Privatdozent für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Frankfurt.

www.uni-frankfurt.de/48065815/assmann. Email: dc.assmann@em.uni-frankfurt.de

Caspar Battégay

PD Dr., Dozent an der Fachhochschule Nordwestschweiz, Privatdozent für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft sowie Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Basel.

www.fhnw.ch/de/personen/caspar-battegay

<https://germanistik.philhist.unibas.ch/de/personen/caspar-battegay>

Email: caspar.battegay@unibas.ch

Jael Bollag

M.A., wissenschaftliche Mitarbeiterin und Doktorandin im SNF-Projekt «Aura und Effizienz» im Fachbereich Neuere Deutsche Literaturwissenschaft der Universität Basel.

<https://germanistik.philhist.unibas.ch/de/aura-und-effizienz>

Email: jael.bollag@unibas.ch

Louanne Burkhardt

M.A., Projektmitarbeiterin am Schweizerischen Literaturarchiv in Bern, Verantwortliche Archiv und Bibliothek, Zoo Basel.

Email: louanne.burkhardt@gmail.com

Christoph Gellner

Dr. theol., Leiter Theologisch-pastorales Bildungsinstitut TBI in Zürich, Lehraufträge an den Universitäten Fribourg, Luzern und Zürich.

www.christoph-gellner.ch

www.tbi-zh.ch/christoph-gellner. Email: christoph.gellner@greenmail.ch

Margit Gigerl

lic. phil., Archivarin am Schweizerischen Literaturarchiv in Bern.

www.nb.admin.ch/snl/de/home/ueber-uns/sla/benutzungsla/mitarbeitende.html

Email: Margit.Gigerl@nb.admin.ch

Tom Kindt

Prof. Dr., Professor für Germanistische und Allgemeine Literaturwissenschaft an der Universität Freiburg (CH).

www3.unifr.ch/directory/de/people/11581/fb5ba.

Email: tom.kindt@unifr.ch

Birthe Kristina Lehmann-Büttner

M.A., M. Ed., Konrektorin und Gymnasiallehrerin am Gymnasium Lerbermatt in Köniz (BE).

Email: birthe.lehmann@lerbermatt.ch

Stefanie Leuenberger

PD Dr., Dozentin für Literatur- und Kulturwissenschaft an der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) in Zürich.

<https://magpw.gess.ethz.ch/lehre/dozenten/prof--dr--andreas-kilcher.html>

Email: stefanie.leuenberger@gess.ethz.ch

Andreas Mauz

Dr. theol., lic. phil., Literaturwissenschaftler und evangelischer Theologe.

www.hermes.uzh.ch/de/personen/mauz.html.

Email: andreas.mauz@theol.uzh.ch

Dominik Müller

Dr. ès lettres, Maître d'enseignement et de recherche für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Genf i. R.

www.unige.ch/lettres/alman/fr/enseignants/anciens/mueller

Email: dom.muller@bluewin.ch

Hans-Harald Müller

Prof. em. Dr. für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Hamburg.

www.hans-harald-mueller.de

www.slm.uni-hamburg.de/germanistik/personen/ehemalige/mueller.html

Email: harrym@uni-hamburg.de

Ralph Müller

Prof. Dr., Professor für germanistische Literaturwissenschaft und ihre Didaktik an der Universität Freiburg (CH).

www3.unifr.ch/directory/de/people/8887/bee4a. Email: ralph.mueller@unifr.ch

Klaus Pezold

Prof. em. Dr., Professur für Literatur der BRD an der Universität Leipzig.

https://research.uni-leipzig.de/agintern/CPL/PDF/Pezold_Klaus.pdf

Email: klaus_pezold@web.de

Daniel Rothenbühler

Dr., Germanist, Romanist, Gymnasiallehrer und Dozent am

Schweizerischen Literaturinstitut i. R.

<http://enbas.net/index.php?id=daniel-rothenbuehler>. Email: drothenbuehler@bluewin.ch

Hubert Thüring

Prof. Dr., Universitätsdozent für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Basel.

<https://germanistik.philhist.unibas.ch/de/personen/hubert-thuring>

Email: hubert.thuring@unibas.ch

Ulrich Weber

Dr., Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Schweizerischen Literaturarchiv in Bern.

www.nb.admin.ch/snl/de/home/ueber-uns/sla/benutzungsla/mitarbeitende.html

Email: Ulrich.Weber@nb.admin.ch

Rosmarie Zeller

Prof. em. Dr., Professorin für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft.

<https://germanistik.philhist.unibas.ch/de/personen/rosmarie-zeller>

Email: rosmarie.zeller@unibas.ch

Patricia Zihlmann

Dr., Stv. Leiterin der Forschungsstelle Jeremias Gotthelf an der Universität Bern.

www.gotthelf.unibe.ch/ueber_uns/personen/zihlmann_patricia/dr_zihlmann_patricia/index_ger.html. Email: patricia.zihlmann@unibe.ch

Elias Zimmermann

Dr., maître assistant de la section d'allemand an der Universität Lausanne.

www.unil.ch/all/home/menuinst/mitarbeitende-1/neuere-deutsche-literatur-1/zimmermann-elias.html. Email: elias.zimmermann@unil.ch